Auserlesene
Bibliothek
der neuesten
deutschen Litteratur.

MB
H

Hase

Dritter Band.

Lemgo
in der Meyerschen Buchhandlung. 1773.

Vorrede.

Die günstigen Urtheile, welche in mehrern Journalen und gelehrten Blättern über diese litterarische Bemühungen sind gefället worden, haben die Verfasser aufgemuntert, einen desto lebhaftern Eifer auf ihre Bemü-

 hun-

hungen zu wenden, die Anzeigen der Bücher von den einzelnen Theilen der Gelehrsamkeit so volständig zu machen, als nur immer möglich, und hierbei mit einem edlen Bewustseyn rechtschaffener Absichten partheiische und hämische Urtheile zu verachten. Wie wolte man auch wohl erwarten können, einen algemeinen Beifal zu erhalten, da es ohnmöglich ist, daß die Urtheile dieses oder jenes Recensenten mit dem Urtheil aller und jeder übereinstimmen. Es würde ihm auch in der That nicht viele Ehre machen. Es ist nicht eines jeden Sache, über Werke des Geistes gegründete

dete Urtheile zu fällen; und es gehöret wahrhaftig mehr dazu, als eine obenhin erlangte Kentnis und eine flüchtige Lektüre. Am wenigsten können freilich die Verfasser denenjenigen Scribenten gefallen, deren Fehler sie dem Publikum anzuzeigen nach Pflicht berechtiget waren. Und da ist es denn freilich sehr natürlich, daß sie entweder selbst in ihren litterarischen Schriften diese Bibliothek verachten, oder aber Freunde und Bundesgenossen auffordern, ihre Vertheidigung zu übernehmen; das heist nach der Sprache eines beleidigten Autors, den Lemgoer Recensenten Grob-

heiten sagen. Einen ähnlichen Auftrit hat Herr P. Schmidt in seinem **Musen Almanach** ganz neuerlich gemacht. Beleidiget über die Wahrheiten, welche ihm der Recenseint seines **Parterre** gesagt; fand er für gut, die ganze **Lemgoer** Bibliothek, mit Worten die man von ihm schon gewohnt ist, zu verachten. Er kan übrigens glauben, daß, sobald eine mit Fleis, Genauigkeit und Nachdenken abgefaßte Schrift von ihm herauskommen solte, eben der Recensent oder vielleicht ein anderer, ihm alle Gerechtigkeit werde wiederfahren lassen: allein mit eben der Aufrich-

richtigkeit werden ihm, wenn er fort-
fährt, so flüchtig wie bisher zu schreiben,
seine Fehler, ohne sich weiter um seine
Schmähungen zu bekümmern, gesagt
werden. Man hat dieser Bibliothek
den Lobspruch unter andern beigelegt,
daß man an selbiger weder Spuren
eines personellen Hasses, noch auch ge-
wisser Familien- und Freundschaftsver-
bindungen entdecke: ein Lobspruch, auf
welchen die Verfasser bei diesem Theile
gewis auch Ansprüche machen können.
Nur der **Rostocker Recensent**; des-
sen oft sehr einfältige Machtsprüche bald
ganz aufhören werden, fand eine so

große Achtung für einen Gelehrten, der freilich seinen Beifal nie erlangen kan; da ihm ohnmöglich ist, anstat mit gemeinnüzlichen Wahrheiten, sich mit Kleinigkeiten, z. B. **mit der wahren Gestalt der Arche Noa**, zu beschäftigen. Andere Vorwürfe, wohin wir auch die von des heil. Röm. Reichs Renomisten in Frankfurt (vox clamantis in deserto) mit einem ganz lächerlichen Litteraturdespotismus, ohne die geringste Spur von Gründen, und noch weniger von Critik, bei Gelegenheit des zweiten Bandes wiederholte Verdammung des ganzen Instituts rechnen,

und denselben der Justitz seines Orts, die er wol gewohnt ist, überlassen, sind bereits in der Vorrede des zweiten Theiles mithin einmal für allemal beantwortet worden. Es läst sich überhaupt vortreflich über eine solche litterarische Anstalt philosophiren, wenn man keinen Antheil an selbiger nimt, noch besser, wenn man nie die Verfassung eines solchen Instituts übersehen hat. Der eine Recensent ist zu weitläuftig; der andere beschäftiget sich mit lauter kleinen Schriften: dem dritten fehlet die gute Schreibart; bald sol er mit vieler Bitterkeit tadeln;

bald übertrieben loben: dies sind so die gewöhnlichen Vorwürfe, die man den Journalen, so lange sie geschrieben worden, gemacht hat, und die man immer wiederholen wird. Man sey doch aber hiebei so billig, sich eine Anstalt vorzustellen, die so verschiedene Mitarbeiter haben mus, welche zerstreuet in den Provinzien leben, mit welchen Veränderungen, Todesfälle erfolgen, auf deren Beiträge man sich verlassen konte: welche Hofnung aber oft ein unvermeidliches Schicksal auf einmal frucht-

los

los macht. Wie ist es möglich, binnen einer Zeit von sechs Monaten ihren Verlust wieder herzustellen, und das Fach, in welchem sie gearbeitet, gleich wieder volständig zu machen. Können nicht oft selbst unter den mehrern Mitarbeitern Collisionen entspringen? Und überhaupt erregt der beständig fortdaurende Briefwechsel, bei welchem oft unvermeidliche Hindernisse vorkommen, nicht selten große Schwierigkeiten. So hat man z. B. gewünscht, daß doch die Recensionen von einer Wissenschaft beisammen

men bleiben könten, und nicht von einander getrent würden: ein ganz vergeblicher Wunsch! so lange es nicht wohl möglich ist, daß alle Mitarbeiter an einem Tage ihre Arbeiten einsenden. Das beigefügte Register über die Wissenschaften erleichtert diese Unbequemlichkeit; man darf hier nachschlagen, so kan man seine Wissenschaft übersehen.

Die Jahrbücher abzufassen, oder wie sie jener witzige Recensent nannte, die **Todesfälle**, erfordert freilich so wenig Genie, als man-

ches Buch, das in Göttingen zusammengetragen wird, sondern nur Fleis und Mühe: inzwischen ist einer solchen Bemühung der Nutzen nicht abzusprechen. Der Verfasser derselben wiederholet an alle Mitarbeiter, und auch andere Gelehrte seine Bitte, alle ihnen bekant gewordne Veränderungen dem Herrn Verleger auf seine Kosten zu übersenden. Es ist sonst schlechterdings ohnmöglich, diesem Theile des Instituts eine Art von Volständigkeit zu ertheilen. Die Verfasser hoffen übrigens, daß dieser

dritte

dritte Theil sowol in Ansehung der Volständigkeit der Recensionen in einigen Theilen der Gelehrsamkeit, z. B. in der **Theologie**, in der **Geschichtskunde**, als auch in Betrachtung der Urtheile und des Tons, mit dem sie gefället werden, den Beifal unpartheiischer Gelehrten, so wie die vorhergehenden, erhalten sol. Wir kennen die Fächer sehr gut, welche noch Lücken haben, man wird aber auch diesen abhelfen, und sie volständig

zu

zu machen suchen. Wir nutzen alle über unsere Bemühungen gemachte Critiken, in so fern sie uns sind bekant geworden; zum Beweis, mit welcher Aufmerksamkeit wir einen gegründeten Tadel, zur Verbesserung unsers Instituts anwenden wollen. Vorwürfen zu antworten, und selbige mit Noten zu begleiten: halten wir für diesmal sehr überflüssig, da sie sich von den vorhergehenden nicht sehr unterscheiden, (sonst könte man wol dem Herren

Re-

Recensenten in der Jenaischen Zeitung seinen Tadel sehr leicht beantworten) und überhaupt sol dieses Journal nie ein Tummelplatz der Autoren und Kunstrichter werden.

Den 12ten April 1773.

I. J. C

I.

J. C. Lavater von der Physiognomik. Leipzig, bei Weidmans Erben und Reich, 1772. 8. 5 Bogen.

Ein Werkchen für den denkenden Kopf! Es erschien zuerst im hannöverischen Magazin, mit Noten von Hrn. Zimmerman begleitet, die es als das erste Product eines Jünglings ankündigte, welcher Aufmerksamkeit verdiente. Diese Fiction hat, wie uns Hr. Zimmerman selbst berichtet, der V. sehr übel genommen; vermutlich weil er geglaubt, sie könte als ein Vehikel zur Schonung im Urtheilen angesehen werden, und eine solche Schonung würde zu demüthigend für einen Man, wie Lavater, seyn. Dem Denker ist nichs erwünschter, als ein strenges Urtheil; denn er mus die Warheit mehr als seinen Ruhm

lieben. Hr. Zimmerman betrachtet seine Noten als einen Tribut der billigen Achtung gegen den Verf. Bezeige ich aber wol Achtung für einen Man, wenn ich von ihm als von einem hofnungsvollen Jünglinge rede? Dies ist nicht der einzige Fehler der Unbedachtsamkeit, dessen sich der Herausgeber bei dieser Gelegenheit schuldig gemacht. Er scheint dazu bestimt zu seyn, übertrieben und beleidigend zu loben. Die Bescheidenheit ist ein zartes Gewebe, welches eine leichte und geschickte Hand verlangt. Es zerreist, wenn die Fäden gar zu scharf angezogen werden. Hr. Zimmerman nent Sulzern einen Philosophen ohne Bildsäule, Mantel und Bart, aber einen eben so großen Philosophen, als irgend einer aus dem Alterthum. Eines solchen Lobes mus sich Hr. Sulzer schämen, und wird es auch gewis thun, da ihm ohne Zweifel die Größe und das Verdienst eines Solons, Aristoteles, Plato und Anaxagoras einleuchtender seyn wird, als Hrn. Zimmerman, von dem wir ein solches Urtheil gar nicht erwartet hätten.

Nun zur Abhandlung selbst. Sie ist in einer anständigen Schreibart abgefaßt. Der Verf. bleibt stets seinem Gegenstande getreu, und schweift nicht, wie Abbt zu thun pflegte, (von dem er doch im Vortrage viel ähnliches besitzt) in das Gebiet des Witzes aus. Der Ton der Empfindung spricht zwar mit ein, und man fühlt im Lesen eine gewisse Wärme, welche verräth, daß Imagination die Denkungskraft des V. gehoben hat. Aber er hat sich dennoch gut in den Schranken des Untersuchungsgeistes zu halten gewußt, und ist nirgends in Schwärmerei ausgeartet. Es wäre zu wün-

wünschen, daß die Materie etwas ausführlicher behandelt, und also auch gründlicher erschöpft worden wäre. Wir sehen nur die ersten Lineamente einer neuen Wissenschaft vor uns, welche unser Herz zwar wünscht, wogegen aber unsre Einsicht tausend Zweifel vorzubringen hat. Wer ein neues Gebäude errichten wil, mus es völlig ausbauen, wofern es diesen Namen verdienen sol. Doch vielleicht hat uns H. L. nur den ersten Ris vorlegen wollen, um sich zuvor die Urtheile der Kenner zu Nutze zu machen, ihre Einwürfe, ihre Bedenklichkeiten anzuhören, und alsdenn erst an Errichtung des Gebäudes Hand zu legen.

„Physiognomik, sagt der Verfasser, ist die Wissenschaft, den Character, nicht die zufälligen Schicksale des Menschen im weitläuftigsten Verstande aus seinem Aeußerlichen zu erkennen.“ Was bestimt wol den Character des Menschen? Die Relationen, welche der Verf. zufällige Schicksale nent. Der Physiognomist, dem Socrates ein Wollüstling zu seyn schien, übersah ohne Zweifel die geheimen Züge, welche den tugendhaften Weisen verriethen, Züge, die blos Wirkungen des zufälligen Schicksals waren, daß Socrates aufgehört hatte, ein Wollüstling zu seyn. Denn was ist eine Wissenschaft, die mir nicht zuverlässige Merkmale der actuellen Beschaffenheit einer Sache angiebt? Socrates gestand, daß er in seiner Jugend Neigung zu Wollüsten empfunden, dieselbe aber durch Grundsätze unterdrückt hätte. Was folgt hieraus? Daß in dem Ausdruck der physischen Natur des Menschen zweierlei Merkmale stat finden, solche, die sich auf die angebohrne Beschaffenheit, und sol-

che, die sich auf die erworbene Beschaffenheit beziehen. Und die letztern sind blos ein Werk des Zufals, der Umstände, der Gelegenheiten. Denn niemals werde ich mich überreden können, daß in dem Aeußerlichen des Socrates nicht solten Kenzeichen existirt haben, die den frommen Weisen significirt hätten. Die Definition des Hrn. L. ist daher zu eingeschränkt.

Laßt uns hieraus Folgerungen ziehen. Drückt die physische Natur nicht nur den angebohrnen (oder durch die Bildung der Organen bestimten) sondern auch den durch Umstände erworbenen Character der moralischen Natur des Menschen aus: ist es ferner unläugbar, daß diese beiden Charactere oftmals mit einander contrastiren; so müssen sich auch in dem Falle in dem Aeußerlichen des Menschen contrastirende Merkmale zeigen, die die positive Bestimmung des momentalen Zustandes, (der stehenden Beschaffenheit) des moralischen Characters unmöglich machen. — Der lasterhafte leichtsinnige Jüngling, dessen ganzes Air Erschlaffung der Seelenkräfte, wollüstige Freude spricht, wird krank, denkt seiner Bestimmung nach, ist dem Tode nahe, fühlt die Folgen einer ungebrauchten Jugend, erholt sich, erlangt durch Fleis große Kentnisse, bildet sich Grundsätze, wird ein gründlicher Scribent, ein rechtschafner Man — seine alten Züge bleiben; zwar ist Ernst auf seinen Wangen, zwar reden seine Augen die Ruhe des Weisen, zwar liegen Gedanken auf seiner Stirne. Aber doch ist Widerspruch in seinem Gesicht; doch mus sein Leben der beste Zeuge seines Characters seyn. — Die Charactere also, die sich selbst nach Grundsätzen bilden, und daher eine Modification

fication erlangen, die ihrer natürlichen Modification zuwider ist, lassen sich wegen ihrer widersprechenden Kenzeichen nicht mit Zuverlässigkeit physiognomisiren, wie das Beispiel des Socrates deutlich zeigt.

Wir können daher die Physiognomik nicht mit dem V. zu dem Range einer Wissenschaft erheben, indem wir von der Unmöglichkeit überzeugt sind, sie auf richtige und deutliche Grundsätze reduciren zu können. Wir gestehen zwar, daß sich in der Theorie manches Scheinbare dafür angeben läßt. Die Erfahrung lehrt aber, wie unsicher die Ausübung sey. Die äußerliche Beschaffenheit unsers Körpers hat (wer läugnet dies?) eine Beziehung mit der innern. Aber dies ist noch nicht Grund genug, wie Hr. Lavater glaubt, die Kentnis derselben eine Wissenschaft zu nennen. Denn eine Wissenschaft mus auf deutliche Kentnisse gegründet seyn; ihre Begriffe müssen sich zergliedern und genau bestimmen lassen, und man mus sie auf primitive Grundsätze stützen können. Das findet aber bei der Physiognomik nicht stat. Es ist weit von uns entfernt, sie völlig zu läugnen. Im Gegentheil gestehen wir einen Totaleindruck der physischen Naturen zu, wir räumen ein, daß der physische Character der Dinge uns auf diese Art bekant wird, wir glauben sogar, daß der Ausdruck des Aeußerlichen an einem Menschen dunkle Ideen von seinem moralischen Wehrt oder Unwehrt in uns erregen kan, daß diese Ideen aber blos relativ mit unsern Begriffen von Güte und Schönheit sind, und gar nicht zu positiven Grundsätzen erhöhet werden können. Zulezt sind wir der Meinung, daß die physiognomische

sche Kentnis der Geistes- und Verstandeskräfte eines Menschen ungleich trüglicher ist, als die Kentnis von dem physischen Ausdruck seiner Willensfähigkeiten, denn der Ausdruck der Geisteskräfte ist ungleich ruhiger und also auch weniger merkbar, als der Ausdruck der Willenskräfte. Dies komt daher, weil die Geisteskräfte sich mehr auf den erworbenen als natürlichen Character zu beziehen pflegen, und jener Character hat viel verstecktere und geringere Merkmale, als dieser. Die Erfahrung mus dem Verf. die Richtigkeit dieser Bemerkung lehren. — Er wird sich daher vornemlich an den physischen Ausdruck der Willenskräfte halten müssen; und wir geben zu, daß deren Merkmale viel sichtbarer sind, weil sie von den Gemüthsbewegungen bestimt werden. Aber was hat er alsdenn Neues gesagt? Und mit welchem Rechte läßt sich der physische Ausdruck der Leidenschaften Physiognomik nennen? Wir kennen ihn schon längst unter dem Namen der Pantomime. Physiognomie, nach den eingeführten Begriffen, bezieht sich auf den momentalen Eindruck, den die ganze Gestalt eines Menschen auf uns macht. So bald der Mensch anfängt, Willensfähigkeiten oder Gemüthsbewegungen zu äußern, so wird sein Ausdruck pantomimisch. Und diese Kunst haben wir schon lange gekant, obgleich noch sehr unvolkommen gelassen. Ihrem Studium solte Hr. L. seine feinen Talente widmen.

Das Studium des körperlichen Ausdrucks der leidenschaftlichen Gemüthsbewegungen kanten die Griechen sehr gut, und legten sich mit dem grösten Fleiße darauf. Diese Kunst ist unserm Bedünken nach eine der

der wichtigsten, um zur Kentnis des Menschen zu gelangen, und wir wünschten uns einen Philosophen, der die pantomimischen Einsichten Noverrens besäße, und uns reichhaltige Betrachtungen über die angemessenste jedesmalige Bewegung bei jedem Gefühle lieferte. Wie redend kan nicht eine stille Action werden! — Aber Action mus sie seyn. Hr. L. hat diesen Unterschied gar nicht berührt. Nach dem gewöhnlichen Begriffe ist Physiognomie nur der Ausdruck der ganzen körperlichen Bildung, nicht aber seiner einzelnen verschiednen Bewegungen, die aus den verschiedenen Leidenschaften entspringen. Aus einigen Stellen solten wir beinahe schließen, daß der Verf. letzteres auch zur Physiognomik rechnet. Ein wichtiger Punct, dessen Erläuterung er schuldig geblieben ist.

S. 27. wird ein Knote zerhauen. Was ist zu bedenken? Alle Wesen sind nur, in Relation auf unsre damit verbundne Ideen, Wesen. Also mus die Merkbarkeit der Dinge auch so behandelt werden, wie sie den Fähigkeiten unsrer Sinne angemessen ist. Denn unsre Ideen bekommen wir durch die Sinne.

Wozu nüzt die Hypothese S. 30, daß ein englischer Verstand aus einem Gelenke oder Muskel die ganze äußerliche Bildung des Menschen bestimmen könte, und ihm also ein einziger Muskel hinlänglich wäre, um den ganzen Character des Menschen daraus zu calculiren. Der Verf. ist nicht im Stande, die Warheit dieses Satzes darzuthun, so wenig als wir im Stande sind, sie zu läugnen. Wir wünschen aber in der Philosophie von uns, und nicht von Engeln, unterhalten zu werden.

Die folgende Behauptung ist mit einem Worte ungegründet. Das sollen Morgagni und Mekkel wol bleiben lassen.

Ueberhaupt ist es unnütz, die Anatomie bei der Physiognomik zu Rathe ziehen zu wollen. Das Charakteristische einer Physiognomie besteht in so feinen Zügen, die, wenn sie aus ihrer Verbindung gerissen werden, aufhören, characteristisch zu seyn. Sie lassen sich also nicht zergliedern; denn die Verbindung der Züge macht die Merkmale aus, nach denen wir urtheilen sollen.

Die Classification der Geister S. 55 ist auch manchen Zweifeln unterworfen. Was hat Pope ähnliches mit Lokke oder Newton? Boileau war ein blos witziger Kopf; wie komt der zu drei wahren Genies? O wenn etwas im Anschauen von einander verschieden ist, so mus es Genie und witziger Kopf seyn. Auch Rabner ist mehr witziger Scribent, als satyrisches Genie, wie Swift. Mirabaud und Lykurg — welch ein Pendant!

Die Untersuchung der Köpfe eines Newtons und Montesquieu ist lesenswürdig. Aber auch so anatomisch!

Hierbei müssen wir noch eine Anmerkung machen, die uns Hr. L. billig hätte ersparen sollen. Es ist nicht zu läugnen, daß jede Nation gewisse Gesichtszüge hat, die ihr ausschließungsweise vor andern eigen sind. Bevor wir also den Kopf eines Franzosen zergliedern, müssen wir erst das Nationelle desselben abziehen, ehe wir mit der Untersuchung des Individuellen zu einiger Gewisheit gelangen können. Man be-

trachte

trachte die Juden. Wie national ist ihr Gesicht! was bleibt, dies abgerechnet, übrig? In der That, die Gesichter der mehrsten Juden haben nur wenig physiognomisches an sich. So viel vermag der Nationalausdruck eines Menschen! Wer ist mir nun Bürge dafür, daß ich nicht dem Individuo Newton einen Zug zuschreibe, der blos seinem Vaterlande gehört? Und wenn ich denn sage: dies characterisirt den tiefsinnigen Denker! so stehe ich verwirt da, wenn es sich nicht beim Chineser findet. Unzählige Trugschlüsse mus der Physiognomist machen. Er lerne uns Pantomime. Die Leidenschaften sind allen Menschen gemein, und deren stille Sprache zu verstehen, nützt uns vor allen Dingen.

Die grösten Schwierigkeiten entstehen endlich noch von den verschiednen Begriffen der Menschen in Absicht der moralischen Bestimmungen. Litte es der Raum, wie viel ließe sich wider die Rubriken S. 68. 69. einwenden? Selbst die beiden Hauptklassen Geist und Herz — welche unbestimte Begriffe! Wir haben schon gesagt, der physische Ausdruck des Geistes ist sehr schwach, und bei vielen großen Geistern unmerkbar, wenn sie nicht beschäftigt sind. Der physische Ausdruck des Herzens, das heißt (wir wollen doch nur das Wort erklären) derjenigen Denkungs- und Handlungsart, die nicht aus vorhergegangner reifer Ueberlegung, aus Grundsätzen, sondern aus dem natürlichen und jedesmal herschenden Gefühle entsteht, der Ausdruck dieser Art ist nicht Physiognomie, sondern Pantomime, denn er stelt die körperlichen Veränderungen bei Gemüthsbewegungen vor. Und das

mus sorgfältig von Physiognomie unterschieden werden.

Man weis den Abstand der Moral in monarchischen und freien Staaten. Was in jenen Härte, Unbiegsamkeit, Starköpfigkeit, Eigensin, Ruhmsucht, Freidenkerei, Frechheit, Unverschämtheit u. s. w. heißen würde, nante man in Rom Festigkeit der Seele, Standhaftigkeit, Strenge in der Tugend, Größe des Geistes, edle Ehrbegierde, Nachruhm, Vaterlandsliebe, unabhängige Denkungsart, Freiheit des Geistes, Unerschrockenheit, Verachtung der Vorurtheile, Muth u. s. w. Nun betrachte man den Kopf des Cato. Uns scheinen seine Züge finster, störrisch und affectirt zu seyn. Den Römern sah er nicht so gefährlich aus. Sie waren an Köpfe gewöhnt, die dem seinigen nicht viel nachgaben, und fanden das schön, edel und groß, was uns unleidlich ist. Wer hat nun Recht, der, welcher beim Anblick des Cato erschrickt, oder der, welcher, von dem Starken dieses Gesichts begeistert, die ganze Würde der menschlichen Natur darin entdeckt? Wessen Begriffe von der Moral sind nun die richtigen? Wie? wenn nun jemand glaubt, algemeinste Liebe sey ein chimärisches Unding? Der V. der sie als die erste Tugend angiebt, wird vor einem Manne entzückt stehen, der sie zu besitzen scheint. Der andre würde in diesem Manne mittelmäßige Einsicht, vermischt mit kindischem Wesen, zu erblicken glauben. Dem Britten wird vielleicht ein Kopf seicht dünken, den wir bedächtlich nennen. Was der Verf. Inbrunst benent, heißt manchen andern Schwärmerei. Der Stoiker pries die Leidenschaftlosigkeit an; izt

itzt heißt er unempfindlich. Demuth ist zu unsern Zeiten eine Tugend, in Rom war sie ein Laster. Der Begrif von Stolz ist noch immer sehr schwankend. — Welche Widersprüche! Wie laufen die Eigenschaften so unmerkbar durch einander! O gebt uns zuvor deutliche und bestimte Erklärungen von den Dingen, und dann denkt erst an das: Deme supercilio nubem.

Da wir nicht längere Noten zu machen willens sind, als der Text selbst ist; so haben wir unsre Bedenklichkeiten nur kürzlich vorgetragen, und bitten den Verf. den wir aufrichtig hochschätzen, uns dieselben gelegentlich zu heben. Vornemlich ist es zur Erläuterung seiner Schrift nöthig, sich über den Unterschied der Physiognomik und Pantomime zu erklären, und die verschiednen Aeußerungen des natürlichen und erworbenen Characters deutlich zu bestimmen. Alsdenn ließe sich vielleicht über die andern Puncte ein Vergleich schließen, und wir würden die ersten Schüler in der neuen Wissenschaft seyn.

Bis dahin sey es uns Pflicht, so wie wir schon längst gethan haben, also auch ferner unsern Beobachtungsgeist in Bemerkung der Mannigfaltigkeit des physischen Characters zu schärfen, und unsre Sinneskräfte so viel als möglich auszubilden, um den Totaleindruck der Gestalten immer lebhafter zu empfinden. So weit gehen die Gränzen unsrer Fähigkeiten. Sie zu überschreiten, ist allemal ungerecht, und giebt zu den schädlichsten Irrungen Anlas. Wir können uns auch schwerlich von dem ausnehmenden Nutzen der Physiognomik überzeugen. Unsre wesentlichsten und vor-

vornehmsten Kentnisse erwirbt uns die Erfahrung. Hr. L. gehe an einen großen Hof. Wozu nützt ihm seine Wissenschaft, wenn er nicht mit natürlichen Gesichtern, sondern mit lauter Masken umgeben ist? Alles ist ja dort gelernte Rolle; jeder Zug des Gesichts ist studiert. Wo findet er Natur? Bei Maschinen, bei nachäffenden Geschöpfen, die sich aus Pflicht den Zwang auflegen, anders zu scheinen, als sie sind? — Er mag immer die großen Geselschaften der gesitteten Welt fliehen, und seine Kunst bei den Patagonen, den Grönländern und Irokesen versuchen, diesen an die Natur gränzenden Menschen. Was glaubt er aber dort für Entdeckungen zu machen? Welche Bereicherungen des menschlichen Wissens hoft er dort zu erlangen? Wie leicht, wie schön, wie nutzbar erscheinen uns nicht manche Dinge, wenn wir vor unserm Schreibepulte sitzen, und ein düsterer Lampenschein den kleinen Bezirk unsers Museums erleuchtet! Aber der Tag kehrt zurück; vol von unsern geträumten Ideen blicken wir in das contrastirende Getümmel der Welt, und schneckenähnlich ziehn sich unsre Wünsche in das Herz hinein.

Dem feinern Wollüstling, der empfindsamern Seele, die nicht von Grundsätzen, sondern von Eindrücken zu Handlungsarten bestimt wird; dem liebenswürdigen Epikurer, dem Tugend und Schönheit, wo nicht synonymische, doch unzertrenbare Begriffe sind; dem geschmackvollen sanften Geiste, dessen glückliches Auge nichts als Harmonie und Güte erblickt, nichts sieht, als rosenfarbne Freude, dessen Thräne so gar Wollust weint: — diesen Gattungen von Menschen empfe-

empfelen wir die Verfeinerung der Sinnesfähigkeiten, welche nöthig ist, um den Totaleindruck der Physiognomien zu erlangen. Diese Leute sind ohnehin dem sympathetischen und antipathetischen Gefühle unterworfen. Sie urtheilen, wälen und verwerfen demselben gemäs. Aeußerliches ist ihnen alles. Zu bequem, um die inre, verborgne Güte mühsam auszuforschen, wiederholte Versuche mit dem rohen Demant anzustellen, bestimmen sie ihr Urtheil über die Personen blos nach dem physischen Ausdruck, nicht nach Vernunftschlüssen. Was ihre Sinne reizt, mit dem sympathisiren sie; ihnen ekelt das Sinlichhesliche. Wenn solche Seelen durch Cultur geschickt gemacht sind, die feinern Aeußerungen der innern Beschaffenheit, welche dem gewönlichen Auge entwischen, zu fassen, und Schönheiten zu finden, wo der ungeübte Seher gar nichts merkwürdiges entdeckt — Heil ihnen! ihr Gefühl wird sie seltner hintergehn. Sie wird ihnen nicht entrinnen, die edle, sprechende Mine, obgleich mit einem Schleier von Verdrus umzogen, dennoch Gefühl und Warheitsliebe, dennoch Verrätherin der schönen Seele, der Seele eines Rousseau; laßt ihn auch nach ländlicher Weise die Alpen durchirren, im ungeachteten Ridingkoat, einen knotichten Stab in der Hand, und mit einem Bauer sprechend.

Aber dem Manne von Grundsätzen die Bewerbung um diese Kunst zu empfelen, das hieße, gesunden Augen einen Bril zu geben.

II.

II.

Neue Schauspiele, aufgeführt in den kaiserlichen königlichen Theatern zu Wien. Zweiter Band. Presburg, 1772. 8.

Unter diesem Titel sind folgende Stücke zusammen gedruckt worden:

1. Die Entführung, oder: die zärtliche Mutter (vorhin: die Familie auf dem Lande) ein Drama in fünf Aufzügen. Von Friederike Sophie Hensel.

Karl, den Lady Danby an Kindesstat angenommen hat, liebt die beiden Töchter seiner Wohlthäterin, Karolinen und Julien, Julien aber am meisten. Er geht auf Reisen, und einige Tage vor seiner Heimkunst wird Karoline durch einen Brief, den der liederliche Oglibh in seiner Hand geschrieben hat, verleitet, auf des Betrügers Landgut heimlich zu entfliehen. Ihre Familie geräth darüber in die äußerste Verlegenheit. Der Graf Drummond, Juliens Liebhaber, reiset zur Lady Danby, ihr seinen Trost und seine Dienste anzubieten. Der Lord Digby, der Lady Bruder, hat indessen Karolinens Aufenthalt ausfindig gemacht, und bringt seiner Schwester die Nachricht davon. Karl kömt auch, und erzählt, daß er von ihr nichts habe erfahren können. Indessen entdeckt sich der Graf der Lady und ihrem Bruder, beide billigen seine Liebe für Julien; und es kömt noch allein auf ihre Erklärung an.

an. Karl überwirft sich mit dem Lord, und sol das Haus verlassen. Der Graf merkt aus Juliens und Karls Betragen, daß sie in einander verliebt sind. Er entschließt sich daher nach seinem kalten großmüthigen Character, seine Leidenschaft der Freundschaft für *Karln* aufzuopfern. Indessen wird Karoline durch die *Frau* Williams zurückgebracht, sie ist aber über ihr Vergehn und Oglibj's Verfahren gegen sie von Sinnen gekommen. Das setzt die Familie in eine neue Verwirrung. Die Mutter gewint aber doch eine Zwischenzeit, Julien des Grafen Antrag zu sagen, und ihre Entschließung zu verlangen. Julie wil dem Grafen selbst sich entdecken. Sie thut es auch, aber so, daß sie ihm auf einmal alle Hofnung benimt. Der Graf verbeißt seine Empfindung, und bringt ihre Sache mit Karln zur Richtigkeit. Indem die Mutter und der Lord ihre Einwilligung dazu geben, unterbricht Karoline die ganze Scene durch ihre Dazwischenkunft. Sie erzählt, was ihr Karl alles versprochen hat: es findet sich auch der Brief, den Oglibj in Karls Hand geschrieben hat. Alles Unglück stürmt auf Karln zusammen. Glücklicher Weise läßt Oglibj Karln abrufen. Sie gerathen in Zweikampf, und Oglibj gesteht in Gegenwart des Grafen seinen Betrug. Das hilft Karln wieder auf, die Familie vergiebt ihm seine Untreue gegen Karolinen, man verheirathet sie nunmehr an ihn, und damit Julie nicht leer ausgehe, so kriegt sie der Graf Drummond.

Das Stück interessirt beinahe gar nicht, aber das ist mehr die Schuld der Bearbeitung, als des Plans, und der Wahl der Situationen. Die Verfasserin

fasserin hat weder die Personen recht gekant, noch die Handlungen innig gefühlt. Was hätte nicht Karoline, der Graf, Julie und Karl für den Zuschauer seyn können! Aber so, wie sie da sind, haben sie kein menschliches Herz mehr, sind sie keiner tiefen Eindrücke mehr fähig, handeln sie nur so, wie man nach langer Uebung bei Hofe zu handeln pflegt.

Nur drei Personen im ganzen Stücke haben einen Character, der Graf, der Lord und Karl. Der Graf, der sich mit dem Lord contrastiren sol, ist der kälteste Man von der Welt. Alles, was er thut, ist das Resultat des Raisonnements. Vom Kopfe bis zu den Füßen geht er so meistens ganz in spanischer Tracht. Der Lord ist ein hitziger stürmischer Mensch, aber dabei der gröste Poltron, einer von den schlechtesten Menschen, an denen gerade alles verächtlich ist. Karl bleibt seiner Jugend ziemlich getreu.

Karolinen solte die Veränderung ihrer Sinne auf gut Shakespearisch zu statten kommen: aber wie himmelweit steht sie unter ihren Originalen! Es ist schlechterdings ein Fehler, daß man sie nur sinlos kennen lernt. Nun nimt man an ihrem Zustande keinen andern Antheil, als durch Mitleiden gegen eine Unglückliche. Shakespear läßt uns die Unglücklichen erst hoachachten lernen, ehe wir sie bemitleiden. Und dann sprechen sie in ihrer Sinlichkeit auch ganz anders.

2. Sidney und Silly. Ein Drama in fünf Aufzügen. Verfasset vom Freiherrn von G . . g . .

Die bekante rührende Geschichte vom Hrn. d' Arnaud, mit einigen neuen Zwischenhandlungen ver-

flocht

flochten. Die Zwischenhandlungen verdrengen die Haupthandlung beinahe ganz; außer Sidney handeln die Hauptpersonen gar nicht, sondern lassen nur von sich erzählen, was sie vorhin gehandelt haben. Der V. verräth wenig Kentnis der Charactere. Am glücklichsten ist die Sprache der Unglücklichen getroffen. Im Ganzen erregt das Stück bei allen seinen Fehlern manche gute Aufwallung, manche edle Entschließung.

3. Der geadelte Kaufman, ein Lustspiel in drei Aufzügen, von Brandes.

Tuttler, ein verunglückter Amtman, heirathet eine reiche Kaufmanswitwe. Sie stirbt bald; er erbt ihr Vermögen, und setzt die Handlung fort, ohne sich doch selbst darum zu bekümmern, denn er ist ein sehr bequemer wollüstiger Man. Eine Betrügerin, die als Baronesse erscheint, findet Gelegenheit, Tuttlern in ihr Netz zu ziehen. Er nimt sie in sein Haus auf: sie gewint bald die unumschränkte Herschaft über ihn; er mus sich adeln lassen, und erstaunlichen Aufwand in seinem Hauswesen machen. Wilas, der rechtschaffene Buchhalter, begreift leicht, daß diese Wirthschaft nicht lange bestehen kan. Es verbreiten sich dazu Nachrichten von gefährlichen Bankerotten, die das Haus interessiren. Indessen kömt des Hrn. v. T. Bruder nach einer langen Abwesenheit aus China zurück. Der derbe deutsche Man hat sich vorgesetzt, die Baronesse aus dem Hause zu schaffen, und seines Bruders Hauswesen wieder in Ordnung zu bringen. Es gelingt ihm auch. Die Baronesse wird durch einen Bedienten, der vorhin neben ihr gedient hat, ent-

deckt, und mus fort. Der Hr. v. T. kehrt zurück, so gut als er kan.

Der Plan entfernt sich um keinen Schrit von der großen betretenen Landstraße, auf der die meisten Schriftsteller bisher gegangen sind. Auf einem ohnedies eben nicht ganz angenehmen Wege wird einem die Reise bald langweilig und verdrieslich, wenn man bis zum Ekel immer einerlei Bilder und Aussichten vor sich hat.

Alles, womit der V. den Plan hätte aufstüzen können, hat er versäumt. Das Detail ist äußerst vernachlässigt, die Charactere sind schwach und meistens schielend gezeichnet. Fast solte man zweifeln, daß sie Hr. B. selbst im gemeinen Leben studirt habe. Solte sich ein so bequemer phlegmatischer Man, als der Hr. v. Tuttler ist, so in die Baronesse haben vernarren können! Würde sich die Baronesse so wenig in die Zeiten zu schicken gewußt haben, daß sie nicht biegsamer gegen des Hrn. v. T. Bruder hätte seyn sollen! Und ist Justine wol eines Auftrits wehrt! Es wundert uns, daß nicht noch eine Rolle für eine Kammerjungfer der Baronesse abgefallen ist.

4. Leichtsin und gutes Herz. Ein Lustspiel von fünf Aufzügen.

Die Baron. Holden, eine junge Witwe von dem besten Herzen, aber zu vielem Leichtsin, hält sich ihrer Processe wegen in der Stadt auf. Sie wohnt bei ihrer Schwiegerin, der Frau von Prunk, einer alten boshaften verliebten Witwe. Die B. Holden wird von einer gewissen Gräfin Pazzi zu allerlei unbesonnenen Handlungen verführt. Die Fr. v. Prunk ist eifersüchtig,

tig, daß die B. Holden so sehr gefält, und nimt daher von ihrem Leichtsinne Anlas, sie auf das erschrecklichste zu verschreien und ihrem Glücke zu schaden; ob sie gleich sich selbst insgeheim wirklich schlechter aufführt, als die Holden. Endlich bringt es ein verstelter Graf Flinster dahin, daß er die Holden nebst ihren besten Sachen entführt. Glücklicher Weise bricht ein Rad am Wagen; der Bar. Walberg, der Holden wahrer Liebhaber, ereilt darüber die Entführer, bringt die Holden zurück; sie verschwört ihren Leichtsin, und er heirathet sie.

In diesem Stücke ist alles darauf angelegt, einen starken Kontrast zu machen. Auf einer Seite die gutherzige leichtsinnige Holden mit der Pazzi, und dem wahren Liebhaber Walberg, einem rechtschaffenen braven Manne; auf der andern die boshafte steife scheinheilige Prunk, mit ihrem niederträchtigen Liebhaber Lilla. Eben so kontrastiren sich alle Nebenpersonen bis auf die Kammermädchen. Selbst alle Handlungen stehen einander unmittelbar entgegen. Das thut freilich überhaupt genommen eine große Wirkung, und giebt so viel Mannigfaltigkeit, als man sonst nicht erwarten dürfte. Nur Schade, daß man hier die Absicht des Dichters zu deutlich durchsieht. Uebrigens ist dies Stück das beste in der ganzen Samlung. Es hat viel Originalität, und der Character der Holden ist vortreflich gezeichnet. Der Fr. v. Pr. Character ist zu plump; auch auf die Nebenpersonen ist nicht Arbeit genug verwandt worden.

5. Die Originalien. Ein Lustspiel in einem Aufzuge nach dem Französischen des Hrn. Fagand.

Beides, Plan und Ausführung, ist bei diesem Stücke gleich schlecht. Wir sehen in der That gar nicht, zu was Ende man es uns hier gegeben hat.

III.

Beschreibung einer mit dem Calauschen Wachse ausgemahlten Farbenpyramide, wo die Mischung jeder Farbe aus Weis und drei Grundfarben angeordnet, dargelegt, und derselben Berechnung und vielfacher Gebrauch gewiesen wird, durch J. H. Lambert. Mit einer ausgemahlten Kupfertafel. Berlin, 1772. 4.

Herr Lambert geht mit den Ideen, die er bearbeitet, wie ein Scheidekünstler mit den Naturproducten, um. Er zerlegt sie mit erstaunlicher Sorgfalt in ihre Bestandtheile, und sucht dazu alle ihre Verhältnisse gegen andere Dinge auf, thut aber nichts von dem Seinigen zu ihnen hinzu, und nimt nichts davon. Er ist nicht bestimt, selbst Entdeckungen zu machen, aber welche zu prüfen, oder wenigstens so vorzuarbeiten, daß sie andere leicht machen können. Einen metaphysischen Kopf müste man ihn nennen, wenn man ihm seine eigene Stelle anweisen wolte. Wir erklären uns hier über des Hrn. L. Verdienst, weil wir in der

Folge

Folge mehrmals von ihm zu reden haben werden, und es doch gut ist, daß sich Recensenten ihrem Publicum ein für allemal über Schriftsteller, von denen sie oft reden müssen, verständigen.

Diese Schrift ist nichts anders als eine nähere Untersuchung des mayerischen Farbendreiecks. Da es nur drei Hauptfarben giebt, und sich daraus alle übrigen zusammensetzen lassen, so bemühete sich Mayer, die Regeln dieser Zusammensetzung zu finden. Er nahm an, daß der Zusatz eines Zwölftheils einer Hauptfarbe zur andern der äußerste kentliche Grad der Vermischung sey. Nun gaben ihm die zwölf Theile jeder der drei Hauptfarben durch die Vermischung je zwoer Farben 33, und durch die Vermischung je dreier Farben 55, also mit den drei Hauptfarben überhaupt 91 Farben. Weis und Schwarz zählte er mit Recht nicht zu den Farben: denn jenes ist Fülle uud dieses Mangel des Lichts. Jede der 91 Farben vertrug noch vier Grade Schwäche. Die ganze Summe der Farben, die Mayer herausbrachte, belief sich also auf 819. Zu den Hauptfarben hatte er, wie Hr. L. meint, Zinnober, Königsgelb und Bergblau gebraucht.

Es ist bekant, daß man Hrn. M. Abhandlung nur in einem kurzen Auszuge hat, woraus man kaum die Idee selbst, aber nichts von allem, was Hr. M. zu ihrer Aufklärung gedacht haben mag, ersieht: und darum war es sehr zu wünschen, daß jemand, der Einsicht und Urtheil genug hätte, die umständliche Ausführung über sich nehmen möchte. Außer Hrn. Kästnern war wol niemand geschickter dazu als Hr. L.

das Publicum ist ihm daher für diese Arbeit gewis vielen Dank schuldig. Freilich hätten wir lieber gesehn, Hr. L. hätte auf dem Titel der Schrift keine ganz neue Erwartungen erregt. Man denkt sich bei dem Namen der Farbenpyramide, und beim calauschen Wachse ganz etwas anders, als man sich am mayerischen Dreiecke versprach: und doch ist beides in Ansehung der Hauptsache sehr unwesentlich. Aber es wäre auch unbillig, Hrn. Lamberts Licht vor einem so kleinen Schattenflecke nicht zu sehn.

Mit vieler Vorsicht fängt Hr. L. seine Untersuchung mit der Absonderung der Nebenbegriffe von dem Hauptbegriffe der Farben an. Es giebt, wie er es nent, gewisse algemeine Unterschiede, die bei jeder Farbe vorkommen. Diese sind der Glanz, die Stärke, die Lebhaftigkeit oder das Gegentheil davon, das Matte, das Schwache, und das Todte. Den Glanz wirft nur die Oberfläche von sich, die Lebhaftigkeit aber auch die Tiefe; und die Stärke entsteht aus der Menge der aufgetragenen Farbetheilchen. Bei allen Farben kömt es darauf an, in welches Licht sie gestelt sind. Die Sonne, so wie sie am Horizonte emporsteigt, wandelt ihr Licht aus dem Röthlichen ins Weiße: der Mond leuchtet milchfarbigt u. s. w. Die Stärke und Helligkeit des einfallenden Lichts ist höchstwichtig. Ein weißer Gegenstand ist am Sonnenlichte 500000 mal heller als am Volmondslichte. Außer den drei Hauptfarben entstehn alle übrige aus der Mischung: weil sie aber in einander fließen, so sind sie nicht sowol nach der Art, als nach Stuffen verschieden. Hier erklärt sich Hr. L. über den künstlichen Regenbogen, und die

Geschichte

Geschichte der Entdeckungen über die Verwandschaft der Farben erzählte er mit Kritik. Das mayersche Farbendreieck geht nach seiner Meinung allen andern Versuchen von dieser Art vor. Weil die Nachricht, die die göttingischen gelehrten Anzeigen Nr. 147 im Jahre 1758 davon gegeben haben, unzureichend ist, so hat sie Hr. L. hier ergänzt. Dabei aber setzt er noch daran aus, daß Mayer Grundfarben gebraucht habe, die keineswegs die weißen sind; daß überhaupt noch so viel Unbestimtes in seiner Lehre sey; er habe 12 Grade für jede Grundfarbe angenommen, und deren möchte es doch bei hellem Lichte mehr und bei schwachem Lichte weniger geben; er habe nicht angegeben, wie er die Portionen der Grundfarben zu den Mischungen genommen habe, und darauf kömt doch vieles an, Hr. Lambert hat alles gethan, sich vor diesen Fehlern zu hüten. Er hat zur Probe selbst ein Farbendreieck ausgemahlt, und darüber Künstler zu Rathe gezogen. Der Hofmaler Calau hat ihm bei dieser Gelegenheit sein Wachs zum Anmachen der Farben vorgeschlagen, und selbst damit Dreiecke ausgemalt. Das calausche Wachs, welches man fürs punische hält, ist wie das gemeine Wachs, außer daß es sich im Wasser auflöset. Es sol ein Product des Pflanzenreichs seyn. Hr. Calau ist zuerst in Rußland darauf gekommen, wo man noch Spuren der alten Fleydorike finden mag. An sich macht aber dieses Wachs zur Hauptsache nichts, und wenn die Pyramide, die bei unserm Exemplare ist, damit ausgemahlt wäre, so hätten wir eben nicht Ursache, es sehr zu erheben. Von mehrerer Bedeutung ist die Auswahl der Grundfarben, Hr. L. hat Karmin, Gum-

migutt und Berlinerblau genommen. Die Wahl läßt sich auch nach den Umständen rechtfertigen, ob wir gleich lieber gesehen hätten, daß Hr. L. Farben von gleicher Theilbarkeit und Auflöslichkeit ausfündig gemacht haben möchte. Diese Grundfarben, Karmin, Gummigutt und Berlinerblau sind nicht von gleicher Stärke. Versuche haben gezeigt, daß sich der Karmin zu Gummigutt wie 1:10, und zu Berlinerblau wie 1:3+—, endlich Berlinerblau zu Gummigutt wie 2:7 verhalten. Diese Bemerkung ist an sich freilich nicht neu, aber Hr. L. hat sie doch zuerst in dies Licht gestelt. Man wird sie nun besser brauchen können, als sie bisher der Maler gebraucht hat. Mayer scheint sie in seinem Dreiecke ganz vernachlässigt zu haben, und es entstand daher ein sehr großes Vorurtheil wider sein Dreieck. Hr. L. hat sich umständlich und sehr richtig darüber erklärt, und darauf die Berechnung der Farbenmischungen nach allen Umständen, worauf man Rücksicht nehmen mus, gelehrt.

Die Farbenpyramide ist ein pyramidalisches Kästchen, das durch horizontale Durchschnitte in Fächer abgetheilt ist. Diese Fächer sind, wie sich von selbst versteht, Dreiecke; jedes stelt an sich ein Ganzes vor. Das erste unter der Spitze ist leer, und nur der Symmetrie wegen da. Das zweite hat ein einziges Quadrat, das, um die weiße Farbe vorzustellen, weis gelassen worden ist; (denn Hr. L. hat seine Ursachen gehabt, warum er die weiße Farbe nicht übergehen wolte, ob sie gleich nicht zu den Grundfarben gehört) das dritte hat drei Quadrate mit den drei Hauptfarben helle aufgetragen; das vierte hat sechs Quadrate mit den

drei

drei Hauptfarben und ihren Mittelmischungen noch heller aufgetragen; das fünfte hat zehn Quadrate mit den Hauptfarben und ihren Mischungen in Drittheilen; das sechste hat 15 Quadrate mit den Hauptfarben und ihren Mischungen in Viertheilen; das siebente hat 28 Quadrate mit den Hauptfarben und ihren Mischungen in Sechstheilen; das letzte hat 45 Quadrate mit den Hauptfarben und ihren Mischungen in Achttheilen. Man könte dergleichen Dreiecke noch so viele hinzusezen, als man kentliche Mischungen erhielte. Alle diese Dreiecke hätten aber eben sowol wie beim mayerschen Dreieck in ein einziges gebracht werden können, wenn man dem Buche die Neuheit des Namens Farbenpyramide hätte entziehen wollen.

In den Anmerkungen, die Hr. L. selbst über die Farbenpyramide gemacht hat, wird unter andern untersucht, warum die Mischung von dem körperlichen Roth, Gelb; und Blau, Schwarz gebe, da doch das Roth, Gelb und Blau des Prisma Weis zu geben pflegt. Diese Mischung, sagt Hr. L., macht eine durchsichtige Farbe. Man seze nun unter der Oberfläche ein rothes Farbetheilchen, worauf das eindringende Licht falle; so werde dieses Theilchen nur den rothen Stral zurückwerfen, aber den verschlungen die blauen und gelben Theilchen, weil sie kein Roth zurückwerfen. Eben so gehe es mit den übrigen. Auf diese Art verliehrt sich das Licht so, daß die Mischung schwarz werden müsse. Ganz anders verhalte sichs mit den zusammengebrachten Farbestralen des Prisma.

Die Benennung der Farben ist dem Hrn. L leicht. Er setzt die Namen der gemischten Farben aus den Namen ihrer Bestandtheile, der Hauptfarben, zusammen z. B. Blau, Grünlichtblau, Grünblau, Blaulichtgrün u. s. w. Damit wäre nun zwar der gemeinen Klage der Naturalisten abgeholfen, aber wo sollen sie so volständig ausgemahlte übereinstimmende Farbendreiecke hernehmen, als zu diesem Zwecke nöthig sind? Und wenn sie die auch erhielten, so würden sie die unwesentlichen Eigenschaften der Farben, den Glanz, die Stärke, die Lebhaftigkeit, die unendlichen Nuancen des Hellen und Dunkeln von neuem verwirren.

Um nichts zu übergehn, was zur Volständigkeit der Abhandlung dienen kan, hat Hr. L. noch die Vergleichung der Farbenmischungen durch Rechnung gelehrt.

Aber wozu, wird man endlich fragen, kan die Farbenpyramide dienen? Ist man in der Theorie der Wissenschaft dadurch weiter gekommen, oder soll sie Künstlern und Handwerkern die Praxis erleichtern? Die Theorie, getraue ich mir gerade zu zu behaupten, hat nicht das Geringste damit gewonnen. Man weis nun nicht mehr, als man längst gewußt hat, daß aus den drei Hauptfarben alle übrigen entstehn, daß aber ihre Mischbarkeit unendlich vieler Grade fähig ist. Auch für die Maler ist die Sache nicht erheblich. Wozu sollen ihnen nun erst die Regeln zu dem, was sie von jeher ausgeübt haben, mit so erstaunlicher Feinheit ausgeübt haben? Am meisten

möchten

möchten die Färber und gemeine Künstler zu neuen Versuchen dadurch veranlasset werden können. Vielleicht werden auch Naturalisten geleitet, über die Farben der Naturproducte manche unerwartete Bemerkung zu machen.

IV.

Apologie de Mr. le Comte de Bernstorf. Schutzschrift des Herrn Grafen von Bernstorf. 1772.

Einen Man, der den grösten Theil seiner Jahre am Ruder der Staatsgeschäfte erlebt hatte, kan sein Fal freilich nicht ganz niederschlagen. Weil er alle die niedrigen Kunstgriffe kent, wodurch die gute Sache bei Höfen leidet, so sieht er sein Unglück wie einen Streich an, den man jemanden meuchelmörderischer Weise beibringt, und wovon die Schande nach dem Urtheile aller Redlichen allein auf den Thäter zurückfält. Und die Revolutionen, die sein Fal dem Staate zuzieht, wird ihm ein lautes Lob. Die Maschine zerfält, weil man ihr die erste Treibfeder genommen hat, und selten giebt es einen Künstler, der den Verlust ersetzen kan. Der gefallene Minister findet also in sich Gründe genug zur Gelassenheit und zu seinem Troste.

Wir würden die Kälte, mit der die Apologie des G. v. B. geschrieben ist, auch allein auf Rechnung

dieses

dieses Raisonnements setzen, wenn uns nicht die Grosmuth und Tugend dieses Mannes gar zu gut bekant wäre. Man mus erstaunen, mit was für einer gesetzten Seele er den Ruhm aller seiner Thaten scheitern sieht, und der Gewalt der Fluthen überläßt! Er sagt kein Wort mehr, als was der König zur Erläuterung des Misverständnisses wissen mus. Er beruft sich auf kein einziges seiner vorigen Verdienste, denkt an die Undankbarkeit nicht, mit der sie jetzt vergessen werden, äußert keinen Tadel wider seinen Gegner.

Man hatte ihm die große Vermehrung der Staatsschulden schuld gegeben; aber er zeigt, daß er mit der Verwaltung der Staatskassen nicht zu thun gehabt habe, und daß die Summen, die in seinem Departement aufgegangen, gering und höchstnöthig gewesen seyn.

Die Vermählung der dänischen Prinzessin an den König von Schweden habe er nur ausgeführt, nicht angegeben, und er sey in seinem Gewissen überzeugt, daß sie dem Reiche nicht nachtheilig werden könne.

Die Dänen hätte er nie verachtet; das würden alle wissen, die sich an ihn hätten wenden wollen.

Den Luxus habe er öffentlich nicht beschützen können, ja, er habe ihn nicht einmal in seinem Hause unterhalten, ob er gleich 750000 Rthlr. von seinem eignen Vermögen zugesetzt habe.

Die Armee sey bis 1762 im besten Stande gewesen; daß sie sich nachher verschlimmert habe, wäre, wie es auch bekant genug sey, gewis nicht durch seine Schuld geschehn.

Der Handel nach Marokko sey vor seiner Minister-

sterschaft unternommen worden: er habe dabei nichts thun können, als das Unglück, das dadurch geschehen sey, mildern.

Falsch sey es, daß er eine königliche Verordnung aufgehoben habe. Das Plakat, wovon die Beschuldigung genommen worden, betreffe die Aufhebung eines einzigen Puncts, und diese sey mit Bewilligung des Königs geschehen.

Uebrigens sieht man aus dieser Schrift, daß der Gr. v. B. zu edel war, um ein großer Minister zu seyn. Mit der sorgfältigsten Gewissenhaftigkeit lies er einem jeden das Seinige, und mischte sich nicht einmal in Geschäfte, von denen er glaubte, daß sie nicht in sein Departement gehörten. Es fehlte ihm der weitaussehende um sich greifende Geist, den große Unternehmungen erfordern; und seine Frömmigkeit und Rechtschaffenheit machten ihn unthätiger, als er in seiner Stelle hätte seyn sollen. Um die Finanzverfassung bekümmerte er sich, theils aus Mangel von Kentnissen, theils weil sie außer seinen Gränzen lag, gar nicht: und was kan ein Minister, wenn er diesen Nerven des Staats nicht lenkt!

V.

C. Cornelii Taciti Julius Agricola ex Recensione Jo. Augusti Ernesti Editus a M. Mart. Fridr. Soergel R. Ill. Gymn. Martiniani apud Brunsvicenses. Lemgoviae MDCCLXXII. 8.

Der

Der Herausgeber hat diese Schrift des Tacitus für seine Schüler abdrucken lassen, um ihnen einerlei Text in die Hände zu geben, und denselben mit eben denjenigen Anmerkungen versehen zu können, welche er für sie am brauchbarsten hielt. Man erkent daraus den Man, der sein Amt mit Eifer und Treue verwaltet. Auch andere Schullehrer werden sich diese Arbeit mit vielem Vortheile zu nutze machen können. Der Text ist genau nach Ernesti Ausgabe, unter den Anmerkungen sind einige von Ernesti und aus Geßners Enchiridion entliehen; die übrigen sind alle von Hrn. S. Sie sagen gerade nicht mehr, als der junge Leser zum Verstande des Textes nöthig hat; und das sagen sie ganz schlecht weg. Es scheint auch fast, daß sie nur auf den Sin hinweisen sollen, ohne völligen Aufschlus zu geben. Uns gefält diese Weise, außer in sehr wenigen Fällen, wo die alzuleichte Befriedigung das jugendliche Gemüth zur Ungewissenhaftigkeit im Nachforschen verführt. — Am Ende könte man freilich sagen, daß alle Anmerkungen nicht hinreichen möchten, Jünglingen ein Buch verständlich zu machen, das allein für Männer geschrieben ist. Die allerfeinste Politik, die sich vor dem Entschlusse immer erst alle mögliche Wirkungen desselben auf die gegebene Situation berechnet; die große Kälte in den Handlungen; die Tugend; die stille ehrwürdige Größe sind Züge in Agrikolas Character, welche Jünglinge nicht zu fassen vermögen.

VI.

VI.

Les Comedies de Terence. Nouvelle edition. Par Mr. Soergel. Lemgo MDCCLXXII. 8.

Ein neuer Abdruck des nützlichen Buchs, meistens nach der neuern Orthographie, ohne alle Noten, und so eingerichtet, daß man immer genau wissen kan, zu wem die Personen sprechen. Wir lassen es ohne unsern Segen in die Welt ausgehn: es wird, wie ein wohlgerathenes Kind, auch ohne denselben sein Glück machen!

VII.

Freimüthige Beherzigungen eines Bürgers von Pohlen. Aus dem Pohlnischen übersetzt von F. L. Lachman. Lemgo, 1772. 8. 2 Theile.

Der Uebersetzer sagt, daß diese Beherzigungen vom wohlthätigen Philosophen seyn. Auch aus ihrem Inhalte zeigt sichs, daß sie von so einem Manne seyn müssen, der der menschlichen Geselschaft ganz von Herzen alles Gute wil. Glücklich wäre sein Vater-

Vaterland gewesen, wenn es so wohlgemeinte Räthe zu rechter Zeit in Ausübung gebracht hätte!

Einem so schlecht eingerichteten Lande, als Pohlen sonst war, möchten sich freilich gute Räthe mit wenigen Kosten ertheilen lassen; würde mancher denken können, und das Buch aus der Hand legen. Wir bitten ihn aber, es aufzuschlagen und zu lesen: so wird er sich bald überzeugen, wie nichts alle unsere schöne theoretische Raisonnements gegen die Gedanken eines solchen Mannes über dergleichen Materien sind.

Tiefe Kentnis aller großen und kleinen Fehler in der Verfassung der Republik liegt in dem ganzen Buche zu Grunde: und bei jedem Mittel, die der Verf. zur Heilung des Uebels vorschlägt, sieht man den Arzt, der $\frac{3}{4}$ Jahrhunderte darauf gedacht hat.

Die Beherzigungen im ersten Theile gehn auf die Geistlichkeit, den König, die Staatsminister, den Senat, den Ritterstand, die Nationalversamlungen, den Reichstag, und das Zwischenreich; im zweiten Theile das gemeine Volk, die Armee, die Schatzkammer, die Justitz, die Policei und die Königswahl; lauter Gegenstände von der grösten Wichtigkeit, und die die ganze Reform zwischen ihren Gränzen einschließen.

Die Vernichtung der Republik vermindert den Wehrt dieses Buchs in unsern Augen gar nicht. Bei aller seiner Bestimtheit ist es doch so algemein, daß man es eine Staatskunst für alle Zeiten und für alle Länder nennen könte.

Da

Da der Rec. kein Pohlnisch weis, so kan er von der Richtigkeit der Uebersetzung nicht urtheilen. Er versichert aber, daß sie sich ungemein gut lesen läßt.

VIII.

Beschreibung von Arabien. Aus eignen Beobachtungen und im Lande selbst gesamleten Nachrichten abgefasset von Karsten Niebuhr. Kopenhagen, 1772, in 4. Mit Kupfern.

Diese gelehrte Reise war ein Projekt des Hrn. Michaelis, und der Graf von Bernstorf, der alles, was zum Dienste der Religion und der Verherlichung Dännemarks gereichte, so gern unternahm, führte es aus. Dem Projekte fehlte es gewis nicht an einem wohlüberdachten Plane, und in der Ausführung bewies der Graf von B. mehr Aufwand und Beständigkeit, als man jemals hätte erwarten können. Es waren vier junge Gelehrte und ein Maler zu dieser Unternehmung ausgewählt worden. Einen jeden hatte man zu Untersuchungen über diejenige Wissenschaft, die er eigentlich für die seinige hielt, angewiesen; der Hr. v. Haven solte sich insbesondere mit den Sprachen und der Philologie abgeben; Hr. Forskal mit der Naturgeschichte, Hr. Kramer mit der Arzneigelehrsamkeit, und Hr. Niebuhr mit der Erdbeschreibung und Sternwis-

senschaft: der Maler aber für sie alle, wo es nöthig wäre, arbeiten. In Ansehung der Herren Forskal und Niebuhr können wir behaupten, daß man sich in der Wahl nicht geirret habe; die übrigen Reisegesellschafter sind uns unbekant. Die Herren Forskal und von Haven lernten vorher die arabische Sprache nach der Sprachlehre, und bereiteten sich unter dem Hrn. Michaelis zu der Reise vor. Hr. Niebuhr lernte die Sprache nicht, vermuthlich weil er den grösten Theil seiner Bestimmung auch ohne diese Kentnis ausrichten konte. Die Gesellschaft reisete mit den besten Vorschriften, Hülfsmitteln und Empfehlungen versehen, ab. Der Hr. Michaelis schickte ihnen noch eine beträchtliche Anzahl Fragen nach, deren Auflösung, so wie damals die Sachen stunden, am wichtigsten zu seyn schien. Von so guten Anstalten konte man sich die besten Hofnungen machen. Die Gelehrten in den meisten europäischen Ländern hatten ihr Augenmerk auf diese Reisegesellschaft gerichtet. Selbst in Frankreich und England entwarf man Fragen, die sie untersuchen möchten: die alzugroßen Erwartungen, die man für diese junge Gelehrte erregt hatte, waren freilich eine gefährliche Klippe. Was sie auch hätten ausführen können, würde man immer minder geachtet haben, als was man von ihnen hofte.

Unglücklicher Weise, vernichtete ein Zufal die ganze Unternehmung. Vier Glieder der Gesellschaft starben, gleich im Anfange der Reise, bald nach einander. Hr. Niebuhr allein blieb von allen übrig. Sie hatten in so kurzer Zeit fast noch keine Beobachtungen machen können; wenigstens scheint es, daß Hr. Niebuhr

buhr deren nicht mehr als eine geringe Anzahl vom Hrn. Forskal gerettet habe. Aber auch aus den wenigen lernt man einen Man von ungemein glücklichem Beobachtungsgeist kennen. Sie gehn die Sprachen und Naturgeschichte an, und wir sind dem Hrn. Niebuhr für die gewissenhafte Mittheilung derselben sehr verbunden. Von den Herren von Haven und Kramer finden wir nichts. Hr. Baurenfeind, der Maler, hat noch einige Zeichnungen hinterlassen, die aber von sehr mittelmäßigem Wehrte sind.

Da dem Herrn Niebuhr diese vier Gefährten von der Seite weg abgestorben waren, hätte er wol aus Besorgnis für sein eignes Leben auf den Entschlus kommen können, die Reise abzubrechen, und zurück zu kehren. Er blieb aber standhaft bei seinem Vorhaben, richtete seine Lebensart mehr nach den Umständen ein, und volführte seinen Plan. Hr. Niebuhr nahm sich nunmehr vor, den Verlust seiner Gefährten, so gut es nach den Umständen und nach seinen Kentnissen und Fähigkeiten möglich wäre, zu ersetzen. So ein Vornehmen könte in jedem andern Falle alzuviel Zutrauen auf sich selbst zu verrathen scheinen; aber hier hatte es gewis mehr in der Redlichkeit des Mannes, der es allen, die sich für die Reise interessirt hatten, schuldig zu seyn glaubte, seinen Grund. Er verhehlt es auch nicht, wie ungeschickt er zu diesem Geschäfte gewesen sey, daß er nicht einmal die Sprache gewußt habe, daß er von der Naturwissenschaft, der Arzneigelehrsamkeit, der Kritik, nichts verstehe, daß er sich nicht wie seine Gefährten zu der Reise vorbereitet habe, daß ihm unbekant gewesen, was vorhin bereits von

diesen Ländern gemeldet worden, und worauf er sein Augenmerk insbesondere zu richten habe; ja, daß er selbst den Sin von des Hrn. Michaelis Fragen nicht gefaßt haben würde, wenn sie nicht so ausführliche Erklärungen der Sachen, die sie betroffen, enthalten hätten. Dazu müssen wir noch setzen, daß es ihm an innerer Betriebsamkeit der Seele mangelt, seine Unternehmungen bis ans Ende zu verfolgen. Er begnügt sich gar zu leicht mit dem, was man ihm von einer Sache sagt, oder was er beim ersten Anblicke sieht; ohne darauf zu denken, daß alles mehrere Seiten hat, und daß man, wenn es möglich ist, alle seine Seiten sehen solte. Ein Untersucher mus eine ideenreiche Seele haben, worinnen sich jeder neue Eindruck gleich an tausend andere stößt, und neue Vergleichungen veranlaßt. Von Seiten des Herzens ist Hr. N. einer der besten Reisebeschreiber. Er erzählt mit einer Aufrichtigkeit, Gewissenhaftigkeit, Aufopferung seines Ruhms, die ihn unschätzbar macht. Er maaßt sich nie eine Beobachtung, einen Gedanken an, die nicht von ihm selbst sind. Er sagt immer mit der grösten Treue, wie, wo und unter welchen Umständen er seine Beobachtungen gemacht, oder von wem er seine Nachrichten erhalten hat, in wie fern sie algemein seyn können u. s. w. Dem Hrn. Forskal läßt er in allen Stücken sein ganzes Recht widerfahren, rückt seine Bemerkungen, abgesondert von seinen eignen, ein, und überläßt dem Leser das Urtheil, wo seine eigne Bemerkungen jenen widersprechen. Das einzige wundert uns, daß er Hrn. Michaelis Fragen nicht immer mit der Achtung begegnet, die wir vielleicht alle vorhin für sie gehabt haben. Die

meisten

meisten werden mit einer ziemlich unvolständigen Antwort abgefertigt, und einige gar der Beantwortung unwehrt geachtet.

Wenn wir unser Urtheil vom ganzen Werke, so wie es nunmehr da vor uns liegt, sagen solten, so müsten wir allerdings gestehen, daß es unserer Erwartung nicht gleich komme. Es ist gänzlich unvolständig, es enthält wenig Neues, und selbst auf dieses Wenige kan man bei allem guten Willen des Verfassers nicht sehr vertrauen. Was von Arabien überhaupt gesagt wird, leidet viele Widersprüche, wenn man es auf alle die einzelnen Völker deuten wil. Eine große Menge Nachrichten sind unbedeutend. Selbst die Erdbeschreibung, die doch vor allen andern in den Plan des Verfassers gehörte, ist nicht so gut gerathen, wie man hätte hoffen können. Hr. N. ist nicht im ganzen Jemen gewesen. Auch hat Hr. Büsching schon erinnert, daß vieles an dieser Beschreibung mangele, und daß selbst einiges unrichtig sey.

Hr. N. hat alles, was er von Arabien überhaupt zu sagen gehabt hat, in dem ersten Theile des Werks vorgetragen; in dem zweiten aber die Beschreibung der besondern Länder, der Bedouinen, der Ebbe und Fluth im arabischen Meerbusen, der Abweichung der Magnetnadel u. d. g. geliefert.

Wir wollen hier aus dem ersten Theile verschiedene Merkwürdigkeiten auszeichnen. In Jemen giebt es viele Gewässer, die sich in die Erde verliehren, und weiter unten wieder daraus hervorquellen. — Auch sieht man hie und da Salzthäler, wo Küchensalz wohlfeil bereitet wird. — Die großen Regenzeiten fallen in Arabien

 in

in verschiedene Jahrszeiten. — Die Wärme war zu Thehama vom 6-21ten Aug. 98 fahrenh. — Sternschnuppen sieht man häufig, aber Nordlichter sind unbekant. — Die obere Luft ist überhaupt unheitrer als in Europa. — Der Wind Sam ist in der Wüste zwischen Basra, Bagdad, Haleb und Mekka am giftigsten; doch fürchtet man ihn nur im Sommer am meisten. Einige wollen ihn an einem schwefelichten Geruche vorher kennen. Wenn man ihn merkt, wirft man sich gleich zur Erde nieder, und bleibt unverletzt. An den Getödteten sind Kenzeichen der Erstickung sichtbar. Doch scheint es noch nicht ausgemacht, daß sich ihre Glieder, so wie man sie aufhebt, vom Körper trennen. Man wil, daß dieser Wind bisweilen auch ganze Jahre ausbleibe. — Mohammeds Nachkommen, welche Sherifs sind, sind so geachtet, daß sie sich ohne Gefahr mitten unter die Feinde werfen dürfen: auch wagt es der Sultan nicht, sie zum Tode zu verurtheilen. — Die Kinder der Araber bleiben bis ins fünfte Jahr im Harem; nachher hat sie der Vater, oder bei Reichen der Lehrmeister, den ganzen Tag um sich. Das macht sie schon in der Kindheit ernsthaft und mänlich. - Die Blutrache ist zwar im Koran verbothen, aber doch noch Sitte. Doch glaubt Hr. N., daß sie nur vornehmen Familien in Ehrensachen ungestraft hingehe. Die Bedouinen halten noch sehr daran. — Auf das Zeichen der Jungfrauschaft achtet man so genau nicht mehr. In gewissen Familien fehlt es erblich. Sie haben aber darüber schriftliche Urkunden von ihren Vorfahren. — Man sagt, ein Man dürfe seine Frau selbst Ehebruchs wegen nicht

tödten;

tödten; aber ihre Anverwandten dürfen es ungestraft, wenigstens koste es ihnen nur eine leidliche Geldbuße. Denn alle Beschimpfung, die von den Lastern einer Frau herrühre, falle auf die Ihrigen zurück. -- Die Verunreinigungen, z. B. die Anrührung eines Aaßes, werden durchs Waschen allein hinreichend weggenommen, und man duldet selbst Leute von unreinem Handwerke in der Geselschaft. -- Die Gastfreiheit ist noch immer eine Haustugend der Araber. Auf einigen Dörfern werden Wirthshäuser unterhalten, wo Fremde einige Tage umsonst zehren dürfen. -- Die Araber essen mit Leuten von allerlei Stande und Religion. -- Sie sind mager und gleichsam von der Hitze aufgetrocknet. Sie leben mäßig, trinken Wasser, essen fast nichts als frisches schlechtes Brod von Durra, einer Art Hirsen, mit Butter, Oel, Fet und Kameelsmilch durchknetet. Die Vornehmen essen auch Weizenbrod, Reis, Butter, Milch, Cheimack, oder dicken Milchrahm, Gartenfrüchte, auch wol Fleisch, welches sie jedoch für ungesund halten. -- Sie wissen von Mühlen, und dennoch reiben sie ihr Brodkorn. -- Sich Muth zu machen, rauchen sie Haschisch (Hanfblätter nach Forskal). -- Die Häuser der A. sind weder außen noch innen prächtig; aber die Böden doch mit Teppichen, wenigstens Matten, bedeckt. In einem Harem war alles mit kleinen Spiegeln bekleidet. Mitten in einem Audienzsaal war ein Springbrunnen zur Kühlung der Luft.

Die Häuser der Araber, welche von Steinen gebauet sind, sind alle oben plat; die kleinern haben

 dünne

dünne Wände und ein rundes Dach mit einer Art Gras bedeckt. -- Die Araberinnen hat Hr. N. nicht kennen lernen: darum fehlt die Nachricht von ihren Sitten. -- Ein Jude zu Maskat hat zu Hrn. N. gesagt: „wenn der Aelteste von mehrern Brüdern ohne Kinder verstürbe, so müste der auf ihn folgende Bruder, und wäre er auch schon verheirathet, desselben Witwe, wenn sie es verlangte, heirathen. -- Kein Mahommedaner darf über vier Weiber nehmen; Sclavinnen aber, so viel er wil. -- Die Frau wird von den Anverwandten des Mannes als eine Verlassenschaft angesehen, die in keine fremde Hände kommen darf. -- Dem Hrn. N. ist unbekant geblieben, ob bei den Mungalen mehrere Brüder eine Schwester heirathen können, wie man wegen des Handels mit Frauenzimmern vermuthen solte. -- Von den Kapucinern zu Surate sind von 1674-1764 Knaben 505, Mädchen 459, getauft worden. Das Verhältnis ist wie in Europa. Im dreizehenden Jahre gebähren Frauen schon, nach dem dreißigsten aber nicht mehr. Zu Mahin, auf der Insel Bombay, sind von 1758-1765 Knaben 341, Mädchen 321, getauft worden: und aus noch einigen andern Beispielen erhellet wie aus diesen, daß sich die Mädchen zu den Knaben der Zahl nach wie in Europa verhalten. -- Die Vielweiberei ist in den Morgenländern nicht so algemein, als man in Europa glaubt. Sie meinen, daß sie mit einer Frau besser als mit mehrern leben könten: denn nach den Gesetzen sind sie verbunden, ihre Weiber anständig zu unterhalten, und jeder wöchentlich einmal beizuwohnen: die Mahommedaner erschöpfen sich aber insgemein

mein früh. Der Vielweiberei ungeachtet fehlt es gar nicht an Weibern. Aber jedes Frauenzimmer trachtet auch nach der Ehe, um nicht ein unfruchtbarer Baum zu seyn. Und die Vielweiberei giebt weniger Kinder, weil eine Frau aus Eifersucht gegen die andern den Man mehr entkräftet. – Die Morgenländer beschneiden sich nicht alle auf einerlei Weise. Um der Gesundheit willen kan die Beschneidung nicht geschehen: denn es leben da verschiedene unbeschnittene Völker eben so gesund. Doch hat ein Europäer, der sich nur nach europäischer Art reinlich gehalten, unter der Eichel Beulen bekommen, die erst nach fleißigerm Waschen vergangen sind. Hr. N. meint, der gröste Nutzen der Beschneidung möge darinnen bestehn, daß sie manchen Man erst zum Beischlafe tüchtig mache. -- Zu Bagdad lassen die Weiber von arabischer Herkunft ihre Töchter auch beschneiden. Hr. Baurenfeind hat eine Beschnittene nach der Natur abzeichnen dürfen. -- Verschnittene giebt es nur wenig, und sie kommen meistens aus Afrika. Die Verschneidung der Thiere sol in den heißen Ländern nicht so nöthig als in den kalten seyn: denn da glaubt Hr. N., vergehe ihnen der Muth so schon genug. -- Die Araber haben in den alten Zeiten, wie noch jetzt verschiedene Mundarten, vielleicht auch Sprachen gehabt. Daher der Reichthum der Sprache! die Sprache des Korans ist die reinste, und sie wird jetzt wie eine todte Sprache gelernt. Die Bergaraber haben ihre Sprache am wenigsten verändert. Die koptische Sprache ist von den A. gleichsam vertrieben worden. Die Griechen wolten ihre egyptischen Unterthanen durchaus bekehren, und verboten

 ihnen

ihnen in der Absicht den Gebrauch der koptischen Sprache bei Lebensstrafe; ja, sie drungen ihnen so gar das griechische Alphabeth auf, und ließen ihnen nur sieben ihrer eignen Buchstaben, welche dem Griechischen fehlten. Dieses griechisch-koptische ist das neue Koptische, aber auch dies wurde wieder vom Arabischen verdrungen. Daher das Arabische in Egypten. Nur noch die Evangelien und einige Gebethe werden griechisch-koptisch, aber gleich darauf auch arabisch gelesen. -- Hr. Forskal hat angemerkt, der Schlüssel zu den Hieroglyphen sey den Kopten ganz unbekant. Athanasius sey ein Kopt gewesen. Die Kopten glauben zwo Naturen in Christo, und Eutyches und Nestorius seyn von ihnen exkommunicirt worden. Die meisten koptischen Bücher finde man in Mönchsklöstern. Ptolomäus habe nicht die pharaonische Sprache verdränget, wie es nachher der koptischen wiederfahren. In der pharaonischen Sprache habe man nur sieben Buchstaben, aber für jede drei Zeichen und Aussprachen gehabt. Er (Hr. F.) habe Bücher in der pharaonischen Sprache gesehen, die aber niemand mehr habe lesen können. Auf den Mumien fänden sich ähnliche Buchstaben, die doch keine Hieroglyphen seyn. -- Hr. N. hat in Jemen zwar keine beschriebene Denkmäler gesehen, aber es sollen doch welche vorhanden seyn, die weder die Juden noch die Mahommedaner lesen können. -- Der Koran ist vermuthlich im koptischen Character geschrieben; man konte ihn daher in Arabien nicht lesen, als er zum Vorschein kam, denn damals war der hamjarische Character im Gebrauche. -- Die Wissenschaften werden in Arabien zwar

nicht

nicht gänzlich vernachlässigt. Die meisten gemeinen Leute können lesen und schreiben. Bei den Moskeen sind insgemein Schulen. Die Kinder lernen die Religion, Lesen, Schreiben und Rechnen. Sie sprechen dem Lehrer alle Worte mit Gestikulation nach, wie noch jezt die Juden unter uns. Die Mädchen werden von Weibern besonders unterrichtet. Auf höhern Schulen lehrt man noch Astronomie, Astrologie, Philosophie, Arzneikunst u. d. gl. In Jemen ist für jede der beiden Sekten eine Akademie. -- Unter den skenitischen Arabern sol es noch glückliche Dichter geben. -- In den Kaffeehäusern finden sich immer arme Gelehrte, welche der Geselschaft etwas vorlesen. -- Die Astronomie ist ihnen Unterhaltung, wenn sie des Sommers unter freiem Himmel schlafen; und der Mangel an Uhren macht sie nothwendig. Dennoch sind sie darinnen noch sehr zurück. -- Die geheimen Wissenschaften der Araber sind nur verschiedene Arten der Zauberei. -- Die Arzneikunst ist bei den Arabern in schlechten Umständen. Man bezahlt auch die Aerzte ungern. Und überhaupt sind die Araber wegen ihrer guten Diät selten krank. -- Der Nervenwurm ist in Jemen gemein. Man glaubt, er komme aus dem Wasser, und filtrirt es darum. Glieder werden von diesem Wurme gelähmt, und oft stirbt der Kranke, weil der kalte Brand leicht dazu schlägt. Die Heilart dieses Uebels ist bekant. -- Die Schlangen sind in Arabien insgemein gefährlich. -- Es giebt drei Arten des Aussatzes, Bohnte, Barras, Madsjürdam. Der lezte ist der schlimste. Die Finger und Zehen werden betäubt, der Athem stinkend, das Athmen schwer, die

Ohr-

Ohrlappen, Backen, Augenbranen, dick, die Nägel fallen ab u. s. w. und dennoch hüten sich die Araber um ihres Glaubens willen nicht dafür. -- Den Beischlaf hält man währender monatlichen Reinigung nicht für schädlich, aber für ekelhaft. -- In Jemen sol sich die Pest nicht finden. -- Die Blatterimpfung ist bei den Bedouinen bekant. --

Von den Naturproducten handelt Hr. N. äußerst nachlässig. -- Der Mekkabalsambaum wächset in Jemen, aber man achtet ihn nicht nach seinem Wehrte. Manna findet sich jetzt noch in Arabien; beim Berge Sinai aber hat sich Hr. N. nicht darnach erkundigt. Wie man es samlet, ist bekant. Es mus des Morgens geschehen; denn nachher schmilzt es von der Hitze. Nach starkem Regen wil man eine größere Menge davon bemerkt haben. Das Manna, Tarandsjubin, wird bei Isspahan von einer stachelichten Staude gesamlet. Es waren lauter kleine runde Körner, wie 2 B. Mosis 16, 14. 31. und 4 B. Mos. 11, 7. Der Berg Sinai liegt mit Isspahan unter einer Polhöhe; es wachsen auch da viele solche Stauden. Vielleicht ist Tarandsjubin das rechte Manna. Es wird jährlich nur zween Monate geerndtet. -- Den wilden Honigbaum kante man in Arabien nicht. -- Die Weintrauben „Sorek" kante man nirgends, ob man gleich den Weinstock kultivirt. -- Die Fruchtbarkeit ist verschieden, von 1000 - 10fältig, nach Beschaffenheit der Saamen, des Bodens und der Kultur. Wenn wir Hrn. N. recht verstehen, so möchte sich es endlich damit nicht viel anders als in Europa verhalten. Die Durra ist aber doch sehr einträglich. Man erndtet

dreimal

dreimal des Jahrs; je $2\frac{1}{2}$ Monat nach einander. Zum erstenmale säet man; die beiden übrigen Erndten wachsen von dem ausgefallenen Saamen von selbst. Beim Säen pflanzt man den Saamen gleichsam nur, mit erstaunlicher Sparsamkeit. Die Kornfrüchte werden mit der Wurzel ausgezogen; das Viehfutter aber mit dem Messer abgeschnitten. -- Auf die künstliche Wässerung der Felder kömt vieles an. -- Die Pferde sind entweder von unbekanter Herkunst „Kadschi" oder Kochlami, deren Abkunst seit 2000 Jahren aufgeschrieben worden ist. Diese werden blos zum Reiten gebraucht, können große Ermüdungen aushalten, und, wie man sagt, Tagelang vom Winde leben. Sie sind behend und edel, sonst aber nicht ansehnlich. Das Geschlecht wird in viele Familien getheilt. Die Stuten werden allezeit in Gegenwart von Zeugen belegt; und bei dieser Gelegenheit kan man sich auf die Zeugen mehr als bei irgend einer andern verlassen. — Der Jakkal sol doch nicht in Menschenstimme schreien. — Die Zugheuschrecken werden noch gegessen. Man bratet sie auf Kohlen, faßt sie sodann bei den Springfüßen und Kopfe, und beißt das Uebrige ab. — Wachteln sollen über das Meer kommen, und am Ufer niederfallen, daß man sie mit Händen greifen kan. Hr. F. hat darum gemeint, die Wachteln für die Israeliten in der Bibel seyn doch Wachteln gewesen. Die fliegende Fische fliegen niedrig über dem Wasser, und nur höchstens 100 Schrit weit. -- Was Hr. N. von den besondern Ländern Arabiens sagt, ist keines Auszugs fähig. Was davon für die Erdbeschreibung brauchbar ist, hat Hr. Büsching schon in der zweiten Auflage seiner Beschrei-

schreibung von Asien mit der Prüfung, der man sich bei ihm zu versehen hat, genutzt. Das einzige merken wir hier von S. 426 noch an, daß die Ebbe und die Fluth auf dem arabischen Meerbusen regelmäßig ist, und immer später eintrit, je weiter man sich von Babelmandel entfernt. Unter den Kupfern ist eine neue Charte von Jemen.

IX.

Neue Einrichtung der Luftpumpe, angegeben und beschrieben von Christian Leiste, Conrector am Wolfenbüttelschen Gymnasio. Mit einem Kupfer. Wolfenb. bei den Gebrüdern Meißners, 1772.

Unter diesem Titel ist nunmehr diejenige Abhandlung in den Buchläden zu bekommen, die im August dieses Jahrs als eine Einladungsschrift zu einer auf dem Wolfenbüttelschen Gymnasio gehaltenen Redeübung, von einem sehr geschickten Schulmanne, Herrn Leiste. Die Luftpumpe, welche darin beschrieben wird, hat eine große Aehnlichkeit mit der Smeatonschen. Der Cylinder ist mit einem Deckel und Bodenstück verschlossen, und enthält, wie jener, bei dem Auspumpen nur eine verdünte Luft. Zu diesem Zweck geht die Cylindrische Kolbenstange durch eine Büchse des Deckels, darin lederne Scheiben, und an beiden

Seiten

Seiten derselben zu äußerst zwei geformte Leder gelegt sind, welche an die Kolbenstange anschließen, und verhindern, daß bei der Bewegung des Kolbens, die vermittelst der Stangenwinde bewerkstelliget wird, keine Luft dazwischen herdurch kommen kan. Deckel und Boden sind mit bloßen Ventils versehen, die eine nach Smeatons Art erweiterte, und mit einem Gitter oder Kreuz versehene Oefnung verschließen; doch werden sie auf eine andere Art befestigt. Nemlich die vier Spizen eines solchen Ventils werden vermittelst eines Ringes in einer Vertiefung, darin er nach seiner Höhe und Breite genau paßt, fest angedrückt, indem drei versenkte Schrauben mit ihren Köpfen den äußersten Umfang desselben fassen und anziehen. Auch der Smeatonsche Hahn, durch dessen Stellung die Luft im Recipienten kan verdichtet oder verdünnet werden, imgleichen eine ähnliche Vorrichtung am obern Boden des auf drei Säulen ruhenden Gestels, wodurch die Recipienten auf dem Teller fest geschraubt werden können, ist an derselben angebracht.

Dennoch aber ist sie in wesentlichen Stücken von derselben verschieden. Der Kolben hat kein Ventil; stat dessen aber sind sowol am Deckel als auch am Bodenstück zwei Ventile angebracht, davon eins die Luft in den Cylinder hinein, das andere aber dieselbe wieder heraus läßt, und zwar jedes durch eine Röhre, die mit dem vorhin gedachten Hahn Verbindung hat. Durch diese Einrichtung ist der einfache Stiefel gleichsam in einen doppelten verwandelt, indem die Luft im Recipienten sowol bei dem Hinauf- als Herunterwinden verdichtet oder verdünnet wird.

Sie

Sie pumpt also ohngefehr noch einmahl so geschwind, als die neue englische Luftpumpe. Dabei verdünnet sie die Luft zu einem sehr hohen Grade. Aus einer sorgfältigen Berechnung der Zwischenräume, welche bei dem Auf- und Niederwinden des Kolbens zwischen demselben und dem Deckel und Boden übrig bleiben, und dem Verhältnis derselben gegen den Raum des Cylinders wird gefunden, daß die Luft mit derselben 5458 mahl verdünnet werden könne. Ja man kan darin noch weiter gehen, wenn man auf den oftgedachten Hahn noch ein Ventil schraubt, welches der Verfasser eine Mund-Luft-Pumpe nennet, weil man vermittelst desselben mit dem Munde die Luft in einem Gefäs verdünnen oder verdichten, und auf die wohlfeilste Art die vornehmsten Versuche, die wenigstens zum ersten Unterricht hinreichend seyn könten, damit machen kan. Mit Hülfe dieses Ventils könte die Luft im Recipienten 8187 mahl verdünnet werden, wofern anders der Widerstand der bloßen Ventile im Cylinder solches litte. Endlich ist auch der Smeatonsche Elasticitätszeiger verbessert, der kürzere Schenkel dieser gläsernen mit Quecksilber versehenen Röhre hat noch die völlige Barometerlänge, und anstat daß er bei der Smeatonschen zugeschmolzen ist, befindet sich an diesem ein Hahn, wodurch die Luft in diesem Schenkel allemal mit der äußern Verbindung bekommen kan, und also mit derselben einerlei Wärme und Federkraft hat. Wie erheblich diese Verbesserung sey, wenn man anders eine auch nur etwas genaue Bestimmung des Grades, um welchen die Luft verdünnet oder verdichtet ist, verlanget, ergiebt sich aus

aus der in der Abhandlung beigebrachten Berechnung auf das deutlichste.

In dieser nun ist eine kurze Geschichte aller Luftpumpen vorangeschickt, und eine Vergleichung derselben unter einander angestellet. Besonders ist die Smeatonsche mit der gegenwärtigen verglichen; in welcher Absicht auch unter den Formeln, dadurch man die Anzahl der Kolbenzüge für einen gewissen Grad der Verdichtung oder Verdünnung bei dieser Luftpumpe bestimmen kan, diejenigen, welche für die Grade der Auspumpung gehören, nachher noch besonders für die Smeatonsche eingerichtet sind. Auch hat der Herr Verfasser nicht vergessen, die nöthige Abmessung aller Theile, und ihre mechanische Anordnung, imgleichen die Größe der Friction an dem Kolben und der Kolbenstange sorgfältig anzugeben. Es sind also bis jetzt die Nolletsche und diese neue Luftpumpe noch die einzigen, davon alle zur Berechnung des gesamten Effects einer solchen Maschine nöthigen Angaben bekant sind.

Eine schöne Kupfertafel erläutert die vorgetragenen Rechnungen. Im letzten Paragrapho erinnert der Herr Verfasser, daß von dieser Einrichtung der Luftpumpe ein Gebrauch bei Feuersprützen gemacht werden könne. Wie sehr wünschen wir, daß der gelehrte Herr Leist dies in einer besondern Schrift zum Besten der Welt bald abhandeln möge?

X.

Johan Balthasar Kölbele kleiner Versuch über die Wunder nach Houttevillischem und Bonnettischem und Hollmännischem Leitfaden, mit einigen Zusätzen über die Mendelssohnische und Kölbelische Religionsstreitigkeit. Frankfurt am Mayn, 1772. 285 S. in 8.

Wenn wir die häufigen Ausfälle des Verfassers auf die von ihm sogenanten Modetheologen, seine mehrmals geäußerte Verachtung der Metaphysik, und seine große Geneigtheit, Uebernatürliches zu erkennen und zu erwarten, übersehen; so enthält diese Schrift viel Gutes und Gründliches: und so weit Gutes und Gründliches, als er selbst, ohne es zu wissen und zu wollen, Metaphysiker ist. Der Hauptinhalt derselben besteht in einer Prüfung und Widerlegung der Hypothese, daß die Wunderwerke in die Reihe der Naturbegebenheiten gehören, und blos durch gewisse von GOtt gleich im Anfange dazu angelegte Naturkräfte zu einer bestimten Zeit zur Bestätigung einer von ihm ertheilten Offenbarung hervorgebracht werden. Houtteville bedient sich derselben, um den Einwurf des Spinoza zu widerlegen, daß die Folge der natürlichen Begebenheiten in der Welt nothwendig, und daher keine übernatürliche in derselben möglich sey. Zuverlässig bedurfte es zu dem Ende der Hypothe-

se

sen nicht: wie wenn die Wunder selbst Naturbegebenheiten sind? Der Einwurf des Spinoza war eine Folge seines Grundirrthums, daß die Welt ein nothwendiges Ding sey: und er fält daher mit demselben zugleich hinweg. Hätte er ihn auch im Ernst auf die Unveränderlichkeit der göttlichen Rathschlüsse gegründet: so wäre ihm der Beweis abzufordern gewesen, daß GOtt keine andere als natürliche Begebenheiten in der Welt beschlossen habe, und daß nicht übernatürliche mit in den Rathschlus GOttes über die Welt gehören könten. Baumgarten unterscheidet in seiner Metaphysik vortreflich die Ordnung der Welt und die Ordnung der Natur in der Welt: das Beste in der Welt und das Beste in der Natur. Dieser Unterschied scheint dem Herrn Kölbele nicht bekant gewesen zu seyn: wenigstens hat er ihn nicht gebraucht. Aber damit verschwindet der ganze Einwurf, daß es der Weisheit GOttes und der Unveränderlichkeit seiner Rathschlüsse widerspreche, daß er die von ihm selbst festgesetzte Ordnung in der Welt durch Wunder unterbrechen solte. Die Ordnung in der Welt ist der Inbegrif von allem, was in derselben nach und neben einander seyn solte: und davon können die Wunder offenbar ein Theil gewesen seyn. Und wenn mehr Ordnung in die Welt kam, wenn auch Wunder, als wenn lauter natürliche Begebenheiten, in dieselbe kamen; so war es der höchsten Weisheit gemäs, solche in dieselbe aufzunehmen.

Herr Bonnet scheint nicht eigentlich sein Absehen auf den Spinoza gehabt; sondern sich durch die Sache selbst bestimt befunden zu haben, die Wunder

für ungewöhnliche Naturbegebenheiten zu erklären, die gerade zu der Zeit erfolgen, da jemand seine Sendung erweisen sol. Er hält es für ein kürzeres und daher der göttlichen Weisheit gemäßeres Mittel, wenn GOtt seine Absichten in der Welt sämtlich durch die Naturen in der Welt ausführt: und beruft sich hiernächst auf die Möglichkeit verborgener und nur selten wirksamer Kräfte in der Natur, welche dergleichen außerordentliche uns als übernatürlich erscheinende Wirkungen hervorbringen können, und auf unsere eingeschränkte Erkentnis von den Kräften der Natur. Herr Kölbele läugnet hierauf zuförderst, daß GOtt nach seiner Weisheit nothwendig den kürzesten Weg gehen müsse: und glaubt mit Beispielen aus der Natur zu zeigen, daß GOtt oft gegenseitig handele. Allein mit mehrerm Erfolge läugnet er, daß eine solche von welkem her in der Natur gemachte Anlage zu einem Wunder kürzer sey, als eine unmittelbare göttliche Dazwischenkunft. Und dies ist es auch vornemlich, was der bestrittenen Hypothese alle Wahrscheinlichkeit benimt. Man nehme ein auf diese Weise noch am leichtesten zu bewirkendes Wunder, und denke nach, was und wie viel GOtt zur Darstellung und Erreichung seiner Absicht mit demselben müste veranstaltet haben. Man setze, daß also ein Blinder zur Bestätigung einer Offenbarung sehend werden solte. Nun thue eine gewisse verborgene natürliche Ursach gerade zu der Zeit ihre Wirkung, etwa den verstopften Sehnerven zu eröfnen. War denn dazu nicht etwas besonders nöthig, daß sie solche eben itzt, und weder eher noch später that? Und wie viel zu gleicher Zeit in dem Wunderthäter!

Ent-

Entweder ihm widerfuhr auch eben jetzt die Offenbarung: und die sol doch auch eine Naturbegebenheit seyn. Folglich musten, wie Herr Bonnet es vorstelt, seine Gehirnfiebern so eingerichtet seyn, daß sie eben jetzt zu der Zeit, da die Veränderung in dem Sehnerven des Blinden vorgeht, in ihm die mitzutheilende Erkentnis hervorbringen: und neben derselben das Urtheil, daß diese Erkentnis von GOtt sey, und GOtt die Mittheilung derselben wolle: und weiter die Versicherung, daß eine außerordentliche Naturbegebenheit sogleich zur Bestätigung derselben erfolgen werde. Oder er hatte die Offenbarung vorhin, und er trägt sie nun jetzt vor: so mus doch eben jetzt zu gleicher Zeit die Erschütterung in seinem Gehirn erfolgen, durch *welche* er natürlich zu der Erkentnis gelangt, daß *jetzt* ein Blinder werde sehend werden, und er sich daher dessen zu einer Bestätigung seiner vorzutragenden Offenbarung bedienen könne. Die Weitläuftigkeit ist augenscheinlich. Auf den andern Punct, daß es gar wohl verborgene Naturkräfte geben könne, vermittelst welcher eine außerordentliche als übernatürlich erscheinende Begebenheit hervorgebracht werden könne, könte nun wol vielmehr gesagt werden, als Herr K. darauf gesagt hat: und es wird darauf auch überal, wo diese Ausflucht der Deisten widerlegt wird, wirklich mehr gesagt. Allein er widerlegt ihn doch hinlänglich mit der Beschaffenheit vieler in der Schrift erzählten Wunder. Er begehrt erklärt zu sehen, wie das Wunder der Empfängnis Christi also natürlich mit Hülfe eines vom Anfange vorhandenen und fortgepflanzten Keimes erfolgen könne: wie also Reden und Stimmen

in der Luft z. E. auf Sinai: und Engelerscheinungen werden können. Und er zeigt insonderheit, wie unwahrscheinlich es sey, daß durch eine gewisse Erschütterung der Gehirnfiebern göttliche Rathschlüsse und künftige zufällige Begebenheiten entdeckt worden seyn solten. Es scheint uns nicht, daß die Houttevillische und Bonnettische Theorie von den Wundern weiterer Widerlegung bedürfe: und wir besorgen nicht, daß sie die gewöhnliche verdrengen werde. Um eine Unwahrscheinlichkeit bei den Wundern hinweg zu nehmen, wird eine weit größere über dieselben verbreitet. Wir bemerken daher nur noch blos, daß solche diesen gelehrten Männern gar nicht eigen ist. Wir erinnern uns, in einer deutschen Schrift die göttliche Eingebung der heiligen Schrift, oder vielmehr des gesamten geoffenbarten Lehrbegrifs, dahin erklärt gelesen zu haben, daß gewisse Personen nach und nach natürlich gewisse Einsichten und Aufschlüsse bekommen haben, aus deren Zusammensetzung der geoffenbarte Lehrbegrif und die heilige Schrift erwachsen sey. Damit man wenigstens das Offenbarungswunder weggenommen und in eine natürliche Begebenheit verwandelt. Und brauchte es denn viel, mit den Bestätigungswundern dasselbe zu thun?

Herr K. liefert hierauf einen Auszug aus einer vom Prof. Hollmann bereits vor 40 Jahren herausgegebenen Abhandlung von den Wundern, die den Beifal verdient, mit welchem er sie anführt. Es betrift solche vornemlich theils den Begrif, theils die Kenzeichen eines Wunders. In Ansehung des erstern verwirft Hollmann mit Recht die Erklärung, daß es

eine

eine Begebenheit sey, die durch keine Kräfte der Natur habe gewirkt werden können: und erklärt dagegen ein Wunder durch eine übernatürliche Begebenheit. Dieselbe Erklärung giebt auch Baumgarten, der nur noch das Merkmal einer außerordentlichen Begebenheit hinzusetzt. Und wenn der Umsturz der Mauern zu Jericho auch durch natürliche Ursachen hätte bewirkt werden können; so war es doch ein Wunder, weil es nicht wirklich natürlich bewirkt worden war. Damit aber entsteht nun freilich eine vergrößerte Nothwendigkeit, Kenzeichen zu haben, ob eine Begebenheit natürlich oder übernatürlich erfolgt sey. Herr Hollmann nent derselben zwei: die bekanten persönlichen Umstände des Wunderthäters, und den Zweck des von ihm verrichteten Wunders. Und diese sind auch hinlänglich. Er rechnet zu den erstern, wenn von demselben nicht vermuthet werden könne, daß er gewisse Geheimnisse der Natur oder Kunst besessen habe. Es gehört dahin auch sein Character, wenn nach denselben unwahrscheinlich wird, daß er natürliche Begebenheiten für Wunder ausgegeben haben solte. Und wir haben dahin überhaupt zu rechnen, wenn in den Umständen oder umstehenden Dingen eines Wunders nichts zu entdecken ist, das eine natürliche Ursach desselben geworden seyn könte. In der Natur geschieht kein Sprung: und was daher keine nächste natürliche Ursach in der Welt hat, das kan auch keine entferntere in derselben haben. Bei dem Zwecke eines Wunders kömt es vornemlich auf die mit demselben bestätigte Lehre an: und da kömt Herr K. auf die Regel, daß die Lehre durch die Wunder und die Wunder durch die Lehre geprüft wer-

werden müsse. Er behauptet und vertheidigt diese Regel gegen den Vorwurf des Cirkels. Aber gegen das Merkmal einer wahren Lehre, daß sie dergleichen sey, wenn sie mit vorhin durch Wunder bestätigten Lehren übereinstimme, könte verschiedenes eingewandt werden. So würde doch wenigstens das erste Wunder nicht haben durch die Lehre geprüft werden können. Unserm Urtheil nach kömt es nur darauf an, ob es eine der Vernunft nicht widersprechende und dabei zur Ehre GOttes wirklich nützliche Lehre sey. Denn, wenn nun in den Umständen oder umstehenden Dingen einer gewissen Wirkung keine sichtbare natürliche Ursach derselben anzutreffen ist; so müssen wir eine unsichtbare annehmen: und zwar, weil die Wirkung eben jetzt auf Verlangen des Wunderthäters erfolgt, eine davon unterrichtete verständige Ursache. Folglich irgend eine Geisterkraft. Und das könte nun doch kein böser Geist seyn: weil derselbe keine zur Ehre GOttes nützliche Lehre bestätigen und also befördern würde. Aber ein guter Geist kan nicht zur Bestätigung eines Betruges handeln. Und wenn daher der Wunderthäter versichert, daß die Wirkung ein Wunder sey: so ist sie dergleichen auch wirklich.

Herr Hollmann hat dabei theils seine Gedanken über die Frage eröfnet: ob nach einem geschehenen Wunder ein neues Wunder zur Wiederherstellung der Ordnung in der Welt nöthig sey, theils über die Fortdauer der Wunder. Herr K. äußert bei der leztern eine große Neigung, solche mit dem Herrn Lavater zu bejahen, und stelt die Bekehrung als ein wahres Wunder vor. Die erstere Frage verneint er mit Recht,

ver-

versteht aber Wolfen sehr unrecht. Die Frage ist blos, ob ein neues Wunder nöthig sey, um alles wieder in den Zustand zu setzen, wie es gewesen seyn würde, wenn das Wunder nicht geschehen wäre. Wolf vergleicht ein Wunder mit der Rückung eines Zeigers an der Uhr. Nun sind ohnläugbar die Folgen beständig anders, als wenn er nicht gerückt worden wäre, es wäre denn, daß er wieder in die vorige Stelle gerückt würde. Wenn Herr K. das bemerkt hätte: so würde er die bekanten Spöttereien über den Saz, daß die Welt anders ist, so bald nur ein Theil derselben anders ist, nicht erneuert haben. Bis zum Ekel ist der Unterschied zwischen den beiden Sätzen gezeigt und dargelegt worden, alles in der Welt wird anders, und es wird eine andere Welt. Es scheint ihm überhaupt die Wolfische Philosophie nicht wohl bekant zu seyn. Sonst würde er Leibnitzen und Wolfen mit mehr Bescheidenheit behandeln.

Das übrige in dem Tractätchen sind zehen Zusätze, welche nicht zum Inhalte gehören, sondern die bekanten beiden Schreiben des Herrn Verfassers an den Herrn Mendelssohn betreffen. Wir wollen sie doch anzeigen:

1) Geist der heutigen Gelehrten. Eine Samlung harter und liebloser Urtheile, deren sich der Verfasser nicht theilhaftig machen solte.

2) Schicksale des Eisenmengers und seines Werkes. Wir haben darin nichts uns unbekantes gefunden.

3) Warheit des Christenthums, aus den Schriften und Lehren der Juden; Geist des Raymundus Martini, und wie man am sichersten mit den Juden

fechtet. Es werden verschiedene Methoden die Juden zu überzeugen mit Recht verworfen. Wir vermissen dabei die wahre, die nach unserer Einsicht keine andere ist, als daß man den Juden von der Warheit der evangelischen Geschichte überführe.

4) Ueber die göttingische Beurtheilung meines zweiten Schreibens an Herrn Mendelssohn in einem Briefe an Herrn D. Leß. Enthält eine Vertheidigung der Meinung des Verfassers von der Sonnenfinsternis bei der Kreuzigung Christi.

5) Warum sich die Juden nach dem Urtheile ihres Orobius von der Warheit des Evangeliums *nicht* so leicht überführen lassen, als andere Völker. Orobius leitet die Sachen daher, daß andere Völker nicht wie die Juden eine ihnen von GOtt überlieferte und mit Wundern bestätigte Lehre hätten, deren durch das Christenthum geschehende Aufhebung sie von dem Beifal abhalten müste. Der V. widerlegt diesen Vorwurf sehr gut.

6) Etwas weniges über das Toledoth.

7) Unterschied zwischen den Zeugnissen der Auswärtigen vor die gute Sache der Christen, wie sie bei Herrn Bonnet, und wie sie in meinem zweiten Schreiben an Herrn Mendelssohn vorkommen.

8) Versuch einer Paraphrase über das Zeugnis des Josephus von Christo. Herr K. glaubt, es seiner Unwarscheinlichkeit zu entreißen, wenn er den Josephus zu einem Gnostiker macht. Schwerlich wird er damit Beifal erhalten.

9) Ueber die neue zürichische Judenbekehrung.

10) Glaubensbekentnis des Verfassers.

Solte es demselben gefallen, mehr Mäßigung bei Beurtheilung abweichender Meinungen zu üben: so werden wir, da es ihm nicht an Belesenheit und Scharfsinnigkeit fehlt, gern die Gedanken desselben über mehr theologische Gegenstände lesen. Und sie destomehr gern lesen, da er kein Theologe von Profession ist, und also von dieser Seite keine Hindernisse hat, nach seiner besten Einsicht zu reden.

XI.

Introductio in Linguam Graecam, Auctore J. Ern. Imm. Walchio, Cons. Aul. Saxo-Vin. & Isen. Eloq. & Poes. P. P. O. Editio secunda auctior. Jenae sumtibus viduae J. R. Croeckeri. cIↃ IↃCCLXXII. 8. m. pag. 178.

Herr Walch hat schon im J. 1762 diese Einleitung in die griechische Sprache herausgegeben, oder eigentlich diese Einleitung in die Litterärhistorie der griechischen Sprache. Er theilt sein Buch in zwei Abschnitte ab, in den theoretischen und in den practischen Theil. In jenem handelt er 1) von der griechischen Sprache überhaupt, 2) von den Quellen der griechischen Sprache, 3) von den Hülfsmitteln der griechischen Sprache. In diesem 1) von der Methode, die griechische Sprache zu lernen, 2) von der Art, die griechischen Schriftsteller zu lesen und nachzuahmen.

Zu Vorlesungen dünkt uns das Werkchen des Hrn. W. noch bequemer, als Simonis ähnliche Arbeit. -- Doch wir haben hier nichts von dem Buche selbst, sondern nur von seiner zweiten Ausgabe zu sagen.

Vermehrt haben wir es hauptsächlich gefunden in dem zweiten Kap. des I. Theils, und in dem zweiten Kap. des II. Th. Auch ist ein doppelter Index der Autoren hinzugekommen. Der eine, wo sie nach der Chronologie, der andere, wo sie nach dem Inhalt ihrer Schriften geordnet sind. Auch hat der Herr Verf. durch das ganze Büchelgen beigefügt und supplirt, was etwan in der ersten Ausgabe zurückgeblieben oder in diesem Fache erschienen ist. Ob alles? -- das ist von einem Menschen in einer solchen Arbeit nicht zu erwarten. Genug, daß das nöthigste und vornehmste nicht fehlt.

Nur noch einige Erinnerungen wollen wir beifügen, die etwan bei der dritten Ausgabe dieser Schrift genutzt werden können, wenn Hr. W. die Anmerkungen des Rec. etwa gegründet finden solte.

S. 5. die Eintheilung der Schriftsteller in aetatem auream, argenteam u. s. w. gefält uns überhaupt nicht. Sie ist ganz unphilosophisch. Wenn es weiter nichts ist, so wird hier Homer, Aeschines, Lycurg, Aristoteles und andere in eine Klasse geworfen, die doch so weit von einander entfernt sind, und dann von allen diesen einerlei Character gezeichnet, da doch jeder seinen Indivedualcharacter hat. Hr. W. sagt: Hinc aureo L. Gr. seculo nihil vel ad copiam & ubertatem, vel ad elegantiam & ornatum, vel ad splendorem & majestatem, vel ad reliquas virtutes

tes deesse passa est praestantissimorum ingeniorum industria. Algemeine Züge, die zu wenig bestimt sind!

S. 18. von Hrn. W. hätten wir nicht erwartet, daß er vom Homer sagte: exposuit *historiam* belli Trojani, wenn ihn gleich Horaz Trojani belli scriptorem nent. Ferner solte H. Absicht gewesen seyn, ut (in Jliade) in urbium rerumque publicarum Graeciae concordia verum perpetuae felicitatis praesidium positum esse, simul doceat. Dies ist wider allen Begrif, den man sich von den Zeiten H. machen mus. Hätte er dies gewolt, so würde er eher seine Absicht erreicht haben, wenn er die Belagerung Thebens besungen hätte. -- Lectores *delicatiores*, die epithetis *otiosis* ac *digressionibus* minus accommodatis ac tempestivis offendirt werden, darf und mus H. nicht haben. Und daß die leztern ihm wären vorgeworfen worden, haben wir noch nicht gehört noch gelesen. -- Ueberhaupt, was Hr. W. vom H. sagt, wird dem jungen Leser keinen rechten Begrif von dem Genie des H. beibringen. Hierüber hat Herr Prof. Seybold in Jena in einem ganz kleinen Sendschreiben den Jünglingen viel schönes und das nüzlichste gesagt.

S. 24. den angeblichen Pythagoras hätten wir nicht unter den script. Gr. aurei seculi gesucht.

S. 161. lautet der X. §. so: Vtrum etiam, quemadmodum in Latinis, sic & in Graecis litteris curatius discendis necesse sit, ut mentis nostrae sensu Graece exprimendi facultatem nobis comparemus, *haud immerito quaeritur*. (O nein! immerito quaeritur! die Frage ist ausgemacht, daß un-

ser

ser Griechischschreiben, oder gar Griechischreden, nichts taugt. Was quält man die jungen Leute mit einer so unnützlichen Arbeit? Und vollends gar hebräisch! und syrisch! und arabisch! wie wir wissen, daß es in einigen Ländern noch Mode ist.) Talis exercitatio, etsi Gr. L. hodie neque ad scribendi neque ad loquendi usum transfertur, cum *magna* tamen *utilitate* est conjuncta, modo ita instituatur, ut, praeter vocabulorum & phrasium copiam, verae hujus L. in constructione & compositione indolis & naturae primaria ratio habeatur! -- Und das möchte nun freilich das schwerste seyn, und das seyn, was die wenigsten Schulmänner können! (Man sehe Ernestis Vorr. zu der N. Aufl. von Hederichs Gr. Lex.)

S. 165. Auch gefält uns nicht die Ordnung, in der man die griechischen Schriftsteller lesen kan. Zuerst, sagt Hr. W., lese der Jüngling den Aelian, Herodian, alsdann den Lucian, hierauf des Theophrasts Charactere, von Dichtern den Hesiodus! hierauf §. VIII. S. 167. von Historikern den Polybius, den Arrian, den Xenophon, den Thucydides; von Rednern, den Demosthenes; von Briefschreibern, den Themistokles und Libanius; von Dichtern, den Homer, Sophokles und Aristophanes. In die dritte Klasse §. IX. setzt er die übrigen. Wir denken, daß -- wenn je eine Ordnung gehalten werden kan -- man lieber nach der Chronologie als nach dem Inhalt der Schriften liest. So kan man sich eher eine philosophische Geschichte der griechischen Sprache entwerfen! -- Doch, der Raum hier ist zu enge, über die Materie zu

sagen,

sagen, was davon zu sagen ist. Solche Vorschriften und Anweisungen sind zu sehr à la Heineccius gemacht.

S. 171. aus dem Catalogus der besten Ausgaben würden wir die Ausgabe des Barnes vom Anacreon und Euripides ganz ausmerzen. Barnes hat in der That nichts gethan, das sehr gerühmt, und besonders unter das beste gesetzt zu werden verdiente. Vergessen ist der Orpheus von Gesner.

Dergleichen Berichtigungen, Zusätze u. s. w. halten wir für nöthig bei einem litterarischen Buche.. Deswegen haben wir hier einige gemacht.

XII.

De Barangis in aula Byzantina militantibus. Halae, 1771. 33 S. 4.

Herr Penzel, welcher diese Probeschrift unter dem Vorsitz des sel. Kloz vertheidigt hat, beweiset in derselben, daß die berühmten Baranger oder Waranger, welche die Leibwache der Constantinopolitanischen Kaiser ausmachten, in den Provinzen Dienste leisteten, auch von den byzantinischen Magnaten gebraucht wurden, einerlei mit den in der Russischen Geschichte bekanten Waregern, Warjagern, seyen. Er meint, sie haben ihren Namen von ihrem Vaterlande Waregien, worunter er Schweden versteht, welches noch heut zu Tage Sverige von den Einwohnern genant

genant wird, und woraus die Russen, weil sie zwei Consonanten zugleich nicht aussprechen könten, Verige gemacht hätten. Hierinnen irret der Verfasser. Die Russen können wol zwei mit einander verbundene Consonanten aussprechen, und haben viel dergleichen Worte in ihrer Sprache, welche nicht nur mit zwei, sondern mit drei Consonanten anfangen. Auch glauben wir, daß man mit Unrecht die Wareger, oder wie sie im südlichern Europa heißen, die Normänner, allein aus Schweden herleite. Sie bestanden aus Schweden, Dänen und Norwegern. Was der Verf. S. 5. und folg. vom Ursprunge der nordischen Völker sagt, zeugt von vieler Belesenheit in diesem Theil der Geschichte, und hat uns sehr gefallen. Nur befremdet es uns, daß er hiebei nicht den IIten Band der Samlung Russischer Geschichte genußt hat, wo von S. 36 an weitläuftig von alten asowschen und krimmischen Begebenheiten gehandelt, und ebenfals, wie vom Hrn. P. geschiehet, erwiesen wird, daß Asow mit dem Tanais der Griechen höchst warscheinlich einerlei sey, ungeachtet Chardin dieses nicht zugeben wil. S. 5. in der Anmerk. 4. sagt Hr. P. unrichtig, daß grod im Slavonischen ein Schlos oder Stadt bedeute. Im Slavonischen und heutigen Russischen heißt eine Stadt Gorod. Abgekürzt spricht man wol Grod oder Grad; es bleibt aber immer ein Fehler. Man sol Nowgorod, Archangelgorod u. s. w. schreiben, nicht Novogrod ꝛc. wie viele thun. S. 22 bis 24. werden die Functionen der Baranger angegeben. Die ganze Schrift verdient gelesen zu werden, und macht ihrem Verfasser Ehre.

XIII.

Ueber die Hyperboreer. Ein' Abhandlung. Halle, bei Hendel, 1771. 16 S. in 4.

Der Verfasser dieser mit vieler Einsicht geschriebenen gegen den Petersburgischen Professor Hrn. Fischer gerichteten Abhandlung ist der eben erwähnte Hr. Magister Penzel. Hr. Schlözer gab 1770 unter dem Titel: Fischeri Quaestiones Petropolitanae, vier (nicht fünfe, wie in Hrn. Penzels Schrift durch einen Druckfehler steht) kleine Abhandlungen des Hrn. Fischers heraus, welche eine Zeitlang viel Aufsehen machten. Sie handeln: von dem Ursprunge der Ungarn; vom Ursprunge der Tartaren, und von den alten Mogoln und ihrer Sprache; von den verschiedenen Namen des Tschinesischen Reichs, und den Titeln der dasigen Kaiser; von den Hyperboreern.

Von den beiden ersten insonderheit wurde so viel Aufhebens gemacht, daß einige Journalisten so gar ausriefen: Hier ist mehr als Deguignes! Wir wunderten uns damals schon über dergleichen übereilte Urtheile, und freuen uns daher, daß Hr. P. es in gegenwärtiger Schrift über sich genommen hat, sehr überzeugend zu beweisen, daß von jenen Quaestionibus des Hrn. Fischers ohne Grund so viel Wesens gemacht worden. Seine Abhandlung ist eigentlich eine Widerlegung der letzten von den angeführten Fischeri-

schen Schriften. Vorläufig aber macht er auch einige Anmerkungen über die erste derselben. Er giebt zu, was Hr. Fischer gründlich erweiset, daß Hunnen und Uguren zwo verschiedene Völkerschaften gewesen, zeigt aber, daß diese van einigen Journalisten so gepriesene und als neu ausgeschrieene Meinung nichts weniger als neu sey, sondern sich schon in dem ältesten Schriftsteller über diese Materie, in Miechovii Sarmat. Asiat. befinde. Hr. P. beweiset ferner, daß Hr. Fischer falsch geschlossen habe, wenn er daraus, daß Hunnen und Uguren zwei Völker waren, folgert, daß sie nun auch ihrem Ursprunge nach ganz von einander unterschieden gewesen wären. Fischer stützt diese Meinung auf die Verschiedenheit ihrer Sprache; aber es ist lächerlich, wie sein Gegner mit Recht behauptet, wenn er diese Verschiedenheit der Sprache durch des Rubruquis Zeugnis beweisen wil. Er selbst giebt zu, die Uguren wären dem Geschlecht nach Türken gewesen; nun waren aber die Hunnen ebenfals ein Türkisches Volk, so sehr sich auch Hr. Fischer dieses zu läugnen bemühet. Der Verf. erweiset dieses mit dem Theophylactus Simocatta, welcher ausdrücklich sagt, die Persischen Geschichtschreiber versicherten, daß die Hunnen Türken wären. Recht glücklich und überzeugend wirft Hr. P. die Fischerische Meinung von den Hyperboreern übern Haufen. Fischer setzt die Hyperboreer um den Hierasus, Tyras, Hypanis und Borysthenes, d. i. um den Pruth, Dnest'r, Bug und Dnep'r. Freret hatte schon eben so gedacht; beide irren. Hr. P. zeigt durch eine richtige mit vieler Gelehrsamkeit abgefaßte Erklärung der Nachrichten Herodots,

bots, daß diese sogenanten Hyperboreer in der heutigen Bucharey oder gar in Thibet gewohnt haben. Die ganze Beschreibung derselben paßt auf diese Erklärung sehr gut. Auch selbst der Name dieser Leute wird durch diese Meinung sehr erklärlich. Der Weg von Griechenland bis zum Don und von da bis Astrachan gieng durch lauter kalte Gegenden; wenn man sich aber von dort nicht weiter nordlich, sondern südost wendet, so kam man in einen gemilderten Himmelsstrich. Es war also natürlich, die Leute, so in diesen Gegenden wohnten, Ueber-Nord-Länder zu nennen, da man, um zu ihnen zu kommen, über den Nord reisen muste.

Hier und da scheint uns doch der Etymologie, *auf gut* Rudbeckisch, zu viel eingeräumt -- der Styl *ist bisweilen affectirt.* Indessen thut dieses dem Wehrte dieser lesenswürdigen Schrift, überhaupt betrachtet, keinen sonderlichen Abbruch.

XIV.

Neu verändertes Rußland, oder Leben Catharinä der zweiten, Kaiserin von Rußland. Aus authentischen Nachrichten beschrieben. Zweiter Theil. Riga und Leipzig bei Hartknoch, 1772. 8. 1 Alphab. 8⅛ Bogen und 6 Bl. Vorrede.

Der Wehrt dieses Werks, welches wir dem Fleiße eines

eines unsrer berühmten Geschichtschreiber zu verdanken haben, ist längst entschieden. Jedem, der sich eine genaue Kentnis der Verfassung Rußlandes erwerben wil, ist es so, wie dem künftigen Biographen der grossen Catharina, unentbehrlich. Wir zeigen hier den Inhalt dieses zweiten Theils an: I. Errichtung des kaiserlichen Kinderhauses und Accouchierhospitals für arme Wöchnerinnen in der Hauptstadt Moscau den 1 Sept. 1763. II. Algemeiner Erziehungsplan, von der Kaiserin bestätigt den 12 März 1764. III. Errichtung der kaiserlichen Tutelkanzlei den 22 Jul. 1763. IV. Tabacksplantagen in Klein-Rußland. V. Gegen die Bestechungen und Gelderpressungen. VI. Etat des neu errichteten Gouvernements Neu-Rußland. VII. Krönungsgeschichte der Kaiserin Catharina II. VIII. Errichtung des neuen Russischen Militärordens St. Georgii den 26 November 1769. Dieses hatten wir schon in des Braunschweigischen Professors Schmidts Beiträgen zur Kentnis der Staatsverfassung von Rußland gelesen, wiewol nach einer andern Uebersetzung. Daselbst befindet sich auch ein Verzeichnis der Ritter dieses Ordens, welches hier fehlet. IX. Titulatur der jetzigen Kaiserin, verordnet 1762. X. Münzoperationen im December 1763. Die S. 234 befindlichen Kupferstiche von den Russischen gangbaren Gold- und Silbermünzen hätten immer wegbleiben können, da diese Münzen bekant und häufig genug sind. Mit gleichem Rechte hätten ja alle Russische gangbare Münzen, auch die kupfernen, abgedruckt werden können. Merkwürdiger sind die S. 236 gestochenen Sibirischen Münzen, weil man diese bei uns

nicht

nicht so leicht zu sehen bekommen kan. XI. Actenmäßiger Bericht von dem Aufruhr des Mirowicz 1764. XII. Fortsetzung der Actenschriften, die errichtete Gesetzcommission betreffend. XIII. Stiftung des medicinischen Reichscollegii in St. Petersburg 1763.

Der Anhang liefert den Etat von Rußland beim Anfang des J. 1770. Dieses ist freilich, wie der Herausgeber selbst sagt, weiter nichts, als ein Russischer Adreßcalender, aber dennoch dem Statisten nützlich. Hieher gehörte es doch eigentlich nicht, da man den Russischen Staatscalender besonders haben kan. Sol der Nutzen, welcher hiedurch erhalten wird, von Dauer seyn: so mus man, weil fast in jedem Jahre nicht nur mit den Personen, die Bedienungen bekleiden, sondern auch andre Veränderungen vorgehen, den Adreßcalender von jedem Jahre haben, und daher würde man oft einen solchen starken Anhang, wie bei diesem Theile, gewärtigen müssen.

Wir finden hier S. 493 Irkutsk als ein besonderes Gouvernement angegeben, und erinnern uns, in irgend einem Journale gelesen zu haben, daß man einem gewissen Schriftsteller auf eine empfindliche Weise vorwarf, daß er dieses Gouvernement bei der Eintheilung Rußlands ausgelassen habe.

Daß der Herausgeber in diesem Theile die Actenstücke nicht auszugsweise, sondern in extenso geliefert hat, ist uns sehr angenehm gewesen, und wir wünschen, daß er so fortfahren möge.

XV.

An das Lief- und Esthländische Publikum 1772. 191 S. 8.

In der Einleitung zu dieser lesenswürdigen Schrift sagt der Verfasser, oder vielmehr die Verfasser derselben, (denn daß ihrer mehrere sind, zeigt schon die Ungleichheit des Styls, wenn wir es auch sonst nicht wüßten) er habe lediglich um seiner Leser willen seinen Namen verschwiegen. Wir wissen, daß dieses Werkchen von ein paar Gelehrten herrühret, welche beide schon andre Schriften herausgegeben haben, die nicht ohne allen Beifal aufgenommen sind; wir nennen sie aber nicht, da sie nicht genant seyn wollen. Warmer Patriotismus hat ihre Feder geführet. Was sie von Liefland, wo sie beide zu Hause sind, sagen, ist mehrentheils wahr; unter dem, was Esthland angeht, ist, wie Ehstländer selbst versichern, viel wahres, viel halbwahres und manches ganz falsches. Die Verf. hätten lieber nur an das liefländische Publikum schreiben sollen; es hätte sich wol einer gefunden, der auch an das esthländische geschrieben hätte.

Dem ungeachtet verdient diese Schrift, überhaupt genommen, Aufmerksamkeit. Sie ist in 16 Betrachtungen eingetheilt, welche diese Aufschriften haben: Das Majorat. Fragment von Gesetzen, Verordnuugen und Gebräuchen. Ehdem hatten wir

wir eine Universität. Eine Ritterbank. Das Postwesen. Die Entlegenheit der Richterstühle. Der Landtag. Der zahlreiche Adel. An die Eingepfarrten solcher Kirchspiele, die Kapellen sind. An die liefländische Geistlichkeit. Die Heer- und Landstraßen. Gute Stiftungen. Die Gesundheit. An die Landwirthe. Von Professionen und Handwerkern. Jede Betrachtung enthält Klagen, zum Theil sehr gerechte Klagen über den Misbrauch und die Fehler, oder über das Nichtdaseyn der Einrichtungen und Gegenstände, welche die Rubrik angiebt, und Vorschläge, diesen Fehlern und Mängeln abzuhelfen; Vorschläge, die unstreitig gut gemeint, zum Theil auch gut gesagt sind, sich aber nicht alle so leicht befolgen *lassen*, als die Verf. wol glauben.

Die erste, dritte, sechste, zehnte nebst dem Anhange, vierzehnte und funfzehnte Betrachtung sind vorzüglich merkwürdig. In der ersten wird gezeigt, daß Majorate für Liefland nicht zuträglich sind; und das ist, wie uns dünkt, gut erwiesen. In der dritten klagt man über die in Liefland vor andern Ländern so beschwerliche Kindererziehung, weil es so sehr an Gelegenheit zu guter Unterweisung mangelt, und es dem großen Hausen zu kostbar ist, Privathofmeister zu halten. Man zeigt, von welchem ausgebreiteten Nutzen eine liefländische Universität seyn würde, und thut Vorschläge zur Errichtung derselben. Möchten sie nicht leere Vorschläge bleiben! Doch müßte dieser Plan, wenn er zur Ausführung kommen und der vorgesetzte Zweck dadurch erreicht werden solte, in einigen Stücken abgeändert werden. Ueberhaupt lassen sich der-

gleichen Entwürfe leichter hinsetzen, als realisiren, wie man davon hin und wieder in Deutschland Beispiele hat. Doch sey es fern von uns, hiedurch so viel sagen zu wollen, als wenn wir die Verf. für bloße Projekteurs hielten. Dörpat, wo die erste liefländische hohe Schule war, wird mit Recht für den bequemsten Ort einer Universität gehalten. Die Verf. halten die Errichtung einer Universität beinahe für noch nöthiger, als die Anlegung mehrerer guten Schulen. Ganz Unrecht haben sie in Rücksicht auf Liefland nicht; doch ließe sich wol eben so viel dawider als dafür sagen. Die Einwürfe gegen die Stiftung einer Universität werden gut beantwortet. Die sechste Betrachtung giebt Mittel an die Hand, der so schädlichen Entlegenheit der Richterstühle, hauptsächlich der Obergerichte, in Liefland abzuhelfen. Die zehnte: Vermischte Gedanken an die liefländische Geistlichkeit, enthält sehr viel Gutes, von welchem zu wünschen stehet, daß es nicht umsonst möge gesagt seyn. Den Anhang zu dieser Betrachtung: Gedanken über das Rigische Gesangbuch bitten wir die Leser nicht zu überschlagen. Man lernt hieraus mit Mitleiden und Verdrus, daß man, was die Kirchenlieder betrift, in Liefland noch eben so übel dran ist, als in manchen Gegenden Deutschlandes, da doch jetzt, nach den Bemühungen eines Gellerts, Schlegels, Cramers, Zollikofers und andrer, hierinnen eine vortheilhafte Aenderung hätte getroffen werden können und sollen. „Riga, sagen die Verf. S. 84, hat sein eignes Gesangbuch, das vor hundert Jahren ganz erträglich mag gewesen seyn; für unser Jahrhundert ist es gewis nicht gemacht.

Dieses

Dieses wird in einem ganzen Herzogthum von vierzig Meilen in der Länge gebraucht (auch, wo wir nicht sehr irren, von den lutherischen Gemeinden zu St. Petersburg.) Daher ist es bereits sehr oft aufgelegt worden, man bezahlt es mit zwei bis drei Rubel. Für Arme ist das sehr viel Geld, und wenn nun ein solcher seinen sauren Schweis, sein ganzes Capital zu dessen Anschaffung verwendet, was hat er denn dafür? Noch ist wol in den neuern Zeiten kein erbärmlicher und kläglicher Gesangbuch in der Christenheit gefunden worden, als eben das Rigische."

Daß dieses nicht übertrieben sey, beweisen die S. 87 und folg. angegebene Einrichtung dieses Gesangsbuchs und viele aus demselben angeführte Stellen unwidersprechlich. In der vierzehnten Betrachtung wird die algemeine Einführung der Pockeninoculation angerathen, und darauf gedrungen, wider die so sehr einreißende venerische Seuche die ernstlichsten Vorkehrungen zu machen.

Die funfzehnte handelt von der Menschenmehrung, vom Ackerbau als der vorzüglichsten Quelle des Reichthums für Liefland, von der Arbeitsamkeit — vom Hopfenbau und von andern wichtigen Gegenständen, und enthält viel Ueberdachtes und Gründliches. S. 189 ist ein Antwortschreiben an einen Freund wegen seinem Hofmeister, als eine Zugabe beigefügt, welches ganz algemeine und bekante Regeln giebt, wie man sich in Ansehung gewisser Stücke gegen einen Hofmeister betragen solle, und was man mit Grunde von

ihm fodern könne. In Rücksicht auf die Liefländer mögen doch vielleicht diese Erinnerungen nicht ganz unnütz seyn.

XVI.

Magazin für die neue Historie und Geographie, angelegt von D. Anton Friederich Büsching, Königl. Preußischen Oberconsistorialrath ꝛc. Sechster Theil. Hamburg, bei Buchenröder und Ritter, 1771. 3 Alph. in 4.

Obgleich auf dem Titel das J. 1771 steht: so ist doch dieses Buch erst um die Ostermesse 1772 erschienen, wovon die Ursachen in der zweiten Vorrede angegeben werden. Unsere Leser kennen die Einrichtung dieses in mehr als einem Betracht höchst nützlichen Werkes lange. Wir begnügen uns daher, ihnen von dem Inhalte dieses VIten Theils eine Nachricht zu geben. S. 1. Traduction d'une Relation faite en Turc par un Effendi de la derniere Revolte de Constantinople (1730) avec plusieurs circonstances de cet evenement tirées d' autres Memoires. Dieses Stück ist bereits gedruckt, und, wie der Hr. D. in der Vorrede selbst sagt, blos aus Versehen hier eingerückt worden. S. 49 von den veronesischen und vincentinischen Cimbrern, zwei Bücher von Marco Pezzo. S. 103 Etat des forces de terre & ma-

maritime de sa Majesté Catholique, enthält den Bestand der Spanischen Land- und Seemacht vom Jahre 1753. Die Landmacht bestand aus 96,597 Man, ohne die Officiere; nach Clarke belief sie sich 1760 auf 98,375 Man. Die Zahl der Kriegsschiffe, Xebequen u. s. w. ist im Clarkischen Verzeichnisse größer, als hier, wovon der Hr. D. die Ursache anführt; dagegen ist dieses Verzeichnis in Ansehung des Jahrs 1753 genauer. S. 109 Etat des Revenus & des Depenses & Etat militaire du Roi de Sardaigne, tiré du Voyage de Mr. de la Lande en Italie. S. 115 Revenus de la Cour de Rome dans les Etats Ecclesiastiques. Aus eben der Quelle. Alle Revenüen des Pabsts, als weltlicher Fürst und oberster Bischof, betragen ungefehr 2,788,436 römische Thaler, nicht völlig 1½ Millionen Ducaten. S. 121. Geographischer Entwurf der Fürstl. und Gräfl. Solmischen Lande, nebst einem Verzeichnis einer Samlung zu einem Staatsrecht des Fürstl. und Gräflichen Hauses Solm, aufgesetzt 1756. S. 157 Nachrichten von Neustadt in Holstein, aufgesetzt 1771. S. 125 Verzeichnis aller Dörfer, Märkte, Städte und Aemter des Bischofthums Bamberg, aufgesetzt 1756. S. 245 Geographischer Entwurf vom Eichsfelde, aufgesetzt 1756. S. 255 Geographische Beschreibung der Grafschaft Ober-Ysenburg, aufgesetzt 1760. S. 621 Geographische Beschreibung der Wild- und Rheingräflichen Länder 1758. S. 283 Berechnungen, welche das Bisthum Osnabrück betreffen. S. 287 Les Revenus ordinaires du Royaume de Danemark & de Norwege de même

que

que des provinces que S. M. Danoise possede en Allemagne 1756. S. 293 Eine eigenhändige Erzählung Königs Adolph Friedrichs von Schweden, über das Betragen des Grafen Tessin, bei einer gewissen Gelegenheit. Eine sonderbare Anecdote, die dem Könige eben so sehr zur Ehre, als dem Grafen zum Nachtheil, gereicht. S. 297 Eines schwedischen Patrioten Gedanken über die Manufacturen und den hohen Wechselcours in Schweden 1755. S. 309 Piece roulante, in welcher der Zustand von Schweden im J. 1755 mit dem von dem Reichstage 1738 verglichen wird. S. 319 Project présenté au Roy Adolphe Frederic 1755 ein sehr merkwürdiges Stück. S. 327 Auszug aus dem Protocol des geheimen Ausschusses der schwedischen Reichsstände vom 25 Mai 1756 betreffend die Erhöhung des Gehalts der Reichsräthe. S. 333 Der Zustand des schwedischen Reichs in einem Schattenrisse vorgestellet 1756. S. 363 Eine besonders merkwürdige Anecdote, einen schwedischen Reichsrath und den Prediger Ruthström betreffend. S. 369 Etat de la depense & de la recette du royaume de Suede pour l' année 1755. Die ganze Ausgabe belief sich auf 9,907,847 Thl. S. M. $4\frac{5}{8}$ Oere, und die Einnahme auf 10,642,414 Thl. S. M. $13\frac{1}{8}$ Oer. S. 389 Kosten des königl. schwedischen Hofstaats und aller Besoldungen in Schweden. S. 403 Auszug dessen, was der Kriegsstaat in Schweden und Finland für die Jahre 1756, 1757, 1758 und 1759 erfordert hat. S. 409 Memoire sur le Militaire de la Suede. S. 425 Vorstellung über den Zustand der schwedischen Flotte und königlicher Befehl an das

Staats-

Staatscomtoir 1756. S. 443 Calcul sur quelques Vaisseaux de Guerre bâtis pour le compte de la couronne de Suede. S. 447 Memoire sur la Banque de Stockholm. S. 451 Nachricht von Tschirkassien oder von den Kabardinischen Landen, aufgesetzt von Jacob von Stählin. Dieses Stück, welches aus dem St. Petersburgischen Geographischen Calender auf das J. 1772 genommen worden, ist so wichtig, da es einen Strich Landes betrift, welchen man bisher noch bei weitem nicht hinreichend gekant hat, daß wir es für Pflicht halten, unsern Lesern den Inhalt desselben umständlicher bekant zu machen.

Die große und kleine Kabarda gränzt westlich an die kubanische Tartarei, südwestlich und südlich an die kaucasischen Gebirge, nordlich und nordostlich an den Tarekflus und die astrachanische Steppe, ostlich an den Araxstrom. Die Länge dieses Landes erstreckt sich ungefehr von 77 bis 80°, seine Norderbreite von 44 bis 46½°. Zu den Zeiten der alten Griechen und Römer machte es einen Theil der asiatischen Scythia aus. Zur Zeit des byzantinischen Kaiserthums rechnete man es zum Besitz der asiatischen Sarmaten. Bei den Byzantinern heißen die Einwohner bald Alanen, bald Coranen, bald Heniochen, bald Zichen, Swanen, Zerzeten und Marden. In neuern Zeiten erhielt dies Land den Namen Tscherkassien. Die neuern Geographen verwechseln es sehr oft mit dem eigentlichen, zwischen der Kabardei und Kuban liegenden und nun zur großen Kabardei selbst gehörigen gebirgichten Landstrich Tschirkassien. In den mitlern Zeiten mus das Christenthum hier im Flor gewesen seyn.

Denn

Denn man trift noch an vielen Orten Grabsteine an, die entweder mit einem Kreuz, oder mit dem in der griechischen Kirche gewöhnlichen Namenszug Christi XP. bezeichnet sind. Im Gebirge unter der großen Kabardei bei den Inguschoffen stehen noch die Trümmer einer steinernen Kirche, und in den Grüften derselben sollen vermoderte Bücher und pergamentene Blätter liegen. Seit den Heerzügen der Tataren unter Dschinkis-Chan, und nachher unter dem fürchterlichen Bathy ist der Name der Einwohner der Kabardei erloschen. Seit der Zeit ist in diesen Landen nur von den Tatarn gehört worden. Selbst der Name Kabarda ist tatarisch. Wo die vorigen christlichen Einwohner hingekommen, findet sich nicht einmal in den Traditionen der jetzigen Einwohner, die weder lesen noch schreiben können, und von ihren Landesbegebenheiten fast nichts wissen. Zar Iwan Wassiljewitsch hat sich auch dieser Länder bis in die Kaucasischen Gebirge hinein bemeistert, legte aber keine Kirchen daselbst an, wie er sonst zu thun gewohnt war. -- Die Einwohner dieser Länder machen ein freies unabhängiges Volk aus, welches sich in einige besondere Aristokratien zertheilet, in deren jeder einige vornehme Familien ihre besondere Wohnungen und Gebiete besitzen, und eine größere oder kleinere Anzahl Familien gemeiner Leute, die ihnen Dienst- und Zinsbar sind, um sich herum wohnen haben. Man kan sich, meint der Verfasser, diese vielen Herschaften so vorstellen, wie ehmals die sogenanten immediaten Rittersitze im deutschen Reiche. -- In diesen Landen sind gar keine Städte, kaum hin und wieder ein Flecken, sondern

lauter

lauter Dörfer. Die Wohnung oder der Rittersitz eines kabardinischen Fürsten besteht in einem Hause von Holz, selten von Stein, und einem sehr großen Hofe, der mit Hütten und Zelten seiner Knechte und mit Ställen umgeben ist, und liegt gemeiniglich an einem Flus oder Bach. Eine solche Residenz heißet Kaback. Um dieselbe herum liegen die Dörfer, in welchen die Unterthanen theils in hölzernen Hütten, theils in Kibiken, d. i. Zelten von weißem oder grauen Filz, wohnen. Man kan alle diese Lande in folgende fünf Gegenden abtheilen:

I. Afchasien oder Altikeser wird in Ober- und Niederafchasien eingetheilt. Jenes stößt an die kubanische Tatarei, dieses liegt zwischen dem großen und kleinen Kumaflus, und begreift auch einen ziemlichen Strich am rechten Ufer der großen Kuma in sich. Es wird von den Afchasen, einem Tatarischen Geschlechte, bewohnt, und ist das eigentliche Tscherkassien. Es ist sehr gebirgicht, hat viel Eisen- auch einige Bleiminen, wahrscheinlich auch edlere Metalle, die man aber nicht aufsucht. Am linken Ufer der großen Kuma erheben sich die bestorischen Gebirge. (Fünf Berge.) Aus einem derselben entspringt eine heiße Quelle, die ein heilsames Warmbad giebt. Es hat um den kleinen und großen Kuma vortrefliche Weiden, einen großen Ueberflus an Schafen, Hornvieh und Pferden. Am Fus der Gebirge und im flachen Lande ist fruchtbarer Kornboden. Alle Arten von Getraide werden in Menge gebauet; auch besitzt es viel schönes Obst.

II. Die große Kabardei erstreckt sich der Länge

nach

nach vom Malck- bis an den Tereckstrom, und weiter östlich hin bis an die Vorgebirge, welche die kleine Kabardei auf dieser Seite von der großen scheiden. Nach der Breite geht sie bis an die Kaucasischen oder Schneegebirge, und die daran stoßenden Grusinischen oder Georgianischen Lande. Auf der ganzen Erde ist vielleicht kein bekantes Land, in einem so engen Bezirk von so viel Flüssen und Bächen durchströmt, als dieses. Es enthält über 20 ansehnliche und theils sehr große und starke Flüsse, wovon die mehresten hier genant sind.

III. Die kleine Kabardei gränzt zur linken an die große, unten an das Land der Inguschofen oder Kisti, zur Rechten an das Kinnizische oder die Tschetschengen, und oben an das Astrachanische. Sie hat verschiedene merkwürdige Gesundbrunnen, und unter diesen nahe bei einer Naphtaquelle, in der Gegend des tatarischen Dorfes Bragun oder Dragun den berühmten Petersbrunnen, oder Petersbad, welches D. Schober untersucht hat. Hr. D. Güldenstädt hält die Brunnen dieses Landes den böhmischen Bädern wenigstens gleich, wenn sie ihnen nicht gar vorzuziehen sind. Die kleine Kabarda ist von der großen zwar unabhängig, hält aber doch mit ihr zusammen, und sitzt im erforderlichen Fal mit ihr auf.

IV. Die Gorsky oder Bergtataren bewohnen den südlichen und südwestlichen Theil dieser Lande, d. i. den nordlichen des Kaucasischen Gebirges, der an die bisher angeführten Länder gränzt. Man theilet sie in vier Districte, welche drei besondere Völkerschaften ausmachen: Kubanische Gorsky, Osseten und Kisti

oder

oder Inguschofen. Alle diese Gorsky, deren eine Völkerschaft 5 bis 6000, andere 10000 Man und mehr zu Pferde ins Feld stellen kan, sind schon seit Zar Iwan Wassiljewitsch Zeiten Russischem Zepter unterworfen gewesen. Sie sind aber allezeit mehr wie Schutzverwandte, als wie wirkliche Unterthanen gehalten. Durch den 1739 mit der Pforte geschlossenen Frieden wurden sie für völlig frei und in Ansehung Rußlands und der Pforte neutral erkläret; doch suchen sie immer mit dem Petersburger Hofe in gutem Vernehmen zu bleiben. Sie sind ein noch ziemlich rohes, arbeitsames, streitbares, aber auch meistens räuberisches Volk. Alle Gorsky bekennen sich, wie die Kubaner und Kabardiner, zur Mohammedanischen Lehre, wissen aber fast nichts davon, als einige Gebräuche; nur an wenig Orten ist eine Mesched und ein Mullah. Fast die ganze Religion der Inguschofen besteht darinnen, daß sie einen Schöpfer glauben. Doch theilen sie die Woche in sieben Tage, und enthalten sich am siebenden Tage von aller Arbeit; sie wissen aber nicht, woher dieser Gebrauch bei ihnen rühret. Ein par mal im Jahre halten sie feierliche Fasten, und nach der Erndte bringen sie ein jährliches Opfer. Hiebei bedienen sie sich eines Priesters, welcher Zanninstoy, d. i. der reine Man, heißet. Derselbe wohnet im Gebirge, und mus unverheirathet und von untadelhaftem Wandel seyn. Allen Gorsky ist die Schreibekunst völlig unbekant: sie reden alle die tatarische Sprache, aber in so verschiedenen Dialecten, daß kaum die zunächst aneinander gränzenden einander verstehen. Die Kabardiner haben ihre eigne Sprache, die sehr schwer

durch Buchstaben auszudrücken ist. Die Vornehmern unter diesen Nationen lernen von ihrem Mullah auch die türkische gemeine und die arabische Sprache. Die, so zunächst an den Russischen Gränzen wohnen, verstehen auch etwas Russisch.

V. Das Kumikische, (d. i. das Sandige) oder Tschetschengische Gebiet gränzt gegen Westen an den großen Sunschaflus, an die Vorgebirge und die kleine Kabardei, gegen Norden an den Niedertarek und das Russische Gebiet, gegen Osten an den Axaj und Dhagestan, und gegen Süden an das Kaucasische Gebirge. Es hat viel Sandwüsten und Sandberge, ist aber übrigens ein herliches Land, mit mineralischen Wassern, warmen Bädern, Sauer- und Schwefelbrunnen und Bergölquellen, versehen. Es ist beinahe eben so stark bewässert, als die große Kabardei. Die Kumiken theilen sich in drei Völkerschaften: Tschetschengen im Westen, welche ihren eignen Chan aus der Familie Ali Saltan haben; Karabulaken in der Mitte; Attacheu im Osten bis an den Axaj. Die vierte Nation, Tawlinzen, (von Tawlini hohe Gebirge) gehört mehr zu den Dhagestanern, als zu den Kabarden. Die meisten Gorsky und Kumiken sind herumziehende Völker, die selten über drei Jahre an einem Orte bleiben.

Alle diese Landstriche haben überhaupt betrachtet ein vortrefliches Clima. Mit dem Anfange des März trit der Frühling ein; im Mai hat man Kirschen, Apricosen und eine Art schmackhafter Frühbirn. Schon im Februar bearbeitet der Landman seinen Acker, und erndtet im Jul. das 10te oder 12te Korn. Alle

Arten

Arten Getraide werden gebauet, nur Roggen nicht. Auch kennet man keine Wintersaat, und keine Rüben. Man hat rothe und grüne Trauben im Ueberflus, imgleichen Honig und Wachs, nebst Wildpret von allerlei Gattung.

Der Winter währet kaum einen Monath, und äußert sich mehr durch Schnee, als empfindlichen Frost. Die Kaucasischen Gebirge aber sind mit ewigem Schnee bedeckt. Die gebirgichten Gegenden enthalten wahrscheinlich edle und unedle Metalle, Halbmetalle, Gesteine und andre Mineralien. Kürzlich hat man aus den kabardinischen Vorgebirgen Erztstuffen gebracht, die in reichem Bleiglanz, in Kupferlazur, und Kupferblau mit etwas beigemischtem Weisgüldenerzte bestanden.

Die Kabardiner sind Sunniten, die Kumiken und andre Nachbarn der Perser aber Aliden. In beiden Kabarden hält jeder Fürst bei seiner Kaback eine Mesched und einen Mullah, nebst einem oder zween geringern Kirchendienern. Bei gerichtlichen Fällen stellet der Mullah neben dem Aeltesten den Cadi oder Gerichtsverwalter vor. Der Fürst genießt den Zehnten von dem Vieh und den Feldfrüchten seiner Unterthanen, und er giebt dem Mullah ein Procent von allen seinen Revenüen. Dieser hat aber noch für Beschneidungen, Trauungen, Begräbnisse u. d. gl. ein außerordentliches, wiewol wilkührliches Einkommen. Die Vielweiberei ist erlaubt, aber nicht sehr üblich. Der Fürst mit Zuziehung der Aeltesten und des Mullah hält wöchentlich ein- oder zweimal Gericht. Alles geht dabei sehr summarisch und auf gut Türkisch zu.

Der Mord wird mit dem Strange oder Beile bestraft. Auf Diebstahl steht doppelter Ersatz oder Sclaverei. Hat jemand ein Mädchen verführt: so mus er sie Zeitlebens ernähren. Die unächten Kinder werden den ächten gleich gehalten; eine Ehebrecherin mus sich gefallen lassen, als Sclavin gehalten zu werden. Die algemeinen Landesangelegenheiten der gesamten Kabarda werden in öffentlicher Versamlung bald bei diesem bald bei jenem der vornehmsten Fürsten ausgemacht. Bei einem algemeinen Aufgebot kan die große und kleine Kabarda mit 30 bis 40000 Man ausrücken.

Die Russen und Persianer kaufen diesen Völkern ihre Producte entweder für baar Geld oder gegen Waaren ab. Das unter ihnen roulirende Geld ist Russische, Persische und Türkische Gold- oder Silbermünze; Kupfergeld sieht man nicht.

Die Vornehmen unter den Kabardinern leben nach ihrer Art gastfrei und prächtig, haben viel Bediente, und lassen bei Besuchen gern ihren Ueberflus sehen. Köstlicher Meth, der dem litthauischen gleich komt, und einige Sorten Weizenbier, deren eine dem Englischen Ale an Stärke und Klahrheit nichts nachgiebt, und im Geschmack dieses übertrift, sind ihr gewöhnliches Getränk. Doch haben sie auch für Fremde einige Arten lieblicher Brantewеine. Ihre gewöhnliche Speisen sind Türkischer Pilow oder aufgequollener Reis, das vortreflichste Rind- Kalb- Schaaf und Schöpsenfleisch, zahmes und wildes Geflügel, und das schönste rothe Wildpret. Bei ihren Gastmaalen komt blos Wachslicht auf die Tafel, und einer thut es dem

andern

andern an der Dicke der Wachskerzen gern zuvor, deren öfters ganze Reihen von Armsdicke zur besondern Pracht aufgestellet werden. Die mehresten benöthigten Handwerker, und gewisse ihnen eigene Fabriken, als weißen Filz zu machen u. d. gl. trift man unter den Kabardinern an. Ihre Tracht hat viel Aehnlichkeit mit der Ukrainischen. Schönes Schiesgewehr, Sebel, Dolche u. d. gl. wissen sie zu verfertigen; ihr Pulver bereiten sie mit Handmühlen, Salpeter bekommen sie von Astrachan, Schwefel haben sie selbst häufig. Sie wissen sehr schöne Pelze zu machen. Sie halten es für Sünde, trächtige Schaafe zu schlachten, um die Felle von ungebohrnen Lämmern zu Pelzen zu gebrauchen, denken in diesem Stück also ganz verschieden von den Bucharen. Der berufene Handel mit den schönen Kabardinischen oder sogenanten Tscherkassischen Mädchen gehöret zu den Fabeln, so sehr auch bisher seine Existenz von den meisten Reisebeschreibern behauptet ist. Denn bei den Mohammedanern gilt kein andrer Menschenhandel, als mit Gefangenen oder Sclaven. Für Sclav oder Sclavin aber kan in der Türkei kein Mensch gehalten werden, der sich, wie die Kabardiner Tscherkassen, zur Mohammedanischen Lehre bekennet. Die Kabardiner entrüsten sich über den Vorwurf eines solchen Menschenhandels, und verabscheuen diesen Handel sehr.

Die für das Harem des Seraj oder auch vornehmer Türken zu Constantinopel verkaufte Tscherkassische Schönheiten sind von den räuberischen Gorsky zusammen geraubt, für Christliche Sclavinnen ausgegeben, an

Armenische Kaufleute, und von diesen wieder an Türken verkauft worden.

Zu dieser schätzbaren Abhandlung gehört ein Chärtchen unter dem Titel: Tereki Fluvii Curſus, Cabarda major minorque & Caucaſo adjacentes Regiones. Der Lauf der Flüsse stimt aber auf dieser Charte nicht völlig mit der Beschreibung überein. Nach dieser solte der Kunbelei in den Backsan fallen; dieser Flus fehlt auf der Charte. Nur der große Kunbelei ist auf derselben angezeigt, welcher in den Tereck sich ergießt. Nach der Beschreibung nimt der Pschut den Tersted auf: nach der Charte fält in den Pschut ein Flus Urus, der Tersted aber in den Ordan, dieser ergießt sich in den Fock, welchen der Terek aufnimt. Fock und Ordan sind in der Beschreibung nicht genant.

Die übrigen beiden in diesem Bande enthaltenen ebenfals höchst merkwürdigen Stücke sind:

S. 473 Fortsetzung der Uebersetzung von Rythschkovs Orenburgischen Topographie. Hier kommen interessante Nachrichten von den Kirgisen, Karakalpaken, Mordwinen, Tscheremissen, Wotjäcken und Tschuwaschen vor. -- Das ganze Orenburgische Gouvernement nimt einen Strich Landes ein, der an den mehresten Orten über 12° breit ist, nemlich vom 44 G. bis zum $56\frac{1}{2}°$ und der Länge nach auf 20 Grade enthält. Das Clima in demselben ist natürlicher Weise merklich verschieden; doch überhaupt genommen gesund. -- Das Caspische Meer erstreckt sich von Norden gegen Süden auf ungefehr 1000, und queer über, wo es am breitesten ist, auf 400 Werste. Au

der

der Ostseite ist ein Meerbusen Karabugas. In demselben findet sich beständig eine ziemliche Strömung aus der See durch den Kanal oder Arm des Meers, der in die Bay geht, und etwa fünf Werste hat; der ganze Meerbusen aber hält über 80 Werste, und liegt fast im Zirkel. In der Mitte desselben kan man von den Küsten der starken Strömung wegen gar nicht fahren, woraus der Verfasser schließet, daß dieser Busen durch einen unterirdischen Schlund in das ostliche oder nordliche Meer gehe, dergestalt, daß man in der See niemals einen Anwachs des Wassers von den Flüssen, auch bei ihrem hohen Wasser, vermerket; und es kan seyn, daß sich aus dem See Aral ein Gang unter der Erde mit diesem Meer vereiniget. Das Wasser im Caspischen See nimt 30 bis 35 Jahre zu, und eben so viel Jahre wieder ab. Bei hohem Wasser nimt die Kälte, und bei niedrigem die Hitze in der Gegend dieses Meers zu. Der See Aral beträgt 809 Werste, und hat viel Aehnliches mit dem Caspischen Meere. Er nimt, wie dieses, viel große Flüsse auf, und hat doch keinen merklichen Abflus. Die Fische sind darinnen eben so zahlreich und von eben den Gattungen, wie im Caspischen See.

S. 517 Geschichte des Russischen Kaisers Johan des dritten. Niemand wird sie lesen, ohne Mitleiden mit dem bedauernswürdigen Prinzen, und Hochachtung für den würdigen General von Korf, der eine Zeitlang die Wache bei ihm hatte, zu fühlen. Als ein Kind von zween Monathen gelangte der unglückliche Iwan durch Ernennung der Kaiserin Anna zum Russischen Throne. Etwas über ein Jahr nach-

 her

her ward er von der Prinzessin Elisabeth gestürzt, und mit seinen Eltern ins Elend geschickt. Bis in sein achtes Jahr blieb er bei seinen Eltern, und so lange genos er einigen Unterricht. Dieser fiel hernach auf beständig weg, und der Prinz gerieth in die äußerste Unwissenheit. Ein Mönch versuchte es einmal, mit ihm zu flüchten, ward aber in Smolensk angehalten, und ist seitdem unsichtbar geworden. Iwan wurde nun in die Vestung Schlüsselburg gebracht, wo er auch bis an seinen Tod geblieben ist. Kein Tageslicht kam in seine Wohnung, er muste beständig Licht brennen; daher kante er keinen Unterschied zwischen Tag und Nacht. Er durfte mit niemand reden, nicht lesen und schreiben, konte das letztere auch nicht, und hatte keine Bücher. Er muste also tiefsinnig und halb verrückt werden. Ein Hauptman und Lieutenant, seine Wächter, wurden mit ihm eingeschlossen, und erhielten noch unter Elisabeths Regierung den schriftlichen Befehl, daß, wenn je eine Empörung zum Vortheil des Gefangenen entstände, welche nicht anders als durch seine Ermordung gedämpft werden könte, man zu diesem äußersten Mittel greifen solte. Elisabeth lies ihn einst nach St. Petersburg bringen, und redete einige Worte mit ihm, ohne daß Iwan sie kante. Kaiser Peter der dritte begab sich aus Neugier, den Prinzen zu sehen, nach Schlüsselburg. Er fand ihn im höchsten Grad unwissend; der Prinz redete ganz verwirt, sagte bald, daß er der Kaiser Iwan sey, bald, dieser sey schon todt, sein Geist sey aber in ihn gefahren. Er beklagte sich über die Kaiserin Elisabeth, daß sie ihn und seine Eltern so schlecht habe unterhalten lassen,

und

und sagte, daß, wie er noch bei seinen Eltern gewesen, diese ein paar Jahre unter der Aufsicht eines Officiers gestanden hätten, welcher noch der einzige gewesen wäre, der Güte und Liebe an ihnen bewiesen. Hier schlug dem General von Korf, der den Kaiser begleitet hatte, das Herz. Auf die Frage, ob er diesen Officier noch wol kenne, antwortete der Prinz: nein, ich kenne ihn nicht, denn es ist schon lange her, und ich war damals noch ein Kind; aber seinen Namen habe ich wohl behalten, er hies Korf. Peter der dritte war zwar nicht geneigt, den großmüthigen Rath seines Oncles, den Prinzen mit seinen Angehörigen nach Deutschland zu senden, zu befolgen; aber er beschlos doch, ihn auf einen bessern Fus zu unterhalten. Der Fal des Monarchen vereitelte diesen Entwurf. Die Kaiserin Catharina II hat den Prinzen einmal gesehen. Sie veränderte die Officiers, welche ihn bewachten. Im J. 1764 erregte der Unterlieutenant Mirowitsch Unruhen, und entschlos sich, damit er seine Privatabsichten desto gewisser erreichen möchte, den gefangenen Prinzen auf den Thron zu setzen. Die beiden wachthabenden Officiere sahen kein anderes Mittel, seine Unternehmung zu vereiteln, als die Ermordung des Prinzen. Sie tödteten also diesen Unschuldigen mit verschiedenen Stichen im 24sten Jahre seines Alters, in Befolgung der noch unter der Kaiserin Elisabeth ertheilten und hernach nicht ausdrücklich aufgehobenen Ordre. Der Verfasser läugnet, daß der Hof auf irgend einige Art des Mirowitsch Unternehmen befördert habe. Seine Gründe sind nicht überzeugend genug, und können durch wenigstens eben so starke Gegengrün-

be entkräftet werden. Die Nachwelt wird vielleicht hierinnen entscheiden können. -- Die S. 537 folg. befindlichen Manifeste stehen schon mit hin und wieder veränderten Ausdrücken im zweiten Theil des neu veränderten Rußlandes, gehörten aber der Volständigkeit wegen hieher. Aus der ersten Vorrede sehen wir, daß die bekanten Mansteinischen Nachrichten ursprünglich deutsch abgefaßt seyn sollen. Die in der zwoten Vorrede erwähnte Schrift des sel. Grafen Bernstorf ist wahrscheinlich dieselbe, welche im gegenwärtigen Jahr unter dem Titel: Apologie de Monsieur le Comte de Bernstorf, französisch und deutsch gedruckt, in Dännemark aber aus leicht begreiflichen Ursachen nicht gut aufgenommen ist.

XVII.

Magazin für die neue Historie und Geographie, angelegt von D. Büsching. Sechster Theil. Hamburg, bei Buchenröder und Ritter, 1771. 4. 3 Alphabete. (*)

Seit zwanzig Jahren scheinen mehr statistische Nachrichten in die Welt gekommen zu seyn, als vorher vielleicht in hundert Jahren nicht. Sonst verbarg man sie eben so als alte Archivurkunden, wie Staatsgeheimnisse:

(*) Diese von einem andern Recensenten herrührende Critik des Büschingischen Magazins wird unsern Lesern vermuthlich gleichfals angenehm seyn.

nisse: nun fangen sie an, durch den Druck in solche Hände zu kommen, die sie manchmal weit besser brauchen können, als vorhin ihre eifersüchtige müssige Hüter; und Geographie, Historie, Statistik und Politik gewinnen dabei.

Das Büschingische Magazin gehört mit in die Reihe solcher schätzbaren Samlungen, und der Herausgeber verdienet den Dank des Publici. Nur da bei einer solchen Sammelarbeit von Seiten des Herausgebers das wichtigste, wo nicht das einzige Verdienst in der Richtigkeit des Abdrucks bestehet: (den Geschmack im Auswählen der Stücke abgerechnet) so bedauren wir, daß Hr. B. nicht selbst die Correctur besorgt, und daher der Abdruck hin und wieder, besonders in den französischen Aufsätzen, unausstehlich fehlerhaft ist.

Mit diesem 6ten Theil fängt Hr. B. auch an, zu viele anderswo gedruckte Aufsätze in sein Magazin aufzunehmen. Geschiehet es etwa schon aus Noth, das ist aus Mangel handschriftlicher Nachrichten? Die Erzählung von dem Aufruhr zu Constantinopel im J. 1730 (S. 1-46) ist schon im Haag 1737 gedruckt (doch dies erfuhr der Verf. selbst zu spät). Die sehr gelehrte Abhandlung über den veronesischen und vincentinischen Cimbern kam 1763 zu Verona italiänisch heraus. Und die Einkünfte des Pabstes S. 115-118, und des Königes von Sardinien S. 108-114, sind beide aus dem de la Lande.

Wichtig ist das Verzeichnis der Spanischen See- und Landmacht; zwar älter, aber in einigen Stücken umständlicher, als das Clarkische Register.

Deutsche,

Deutsche, meist geographische Artikel sind hie S. 121-284, von Solms, von Neustadt in Holstein von Bamberg, vom Eichsfelde, von Ober-Ysenburg von den Wild- und Rheingräflichen ländern; nebst dem Finanzetat von Osnabrück. Auswärtige Journale werden vielleicht über Mikrologie in einigen dieser Stücke klagen: aber der Recensent, ein Deutscher, hat nirgends etwas ganz unbrauchbares gefunden.

Die Einkünfte von Dännemark S. 289. Sie betragen nicht einmal völlig fünf Mill. Rthlr. Aber solten die Staatsschulden im J. 1766 über 20 Mill. wirklich gestiegen seyn, wie der Herausgeber in einer Anmerkung sagt?

Von Schweden S. 291-456. „Für Geld und gute Worte kan man aller Schwedischen Staatsgeheimnisse theilhaftig werden," sagt Hr. B. in der Vorrede. Schade für die Revolution vom 19ten August; nun wird vermuthlich diese bisher so reiche statistische Quelle auf einmal versiegen; denn Könige sind nicht so comunicable, wie hochlöbliche Reichsstände. — Die Nachricht von der Schwedischen Bank S. 449-456 ist von derjenigen verschieden, die Hr. B. in seinen gelehrten Abhandl. und Nachr. aus und von Rußland Th. I. St. 2. S. 69-80 mitgetheilt hat.

Endlich von Rußland S. 453-556. Sonderbare Nachrichten von dem unglücklichen Russischen Kaiser Iwan III. Die Orenburgische Topographie wird hier fortgesetzt; indessen haben wir sie bereits ganz und in einem eignen Buche durch Hrn. Rodde erhalten.

Mehr als neun Bogen sind in diesem Theile blos Titelblätter oder ganz nackte weiße Seiten: z. E. S.

S. 362-369, 8 Seiten hätten ganz bequem, der Deutlichkeit des Drucks unbeschadet (denn von Pracht wird doch wol nicht die Rede seyn) auf zwei Seiten Raum gehabt. Rührt diese Unart, wie wir menschenfreundlich glauben, blos von dem faulen Setzer her, der 12 à 15 Procent für nichts am Publico profitiren wil: so bäten wir, vermuthlich im Namen aller Käufer, die Herren Herausgeber und Verleger möchten solches künftig abstellen. Freilich läßt es nicht, diesen Herren Seiten und Zeilen vorzurechnen: aber wenn sie es nun gar zu arg machen? --

XVIII.

Versuch einer Historie von Kasan alter und mittler Zeiten, verfaßt von Peter Rythschkov, Staatsrathe rc. aus dem Russischen übersetzt von Jacob Rodde, Secretär und Translateur in Riga. Riga, bei Hartknoch, 1772, gr. 8. 10½ Bogen mit der Zuschrift an die Kaiserin und dem Vorberichte.

Ein Buch, für dessen Uebersetzung Herr Rodde Dank verdient. Der Verfasser desselben, Hr. Staatsrath Rythschkov, welcher schon durch seine sehr brauchbare Orenburgische Topographie bekant ist, handelt die Kasanische Geschichte hier in eilf Capiteln ab. Im ersten redet er von den ehmaligen Bewohnern der

der heutigen kasanischen Länder. Er hält dafür, nach Anleitung Russischer sowol als ausländischer Geschichtschreiber, verschiedene Slawische Völker, unter welchen die Bulgaren das vornehmste waren. Wann und aus welchen Gegenden sie dahin gekommen, ist schwer zu bestimmen. S. 9 wird auf das Zeugnis des Baronius das J. 845 als das Bekehrungsjahr der Bulgaren angegeben, und ungefehr eben die Umstände und Veranlassungen von der Bekehrung des Bulgarischen Fürsten Bogoris angeführt, welche Fleury in der Kirchengeschichte des N. T. bei dem J. 865 davon erzählt. Ueber das eigentliche Bekehrungsjahr der Bulgaren ist man, wie über das von den Böhmen, sehr uneinig. Die Ursachen hievon sind nicht so schwer zu bestimmen, können aber hier nicht ausgeführt werden. Nur komt uns aus guten Gründen das Jahr 845 als eins der unwahrscheinlichsten unter allen vor. Es ist, wenn man alle Berichte zusammen nimt, und prüfet, sehr glaublich, daß die Bulgaren erst nach der Mitte des neunten Jahrhunderts sich zur christlichen Religion bekant haben. Im zweiten Kap. handelt der Verf. von den Städten, welche die alten Bulgaren ehdem im Kasanischen gehabt haben, und den Trümmern derselben. Im dritten, wie Tataren in die Bulgarei gekommen, von ihren Zaren, und wie sie über die Russen die Oberhand erhalten haben. Hier heißt es S. 22 in der Anmerkung: Der Vater des berühmten Batu-Chan, (Bathy) Susi, (Jugi, Chuchi, Egu-Chan, oder nach Deguignes Tuschi) habe 1212 von den Polowzern und Russen an der Kalka eine große Niederlage erlitten, und vielleicht sey sein Sohn

Batu

Batu hiedurch mit angereizt worden, in Rußland weitere Einfälle zu thun. Deguignes behauptet gerade das Gegentheil; er sagt, Tuschi wäre schon den Russen sehr fürchterlich gewesen. Von S. 24 bis 55 komt ein Verzeichnis aller Chans der großen Horde, welches mit Deguignes nicht immer übereinstimt; beide haben nicht eine gleiche Anzahl Chans, auch lauten die Namen derselben bei beiden oft ganz verschieden. Wem sol man glauben? S. 52 und folg. wird ein Verzeichnis eben dieser Daschtekiptschakischen oder Horden-Chans nach Abulghasi Baghadur geliefert, welches weniger Chans enthält, auch sonst abgeht. Die Verfasser des XXII Theils der algemeinen Welthistorie folgen in ihrem Verzeichnisse der Kaptschakischen Chane dem Abulghasi, und setzen dennoch die Namen hie und da anders, als Hr. Rythschkov nach eben dem Abulghasi.

Was Hr. R. S. 35 in der Anmerk. von Mamak, oder wie er eigentlich hies, Temnic-mamai sagt, berichtet Deguignes anders; wahrscheinlich hat Hr. R. in den Jahren geirret; für 1374 und 1375 hätte er setzen sollen 1378 und 1379.

Wahrer ist, was S. 36 angeführt wird, daß Toktamisch nach Kaffa geflüchtet, und daselbst getödtet sey, womit auch die Samlung Russischer Geschichte IV. B. S. 283 übereinstimt. In andern Stücken aber, die diesen Toktamisch, oder Tocatmisch, oder Tacktamysch-Chan betreffen, gehen sowol Deguignes, als die Saml. Russ. Geschichte und Hr. R. von einander ab. Im vierten Kap. wird von Anlegung der Stadt Kasan geredet. Hr. R. ist der Meinung,

nung, daß sie 1250 vom Batu angelegt sey, und ihren Namen nicht von Kotel, sondern von der Kasandra, oder von Kasan, eine Hoflage, oder von einem Prinzen Kasan-Sultan, erhalten haben. Wir glauben vielmehr, daß diese Benennung vom Tatarischen Kazan oder Kazagan (ein großer Kessel, auch eine gewisse Anzahl von Familien) herkomt. Doch was ist hieran gelegen? Im 5ten Kap. werden die Feldzüge der Russen wider Kasan und die erste Einnahme dieser Stadt, ihre Zerstöhrung und Wiederaufbauung erzählt. Das 6te handelt von der zwoten Einnahme der Stadt. Das 7te enthält die Gewaltthaten des Magmetelin, den unglücklichen Feldzug der Russen wider Kasan, und verschiedene Begebenheiten zwischen der zwoten und letzten Einnahme der Stadt. Das 8te handelt von den Bosheiten der Kasanischen Tatarn zu Anfang der Regierung des Zar Iwan Wassiljewitsch, von ihren Ränken und der ersten Absendung Russischer Truppen wider sie. Das 9te vom ersten Feldzuge des Z. Iwan Wassilj. wider Kasan, welchem er in Person beigewohnt, und einigen hiemit in Verbindung stehenden Begebenheiten. Das 10te redet von dem Verfahren des Kasanischen Zars Schich-Alei und den Folgen desselben — Verschwörung des Tschapkua — Erhebung des Jediger zum Zar von Kasan. — Im 11ten endlich wird der zwote Feldzug des Z. Iwan Wassiljewitsch, die Eroberung von Kasan und Gefangennehmung Jedigers beschrieben. Die ganze Erzählung der Unternehmungen der Russen gegen Kasan ist von den Berichten Lomonossow's und Deguignes über eben diese Materie merklich verschieden; aber auch diese beiden Schriftsteller

kom-

kommen nicht in allen Stücken mit einander überein. Herr Rythschkov, der sich eine Hauptbeschäftigung aus der Kasanischen Geschichte gemacht hat, verdienet wol den meisten Glauben hierinnen. Nur ist zu bedauern, daß in seinem Berichte sich einige offenbare Fehler finden, welche denselben in ein und dem andern Puncte verdächtig machen. S. 70 wird die Einnahme von Kasan A. 1447 (eigentlicher wol 1446) in die Regierung des Grosfürsten Iwan Wassiljewitsch gesetzt, der doch erst 1462 zur Regierung gelangte. Hiemit stimt auch S. 68 nicht überein, wo es heißt, daß dieses Iwans Vater, Wassilej Wassiljewitsch der Dunkle 1472 mit Tode abgegangen sey, welches 1462 heißen solte. Oder sol man dieses für einen Druckfehler halten, weil gesagt wird, er sey bald nach seiner tatarischen Gefangenschaft, in welche er 1445 gerieth, gestorben? Dieses geht wegen des beträchtlichen Unterschiedes der Jahre 1445 und 1462 auch nicht wohl an. Nach S. 71 sol Iwan Wassiljewitsch, der 1505 starb, wenn gleich der einzige Petrejus fälschlich 1518 als sein Todesjahr angiebt, schon 1452 gestorben seyn; das wäre ja zehn Jahre vor dem Vater, er hätte also nicht selbst regieren können. S. 87 hat Sipgirei nach seiner 1530 genommenen Flucht in die Crimm nur noch 14 Monathe gelebt, und doch ist er S. 89 nicht nur von neuem Zar in Kasan gewesen, sondern auch S. 101 erst eine geraume Zeit nachher mit Tode abgegangen, andrer Unrichtigkeiten nicht zu gedenken. Mit dem eilften Kapitel beschließt Hr. R. eigentlich seine Geschichte von Kasan; die folgenden handeln nur von einigen damit verwandten Materien. Im 12ten wird

der Einzug des Z. Iwan Wassilej in Kasan, seine Erbauung einer Kirche daselbst, und seine Rückkehr nach Moskwa erzählt. Das 13te handelt von denen in Kasan seit Einnahme der Stadt gewesenen vornehmen Geistlichen; und das 14te von der Lage der Stadt und ihrer Beschaffenheit um 1739. Hier kommen einige nützliche unter manchen uninteressanten Nachrichten vor. Dann folgt ein Anhang von dem Anfange der Russischen Wohnsitze längst der Wlätka, den wir mit Vergnügen gelesen haben.

XIX.

Carl Renatus Hausens, ordentlichen Lehrers der Geschichte und Bibliothecarius auf der Universität Frankfurt ꝛc. Versuch einer Geschichte des menschlichen Geschlechts. Zweiter Theil, welcher die neue Universalhistorie enthält. Halle, bei Hemmerde 1772, gr. 8. 408 S. und 7 Bl. Vorrede.

Eine kurze Anzeige von dem Inhalte dieses Bandes wird hinreichend seyn, da unsern Lesern die Einrichtung des Werks selbst schon bekant ist. In diesem zweiten Theil liefert Herr Hausen in drei Hauptstücken die Geschichte der Römer unter den Kaisern von den Zeiten des Octavius Cäsar August bis gegen das Ende des vierten Jahrhunderts, nemlich bis auf den Tod

des

des Kaisers Theodosius 395. Jedes Hauptstück ist in zween Abschnitte getheilt. Der erste enthält die Vorstellung der Begebenheiten, der andre die Sitten und Verfassung der Römer. Wenn man doch die Geschichte eines jeden Volks, eine nach der andern, besonders beschreiben wil: so gefält uns diese Methode, daß man erst die merkwürdigsten unter einem Volke vorgefallenen Begebenheiten erzählt, und alsdann von Periode zu Periode einen Abris der Verfassung eben dieses Volks giebt, sehr gut, und weit besser, als die umgekehrte Ordnung, welche in einem der neuesten Bücher von dieser Art angenommen worden. Denn der Grund der Verfassung liegt natürlicher Weise oft in den vorhergegangenen Begebenheiten. Nur gestehen wir, daß wir in der Universalhistorie die synchronistische Anordnung den übrigen vorziehen. Man übersiehet bei derselben das Ganze besser, und lernet die Ursachen geschwinder und deutlicher kennen, warum ein Volk über das andre sich empor gehoben hat. Von S. 4 bis 94 erzählt Hr. H. die Begebenheiten unter den ersten 13 Kaisern. Als eine Episode, die hier am rechten Orte steht, wird von S. 71 bis 76 die Geschichte der Juden nach der babylonischen Gefangenschaft vom J. der Welt 3446 bis auf das J. Christi 133, und ihre Verfassung kurz und richtig angeführt. Im zweiten Abschnit des ersten Hauptstücks von S. 95 bis 139 handelt der Verf. von der Regierungsform unter den Kaisern überhaupt, vom Lege Regia, deren Existenz zu Augusts Zeiten er unserm Bedünken nach mit Grunde behauptet, von der eigentlichen Gestalt der Regierungsform vom August bis auf Trajan, von dem

Senat unter den Kaisern dieser Periode ziemlich umständlich und richtig, vom ordine equestri und den Rechten des Volks. Dann werden die Veränderungen mit den obrigkeitlichen Personen unter diesen Kaisern weitläuftig genug, zu weitläuftig für ein Handbuch, angeführt; hierauf bemerkt Hr. H. die Verfassung der Provinzen, und die von Egypten, welche von den übrigen abwich, besonders; hernach redet er von den Gesetzen, Senatus consultis, Constitutionibus principum, vom Jure honorario, Responsis prudentum, Disputatione fori, von der Gerichtsbarkeit, vom Kriegswesen, Handlung und Schiffahrt. Darauf kommen die Schicksale der Kunst unter den Kaisern vom August bis auf Hadrian. Endlich von den Wissenschaften der Römer unter den Kaisern dieser Periode, und ein Verzeichnis der berühmtesten Rechtsgelehrten, Philosophen, Mathematiker, Sprachlehrer, Redner, Dichter, Geschichtschreiber und Erdbeschreiber. Auf eben diese oder ähnliche Weise ist in den folgenden Hauptstücken und Abschnitten verfahren. Seine häufigen Quellen und Hülfsmittel führt der Verf. allezeit sorgfältig an.

Unsere Leser wissen nun ungefehr, was sie von diesem Buche erwarten dürfen. Obgleich der Recensent kein Bedenken trägt, es in gewisser Absicht den Gattererschen Arbeiten nachzusetzen; so würde es doch unbillig seyn, wenn man den Wehrt desselben verkennen wolte. Es mache seinem Verfasser Ehre, und die Freunde der Geschichte sind ihm Dank dafür schuldig. Insonderheit wird es einer gewissen Gattung von Lesern sehr brauchbar seyn, welche

welche gern etwas mehr, als eine zusammen gedrungene, nur das Nothwendigste enthaltende, und daher schon gewisse Kentnisse voraussetzende Geschichte lesen wollen, und doch nicht Zeit oder Lust haben, ein ganz ausführliches Werk mit Aufmerksamkeit durchzulesen. Denn zwischen beiden hält des Hrn. H. Buch das Mittel. Aber eben deswegen scheint es uns, als Handbuch betrachtet, was bei Vorlesungen zum Leitfaden dienen sol, unbequem zu seyn. Als ein solches ist es, wenigstens in manchen einzelnen Theilen, offenbar zu weitläuftig, so wie es, um eine volständige Geschichte zu heißen, nicht umständlich genug ist. So ist z. B. S. 5. 6. 7 und 96. 97. 98. 99. die Art, wie August durch seine tiefe Verstellung und listigen Kunstgriffe sich die höchste Gewalt erwarb, für ein Compendium viel zu weitschweifig erzählt. Auch vom Nero ist manches unerhebliche und wenigstens nicht hieher gehörige beigebracht. Eben das gilt von der Geschichte des Galba, Otho, Vitellius und andrer. Herr H. sagt zwar in der Anmerkung S. 67, er habe sich deswegen beim Galba und Vitellius länger aufgehalten, weil hier neuere Schriftsteller ganze Reihen von Begebenheiten weggelassen hätten, welche gleichwol als Triebfedern zu den nachmaligen großen Veränderungen des ganzen Reichs müsten angesehen werden. Konte aber auch dies von andern Ausgelassene nicht kürzer gesagt werden? Es ist nicht genug erwogen, daß in einem Compendio nur die Hauptzüge genau und treffend angegeben werden müssen. Die weitere Entwickelung gehört für den mündlichen Vortrag, oder in ein ausführlicheres System. Außerdem sieht Hr. H. manches

als Triebfedern wichtiger Veränderungen an, was es nicht ist. Ueberhaupt verfährt er nach seiner S. 8 gegebenen sehr gegründeten Regel: „Um ein Volk im Großen zu betrachten, zieht man aus der Menge der Materialien die wichtigsten Staatsveränderungen hervor," nicht immer, sondern fehlt hie und da in Auswahl der Begebenheiten, wie davon mehrere Beweise angeführt werden könten. In erwähnter Anmerkung S. 67 hat Hr. H. zwar in der Hauptsache Recht, daß Guthrie den Umstand, Vitel habe erst *auf erhaltene* Nachricht von dem Abfal der Armee Trauer angelegt, ausgelassen, der freilich der Verbindung wegen, und da es eine Ursache, wiewol nicht die einzige, auch nicht eben die vornehmste war, nicht hätte ausgelassen werden sollen. Allein er thut dem Guthrie zu viel, wenn er behauptet, daß man nach seiner Erzählung den auf einmal gefaßten Entschlus Vitels nicht begreifen könne. Man lese den Guthrie im Zusammenhange, und denke sich den Character Vitels: so wird man alles sehr begreiflich und natürlich finden. Wir wundern uns, wie Hr. H. sagen kan: „wie hätten wol Vorschläge, die mit der ganzen Denkungsart des Vitellius so genau übereinstimten, als z. B. ein ruhiges Leben, ein angenehmer Aufenthalt, Summen Geldes zu seinem Unterhalt, ihn zur Trauer bewegen können?" Vitel müste nicht ein Bischen Gefühl mehr gehabt haben, wenn es ihm nicht äußerst kränkend gewesen wäre, daß er sich durch seine damalige Situation gezwungen sahe, oder vielmehr gezwungen zu sehen glaubte, dergleichen Vorschlägen Gehör zu geben, die darauf hinausliefen, ihn auf einmal von der obersten Stuffe

menſch-

menschlicher Hoheit in den Zustand eines bloßen Privatmannes herab zu stürzen. Ihm waren diese Vorschläge gewis doppelt empfindlich, und mehr als jedem andern; sie konten daher unmöglich mit seiner Denkungsart übereinstimmen. Dieses wird jeder zugeben, der sich einen richtigen und volständigen Begrif von dem Character dieses Fürsten gemacht hat.

Die Stelle S. 68 in der Anmerkung gegen Guthrie hätte wegbleiben sollen. Es ist eine bloße Chicane, wie ein jeder einsehen kan, der den Guthrie nachlesen wil.

Hr. H. hat nicht aus der Acht gelassen, die Charactere der meisten Regenten anzugeben. Oft ist dieses gut und glücklich geschehen, manchmal aber zu ausgedehnt für ein Handbuch, und auch nicht immer treu genug. Was die angeführten Quellen und Hülfsmittel betrift; so wäre es in einem Compendio vielleicht schicklicher gewesen, eine Auswahl unter denselben getroffen, und nur die vorzüglichsten bemerkt zu haben. Unter den neuern Schriften suchten wir, außer einigen andern, die Caracteres Historiques des Empereurs par Weguelin vergebens. Ein Buch, welches, wenn man gleich nicht durchgängig mit dem Verfasser zufrieden seyn kan, doch sehr verdient, gelesen zu werden. Derer aus dem Dio Cassius, Tacitus, Suetonius und andern eingerückten Stellen hätten, dem Wehrte der Hausenschen Arbeit unbeschadet, weit weniger seyn können.

Der Styl ist zu ungleich, oft noch ungleicher, wie im I Theile, und bisweilen gezwungen.

Als eine Beilage ist von S. 401 die vom Kaiser

Constantin herrührende Eintheilung des Römischen Reichs in vier Hauptquartiere oder Praefecturas praetorio mit ihren Unterabtheilungen angehängt, welche man aber in Gatterers vortreflichen Einleitung in die synchronistische Universalhistorie weit genauer und faslicher antrift. S. 403 ist durch einen Druckfehler die Diöces von Thracien für Dacien gesetzt.

XX.

Der erste und wichtigste Aufstand der Strelizen in Moskau im Jahr 1682, aus dem Russischen des Etatsraths Sumarokows übersetzt von Ai. Riga, bei Hartknoch 1772. 88 S. kl. 8.

Ein kleiner, aber nicht unwichtiger Beitrag zur Russischen Geschichte. Jener berühmte Aufstand der Strelzi, an welchem die herschsüchtige Sophia so viel Theil hatte, und welcher in Rücksicht auf die Grausamkeiten, mit denen er begleitet war, wenig seines Gleichen in der Geschichte findet, wird umständlich mit allen seinen Ursachen erzählt. Verschiedene mit dieser schrecklichen Revolution verbundene bisher nicht hinlänglich bekante Begebenheiten sind hier in ihr gehöriges Licht gesetzt worden.

XXI.

De consensu in alienationem feudi interposito retractum non excludente. Exercitatio auctore Guil. Aug. Rudlof, D. Ser. Duc. Mecklenb. in Fridericiana Buezoviensi iurium professore ordinario. Buetzovii, 1770. 79 S. in 4.

Ehe der Hr. V. von dem Hauptgegenstande seiner Schrift handelt, suchet er bis S. 27 die, von einigen neueren Feudisten, dem Freiherrn von Senkenberg, Hrn. Geh. J. Rathe Böhmer, behauptete Lehre, daß nach den mitleren deutschen Rechten eine, ohne des Lehnsherrn Einwilligung, geschehene Lehnsveräußerung nicht mit dem Verluste des Gutes sey bestrafet worden, hierin also ein wichtiger Unterschied zwischen deutschen und longobardischen Rechten sey, zu vertheidigen. Wir glauben nicht dem Leser zu misfallen, wenn wir hier auch unsere Gedanken mittheilen, und bei Gelegenheit einer Recension zugleich Wahrheiten zu erörtern suchen.

Hr. Rudlof erklärt seine eigentliche Meinung also. — Nach deutschen Rechten hat der Vasal das Recht, sein Lehen zu veräußern, ohne die Einwilligung des Lehnsherrn vorher zu erfordern. Er kan also ohne Vorwissen desselben den Vertrag schließen, das Lehen wirklich übergeben, und mus nur nachher

die Einwilligung suchen. Folgt sie nicht: so ist zwar die Veräußerung ungültig und von keiner Kraft, aber nicht unerlaubt und daher einer Bestrafung, wie nach den longobardischen Rechten, nicht unterworfen. Ja! die Verpfändung des Lehens ist nicht nur erlaubt, sondern auch gültig, und der Herr hat nur das Recht, binnen einem Jahre dem Vasallen anzusagen, daß er sein Gut befreien sol. (S. 9. 10.)

Um alles dieses zu beweisen, sagt der Hr. V. 1) Ut Vasallo ceu revera *feudi domino*, cum jure, quo pollet, *proprietatis*, etiam *jus ipsum*, rem feudalem *alienandi* non negare videatur. — Aber kan denn jemals ein Miteigenthümer, ohne auf die Art des Miteigenthums zu sehen, das Recht haben, allein, ohne die übrigen Miteigenthümer, das Eigenthum zu veräußern? Und ist die wirklich geschehene Veräußerung doch selbst nach deutschen Rechten, wie der Hr. V. zugiebt, ungültig: so ist ja eben dieses ein Beweis, daß ihm ein gültiges Recht mangelte; wenn auch übrigens seine Handlung keiner besondern Strafe unterworfen wäre. —

2) Beziehet sich Hr. R. auf das Kaiserrecht, K. 27. 28. 23. 31. Es würde zwar die Einwilligung des Lehnsherrn erfordert, nirgends aber einer Strafe gedacht; außer in dem Falle des K. 31, wenn ein Vasal sein Lehn als eigen veräußern wolte. — Aber wenn auch die Bestrafung nicht überal bestimmet wird: so folgt a) doch daher kein Schlus auf ihre Verwerfung. b) Hat wenigstens der Vasal kein Recht, für sich allein keine Veräußerung zu unternehmen: da ihre Kraft an die Einwilligung des Lehnsherrn

herrn gebunden seyn sol. c) Glaube ich eine Stelle des Kaiserrechtes durch die andere auf die schicklichste Art erläutern zu können: welches überhaupt und besonders bei dieser Samlung nothwendig ist. In dem K. 32 wird verordnet, daß derjenige, welcher sein Lehen als eigen verkauft, mit dem Verluste desselben bestrafet werden solte. Ein Fal, welchen Hr. R. selbst zugiebt, und ihn als eine Ausnahme zu Bestärkung seiner Regeln gebrauchet. Aber nicht also! die beigefügte Ursache giebt ein anderes Licht. Wenn es nemlich heißt: — „sint in des riches recht stet geschrebin Wer dem riche sin gut abephendig machit, der hat sin recht verlorn" — so folgt daher, daß alle diejenigen, welche Reichslehen wollen abephendig machen, ihre Lehen verlieren. Nun wird aber eben dieser Ausdruck, im K. 23, bei der Verpfändung überhaupt gebrauchet. — „We ensal dez riches gut nicht verseczin Dor ume daz ez dem riche icht abephendig werde." — Stehet also das Kaiserrecht auch diesen Fal als einen solchen an, in welchem das Lehn dem Reiche abephendig gemacht werden wolte: so mus die obige auf diese Handlung gesetzte Strafe auch hier gelten: ob derselben gleich nicht namentlich gedacht wird. — Ueber dieses sol in dem ersten Falle des K. 32 der Lehnman nicht nur das Lehn, sondern alle seine Güter verlieren, deswegen, weil er sie nicht nur überhaupt verpfändet, sondern als eigen verkauft hat. (Der Leser wird hier die Stellen selbst vergleichen: da sonst die Abschrift ganzer Kapitel zu vielen Raum einnehmen würde.)

Hr.

Hr. R. beziehet sich 2) auf das allemannisch Lehnrecht K. 26. §. 1. 3. K. 155. §. 1. 3. Nun geb ich zu, daß nach demselben der Verlust des Lehens nich alsobald auf die geschehene Veräußerung folgen solte. Der Lehnsherr sol vorher den Lehnman erinnern, das Lehen wieder einzulösen. Hierin ist also einiger Unter schied zwischen der deutschen und longobardischen Sam lung, deren cap. *extraord.* II. F. 73. 76. doch mi der deutschen Sprache übereinstimmen, und die Ver ordnung Kaisers Lotharius dahin erläutern. Abe wenn der Vasal das Gut nicht wieder einlöset: so ist ja dasselbe dem Lehnsherrn heimgefallen; wie es aus drücklich heißet: (K. 155, §. 1.) „so unterwindet sich der Herr desselben gutes mit recht, und giebt jenem keine Losung." -- Uebrigens ist eben dasselbe, wie wir hinzusetzen, in dem österreichischen Landrechte, K. XXVI. 1. bei Senkenberg in den *Vision. de collect. Leg. Germ.* S. 232, im *Jur. feud. alem. ex moribus Bavariae* K. XXIV. S. 140 des Senkenbergischen *corp. jur. feud.* verordnet. Das K. XXI des alle mannischen Lehnrechts, welches der Hr. V. S. 21 anführet, und eine besondere Betrachtung verdienet, würde ihm besonders günstig seyn; wenn man, wie es im Senkenbergischen *corp. jur. feud.* S. 32 gesche hen ist, unter dem am Ende befindlichen Worte, Yme, (Im *Jur. feud. Alem. ex bibl. Caes.* K. 23, im Senkenb. *corp. jur. German.* S. 75 stehet, diesem) den Lehnsherrn, und nicht, wie es doch der Zusam menhang und die Natur eines Lehens verlanget, wie es Schilter verstanden hat, den Käufer verstehen wolte. -- Doch ich sehe, daß ich entweder undeutlich

un

kurz, oder für eine Recension zu weitläuftig werden müste. -- Hr. R. fähret fort, beweiset und schließet 3) Cujus rei jam consequentia, quod, quum Longobardico jure vasallus, *jure alienandi* destitutus, alienationem sine *praevia* voluntate domini celebrare haut possit, qua videlicet alienandi potestas ei erat concedenda, ex patriis contra moribus ipse alianationem solus suscipere valeat, quam jam perfectam *postea* consensu domini tantum curabat *roborandam*. -- (S. 13.) Er bringet hierauf verschiedene Beispiele bei, wo der Vasal sein Lehen veräußerte, ohne vorher den Lehnsherrn um seine Einwilligung zu bitten, wo nur in dem Alienationsinstrumente erinnert wird, daß man die Einwilligung suchen *wolte*, wo sie wirklich erst nachher erfolget ist. -- *Allein* a) hätte eben diese Art, die Einwilligung zu bitten, selbst nach longobardischen Rechten gegolten. K. Lotharius und Friedrich setzen zu ihrem Hauptgrunde, daß der Lehnsherr nicht vervortheilet, daß also dessen Einwilligung gesuchet werden sol. Ob nun dieses vorher geschiehet, oder ob die Gültigkeit des Vertrages auf die vorbehaltene lehnsherrliche Einwilligung gestellet wird? das ist in Absicht auf jene Gesetze wirklich einerlei. Betrachte ich nun b) die von Hrn. R. angeführten Beispiele und die Art, die Einwilligung nachher zu suchen, und sie bei dem Handel vorzubehalten: so liegt darin gar kein Beweis für die vertheidigte Meinung. Es ist und bleibt eine wilkürliche Sache. Ich könte leicht noch viel mehrere ähnliche hinsetzen. Nur eines aus neueren Zeiten, in welchen doch selbst das longobardische Recht seinen Einflus hatte.

Die

Die Hrn. v. Buchsecke verkauften 1471 ihre Reichslehen an den Grafen zu Nassau, ohne vorher die kaiserliche Einwilligung zu erbitten. Der Graf verspricht aber, dieselbe zu suchen, und deswegen die Verkäufer schadlos zu halten. (Bei Hesse *de superioritate territ. in civitat. Wezlar.* append. XI, S. 21.) Ja! manche Lehnherrn haben auf die Nothwendigkeit ihrer Einwilligung freiwillig entsaget. Beispiele in Ayrmanns *Syllog. anecdot.* I. S. 305 Kettner *Antiquitat. Quedl.* S. 381. Noch mehr! der Graf zu Blankenburg kauft 1238 von dem Gr. zu Falkenstein ein Quedlinburgisches Lehen. Die Aebtissin erzählet als Lehnsfrau diesen Kauf in einem Tone, als wenn ihre Einwilligung unnöthig gewesen wäre. — Dagegen sind c) unzählige Beispiele des Gegentheils, da die Einwilligung vorher ist gesuchet worden. Nur einige, damit wir nicht ganz ohne Beweis reden. Da Arnold Herr von Mylle seine Lehen an Dietrich von Heinsberg im J. 1282 verkaufen wolte, muste er den Bischof vorher um die Einwilligung bitten. Kremers akad. Beitr. zur Gülch- und Bergischen Geschichte, B. I. S. 17. Da im J. 1307 Gregorius von Meynse seine Gudenbergische Lehen veräußerte, giengen besondere Handlungen vorher, um die lehnsherrliche Einwilligung zu erhalten. (Die Urkunden in Lenneps *cod. probat.* zu der Abhandlung von der Landsiedelei, n. 385. S. 757. n. 387. n. 759.) Mehrere, sowol bei Reichs- als andern Lehen, in Urkunden bei Köhler *de castro Imper. forest.* S. 55. Grundmans Uckermärkischen Adelshistorie I. S. 88. *Monument. Boic.* T. II. S. 61. Kettners *Antiq. Quedl.* S. 317. —

d)

d) Selbst nach dem Kaiserrechte K. 33 sol zu Bestellung eines Leibgedings die Einwilligung vorher gesuchet werden.

Zum Schlus unserer Erinnerungen wollen wir nur noch diese wenigen Anmerkungen hinzuthun: da die Sache bisher noch gar nicht nach Würden bearbeitet ist. I) Das J. F. A. K. 91, auf welches Hr. R. sich zwar nicht bezogen hat, scheinet gegen uns zu seyn. Aber es handelt von der Afterbelehnung, welche mit den übrigen Veräußerungen gar nicht verglichen werden mus. II) Sehr stark scheint das bayrische Lehnrecht K. 212 bei Senkenberg S. 270 wider uns zu streiten. Aber die Frage ist dorten nicht, in wie fern ein Lehen ohne Einwilligung des Lehnsherrn veräußert werden könne, sondern ob und wie weit dessen Einwilligung den Abtrieb ausschließe? III) So wie die deutschen Lehnrechte wirklich noch sehr unvolkommen gelesen, studiret und mit einander verglichen sind: so wie der Nachfolger die von dem Vorgänger aufgeführten Beweise nachschreibet, ohne selbst gelesen zu haben: so können wir auch hier die oben schon angeführte verschiedene Senkenbergische und Schilterische Auslegung des K. 21 J. F. A. aus dem K. 109. §. 3. 6. Zum Vortheile der letzteren gegen den Freih. v. Senkenberg und unsern Hrn. V. sehr richtig beurtheilen. Hr. Rudlof findet in jenem K. 21 den ungeheuren durchaus heterodoxen Satz, welchen selbst Hr. Böhmer, da er sich §. 261 der *princ. jur. feud.* auf eben dieses Kapitel beziehet, zu billigen scheinet: – „Nostro enim jure unice, ne damnum ex alienatione nascatur domino, ejus consensu opus fuit. Quare, *ubi rogatus*

gatus detrectabat, subsistebat tamen alienatio & dominus novo feudo sibi à vasallo oblato, jubebatur esse contentus, venditum autem proprio & hereditario jure pertinebat ad emtorem." (S. 21.) -- Ich habe kurz vorher erinnert, daß, wenn man die Worte, ihm, diesem, in einer, wegen einer gewissen Zweideutigkeit, auch möglichen Beziehung nimt, jene unrichtige Meinung wahr scheinen dürfte. Daß aber diese Auslegung falsch, die Schilterische von uns angenommene hingegen gegründet sey, beweiset das angeführte K. 109 offenbar. -- Die Afterbelehnung ist nach deutschem Rechte dem Vasallen erlaubet: nur nicht in dem Falle, wenn er, wie das alemannische Recht redet, zu Fluchtsal leihen wil. Hier ist die lehnsherrliche Einwilligung nothwendig. Nun den Fal des K. 109 §. 3 gesetzet! -- Der Vasal bittet den Herrn um seine Einwilligung, sie wird abgeschlagen, der Vasal verleihet dem ungeachtet sein Lehen, so ist das Lehen nach §. 5 eröfnet. -- Denn, fügt der §. 3 die Ursache hinzu, „daz ist nicht recht, wann es ist geverd und als im der Herr diz hat versagt, so mag er damit nichts getun an des Herrn willen -- wann es heißt Gevärd." -- Nun sol, nach Hr. Rudlofs Lehre, so gar die Veräußerung bestehen, wenn auch der Herr seine Eiwilligung versagt, und nur in diesem Falle ein anderes Gut zum Lehen offeriret werden! Ist dies 1) nicht ungereimt? Mus also nicht unsere Auslegung des K. 21 die richtige heißen? Aber noch mehr! 2) in unserm K. 109 wird gesagt, das alles sey Gevärd, was der Lehnsman gegen die verweigerte Einwilligung seines Herrn unternimt. Und im K. 155 §. 3 stehet denn die

unläug-

unläugbare Regel -- Was der Mann mit dem Lehen tüt gen dem Herren das Geverde heißet, damit hat der man das „Lehen verworcht gegen seinem Herrn." -- Was folget daraus? Der Leser wird selbst weiter nachlesen und schließen. Wir eilen zu dem Hauptgegenstande der Schrift, bei welchem wir das Merkwürdige kurz fassen können. -- Es ist also S. 36 davon die Rede: ob Theils der Lehnsherr, Theils die Agnaten, sich des Abtriebrechtes, (retractus, das bekanter maßen von der Wiederrufung, jure revocandi, unterschieden ist) nicht mehr bedienen können, wenn sie in den Verkauf des Lehens gewilliget haben? In Absicht und zum Vortheile des Lehnsherrn bringt der Hr. W. gegen Joh. Henr. Sommer *in vindiciis. corpor. nobilium S. R. I. immediat. adversus super. territ. extens.* Gött. 1754 und andere folgende Gründe bei. -- Durch die algemeine Einwilligung in den Verkauf, wobei die Person des Käufers noch nicht in Betrachtung kömt, erkennet der Lehnsherr die Gültigkeit der Veräußerung, er entsaget nur seinem Rechte, das Lehn zu widerrufen. Er erkennet aber dadurch noch nicht die Person des Käufers. Es hat so gar bei einem vollen Erb- und Veräußerungslehn der Abtrieb beständig Platz. (S. 38-40.)

Eben so redet Hr. R. für die Agnaten gegen Hrn. Gebauer *de jure reluendi per generalem consensum simultanee investiti exstincto* und Hr. Eberhard in der Diss. *scientiam feudi alienati generalem sufficere ad praescribendum jus retractus agnatorum.* -- Eben jener, für den Lehnsherrn beigebrachte Grund, redet auch zum Vortheile der Agnaten. In

den Kauf haben sie gewilliget, aber noch nicht in die Person des Käufers. Und jener bestehet, wenn sie sich auch des Abtriebes bedienen. Wie groß, sagt Hr. R. S. 45, ist nicht dieser Unterschied? Gesetzt, ein Vasal veräußert sein feudum alienabile. Das darf er. Der Herr mus es geschehen lassen; aber keinesweges alsdann, wenn das Lehen auf eine Lehnsunfähige Person gebracht werden sol. Auf diese war die algemeine Einwilligung keinesweges gerichtet. -- Ueber dieses findet Hr. R. bei der gegenseitigen Meinung unüberwindliche Schwierigkeiten, die uns aber wenigstens nicht so erheblich vorkommen. Das jus revocandi, sagt er S. 47, kömt den Agnaten zu, wenn sie nicht eingewilliget haben. Solte nun der Abtrieb auch nur alsdann Stat haben: so wären ja zwei Mittel in einem Falle, aus einem Grunde. -- Und warum denn das nicht? Warum nicht den Abtrieb binnen einem Jahre um Geld, die Widerrufung, wenn jener nicht gebrauchet worden ist, zu seiner Zeit, binnen 30 Jahren, umsonst? Noch unerheblicher ist die zwote Schwierigkeit S. 48, die wir ganz übergehen. -- Die Gegner des Hrn. R. berufen sich auf II. F. XXVI, §. 13 „quod si consentit alienationi, vel per annum ex quo scivit tacuit, omnino removebitur." -- Umsonst. Es ist von einer Wissenschaft und Einwilligung die Rede, welche auch auf die Person des Käufers gehet. Ueber das sol nach II. F. III, §. 1 und dem Kaiserrechte Art. 28, der Agnat vorher befraget werden, ob er kaufen wolle. Und da hat freilich, wenn er nicht wil, kein Abtrieb stat. -- Ueberhaupt suchet Hr. R. darin, daß diese Verkündigung, bei welcher auch der Käufer zu

nenne

nennen ist, einen wichtigen Grund für seine Meinung. Sie ist nach vielen Stadt- und Landrechten bei den Stamgütern erforderlich, (S. 55-60) und wird namentlich in einigen, z. B. Brandenburgischen Lehnsordnungen, so erfordert, daß der Verkauf nicht eher für unwiderruflich geschlossen anzusehen ist, als bis nach derselben ein Jahr verflossen ist (S. 61-66.). Bei solchen Umständen ist nur eine besondere Einwilligung in die Person des Käufers hinlänglich, um den Abtrieb auszuschließen. -- Uebrigens können sich die Agnaten ihres Rechtes auch stilschweigend begeben: I) eben in dem Falle, wenn sie sich auf vorhergegangene Verkündigung nicht erklären. Sind hierzu keine gesetzliche Fatalien bestimmet: so bleibet Hr. R. mit Rechte bei der Jahresfrist, da das Cap. extraord. V. F. 15 nicht angenommen worden. (S. 69-72.) II) Nachdem das, in manchen Ländern befohlne, öffentliche Aufgebot gehörig geschehen, und die gesetzte Zeit vergeblich verstrichen ist. (S. 72.) III) Wenn der Agnat vom Käufer das Lehn wiederkäufet: IV) oder den Kaufbrief unterschreibet, ohne die Clausel, mit Vorbehalt seiner Rechte, hinzu zu thun: indem er den Kauf, wie er ist, erkennet, und nicht blos als Zeuge angesehen werden kan (S. 75.) Falsch ist es aber, daß die Gegenwart desselben bei dem Weinkaufe, oder die bloße Verweigerung, das Lehen zu kaufen, eine stilschweigende Einwilligung mit sich führete. (S. 77.) Zuletzt merken wir, daß Ern. Tenzel zu Erfurt 1727 in Absicht auf die Mitbelehnten den Satz unseres Hrn. V. ebenfals vertheidiget habe.

XXII.

De confirmatione Caesarea juris primogeniturae in familiis illustribus Germaniae inprimis intuitu feudorum Imperii commentariolum a Guil. Aug. Rudlof Phil. & jur. Doct. atque Seren. Duc. Meckl. Prof. ord. nec non Colleg. Jureconf. assessore in Acad. Fried. Buezov. Bützow, bei Berger, 1771, 3 B. 4.

Daß die kaiserliche Bestätigung des Erstgeburtsrechtes überhaupt nothwendig sey, hat Hr. Just. Friedr. Runde in einer zu Göttingen 1770 gehaltenen, uns noch nicht vorgekommenen, inaugur. Streitschrift, *de confirmatione caesarea juris primogeniturae*, geläugnet. Eben dieses thut Hr. Rudlof besonders in Ansehung der Reichslehen.

Durch Einführung der Erstgeburt, sagt er, leiden die lehnsherrlichen Rechte keinen Nachtheil. Nach allen Lehnrechten können die Vasallen ihre Lehen theilen, auch ohne Einwilligung des Lehnsherrn ihre Hausangelegenheiten nach Willkühr bestimmen, Familienverträge errichten: warum also nicht auch die Erstgeburt einführen? Die Observanz stehet nicht im Wege. Ist die kaiserliche Bestätigung gesuchet worden? ist eine ganz andere Frage, als diese, muste sie gesuchet werden? Und doch giebt es Beispiele des Gegentheils,

theils, z. B. im Herzogl. Hause Mecklenburg; solcher aber, ubi in contradictorio consensus Imperatoris obtineri debuit, kein Einiges; daher die validitas primogeniturae auch ohne kaiserliche Bestätigung behauptet werden mus. Nur in dem einigen Falle ist sie nothwendig, wenn sie von Agnaten unter sich durch Verträge angenommen werden wil, und unter ihnen Minderjährige sind.

Die gegenwärtige Abhandlung ist unter den Arbeiten des Hrn. V. die unbeträchtlichste, theils überflüssig, theils mangelhaft. Der Fälle, wo über die Einführung der Erstgeburt allein bei Reichslehen gehandelt würde, sind gar zu wenig. Und nach so mannigfaltigen Untersuchungen verdiente der ganze Gegenstand entweder gar keine oder eine ganz volständige Ausführung, in welche man alles mögliche Merkwürdige eingetragen hätte. -- Brauchbare Staatsschriften z. B. wegen der Erstgeburt im F. und G. Oettingischen Hause sind nicht benutzet. Beispiele, daß ein Fürstl. Vater unter seinen Söhnen die Erstgeburt einführen wolte, aber durch Reichshofrathsconclusa so lange verhindert ward, bis die kaiserliche Bestätigung mit genauer Untersuchung aller Umstände geschehen war. Z. B. im F. Dessauischen Hause. -- In der Grafenverein 1741 (oder vielmehr im ungedruckten Entwurf) ist selbst wegen der bereits festgesetzten Erstgeburt die kaiserliche Bestätigung als nothwendig angesehen. Alles dieses gehet auch hauptsächlich auf Reichslehen. -- Und endlich bleibt es nach allem Kritisiren dabei, was Moser im Staatsrechte sagt; Nothwendig ist die K. Bestätigung eigentlich nicht. Aber die confirmirte Primo-

Primogenitur hat den Vorzug, daß sie in vorkommenden Fällen nicht weiter untersuchet, auf die übrigen aber nicht eher gesprochen wird, als bis sie eine Untersuchung ausgehalten haben. — Das ist Gewohnheit, das ist practisches Recht, neben welchem die Theorie auch in diesem Falle ihren eigenen Vorzug hat.

XXIII.

Petitione renovationis investiturae quovis modo neglecta feudum amitti. Prolusione aperiendis scholis hibernis praemissa disserit Guilielm. Aug. Rudlof. Bützow bei Berger, 1771. 32 S. in 4.

Die Streitigkeit, welche Hr. Böhmer zu Göttingen mit dem verstorbenen Hrn. Bauer zu Leipzig bei Gelegenheit des Anhaltischen Lehens Dorenburg geführet hat, ist bekant. Beide Männer zeigten sich in derselben als wahre Gelehrte. Man lieset ihre gewechselte Schriften gern: und man lieset sie nicht, ohne vielfältig auch in Nebensachen unterrichtet zu seyn.

Hr. R. wendet sich auf die Bauerische Seite, und behauptet, was der Titel lehret. Zuerst, sagt er, §. III war es, wenigstens seit dem Absterben des Auctoris vet. de beneficiis, eine ausgemachte Wahrheit, daß der Vasal um die Belehnung bei dem Herrn

bitten

bitten muste. Die algemeine Formel der alten Lehnbriefe gedenket dieser Bitte. -- Algemein war sie nicht. Gerade das Gegentheil. Die ältesten Lehnserneuerungen enthalten sie am wenigsten. Man würde sie nicht für eine Erneuerung, sondern für eine Ertheilung eines neuen Lehens halten: wenn nicht der väterlichen Vorfahren des Vasallen zuweilen gedacht würde. Nur ein Beispiel: damit wir nicht ganz ohne Beweis reden. Nos Otto & Conradus -- Brandenburgenses Marchiones -- recognoscimus -- quod nos Arnoldo -- bona subscripta videlicet -- contulimus possidenda eo jure & observata conditione qua possedit pater pueri superius expressus in verum pheudum atque justum. -- Sie ist vom Jahre 1286 und stehet bei Grundmann in der Uckermarkischen Adelshistorie Th. I S. 13 Not. (k) -- Doch hindert diese Gegenanmerkung nicht die Richtigkeit der Lehre vom Verlust des Lehens, wegen unterlassener Erneuerung. Und wir wollen ohnehin die folgende Ausführung des Hrn. V. ohne alle Erinnerung lassen. Auch diese beweiset Ordnung und Urtheil. -- Es frägt sich also: ob der Lehenman sein Lehen verliehre, wenn er nicht *dolo* sondern *culpa*, *incuria*, *negligentia* binnen Jahr und Tag die Erneuerung suchet. Hr. R. behauptet es A) nach der Rechtsanalogie. 1) Die Erneuerung ist als ein modus des Lehnvertrages anzusehen. Er ist unter dieser Bedingung geschlossen, daß die Erneuerung solte gesuchet werden. Geschiehet es nicht: so ist die Bedingung nicht erfüllet; nicht erfüllet, aus Vorsatz oder aus Nachlässigkeit. (§. 10.) 2) Die Beraubung des Lehens aus

 dieser

dieser Ursache ist eine Strafe, aber eine bürgerliche auf einen Vertrag gegründete Strafe. Und bei solchen Geschäften wird magna culpa dem dolus verglichen. (§. 11.) Die Erneuerung ist 3) nichts anders, als eine Gattung der Fatalien. Ihr Recht ist bekant. -- B) Nach deutschen Gewohnheiten. Die Deutschen sahen 1) den Erneuerungstermin als eine Verjährung an. Blos in dem Ablaufe der Frist setzen die Lehnrechte den Grund der Lehnsentsetzung -- si quis *suum negligat terminum*, sagt der alte Auctor -- wer seine Jarzal versumt, das J. F. §. 31 -- und eben so die übrigen. (§. 13.) 2) Da die Gesetze oder die gesamleten Lehnsgebräuche nur bestimte Ursachen zur Entschuldigung zulassen, und unter diesen die Nachlässigkeit nirgends stehet: so -- (§. 14.)

Hr. Böhmer suchte zwar aus dem J. F. S. a. VII, das Gegentheil zu erweisen; weil dort das Wort, verschmähen, nur vom Vorsatz zu verstehen sey. Aber Hr. R. führet dagegen (§. 15) an, daß in dieser Stelle gar nicht einmal von der Lehenserneuerung, sondern von Generalexpectivirten, die das, dem Herrn zuerst ledig gewordene Lehen nicht annehmen wollen, geredet, und das Wort, verschmähen, schlechterdings für alle und jede Verweigerung genommen werde. (§. 15.) -- Die deutschen Rechte kennen auch keine kleinere Genugthuung, als den Verlust des Lehns, keine andere Art geringerer Strafen. Im J. F. a. c. 93. §. 3, worauf Hr. Böhmer sich beziehet, wird zwar eines Gewettes gedacht. Aber keineswegs eines solchen, das wegen versäumter Lehnserneuerung bezahlet werden sol, wie Hr. R. §. 17 zeiget. -- Die Lehre

wird

wird ferner C) bewiesen aus dem longobardischen Lehnrechte. Nach demselben sol 1) ebenfals nur eine gerechte Ursache von der Strafe befreien. Und kein Wort, daß eigene Nachlässigkeit eine gerechte Ursache seyn solte. Vielmehr sol 2) nach II. F. 55. pr. die incuria, die negligentia, ausdrücklich hinreichen. -- Eine Stelle II. F. 52. §. 3 stehet zwar scheinbar entgegen. Und sie war ein Hauptvorwurf der Bauer- und Böhmerischen Auslegungskunst. Der Vasal verliehret sein Lehn nicht -- si *non dolose* per annum & diem steterit -- denn -- dolus abesse videtur si *justa caussa* impediatur. -- Aber so wie das Wort, *culpa*, in II. F. 21, 24, §. 11 nur beziehungsweise mus verstanden werden: so ist es hier in Ansehung des Wortes *dolus* nöthig. K. Lotharius erkläret ja alsobald, was *non dolose stare* heißen sol, nichts anders als *justa caussa impeditum esse*: und dahin wird die Nachlässigkeit nirgends gezählet. (§. XX.) -- Die aufgetragenen Lehen veränderten nicht die Eigenschaft der Lehen in Deutschland, und hinderten nicht die Anwendung der longobardischen Rechte in diesem Stücke: so wie die, obgleich harten Friedericianischen Verordnungen ihre Kraft behauptet haben: obgleich in manchen deutschen besondern Lehnsgesetzen, z. B. den Mecklenburgischen, auf die aus Versehen unterlassene Erneuerung nur eine mäßige Geldstrafe gesetzet ist. (§. XXIII - XXVI.)

XXIV.

Obſervationes de appellatione in cauſſis feudi extra provinciam ſiti, machen die Inaug. Diſſ. H. Joh. Valent. Fiegenheims aus. Marb. 1770, 52 S.

Dieſer wichtige Gegenſtand verdienet freilich, aller ſchönen bisherigen Schriften ungeachtet, die ſchlechten ungerechnet, noch immer eine neue Unterſuchung. Wir ſind auch faſt überzeuget, daß neue Beobachtungen gemacht werden können. Nur wünſchen wir dazu eine alte Meiſterhand, die unparteiiſch ſchreiben kan und wil, alles bisher geſagte vergleichet und prüfet.

Hr. F. hat, wie wir wol glauben, ſeine Abhandlung ſelbſt geſchrieben und gezeiget, daß er urtheilen könne, und die Grundſätze des Lehnrechts ſich bekant gemacht habe. Mehr Lob: als wenn wir lang und viel von einer Ausführung des gelehrten und beleſenen jungen Herrn Verfaſſers redeten. Sein Vortrag iſt aber ein wenig verworren; zu viele Gedanken, die getrennet werden ſolten, an einander gehänget. Oft ſchwache Urtheile.

Er behauptet die auch nach unſerer Meinung richtige Lehre, daß die Appellation in Lehnsſachen nicht an den Landes- ſondern an den Lehnsherrn gehen müſſe. -- Den Grund der Lehnsgerichtsbarkeit ſetzet er

weder

weder in dem imperio noch in dem dominio, sondern 1) in der alten deutschen Gewohnheit, welche noch vor Entstehung der Landeshoheit tief gegründet war: 2) erfordert er außerdem, daß der Lehnsherr einen geordneten Lehnhof habe. -- In diesem Grunde findet er den Beweis seiner obigen Meinung. — Er schreibt gegen Henr. von Dörings göttingische Streitschrift *de appellatione in caussis feudalibus.*

XXV.

D. Justi Christophori Böhmeri de juribus & obligationibus ex feudorum oblatione descendentibus commentatio juris feudalis, Halae, 1770, 44 S. nebst einem Rechtsgutachten von 28 S. in 4.

Die Frage: ob den aufgetrogenen Lehen die Eigenschaften der Lehen überhaupt zukommen müssen? scheinet zwar, wie der Recensent glaubet, unter den neueren Rechtsgelehrten so gut als ausgemacht zu seyn. Doch ist sie in einer eigenen neueren Schrift noch nicht gehörig untersuchet. Also von dieser Seite ist die gegenwärtige Schrift nicht überflüssig. Aber noch mehr glaubten wir zu finden, als wirklich geschehen ist. Es bleibt immer eine ganz andere Frage: Gehen die aufgetragenen Lehen von den gewöhnlichen Lehnseigenschaften ab? eine andere: Haben sie nicht, nachdem sie sich

sich in den mitleren Zeiten vermehreten, auf die Entstehung und Aenderung der Lehensgewohnheiten überhaupt einen besondern Einflus gehabt? Diese noch gar nicht erörterte Aufgabe glaubten wir hier entwickelt zu finden. Wir fordern es von keinem Anfänger. Für ihn ist dabei zu viel zu übersehen, zu viele Belesenheit und Kentnis des Ganzen nothwendig. Aber der Titel, eine ziemliche Belesenheit in den Georg Ludwig Böhmerischen Lieblingsschriften und Urkundensamlungen, ein von demselben herrührender Anhang machte uns in dem ersten Uebersehen auf eine ganz vortrefliche, jene Frage entwickelnde Ausführung begierig. Nun finden wir uns zwar betrogen. Doch verdienet auch die Arbeit, so wie sie da liegt, eine nähere Anzeige. Gutes Urtheil und mäßige Belesenheit zeichnet sie von vielen andern, zumal so vielen mageren unausstehlichen, Lehnsschriften aus.

In keinem Stücke, sagt der Hr. V. gehören die aufgetragenen Lehen, der Regel nach, unter die uneigentlichen. Der Auftrag geschiehet entweder unbestimt, oder bestimt, bald nach den Rechten des einzelnen Lehnhofes, bald nach besondern Bedingungen. Dreierlei Quellen zur rechtlichen Beurtheilung. (Jura communia, particularia, specialia.) In Absicht auf das erste bleibt das aufgetragene Lehen den gemeinen Rechten unterworfen. Es ist eigentliches Lehen selbst bei dessen ersten Entstehung. Der Lehnherr giebt sein Eigenthum hin; nachdem es ihm aufgelassen, Jahr und Tag, wenigstens in den ersten Zeiten, in seinem Besitze geblieben war. (S. 2 und 19. 20.) — Die angeführten Beispiele S. 2 und 7 sind, wie die meisten,

meisten, nicht neu. Sie gehören übrigens unter die seltenere, und beweisen denn doch nicht, daß bei dem ganzen Belehnungsgeschäfte gar nichts besonders vorgefallen sey. Ursprünglich rührte ja doch das Lehn von dem Eigenthume des Vasallen her. Dies hätte der Hr. W. daher schließen sollen, daß selbst gedachte Formalien ein Beweis seyen, wie sehr man sich in den ersten Zeiten bemühet habe, die aufgetragenen Lehen den übrigen gleich zu machen, wie wenig also eine Aenderung in andern Stücken zu vermuthen sey.

Bei dem Auftrage und der denselben gefolgten Belehnung hat sich der Vasal den algemeinen Lehnsgewohnheiten und dem besondern Lehnrechte seines nunmehrigen Herrn unterworfen. Dieses, da er mit dem freiwillig erwählten Herrn auch dessen Lehnhof und dessen Gebräuche erkennen mus und stilschweigend erkant hat; jenes, weil er mit dem Lehn auch die Lehnseigenschaften zu erkennen, und sich keine eigene Rechte vorbehalten hat. Stilschweigend konte er sich nichts vorbehalten. Zu einem besondern Vertrage wird nicht nur seine sondern auch des Herrn, als des zweiten paciscirenden Theiles, Einwilligung erfordert. Beispiele aus dem XIV J. bestätigen über dies, daß mehrere ihre aufgetragene Güter ausdrücklich, wie Lehenguts Recht und Gewohnheit ist. -- *Jure feodi cum onere & servitiis* -- als Mannen Lehnrecht ist -- empfangen haben. (S. 8-11.)

Die Vermuthung, welche andere entgegen setzen, daß die Vasallen, bei dem Auftrage ihrer Güter, bessere Bedingungen würden vorbehalten haben, zerfält; da man von dem Möglichen auf das Wirkliche nicht

nicht schließen mus. (S. 14.) Insonderheit fält sie auch bei den geistlichen Lehnhöfen weg, der Sprüchwörter, Krumstab schleußt Niemand aus, und dergleichen, der Gründe, daß von denselben gute Bedingungen leichter wären zu erhalten gewesen, ungeachtet. Ein jedes Lehn ruhet auf seinem Vertrage. Es ist nicht daher, was geschehen konte, sondern was wirklich nach dem Inhalte des Lehnbriefes geschehen ist, zu beurtheilen. Es findet also keine algemeine Vermuthung für besondere Eigenschaften Platz. (S. 15. 16.) -- Nur dies wird der Hr. V. zugeben, daß besondere Vermuthungen bei diesem oder jenem Lehnhofe stat finden, daß ein aufgetragenes Lehn ein Weiberlehn seyn könne, wenn gleich der Lehnbrief nichts entscheidet. Der Vasal unterwirft sich den eigenen Gebräuchen seines Lehnhofes. Sind nun hier die Lehen der Regel nach Weiberlehn, haben sie andere eigene Beschaffenheiten: so hat sich der Vasal auch nur diesen, nicht dem algemeinen Lehnrechte unterworfen. -- Der Regel nach bleiben also die Rechte des Lehnsherrn und des Vasallen bei den aufgetragenen Lehen keine andere als bei den gegebenen. Der Hr. Verfasser gehet sie S. 22 fg. einzeln durch; wobei verschiedene neue Beiträge und Urkunden vorkommen. -- Die aufgetragenen Lehen können so wenig veräußert werden, daß so gar, wie hier (S. 23) mit einigen Beispielen von 1318-1327 gezeiget wird, die Afterbelehnung unterbleiben muste. -- Eben so wenig folgen die Töchter oder andere Unfähige, es sey denn Kraft besonderer Bedingungen. Hier (S. 26. 27) ein bisher ungedruckter Lehnbrief Bischof Conrads zu Hildesheim 1248, wo er

er zu dem aufgetragenen Lehen ein gegebenes hinzufügt, so daß auch die Tochter des Vasallen succediren solle, wenn dessen Sohn versterben würde. -- Auf eine merkwürdige Weise bedinget sich Embricho von Lewenstein den Besitz des von ihm an Trier aufgetragenen Lehens, auf die Lebenszeit seiner Frau quia bona prefata sunt *allodialia*. Sie waren es nicht mehr. Aber man siehet, wie stark immer das Andenken an die alte Beschaffenheit blieb. (S. 29.) -- Unter dem algemeinen Namen der Erben werden auch in den Lehnbriefen wegen aufgetragener Lehen nur alsdann die Töchter verstanden, wenn besondere Ursachen diese Auslegung rathen. Dahin rechnet Hr. B. wenn der Auftrag, wie in einer S. 31 abgedruckten Urkunde von 1303, mit Einwilligung der Söhne und Töchter, geschehen ist. Noch würde aber hier ein Ungläubiger Zweifel erregen; wenigstens wenn keine andere Formalien, als in der gedachten Urkunde, vorkommen; wo es heißt -- nos -- mansos -- cum consensu filiorum & filiarum nostrarum -- nos & nostros heredes in feodo recipere in perpetuum obligamus. -- Der Ungläubige würde noch immer einwerfen, daß die Einwilligung der Töchter und deren Anführung auch bei andern Veräußerungen nichts neues gewesen, daß sie also hier, nicht als eine, bei dem Auftrage, sondern bei der Veräußerung überhaupt nützliche Vorsicht sey gebrauchet worden. Im Gegentheile sey es wahrscheinlich, daß man die Erbfolge blos der Verordnung gemeiner Rechte habe überlassen wollen. Bei der Einwilligung werde der Töchter gedacht: bei dem Erbrechte nur der Erben überhaupt: da man doch damals schon in vielen andern Urkun-

Urkunden die Nothwendigkeit, eine etwaige eigen[e] Bedeutung des Wortes Erben zu bestimmen, erkan[t] habe. -- Unter den veris heredibus, welchen in zween S. 33 abgedruckten Hildesheimischen Lehnsbriefen nach geschehener Auftragung die Lehnsfolge bedungen wird, sind die Weiber zu verstehen; da der Regel nach in Hildesheimischen Lehen die gemeine Lehnsfolge beobachtet wird. --

Die aufgetragenen Lehen sind, wie die übrigen, feuda ligia. Hier S. 39. 40 eine gute Anmerkung von der Bedeutung eines castri ligii und feudi ligii. Die Grafen zu Solms trugen 1323 ihr Schlos Hohensolms an Trier zu Lehen auf, bedingen sich aber -- ne contra comitem de Witchenstein & Herradum de Merenberg servire tenerentur. Das Lehn war also non ligium. Sie verheißen jedoch zugleich, ut castrum Hohensolms, debeat esse domus aperta atque *ligia*, vulgariter dicta ein offen und ledig hus." Der vortrefliche Gudenus, welcher diese Urkunde in seinem Urkundenschatze III, S. 205 fg. mittheilte, zählte jenes Lehn den feudis ligiis bei: da doch, *ligium*, wie gleich hier das deutsche Wort, ledig, beweiset, und andere Urkunden bestärken, so viel als ledig seyn sol (S. 41.) -- Die Strafe der Felonie hat bei aufgetragenen Lehen so gewis stat, daß sich Vasallen bei dem ersten Auftrage derselben so gar freiwillig unterworfen haben.

Der Anhang liefert ein Rechtsgutachten in Sachen der Erbgenahmen von Arnds zu Bonn und Lehnsfiscalischen Anwald der Churcölnischen Hofcammer, das Lehngut Katzdorf betreffend: von dem

dem Hrn. Geh. J. Rathe Böhmer zu Göttingen. --

Die im Herzogthume Jülich gelegene Burg Katzdorf haben die von Arnds vom Erzstift Cöln seit dem 14 Jahrhundert als ein aufgetragenes, doch von dem Erzstifte mit 1000 Gulden erkauftes Lehen empfangen. Sie wird 1339 folgender Gestalt zu Lehen ertheilet -- „solches alles von Uns und Unserm Stift zu rechten Mann-Lehen zu haben und zu tragen -- Wir haben aber Uns - vorbehalten, die Oefnung an und auf genanter Burg, also, daß Wir derselben Burg als unseres offenen Hauses gebrauchen -- wenn und wie oft wir der bedörfen, doch mit diesen Vorwarden, daß Wir -- den genandten Arnds und sein rechte Erben, die seien Manns-oder Weibskunnen, von dem vorgemelten Lehn nicht enterben wollen noch sollen, von Ersterbnüs wegen." -- Seit dem XIV Jahrhundert sind die Lehnbriefe dem ersten gleichlautend ausgefertiget, und nur allein der Mansstam zur Erbfolge gekommen. In dem 1714 ausgefertigten Lehnbriefe aber ward die abgeschriebene Stelle von, Wir haben aber, bis, Ersterbnüß wegen, ausgelassen. Im J. 1766 entstehet die Frage: ob, mit Abgange des Mansstammes, gedachtes Lehen dem Lehnsherrn eröfnet, oder das weibliche Geschlecht damit zu belehnen sey? Der Herr Geh. Justitzrath Böhmer behauptet das erste. -- Manlehen, sagt er S. 8, bedeutet zwar im algemeinen Sinne ein Lehen, von welchem Dienste zu leisten sind. Aber die besondere eigentliche Bedeutung läßt unter demselben allein die männlichen Lehen verstehen, welche denn so lange beibehalten werden

mus, bis man das Gegentheil deutlich erweiset. Besonders ist deswegen das Beiwort, recht, gebräuchlich geworden; da unter einem rechten Lehen ein solches begriffen wird, welches alle gewöhnliche Eigenschaften der Lehen hat. Die in dem Lehnbriefe vorbehaltene Rechte zum Vortheile der Mans- und Weibspersonen machen kein pactum adjectum in Absicht auf die Erbfolge der letzteren aus. Es ist in der gedachten Stelle nicht von der Erbfolge, sondern von dem Oefnungsrecht die Rede. Die Vasallen haben sich dadurch nur zu bedecken gesuchet, daß der zugestandene Gebrauch des Oefnungsrechtes zum Nachtheile und Schaden des Lehens nicht gereichen solte, daß sie bei dem Gebrauche des Oefnungsrechtes ihres Lehens nicht entsetzet werden möchten. (S. 14. 15.) -- Enterben gehet nicht auf die Erbfolge. Es heißt hier wie in andern Urkunden, entsetzen. -- Ersterfnüß beziehet sich eben so wenig dahin. Es bedeutet eine Niederlage. Der Verstand der abgedruckten Stelle ist also überhaupt dieser, daß der Vasal des zum Behelf des Lehnherrn eingeräumten Schlosses, wegen einer vorgefallenen Niederlage, nicht entsetzet werden solle. (S. 17.) -- Ohnehin sollen die Cölnischen Lehen Kraft Kaiserlicher Entscheidungen nur auf die Weiber gehen. (S. 11. 12.) Und die neuesten Lehnbriefe enthalten die berührte Clausel nicht mehr. Daß sie aber mit Recht habe ausgelassen werden können, gegenwärtig also die neueren den älteren Lehnbriefen vozuziehen seyen, beweiset Hr. B. vornemlich dadurch, daß es ohne Widerrede des letzteren einzigen Vasallen vom Mansstamme geschehen, und die weiblichen Nachkommen dessen Erben in allodio

folg-

folglich dessen Handlungen zu erkennen verbunden seyn. (S. 25. 26.) --

Die Ausführung ist gelehrt, obgleich nach unserm Urtheile gröstentheils gezwungen. Eine Hauptfrage möchten wir beantwortet haben: Wenn die Töchter des ersten Vasallen gar keine Erbfolge haben solten, warum ward denn bedungen, daß auch sie nicht entsetzet werden solten? Sie hatten ja gar keine Rechte darauf. -- Diese und die übrigen Zweifel müssen wir eben sowol als einen kleinen Nachtrag zu der Dissertation selbst, von dem völlig gegründeten und noch geltenden Unterschiede zwischen gegebenen und aufgetragenen Lehen, zurückhalten. Wir dürfen nicht weitläuftiger seyn.

XXVI.

Diss. auspic. de generato extra nuptias cum equestri vel plebeja, matrimonio licet ante partum, vel conjugio post istum, sequuto, in feudis nec jure Germanico nec Longobardico succedente -- Pr. Jo. Georg Estor Sereniss. Hass. Landgr. a Consiliis sanct. & hujus Universitatis litter. Cancellario R. Jo. Conr. Theis. Marb. 1771. 37 S.

Daß der Herr geheime Rath durch seine, in der Welt bekant genug gewordene Schriften, sehr

viel Gutes gestiftet, sehr viel zur Aufklärung alter, zur Entdeckung neuer Wahrheiten beigetragen, daß man sie begierig gelesen habe, und noch zur Belehrung eifrig lese, das sind unläugbare Wahrheiten. Daß sie aber niemals nach einem ganz genauen Plane ausgearbeitet, in einem gewisser maßen eigenen, zuweilen besonders scherzenden Vortrage, niemals in der, von den meisten besten juristischen oder unjuristischen Schriftstellern angenommenen Schreibart, bei einer, zwar häufig wahrhaften großen, aber auch oft zu viel und ohne Noth angebrachten falschen, im Register- und Bücheraufschlagen bestehenden Belesenheit sind mitgetheilet worden – dieses sind, wie wir glauben, eben so gewisse Wahrheiten. Sie machen, zusammen genommen, unsern Hrn. V. zu einem Schriftsteller, der über unser Lob erhaben ist, und nach seinem Tode in seinen Schriften leben wird.

Nur die neuesten Ausarbeitungen zeugen von der Abnahme höherer Kräfte, bei deren Mangel immer weniger Ordnung und Geschmack bemerket wird. Wir wollen es nicht ahnden. Gesagt mus es seyn. Möchte doch der würdige Greis mit den bisherigen Ausarbeitungen seine Bemühungen beschließen! Er hat Verdienst genug; tausendmal mehr, als andere kleine Geister, denen solche Schriften Gelegenheit zum ungerechten Sporte geben.

Wir vermissen so gar in der neuen angezeigten Arbeit, was man doch sonst bei dem Hrn. V. samlen kan, Blumen; wenn auch ohne Ordnung. Sie bestehet gröstentheils aus kurzen Anführungen der Schriftsteller,

steller, unter welchen wir doch auch die vortrefliche neue Abhandlung des Herrn Dreyers in den Nebenstunden hätten zu finden geglaubt.

Was unsern Lesern merkwürdig seyn kan, ist ein Lehnbrief Landgraf Moritzens zu Hessen von 1593. Er stehet S. 16 und heißt in demselben: „Wir -- leyhen Ihnen (Georg und Hans Dieden) und Ihren ehelich gebohrnen (darunter wir keine legitimatos verstehen oder begriffen haben wollen) Mannleibes Lehens Erben.“ --

Eben dahin gehet der S. 20. 21 mitgetheilte Entwurf von Landgr. Carls I Verordnung, daß zwar die durch die Ehe legitimirten Kinder den ehelich gebohrnen gleich geachtet, aber „in allen und jeden Unseren *löblichen* Vorfahren, Fürsten zu Hessen, in Unseren und den von der ritterschaft über ritterlehne gegebene Investituren und Lehnbriefen, die darin gesetzte worte Lehnserben, oder Manne, Leibeslehnserben und dergleichen anders nicht, denn von solchen Kindern, die im ehestande ehelich erzeuget worden und gebohren sind, verstanden, auch nun hinführo in Unseren kanzelleien, so oft ein ritterlehen empfangen wird, zum Ueberflus allen und jeden, über wiederempfahung solcher ritterlehne verfertigten lehnbriefen ausdrücklich eingeschalten und einverleibet werden.“ --

Die Verordnung Landgraf Carls, so wie sie Heinr. Anton Geis im *adp. corp. jur. Germ.* bekant gemacht hat, wird bei dem Hessischen Lehnhofe nicht erkant. Hr. E. tadelt deswegen die Herrn G. L. Böhmer und von Selchow, daß sie sich darauf bezogen haben.

XXVII.

Der goldne Spiegel, oder die Könige von Scheschian, eine wahre Geschichte. 4 Theile, 8, bei Weidmans Erben und Reich.

Es ist uns alle Augenblicke bei diesem Buche eingefallen, warum wir Menschen doch immer auf einem andern Wege Ruhm suchen, als dem, den uns die Natur scheint vorgezeichnet zu haben? Das findet nicht nur bei dem bischen Ehre stat, das man sich suche in dem kleinen Kreise, worinnen man lebt, zu erwerben, sondern auch bei dem ausgebreitetern Ruhme, nach welchem Schriftsteller ringen. Das deucht uns auch der Fal bei Hrn. Wieland zu seyn. Die Natur hat aus ihm einen Dichter gemacht. Er studierte Philosophie, die ein Dichter allezeit in einem gewissen Grad kennen mus. Er drang in die Geheimnisse derselben aber etwas mehr ein, als Dichter sonst zu thun pflegen; mischte seine Kentnisse darüber in seine Gedichte herein, und gab ihnen dadurch einen originellen Stempel, der sie dem Kenner derselben angenehm, und dem Ungelehrten lehrreich machte. Von der Staffel eines philosophischen Dichters aber bis zu der Staffel eines Weltweisen, dessen Kentnisse in diesem Fache Aufmerksamkeit verdienen, ist, ohne hier entscheiden zu wollen, zu welchem mehr Geisteskräfte gehören? noch sehr weit. Hr. Wieland hat, ich weis nicht

nicht warum, diesen letzten Namen seit einiger Zeit zu erwerben gesucht. Die Natur bildete ihn zum Dichter, er aber wil mit aller Gewalt ein Weltweiser seyn. Ja was noch mehr ist, er wirft sich zum Staatsmanne auf. Nun hat Hr. W. gar viele Kentnisse von der Philosophie des Menschen, d. i. von desselben Art zu denken und zu handeln; wohl verstanden in dem Zustande, worin er sich gegenwärtig befindet, und in Beziehung auf die Verhältnisse und die Art zu handeln im gemeinen Leben. Dies alles ist aber, von der Kentnis des Menschen in Rücksicht auf die bürgerliche Verfassung, und auf das algemeine Band der Regierungsform gar sehr unterschieden. Daher kan auch jemand ein gar feiner Moralist, aber ein sehr jämmerlicher Politiker seyn, und von dem Jure publico universali sowol als von der gesetzgebrischen Politik und der Staatswirthschaft gar nichts verstehen. Und so scheint sichs in der That mit Hrn. W. zu verhalten, wie es sich aus seinen idealischen Republiken, womit er das Publikum schon in einem halben Dutzend Bücher traktiret hat, und wovon auch beiläufig hier eine angebracht ist; und überhaupt aus gegenwärtigem ganzen Werke ergiebt. Aber warum wil er denn nun sich durchaus als statistischer Philosoph zeigen? Er, der den Menschen, wie er gegenwärtig ist, so vortreflich, auch in der fantastischsten Einkleidung schildern, und uns also auf die lehrreichste Art unterrichten kan. Er gebe uns doch mehr Romane wie sein Agathon, mehr Gedichte wie seine Musarion; er wird dadurch der Stolz Deutschlands seyn. Er kan, wenn er wil, unser Ariost werden; die Natur hat ihm einen Theil von dem Genie

und der Einbildungskraft dieses Dichters gegeben. Warum wil er denn nicht in dieser Bahn fortlaufen? Sind wir etwa so sehr reich an wahren Gedichten? O gewis nicht. Pößchens haben wir genug; wahrer Gedichte aber sehr wenige, und Dichter sind unter uns gewis viel seltner als philosophische Köpfe. Aber der Grund des Uebels scheint uns tiefer zu liegen. Hr. W. wil vermuthlich gerne viel schreiben; denn alle Messen kommen neue Werke von ihm heraus. Das geht mit Gedichten, wenn sie ein wenig wichtig sind, nicht so leicht an. Und wenn sie auch zehnmal so hingeschleudert sind, als seine Grazien und sein Amadis. Denn er mag von dem Feilen seiner Gedichte, und von der besondern Absicht, die er bei der nachlässig scheinenden Versart dieser beiden Gedichte gehabt, sagen was er wil, so heißt, uns so etwas weis machen wollen, des Publici Gutherzigkeit misbrauchen; da zumal die Nachlässigkeit sich durch sonst so viele Spuhren in seinen mehresten Gedichten zeigt. Wenn er also auch seine Gedichte eben so unfleißig im Plan und Ausarbeitung, als oben benante, verfertigte, so gienge es damit doch nicht so geschwinde, als mit einem Roman ohne Verwicklung, und den man mit unreifen moralisch-politischen Lehren bis zu vier, und wenn man wil, bis zu hundert Theilen anschwellen lassen kan. Und freilich, wenn Hr. Wieland Deutschlands Zierde als Dichter seyn wolte, so müste er auf die Einrichtung des Plans, und besonders auf die brillante Ausmahlung jedes Theiles desselben, allen Fleis und viel Zeit wenden. Er verschleudert aber die Zeit in Dinge, die seinen Ruhm nicht erhalten, geschweige denn ewig festgründen werden:

den: und die Zeit, da die Kraft zu dichten in der That im menschlichen Leben ihre Periode hat, ist für seinen und für Deutschlands Ruhm allezeit unwiederbringlich verlohren.

Wir sagen diese Wahrheiten, nicht um Hrn. W. Ruhm zu schmählern, sondern aus patriotischem Eifer, aus Liebe für unser Volk, dem wir doch auch einen Rang unter die Dichter habende Nationen wünschten; verbunden mit dem wahren Gefühl von dem großen Genie, das Hrn. W. zugefallen ist.

In diesem Werke strebt aber Hr. W. noch nach einem andern Ruhm. Er wil für einen Schriftsteller gehalten seyn, der den Muth hat, den Großen der Welt derbe und bittere Wahrheiten zu sagen. Dies giebet er uns im Vorberichte zum dritten Theil gar deutlich zu verstehen; worinnen er zugleich eine ganz kleine Theorie des moralischen Romans anbringt. Man kan, sagt er, die praktische Philosophie auf zwo Arten lehren, entweder durch algemeine Betrachtungen, Theorien und Beweise a priori; oder durch Beispiele und Induktionen. Der Schriftsteller, der diesen letzten Weg wählt, und erdichtete Personen braucht, sucht nichts anders, als entweder auf eine bestimte und lebhafte Weise begreiflich zu machen, wie Leute, welche diesen Modellen gleich sehen, denken und handeln, und was eine solche Art zu denken und zu handeln für Folgen hat; oder durch diese Bilder auf unser Herz zu würken, und uns für die Tugend Liebe und Hochachtung; für die Schwachheiten der Menschen, Mitleiden; für verdienstlose Große, Verachtung;

und für boshafte Uebelthäter, Abscheu; das ist für jeden was ihm gebührt, einzuflößen. Nach dieser Methode hat nun der Verfasser dieses Werkes verfahren wollen, und spricht in dem Betrachte von sich in keinem geringen Tone. Er hat, fährt er fort, aus der Philosophie des Lebens sein beständiges Studium gemacht, und hoft, daß eine unbefangene, und der Himmel gebe! weisere Nachwelt, die Spuhren davon selbst in den komischen Erzählungen nicht vermissen werden. Er hält sich überzeugt, daß es Pflicht für ihn sey, von dieser Kentnis des menschlichen Herzens, welche die Stimme der Nation ihm beilegt, den für die Menschheit nützlichsten Gebrauch zu machen. Dieser Bemühung verspricht er den Rest seines zum größten Theil verfloßnen Lebens zu weihen, und in dieser Gesinnung hat er die Geschichte der Könige von Scheschian, als eine Art von summarischem Auszug des Nützlichsten, was die Großen und Edeln einer Nation aus der Geschichte der Menschheit zu lernen haben, herausgegeben. Denn er glaubt nicht, daß sie etwas enthielte, so den Pflichten eines guten Bürgers in einem Staate, der so glücklich ist, eine Grundverfassung zu haben, und nach Gesetzen regiert zu werden, zuwiderliefe. Im Gegentheil ist er überzeugt, daß es sehr wichtige Wahrheiten, von deren Gebrauch das Interesse der Fürsten und das Wohl der Völker gleich stark abhängt, enthalte, und die Sache jener sowol als dieser mit gleich viel Wohlmeinung und Unpartheilichkeit behaupte. Die Großen, heißt es ferner, brauchen einen

Spie-

Spiegel, in welchem sie in unbelauschter Einsamkeit ihre Vorzüge, die ihnen so genug immer angepriesen werden, und auch ihre Schwachheiten und Fehler betrachten können. Der Verfasser dieses Buchs hat den bloßen Verdacht eines Feigen, der den Muth nicht hat, herbe, aber heilsame Wahrheiten zu sagen, oder eines Schmeichlers, der aus Nebenabsichten lobt, für einen Fleck gehalten, wodurch er sich der Verachtung der Welt schuldig gemacht hätte. Deswegen habe er von einem Isfandiar alles Böse, was er verdiente, ungescheuet gesagt. (Sol hier der vorgegebene indianische oder chinesische Verfasser, oder Hr. Wieland gemeint seyn? Im ersten Falle reimte es sich nicht mit dem Vorigen, und wäre kindisch gesprochen; im andern aber ist eine unleidliche der Wahrheit gar nicht angemeßne Prahlerei. Dieser goldne Spiegel ist ein gar possierlicher Beweis von einem solchen Muthe!) Hernach wird noch gesagt: der Herausgeber, Hr. Wieland, habe Ursachen gehabt, warum er seine Lehren in eine erdichtete Geschichte eingekleidet habe, lieber als dazu wahrhafte Personen zu nehmen, die für ihn von Wichtigkeit sind. (Daran zweifelt niemand, aber alsdenn mus man doch auch nicht so unleidlich prahlerisch von seinem Muthe sprechen.) Er behält sich vor, dem Publikum die genaueste Rechenschaft von diesen Ursachen abzulegen, wenn sie wider Vermuthen den mehresten nicht von selbst in die Augen fallen solten.

Hr. Wieland wird uns nicht wollen für das Publikum gelten lassen, sondern unter die wenigen

Dum-

Dumköpfe rechnen, die die Ursachen, warum er erdichtete Personen gewählt hat, nicht einzusehen vermögen. Das müssen wir uns freilich gefallen lassen: allein wir wollen ihm folgende Gedanken vorlegen, daraus er ersehen wird, daß wir Gründe haben, warum es uns scheint, er hätte besser gethan, wahre, und zwar, wenn ihn doch der Eifer für das Beste der Menschheit so verzehrte, jeztlebende Personen, und deren ihre Fehler zum Spiegel zu machen.

Bei Gelegenheit der Sternheim ist schon in dieser Bibliothek gesagt worden, es gebe zweierlei Arten, die Moral in der gefälligen Einkleidung eines Romans den Menschen beizubringen. Man mahlt sie, so zu sagen, und stelt sie in Thaten und Gemählden sinlich vor; oder man bedient sich einer kleinen Fiction, und legt seine moralische Weisheit den darinnen eingeführten Personen in den Mund. Diese leztere Methode haben besonders diejenigen gewählt, die politische Weisheit auf diese Art haben vortragen wollen. Telemach, Belisär, Sethos, die Reisen, und die Ruhe des Cyrus, Usong und auch dies Wielandsche Werk sind von dieser Art. Und wenn man es bedenket, so ist es ganz natürlich. Die politischen Begebenheiten sind so verwickelt, man sieht so einen kleinen Theil von ihren jedesmaligen Triebfedern ein, daß es außerordentlich schwer, wo nicht unmöglich seyn würde, sie dem Leser in Handlung und anschauend vor Augen zu legen, daher es bei der Erzählung des summarischen Resultats derselben sein Bewenden haben mus, und da diese allezeit kurz ist, so müsten sich die Begebenheiten in einem

nem solchen Roman wunderbarlich häufen, oder das übrige mus mit Raisonnements angefült werden.

Politische Romane sind aber überhaupt von gar keinem Nutzen. Bei politischen Begebenheiten oder Einrichtungen kömt es gar zu sehr auf individuelle Umstände an, weil der Triebfedern, der wirkenden und gegenwirkenden Theile der Maschine gar zu viel sind, so daß die geringste Aenderung der Umstände nicht nur das Bild ganz ändert, daß also der Spiegel dem regierenden Leser, wenn er auch das Buch vor sich nähme, ganz etwas anders vorstellen würde, als sein Bild, sondern daß auch alle darin angebrachte Weisheit nichts hilft, weil durch die Schilderung andrer Zeiten, Sitten, vorhergehender und gegenwärtiger Umstände, man gar *nicht einsieht*, wie das alles auf diejenigen, worinnen man sich wirklich befindet, anzuwenden ist.

Politische Romane müsten, wenn sie Nutzen hervorbringen solten, von Fürsten gelesen werden. Was hilft es einem Volk, das unter dem Scepter eines Despoten steht, daß die Glieder desselben von den Rechten und dem Wohl des Volks und des Fürsten rechte Begriffe haben? Wie viel Regenten, meint aber Hr. W. wohl, werden seinen Roman lesen? Wie viele, wenn sie ihn aber auch alle lesen, werden sich in einem Gemählde erkennen, wo der Verfasser sich so viele Mühe gegeben hat, jeden Zug zu entstellen? Das würde fast keiner thun, und wenn es tausendmal treffender gezeichnet wäre, als es ist. Die unerhörte Schmeichelei, womit ihnen heut zu Tage von Jugend auf begegnet wird, ist das, was fast alle Fürsten moralisch unempfindlich machen mus. Sie ist zur Sitte

gewor-

geworden, heißt der schuldige Respect, und es darf von dem ehrlichsten Manne in der Welt nicht nur gegen den Regenten, sondern gegen seine Knechte, wenn sie halbwege in Ansehen stehen, nicht in einem andern Tone, als in dem, von der kriechendsten Schmeichelei geredet werden. Wenn aber nun schon das Bild fürstlicher Volkommenheit so gut geschildert würde, daß sich der Fürst, der es lese, darinnen verlieben müßte, was würde für Gutes daraus entstehn, wenn ihm nicht zugleich gezeigt wird, wie er das Gute, was man ihm da vormahlet, nachthun kan. Das, das ist der Punkt; da ich nach der wenigen Kentnis, die ich von Regenten habe, sagen mus, daß es ihnen nicht an gutem Willen fehlt; im Gegentheil, die mehresten fühlen, daß ihre Ehre, ihr Wohl, von dem blühenden Zustande ihres Landes, von dem Wohlstande ihrer Unterthanen abhängt. Nur in der Wahl der Mittel fehlen sie, und werden öfters falsch und durch den Schein geleitet. Hier aber thut so ein Roman gar keine Dienste, denn da man andre Umstände, andre Menschen, andre Sitten annimt, als die gegenwärtigen, so passen alle Vorschläge gar nicht mehr, wegen der vorerwähnten Menge und Weitläuftigkeit der Triebräder in der politischen Maschine. Zu verlangen aber, daß der Fürst die Einfälle des Romanendichters, mutatis mutandis, auf sein Land und dessen Verfassung anwende, das ist lächerlich; da gewis eben so viel Einsicht hiezu gehört, als die wahren Mittel selbst zu erfinden: ohne zu rechnen, daß denn des Romanenschreibers seine Projecte und Einfälle sehr oft so albern sind, daß sie sich gar nicht thun lassen.

Ich

Ich füge noch hinzu, daß politische Romans etwas langweiliges haben müssen. Volk und Landesherr sind darinnen die Hauptpersonen, und die Personalität des erstern zumal ist nur idealisch, daher sie nur von wenigen zum Nachdenken geübten, und mit Menschenliebe erfülten Weisen empfunden werden kan. Dieses wird allezeit machen, daß Fürsten selten einen solchen Roman lesen werden; und zwingt man sie in ihrer Jugend es zu thun, so geschieht es mit Widerwillen, ohne die wahre innere Aufmerksamkeit, die allein eine Lectüre fruchtbar macht, und kurz so, daß daraus nicht der geringste Nutzen entstehen kan.

Dies sind die Ursachen, warum wir glauben, politische Schriften, wenn sie nutzen sollen, müssen *lauter wahre*, und auf die Zeiten, für welche man schreibt, passende Fälle enthalten. Um großen Herrn einen nützlichen Spiegel in die Hände zu geben, müste man ihnen einen getreuen, der ihnen ihr eigen Bild vorstelte, darreichen. Man müste sagen: Herr, hier habt ihr falsche Masregeln genommen; hier habt ihr eine schädliche Einrichtung gemacht; dort habt ihr schlecht gewählt; der Man hat durch dieses oder jenes eurem Lande Schaden gethan: wäre es nicht besser, wenn ihr dies thätet, jenes aber unterließt. Wenn man einem Herrn tausendmal die Finanz- und Kriegseinrichtungen eines Tifans vormahlt, darüber schlummert er ein, und fragt, was geht das mich an? Und in der That wäre wol keine einzige auf seinen Zustand anwendbar. Man mus sagen, wo in dem Lande, für welches man schreibt, der Fehler liegt, und wie demselben abzuhelfen, ohne eine

eine Unbedachtsamkeit zu begehen. Hier sieht man zu sehr auf die Kammereinkünfte, und ruinirt dadurch das Land. Dort ist der Hofstaat, an einem andern Ort der Militäretat zu stark. Manchmal ruinirt der Herr durch seine Jagd nicht nur sich, sondern auch sein Volk, dem das zu sorgfältig gehegte Wild einen großen Theil seiner Nahrung raubt. Dies mus gezeigt, deutlich aus einander gesetzt, und die wahren Mittel dagegen angegeben werden. Wenn man dies mit Einsichten, nicht wie jeder Nar, der es unternimt, die Regierung zu tadeln, thut; wenn man dabei mit Wärme schreibt, so daß es einleuchtet, denn ist man ein wahrhaftig nützlicher politischer Schriftsteller, welcher mit Zutrauen auf sich sagen kan, er habe für das Wohl der Menschheit gearbeitet.

Eins von den besten Dingen, das in diesem goldnen Spiegel gesagt wird, steht in der Note S. 218 f. 3ter Th. In der That, heißt es daselbst, fält das Ungereimte in dem Verhältnis der Kräfte eines einzelnen Menschen gegen eine so ungeheure Unternehmung als diejenige ist, allen Unbilden und Fehden in der Welt steuern zu wollen, einem jeden in die Augen. Und gleichwol ist nichts gewissers, als daß ein Dutzend Don Quischotts, welche sich einander verständen, und anstatt auf die Feinde des Don Gaiferos und der schönen Melisandra, auf die wirklichen Feinde des menschlichen Geschlechts mit eben dem Muthe, mit welchem der Held von Mancha seine schimärischen Gegner bekämpfte, losgiengen, -- die Gestalt der sublunarischen Welt binnen

binnen einem Menschenalter mächtig ins Beßre verändern würden.

Dies würden wir Hrn. Wielanden zu Gemüthe führen, wenn er uns fragte, wo man das, was wir oben gesagt, schreiben darf, ohne alsbald sein Vermögen, und etwa seine Freiheit auf ewig, oder wol gar sein Leben zu verlieren. Das wissen wir freilich nicht anzugeben, und wenn Hr. Wieland, anstat seines Romans, so etwas geschrieben hätte, so hätte ihm dies alles begegnen, und er unter die moralischen Don Quischotts gezählet werden können. Denn hätte er aber auch mit Recht von seinem Werke aus dem Tone, wie er thut, reden können. Er wirds vielleicht darauf schieben, daß er seine eilf Kameraden, mit denen er sich verstehen müste, noch nicht gefunden hat. Wenn er aber rechte Lust hätte anzubeißen, würde er sie wol finden; er gäbe wenigstens ein schön Beispiel, worauf gewis alles ankömt. Es scheint in der That, daß es nicht ohne Nachfolger würde geblieben seyn, da sich schon ein Vorgänger, an dem Verfasser des Buchs L' An deux mille quatre cent quarante gezeigt hat. Mit mehreren Einsichten, als dieser, würde Hr. W. ein noch besseres Buch geschrieben haben. In der That könte der, der die Verfassung unsers Vaterlandes wohl studierte, und hernach in einige Länder der Freiheit als England oder Holland gienge, der Menschheit einen solchen Vortheil verschaffen, ohne gerade seine Freiheit oder sein Leben in Gefahr zu setzen. Und warum thust du das nicht, könte mich Hr. W. fragen? Worauf ich antworte, weil ich nicht die nöthigen Kentnisse habe, die Fehler der Regierungen

einzusehen; und es ist dies nicht mein Beruf. Aber ich gebe auch zu bedenken, daß ich nicht in einem so großsprecherischen Tone spreche. In der That, und um es rund herauszusagen, sind das, was Hr. W. hier vom Muth herbe Wahrheiten zu sagen, vom Schimpf für einen Feigen gehalten zu werden, im Vorbericht zu schreiben beliebt, nichts als grundlose, und jedem Manne, den der Schein und die Autorität nicht blendet, lächerlich scheinende Rodomontaden, worüber man die Achseln zucken mus: denn um diesen Roman zu schreiben und herauszugeben, hat es wahrlich nicht mehr Muth gebraucht, als um ein Glas Wasser auszutrinken.

Doch, nachdem wir hierüber unsre Meinung gesagt haben, und das konten wir nicht unterlassen, da uns jede Art von grundloser Prahlerei unerträglich scheint, so kommen wir zu dem Buche selbst.

Dieser goldne Spiegel ist also ein politischer Roman; wovon der algemeine Inhalt folgender ist: Es läßt sich ein Sultan, ein Enkel desjenigen, dem Scheherazade tausend und eine Nacht lang so viele Mährchen vorerzählte, die Geschichte der Könige von Scheschian vorlesen. Denn, so ein großer Freund seine Ahnherrn von Mährchen waren, so sehr haßte er sie. Hier thut Hr. Wieland wieder eine Sache, die uns in vielen seinen Werken misfallen hat; nemlich er entwickelt hier wieder seine ganze Belesenheit in kleinen französischen Feen Mährchen. Wer kan alle diese gelesen, und jeden Zug, der Hrn. W. darinnen frappirt hat, bemerkt haben, um seine Anspielungen zu verstehen? Und man schreibt denn doch wohl, um von den Lesern durchaus

aus verstanden zu werden? Was mag also diesen großen Schriftsteller immer zu einer solchen falschen Affectation bewegen? Das ist weit ärger, wie die Herderschen Anspielungen; denn die gehen doch noch auf Geschichte und Alterthümer, von denen man beim Lesen solcher Schriften, als die Herderschen, mit Recht eine ziemliche Kentnis voraussetzen kan. Aber wie kan man nur verlangen, daß jemand alle solche Romanen, die einen Tag nur leben, sol gelesen, und so aufmerksam sol gelesen haben, um jede Anspielung darauf zu verstehen? Um aber wieder auf die Geschichte zu kommen, die sich besagter Sultan vorlesen läßt, so enthält sie das Leben und die Thaten dreier Könige von Scheschian: des Azors, nemlich eines gutherzigen, prächtigen, aber wollüstigen und schwachen Regenten; seines Sohns Isfandiar, eines Wüterichs, der es dadurch geworden war, weil sein Hofmeister und nachmaliger Günstling Eblis ihm freigeisterische und epicuräische Grundsätze eingeflößt hatte. Durch diesen wird das Scheschiansche Reich zu Grunde gerichtet. Es entsteht darinnen eine Rebellion, die sich mit Isfandiars Tode endigt; worauf denn, nach vielen Unruhen, der dritte hier eingeführte König, ein Prinz aus Azors Stamme, der von dem Morde, den Isfandiar an allen seinen Verwandten begangen hatte, war gerettet worden, mit Namen Tifan, wegen seiner Tugenden und Thaten auf Scheschians Throne erhoben wird. Dieser giebt dem Reiche eine neue Verfassung, mit deren Beschreibung dieses Werk hier schließet, doch so, daß man nicht sagen kan, ob nicht Hr. W. es weiter fortzusetzen gedenkt.

Wenn Hr. W. ein Buch schreibt, so kan der Leser allemal rechnen, daß es niemals, was man eigentlich schlecht nennet, ist. Man findet allezeit verschiedenes Lesenswürdiges darin, und es ist immer so beschaffen, daß es einem andern minder berühmten Schriftsteller Ehre machen würde. Wenn es also der Kritiker tadelt, so geschieht das nur in Rücksicht auf das weit beßre, was Hr. W. liefern könte, wenn er wolte; und damit das Publikum, welches bei uns doch viel nach Namen richtet, sich dadurch nicht verleiten lasse, alles, was in so einem Werke befindlich ist, als durchgehends wahr und schön anzunehmen. So ist es also auch mit diesem goldnen Spiegel beschaffen, der viele gute Dinge enthält. Also ist z. B. der ganze Character des Schah-Gebals vortreflich. Auf diesen mag der Leser besonders in allen seinen Nüanzen aufmerksam seyn, denn er ist die wahre Schilderung der mehrsten regierenden Herrn. Dies könte man allenfals einen Spiegel für sie nennen, wenn nur der Einflus des Characters des Schah-Gebals auf den Zustand des Volks besser dargethan wäre. Aber davon wird nichts gesagt; er ist nur eine episodische Person, daraus der Regent, der das Buch lesen wird, nicht einmal etwas wird abnehmen können, wenn er sich schon zehnmal in dem Bilde erkennen solte, welches doch unmöglich ist, so bald er ein wahrer Schah-Gebal ist. Nur der, dessen Geist schon groß, und zur Menschenliebe gebildet ist, kan diese Schilderung wahrhaftig nutzen. Das ist bei weitem der beste Theil des Buchs, und denn giebt es hier und da einzelne Gedanken, die würklich gut sind, als z. B. die vorhin von uns angeführte Note.

Der

Der Ueberrest des Buchs ist nichts besonders und von geringem Nutzen. Erstlich, was nützt so ein Character, als der vom Isfandiar, dergleichen es heut zu Tage in Europa keinen giebt? Die Aufklärung der Gemüther hat die Zeiten solcher Wüteriche vertrieben. Wir machen hier eine Bemerkung. Auf der Bühne und in dem gewöhnlichen Roman mus man vielleicht den Fehler übertreiben, um ihm Eindruck zu verschaffen; im politischen Roman, nach dem sich der Fürst bilden sol, durchaus nicht. Im Gegentheil, da mus man den Fehler klein und die Folgen groß zeigen. Sonst beruhigt sich der hohe Leser gleich mit dem Gedanken; sieh, so bin ich nicht; und bleibt das, was er vorher war: denn wie könte das bei den künstlichen Schmeichlern, womit solche Herren umgeben sind, wol anders seyn? Selbst der Character des Azor ist so, daß sich wenig Fürsten in unserm lieben Vaterland daran werden erkennen können. Der große Luxus hört einigermaßen an vielen Höfen auf; viele Fürsten werden in dem Punkte sparsamer; Nüchternheit, Einfalt in der Kleidung wird täglich beliebter. Der ungeheure Kriegsetat und die übermäßige Anzahl von Bedienungen am Hofe und im Staate unserer mehresten Fürsten sind das, was sie ruinirt, was ihre Länder ganz entnervt. Fast kein Mensch bauet das Land, jeder ist Soldat, oder hat sonst eine Bedienung. Diese Punkte hätte Hr. Wieland in ihr Licht setzen sollen, wenn er was recht nützliches für Deutschland hätte schreiben wollen. Auf diesen Isfandiar folgt der gute Tifan. Der kömt unter Umständen auf den Thron, und macht Einrichtungen, die bei uns gar nicht stat finden können.

Ein Prinz, der so erzogen ist, wie Tifan, kan wol so werden wie er. Hr. W. hätte aber etwas nüzlicheres gethan, wenn er gezeigt hätte, wie man, bei jezigen Umständen, Tifans erziehen könte: ein Problem, das ich für eins der nüzlichsten in der Welt aufzulösen hielte. Tifans Einrichtungen sind gröstentheils gar bei uns nicht thunlich, und wenn sie ein Herr ins Werk setzen wolte, so zweifle ich erstlich, ob sie ihm sehr gelingen würden; und dann würden sie eine Zerrüttung geben, dergleichen wir nicht vor sehr langer Zeit ein Beispiel haben, das neue, mit dem Geiste der Nation nicht harmonirende, Einrichtungen gegeben haben. Was sol man also mit den Tifanschen Anordnungen hier machen? Was kan man vor Lehren daraus ziehen? Es ist wahr, der Verfasser giebt sie selbst nicht dafür aus, und er sagt es in der Note S. 128 im 4ten Th. ausdrücklich bei Gelegenheit der Finanzeinrichtungen des Tifans: die Fürsten möchten ja nicht meinen, er wolle hiemit ihre Einrichtungen in diesem Punkt tadeln. Diese Note bitten wir den Leser aufmerksam zu lesen, und sich hernach zu fragen, ob sie ihm ein großer Beweis von dem Muthe des Verfassers deucht, und von seiner Furcht, für einen Feigen gehalten zu werden, wovon im Vorberichte so emphatisch gesprochen wird. Sie characterisirt den mit Unerschrockenheit die Fürsten lehrenwollenden Weisen, den Hr. W. hier durchaus spielen möchte, schlecht. Auch zeigt er eben so wenig Muth in der Art, wie er das, was den Einflus der Religion im Staate angeht, theils verschweigt und eine Lücke im MS. vorgiebt, theils aber an andern Orten so entsetzlich behutsam einkleidet.

Es

Es ist auch weit gefehlt, daß alle Säze hier richtig seyn solten. Wir wollen nur einige der wichtigsten hier erörtern, und zu berichtigen suchen.

Es scheint ein Grundsaz der Wielandschen Philosophie zu seyn, daß die Natur der Menschen an und für sich gut sey, daß sie aber unser Künsteln daran, um ihr eine uns beliebige Richtung zu geben, verdorben habe. Aus dieser Vorstellung scheinen unter andern die Menge von idealischen Republiken entsprungen zu seyn, womit Hr. W. uns so reichlich seit einigen Jahren versehen hat, dergleichen auch hier im ersten Theile vorkömt; und in der That wird man alle Augenblicke in diesem Buche Stellen finden, wo diese Meinung zum Grunde liegt. Wir halten auch die *menschliche* Natur für sehr gut. Aber nicht so, wie es Hr. W. meint. Denn wir können nicht glauben, daß der Mensch in seinem rohen Zustande besser sey, als in unserm gegenwärtigen verfeinerten; noch daß dessen Natur durch die Verfeinerungen irgend eine Verschlimmerung erhalten habe. Sie bleibt dieselbe, und wir sagen mit Ferguson, der Stand der Natur ist hier; es mag der, der dies sagt, in London, oder auf dem Vorgebürge der guten Hofnung, in Lemgo, oder in den Wäldern der Cherokesen, sich befinden. Zank und Schaden, den ein Mensch dem andern zufügt, findet sich bei den rohesten so wol als bei den gesittetesten Völkern. Wenn bei erstern, unter den Gliedern derselben Geselschaft weniger Ursache dazu befindlich ist, so sind erstlich die Fehden unter den kleinen Geselschaften selbst unendlich, und dann halten die Leidenschaften und die Bedürfnisse bei gesitteten Völkern sich die Wage viel

besser, und verhindern kräftig die Ausschweifungen von irgend einer Seite; in welcher Wagerechthaltung der verschiednen Leidenschaften unter sich eigentlich die Volkommenheit der menschlichen Natur besteht. Man sieht auch die Quelle davon, die nicht der Mensch selbst ist, der eigentlich immer dem Triebe der Leidenschaften folgt, er sey roh oder gesittet; sondern des Schöpfers derselben, der diese Leidenschaften so weislich eingerichtet hat. Uns aber Leute vorzumahlen, die in ewiger Ruhe, Zufriedenheit, Gleichheit, ohne Staatsverfassung, ohne Zwangsmittel, kurz, wie ich es nennen möchte, patriarchalisch leben; das heißt Hirngespinste schildern, das heißt die menschliche Natur nicht kennen. Denn der beständige Trieb zur höchsten Glückseligkeit, der jeden Menschen unaufhörlich treibt, macht das alles ganz unmöglich. Man kan auch so eine Vorstellung nicht anders hervorbringen, als indem man Sachen mit einander vereinigt, die gar nicht zusammen bestehen können; als z. B. die volkommensten Einsichten, die nur Ueberlegung und Studium kan zuwege bringen, mit einem Zustande der Geselschaft, wo beides noch gar nicht existirt; erfundne Künste, Gefühl des Schönen an einer Seite, Simplicität an der andern, als wenn nicht alle Künste, alle Wissenschaften, alle Einrichtungen ihren gewissen Schrit zur Volkommenheit zugleich giengen. Ein Hippocentaurus ist in der physischen Welt nicht unmöglicher, als die Vereinigung solcher Dinge in der moralischen. Es giebt bei uns viele Misbräuche, und die Menschheit könte freilich glücklicher seyn, wenn zumal bei unsern Großen mehr Menschenliebe existirte, und sie nicht

durch

durch die übermäßige Schmeichelei von Jugend auf erstickt würde; allein daß wir nicht glücklicher seyn solten, als es unsre Vorfahren zu Zeiten Cäsars und nachher bis zu uns waren, das wird mir kein Mensch einreden. Es existiren erstlich viel mehr Menschen, und dies allein, laß einen Theil darunter auch nur die äußerste Nothdurft haben, vermehrt die Masse des Glücks in der Welt erstaunend: und man mus doch gestehn, daß bei weiten der größere Theil dieser Menschen eine viel bequemere und gesundere Lebensart führt, als der ehemalige Deutsche, der wie jetzt der Nordamericaner lebte. Der Wilde mus oft vier Tage lang hungern, ehe er ein armseliges Stück Wildpret, das er die ganze Zeit verfolgt hat, bekömt; und dann was hat er? Fleisch, das er halb roh genießen mus. Es giebt freilich Leute bei uns, die sich nicht sat essen können, aber deren ihre Zahl ist doch nur sehr geringe gegen die andern. Und wenn das einen Augenblick anders wäre, so würde das auch den Augenblick eine Revolution im Staate verursachen.

Uebrigens liegt die Idee, die wir eben bestritten haben, bei dem, was im 3ten Th. S. 25-35 von den Meinungen eines Schriftstellers, Kadors, erzählt wird, besonders zum Grunde. Und wir können nicht läugnen, daß das Bild dieses Kadors wieder Hrn. W. so ähnlich sieht, als das von dem deutschen Gelehrten in der Sternheim. Wir können nicht behaupten, daß er sich dabei selbst vor Augen gehabt hat, denn wer außer Gott, und die denen es Hr. W. selbst offenbahren möchte, kan das mit Gewisheit sagen? Aber wenn er das nicht gethan hat, so thäte Hr. W. wohl, er

 ließe

ließe das Autorenschildern unterweges; es giebt den Leuten nur Gelegenheit, über seine Eitelkeit zu spotten, weil sie immer in den Porträts eine große Aehnlichkeit mit ihm finden müssen. Was aber dieser Kador von schönen Seelen, die die Natur schaft, sagt, scheint uns, wir können es nicht bergen, Nonsens, den wir in den Jakobischen Schriften eher als in den Wielandschen vermuthet hätten. Wir kennen edle, großmüthige, rechtschaffene Menschen, die das ganze Complexum ihrer Erziehung gebildet hat; schön geschafne Seelen aber deucht uns ein sehr unphilosophisches Gewäsch.

Ist es mit den philosophischen Begriffen des Hrn. W. nicht allerdings richtig beschaffen, so sieht es mit den politischen noch schlimmer aus. In der That, sein Tifan macht sich sonderbare Vorstellungen von Regierung und Gesetzgebung, und wir sagen mit Schah-Gebal von ihm: Er wil sich die Macht nicht berauben, die einem Vater über seine unmündige Kinder zusteht, -- aber er wil so wenig, als möglich ist, Freiheit haben, Böses zu thun. Noch verstehe ich nicht recht was er wil oder nicht wil. Und Troz Danischmendens Versprechen, es aufzuklären, ist es uns noch nicht deutlich geworden. Tifans Projekte, und die Rechte der Majestät, die sich der König vorbehält, reimen sich schlecht zusammen. Ueber diese erklärt man sich also in diesem Buche. Tifan, heißt es 4ter Th. S. 46 ff. würde ohne Dschengis, aus einem zu weit getriebenen Mistrauen gegen sich selbst und seine Nachfolger, den größesten Fehler begangen haben, den ein Monarch begehen kan;

kan; denn er war im Begrif, dem Adel und dem Volke von Scheschian die gesezgebende Macht auf ewig einzuräumen. Der Himmel verhüte, sagte Dschengis, da sie sich mit einander über die Sache besprachen, daß Tifan aus der Verfassung seines Vaterlandes ein unseliges Mittelding von Monarchie und Demokratie mache, welches, eben darum, weil es beides seyn wil, weder das eine noch das andre ist. Die Nation von Scheschian mus den König als ihren Vater, und sich selbst in Beziehung auf den König als unmündig betrachten. Wil sie mehr seyn, wil sie das Recht haben, den König einzuschränken, ihm und dem Staat Geseze vorzuschreiben, und ihre wichtigsten Angelegenheiten selbst zu besorgen, so mus sie sich gar keinen König geben. Wer sich selbst regieren kan, hat keinen Vormund, keinen Hofmeister vonnöthen. Erkent sie aber den König für ihren Vater, und sich selbst für unmündig, welche Ungereimtheit wär es, gerade den wichtigsten Theil der Staatsverfassung ihrer Wilkühr überlassen zu wollen. Welche Ungereimtheit, es auf die Weisheit oder das gute Glück dieser Unmündigen ankommen zu lassen, was für Gesezen, unter welchen Bedingungen es gehorchen wolle? Es geziemt also allein dem Könige, zugleich der Gesezgeber und der Volzieher seiner Geseze zu seyn. Die Regierung eines einzigen nähert sich durch ihre Natur derjenigen Theokratie, welche dieses ganze unermesliche All zusammenhält. Eigentlich zu reden, ist Gott der einzige Gesezgeber der Wesen,

Wesen, und der einzige Gedanke, Gesetze geben zu wollen, welche nicht aus den seinigen entspringen, oder mit den seinigen nicht zusammen stimmen, wäre der höchste Grad des Unsinnes und der Gottlosigkeit. Die Natur und unser eigen Herz sind gleichsam die Tafeln, in welche Gott seine unwandelbaren Gesetze mit eben so unauslöschlichen Zügen eingegraben hat. Der Regent, als Gesetzgeber betrachtet, hat, wofern er diesen ehrwürdigen Namen mit Recht führen wil, nichts anders zu thun, als den Willen des obersten Gesetzgebers auszuspähen, und daraus alle die Verhaltungsregeln abzuleiten, wodurch die götliche Absicht, Ordnung und Volkommenheit mit ihren Früchten, der Harmonie und der Glückseligkeit unter seinem Volke, am gewissesten und schicklichsten erzielet werden können.

Das sind unbestimte Reden eines Poeten, dessen Zweck nur ist, einen augenblicklichen Eindruck zu machen, nicht aber gründliche Gedanken eines philosophischen Politikers, der Könige lehren wil. In der Demokratie so wenig als in der Monarchie regiert sich das Volk selbst, es ernent in ersterer nur Leute, die es regieren sollen: einen Rath etwa, in dessen Händen die executive Gewalt ist; Bürgermeister, die es alle Jahre, alle zwei, alle zehn Jahre verändert. Es könnnen aber auch Personen auf Zeitlebens genommen werden, und auch wol nur eine Person, der man den Namen König beilegt, und wil man die Irrungen, die bei jeder Wahl die Leidenschaft der Menschen vorbringen müssen, vermeiden, so nimt man sie allezeit aus einem Stamme,

me, und das freie Reich wird durch Erbkönige regiert. Deren ihre Rechte können verschiedentlich bestimt seyn, ohne daß das was Ungereimtes sey. Wer hat denn ausgemacht, daß ein König allezeit ein Despote seyn müsse? Und das ist er gewis, so bald die gesetzgebende und die ausübende Gewalt in ihm vereinigt ist. Was Hr. W. hier vom Vater und Unmündigen, von der Aehnlichkeit der monarchischen oder vielmehr despotischen Regierungsform, und der Regierungsform Gottes in diesem Weltall, saget, das ist Geschwätz, und hat keinen gesunden Begrif zum Grunde. Denn sind wol unsre Regenten Götter? Haben sie Gottes Weisheit und Liebe zum algemeinen Wohl? Nein sie haben ihre Leidenschaften, und ist alsdenn auch was Ungereimtes darinnen, daß ein Volk Masregeln nehme, damit diese Leidenschaften, so viel möglich, kein Unglück auf dasselbe bringen? Und daß diese Leidenschaften dies über lang oder über kurz thun, wenn man sich nicht davor wahret, ist sicher. In der Erziehung werden Prinzen gemeiniglich verdorben, und wenn es die Erzieher nicht selbst thun, welches doch gemeiniglich der Fal ist, so thun es die Umstände, oder die andern Leute, die um den jungen Prinzen sind, so daß die Verderbnis fast nicht vermieden werden kan, wenn man auch den gescheutesten und rechtschaffensten Man im Lande zum Erzieher wählte. War das nicht der Herzog von Montausier? Und es ist bekant, daß er nichts besonders an dem Sohn Ludwigs des 14ten hatte erziehen können.

Daß Tifan eine Regierungsform errichtet, wodurch er hier und da seine Nachfolger einschränkt, und nach

nach welcher sie regieren sollen, sehen wir wohl: aber eben das ist mit dem Vorigen ein wunderlicher Widerspruch, der nur aus einem Mangel von gesunden politischen Begriffen entstehen kan. Denn wo kan da eine Grundverfassung seyn, wo der Landesherr die gesetzgebende Gewalt in Händen hat: da kan er sie gleich, so bald er nur wil, umstoßen. Und er wird es, so bald sie ihn incommodirt; und incommodiren wird sie ihn, so bald sie ihn einschränkt. Denn wie Helvetius sagt, jederman hat einen immerwährenden Hang zum Despotismus. Daher mus ein Land entweder in die despotische Verfassung verfallen, oder dem Landesherrn feste Schranken setzen, und ihm durchaus die gesetzgebende Gewalt nicht allein lassen; auch wol Achtung geben, was sie sonst und in Kleinigkeiten für Einrichtungen dabei macht; sonst hört die königliche Gewalt nicht auf zu wühlen, bis sie sich zum Despotismus hinaufgeschwungen hat, auf welchen Punkt jetzt fast alle Reiche Europas gekommen sind. Denn das, was Hr. W. uns im Vorberichte zu verstehen giebt, wir hätten das Glück eine Grundverfassung zu haben, das ist nicht wahr. Das römische Reich zwar hat eine, weil da die Gewalt der Kaiser durch die Reichsfürsten eingeschränkt wird; aber der Bürger in dem Staate des Reichsfürsten lebt unter der zwar sehr gnädigen aber allezeit despotischen Regierung seines besondern Landesherrn. Denn wenn dieser jedem von uns Vermögen und Freiheit nehmen wolte, ohne davon die geringste Ursache anzugeben, wer wolte es ihm wehren? Wo ist die Constitution, dagegen er hierinnen handeln würde? Hingegen wolte

auch

auch Tifan etwas sehr dummes thun, daß er dem Adel und dem Volke die gesetzgebende Macht auf ewig einräumen wolte. Das hieße den König in die Hände des Volks liefern, und das Volk hat auch seine Leidenschaften und Kaprizen, denen man Schranken setzen mus. Der König mus dagegen geschützt werden, sonst möchte der Henker König seyn. Also müßten beide, König und Volk, ihren Theil an der gesetzgebenden Gewalt haben, wenn die Regierungsverfassung von Dauer, oder vielmehr überhaupt eine solche Verfassung stat haben solte. Die Sätze, die Hr. W. hier entwickelt, geben uns schlechte Begriffe von seinem Muthe, die Sache der Völker zu verfechten, oder von seiner philosophischen Denkungsart. Solte ein Man, wie er, sich durch das Wort König so betäuben lassen, daß er darinnen nichts als das Ebenbild der Gottheit sähe? Und also die kleinen Streitigkeiten, die in eingeschränkten Monarchien stat finden, und wobei die Majestät des Königs bisweilen aus den Augen gesetzt wird, ihm als so abscheulich vorkommen, daß er die Unterwerfung so mancher tausenden, unter den blinden Willen eines einzigen für besser halten solte? Die Ruhe in despotischen Staten ist eine todte Ruhe, die keine Glückseligkeit zum Grunde hat. Er betrachte aber England dagegen, mit seinen Wilkes- und seinen Parlaments-Streitigkeiten; wie blüht da nicht Handel und Wandel, wie wohlhabend ist nicht der Ackerman; welche Menge von öffentlichen Gebäuden, von Brücken, Kanälen, schönen Landstraßen u. m. d. wird da nicht täglich unternommen

men und ausgeführt? Sieht man so etwas anders wo?

Der gute Dschengis ist auch ein gar possierlicher Man, mit seinem ins Herz geschriebenen Gesetz, daraus die Fürsten ihre Gesetze schöpfen müssen, wenn sie nicht Muster von Unsin und Gotlosigkeit seyn wollen. Damals mochte die Schrift deutlicher zu lesen seyn als heut zu Tage; denn sonst würden wir nicht so viel hundert verschiedne Meinungen über dieses Gesetz haben. Und wenn Fürsten keine andere Folgen von einer falschen Gesetzgebung zu besorgen haben, als die, für solche Ungeheuer gehalten zu werden, so müste sie das wenig abhalten, da die Quelle, woraus man wil, daß sie schöpfen sollen, so verschiedentlich angegeben wird, und so schwer zu finden ist.

Was die übrigen Projekte und Einrichtungen des Tifans betrift, so können wir uns nicht weitläuftig darauf einlassen. So viel ist gewis, sie passen fast alle gar nicht auf uns, und man wird im Belisär viel brauchbarere und besser aus einander gesetzte Dinge als hier finden.

Möchte doch Hr. W. dieser unsrer Meinung über sein Buch Gehör geben, und zu der Poesie zurücke kehren, die ihm so vielen wahren Ruhm verspricht, wenn er nur darum arbeiten, und Fleis und Mühe anwenden wil.

XXVIII.

XXVIII.

Des Hrn. Regierungsraths Ludwig von Heß Staatsschriften. Frankfurt, 1772. 22¼ Bogen. 8.

Herr von Heß sagt gute Sachen, aber freilich ist er kein Schriftsteller. Er kleidet seine Gedanken oft wunderlich ein, hat einen einschläfernden Vortrag und sehr oft seltsame Einfälle; wovon dies ein Beispiel seyn mag. S. 350 sagt er: der Mangel der Wissenschaften mache lange Weile, und diese verführe zu Lastern. Um das zu beweisen erzählt er ganz ernsthaft: Virgil, dieser von Natur große, und durch die Erziehung noch größer gewordene Geist, Virgil gieng eine Zeitlang müssig, und entbrante für unordentlicher Liebe gegen den schönen Jüngling Alexis.

Formosum pastor Corydon (Virgilius) ardebat Alexin.

-- -- -- Trahit sua quemque voluptas
Me tamen urit amor.

Eclog. II. v. 1. 65. 68.

Er fieng wieder an zu arbeiten, und diese Uebung in den Wissenschaften führte ihn zur Tugend zurück. Den möchte ich sehen, der so etwas lesen kan, ohne herzlich zu lachen. Hr. v. H. hält sich auch zu sehr mit

Widerlegungen schlechter Schriftsteller, als eines Menkels, und so gar des Hamburgischen Correspondenten auf; und macht auch oft gar unnöthige Erklärungen, die er, wie er S. 248 versichert, gewisser politischer Schnaphähne wegen, von denen er umgeben ist, thun mus. Wir wünschen sehr, daß er bald davon befreiet werde; dadurch werden seine Schriften um ein großes weniger langweilig werden. Indes, so wie diese Schriften sind, enthalten sie viel lesenswehrtes, und wir ziehen sie witzigen politischen Romanen weit vor; da sie reelle Dinge, Dinge dieser Welt, erörtern. Hr. v. H. ist ein Schwede, und referirt wie natürlich alles auf sein Vaterland. Auch giebt es verschiedene Schriften, die lediglich politisch polemisch sind, und nur dasselbe betreffen. Auch diese sind für den Ausländer interessant. Denn wer wird nicht von dem Zustande eines Landes, das frei war, und vollends durch eine besondre Revolution vor kurzem die Augen ganz Europas auf sich gezogen hat, gerne unterrichtet seyn wollen? In den Zeitungen, weis man wol, sieht man nichts als die bloße oft sehr verbrämte Außenseite der Dinge. Auch hier hätten sie deutlicher aus einander gesetzt werden können. Denn wer den Zustand Schwedens ganz kennen wil, mus den Zusammenhang der Geschichte der innern Streitigkeiten dieses Landes seit dreißig Jahren wissen. Dennoch kan derjenige, der ein wenig schließen kan, sich auch aus dem, was er hier findet, ein Bild von Schwedens innerer Verfassung machen. Ob darnach die jetzige Revolution als vortheilhaft oder als traurig anzusehen ist, das wollen wir nicht zu entscheiden über uns nehmen. Der gegenwärtige Band enthält folgende

gende Schriften: I) Die Anarchie oder über das Verfahren der schwedischen Reichsstände. II) Der gerechtfertigte Reichsrath Rudenschiöld. III) Der entlarvte Statist; eine ganz gegen den Hamburgischen Correspondenten, und seine Nachrichten aus Schweden gerichtete Schrift. IV) Vertheidigung für die schwedischen Hrn. Reichsräthe, welche zu der Theilnehmung am Kriege gerathen haben. Dies sind Schweden, und dessen Zustand allein angehende Schriften. V) Der Republikaner. Hier werden die Vorzüge eines freien Staats vor einer despotischen Regierungsform gezeigt. Dies ist das beste Stück, unsrer Meinung nach, in der ganzen Samlung: und ob schon die Art, wie Hr. v. Heß die gewählte Einkleidung eines Gesprächs bearbeitet, deutlich zeigt, wie wahr es sey, daß er die Kunst zu schreiben schlecht verstehe, so enthält der Aufsatz doch an sich sehr viel Gutes. Um es zu beweisen, wollen wir eine Stelle hieher setzen, die den Verf. in keinem unvortheilhaftem Licht zeigen wird.

Unser Consul, heißt es S. 106, denkt edel, und würde, wäre er auch unumschränkt, das Volk gut regieren. Wer kan uns aber die Gewähr leisten, daß seine Nachfolger eben so edel denken werden. Ich fürchte zwar nicht, daß ein andrer Nero oder Caligula aufkommen werde; die heutige Erziehung und Lebensart verhüten solches wohl: Allein, gebraucht es denn eben solcher Wüteriche, wenn die Unterthanen gedrückt werden sollen? Auch die allerbeste Erziehung, welche man in der Jugend genießet, läßt gewisse Schwachheiten nach, auf welche man beständig ein wachsames Auge haben mus, wenn

sie nicht ausbrechen, und der Welt schaden sollen. Es ist ja schon genug, daß der Herr eine übermäßige Neigung zu großen Soldaten, zur Jagd, oder einen prächtigen Hofstaat hat, und unumschränkt regieren darf, wenn das Volk geplaget werden sol. Im ersten Fal kan die Frau nicht sicher mit dem Manne zu Bette gehen; sie mus beständig fürchten, daß eine Bande gewaltsamer Werber kommen werde, wenn ihr Man so unglücklich ist, daß er das Maas hat: und die Mutter darf sich, wenn sie ihren Sohn an die Brust leget, nicht mit der Vorstellung ergötzen, wie sie ihn zu ihrem Vergnügen erziehen wil, und daß er noch einmal der Trost und die Stütze ihres Alters seyn werde; denn er ist schon in der Wiege Soldat. So unsicher sind die armen Menschen um das Allerliebste, was sie in der Welt haben. Im andern Falle weis der Landman nicht, ob er auch von demjenigen erndten werde, was er gesäet hat, oder ob ihm nicht die wilden Schweine zuvorkommen dürften, und wenn er so unglücklich ist, eines zu erschießen, so kan er sich nur zum Karren gefaßt machen, oder er hat es als eine Gnade anzusehen, wenn man ihn das erstemal für eine Summe Geldes losläßt, zu deren Entrichtung er seine Aecker versetzen mus, und läßt er sich noch einmal betreffen, so helfen kein Fusfal des Weibes, kein Winseln der Unmündigen, und keine Thränen der Mutter, welche sie um ihren einzigen Sohn und Haushälter stromweise vergießt. Hier höret schon das menschliche Erbarmen auf; er wird unehrlich gemacht und zu einer ewigen

gen Sclaverei verdamt. Und warum ergehet denn ein so erschreckliches Strafgericht über ihn? Weil man fürchtet, der Herr möchte sonst an seinem Vergnügen zu kurz kommen, es möchten nicht Schweine genug bleiben, die er mit eigner hohen Hand erlegen könte. Vortrefliche Gleichheit zwischen der zeitlichen Wohlfahrt eines Menschen, ja oft einer ganzen Familie, und einem kleinen Theil von den unzeitigen Ergötzungen des Despoten. Im letzten Falle läuft man Gefahr, so oft mit einer neuen Auflage beschweret zu werden, als der Herr die Kapelle verstärken, seine Hofbedienten vermehren, ihre Kleider auf eine andere Art bebrämen, reichere Equipage zulegen, die Tafelservicen verwandeln, die Meublirungen verändern, oder neue Schauspiele aufführen wil. Wenn die Unterthanen zum Theil auch nicht trocken auf dem Strohe in ihren zerfallenen Häusern liegen solten, so mus das Dach der Lustschlösser doch vergoldet seyn, und solten auch viele für Hunger umkommen, so müssen auf des Herren Tafel täglich doch hundert und mehr Schüsseln rauchen. Ein durch unmäßige Auflagen verarmter, sonst aber guter Bürger, mus sich zuweilen in der herschaftlichen Küche mit den Hunden um einen Bissen streiten, und wol gar mit Schmerzen sehen, daß solcher diesen von denen, um die Ergötzlichkeiten des Herrn eifrigst besorgten, Jägern zugetheilet wird. Die Laquaien saufen Burgunderwein, wenn die armen Bürger kaum schwach Bier trinken können; sie lassen auf den Gärten das Delikateste für sich zubereiten, wenn

 noth-

nothleidende Unterthanen die Brosamen in dem Schrank zusammensuchen müssen. Sie lassen zu der Zeit für sich musiciren, wenn die Kinder in den Häusern der Bürger für Hunger weinen; sie halten ihre Mätressen, und schenken ihnen einen kostbaren Anzug über den andern, wenn die Bürger gezwungen sind, die Kleider ihrer Frauen zur Bezahlung der Contributionen zu versetzen. Kurz alle Bedienten des Hofes ahmen den Herrn im kleinen nach, und sie und die Unordnung, welche gern mit den Wollüsten des Herrn verbunden ist, verzehren solchergestalt, was dieser den Unterthanen noch übrig gelassen haben möchte. Dieses alles rechnet man nicht unter die Tirannei, sondern hält es höchstens für nicht allerdings erlaubte Ausschweifungen, welche die Mode gleichwol entschuldigen sol, und nichts destoweniger kosten sie den Unterthanen zum öftern doch Ehre, Leib und Leben, oder wenigstens ihr sauer erworbenes Eigenthum.

Wir haben uns nicht enthalten können, dieses wohlgezeichnete und treffende Bild ganz hieher zu setzen. Das übrige dieser Abhandlung, in welcher die Vorzüge der Republiken und eingeschränkten Monarchien, vor den despotischen Regierungen, so richtig angegeben, und die Nichtigkeit der Gründe, warum manche Leute leztere vorziehen, so gut gezeigt wird, verdient aufmerksam gelesen zu werden. VI) Der Geist des Convenienzrechts. Eine Schrift, in welcher das Verfahren der Russen in den Pohlnischen Angelegenheiten aus einem ganz andern Lichte gezeigt wird,

als

als man es gemeiniglich bei uns betrachtet, wo der Geist der Freiheit dermaßen ausgestorben ist, daß man sie an allen Orten vertilgt zu sehen wünscht, und diejenigen, die für ihre Rechte streiten, Rebellen nent. VII) Gedanken über die Zahlenlotterien, worin die Schädlichkeit derselben aus den rechten Gründen gezeigt wird. VIII) Der freie Bauer, eine Hauptperson im Staat; setzt das Schädliche der hie und da noch üblichen Leibeigenschaft der Bauern gut ins Licht, ob schon sonst hier viel Sonderbahres vorkomt. IX) Von den Widerwärtigkeiten des Kriegs und den Vortheilen des Friedens. X) Versuch über die Mittel zur Bevölkerung. Diese beiden Aufsätze zeichnen sich durch nichts aus, denn sie enthalten nichts, das nicht schon mehrmal gesagt worden sey. Es ließe sich doch zumal über den letzten Punct viel gutes und neues sagen. Man müste nur nicht gar zu viel von den Menschen fodern, daß sie nemlich ihr bisheriges Verfahren, ihre Art zu leben, nicht gar zu sehr ändern solten. Der Hauptpunct bestünde darin, zu zeigen, wie bei so als gegenwärtig gestalteten Dingen mit wenigen und leicht zu veranstaltenden Veränderungen, ohne zu fodern, daß der Prinz und die Regierung zu viel Kosten, Anstalten und Ueberwindung ihrer Leidenschaften anwendeten, die Bevölkerung vermehrt werden könte: dergleichen Mittel müsten aber für jedes Land vorgeschlagen werden, denn bei jedem machen die Größe, die Lage, die Produkte, die Nachbarn, die sie umgeben, und tausend andre Dinge wesentliche Unterschiede aus, die die Mittel, die bei einem leicht sind, bei dem andern unthunlich machen würden.

XXIX.

Religion der Vernunft, nach dem feinsten populären Geschmack. Frankf. und Leipz. 1773. 1 Alph. 2 B. 8.

Der Autor am ersten, und vielleicht andre Leute werden uns auslachen, wenn wir sagen, daß uns dieses Buch ganz unverständlich ist; und wir uns von allen schönen Dingen, die da vorgetragen werden, keinen Begrif machen können. Was sol man auch für einen gesunden Begrif mit den Wörtern, unendlich, unendliche Realität, reelle Realität und ideale Realität und dergleichen mehr verbinden? Wird denn diese Art zu philosophiren nimmer in Deutschland ein Ende nehmen? Wird die Weltweisheit immer bei uns ein Spielwerk mit Worten seyn? Und gesunde Vernunft niemals daselbst den Eingang finden? In der That ist der Zustand der Philosophie bei uns gar schlecht beschaffen, im algemeinen genommen, denn freilich haben wir große Köpfe. Wir haben uns der Länge lang in Subtilitäten wie die Scholastiker geworfen; und diese Subtilitäten sind bei uns in solches Ansehen gestiegen, man glaubt so algemein, daß wir bei diesem Wortgeklingel Wahrheit erhascht haben, daß unsre besten Köpfe, so sehr sie auch das Grundlose davon einsehen, sich nicht ganz davon losreißen dürfen. Was andre Nationen schon längst als nichtig eingesehen und

verworfen haben, damit beschäftigen wir uns noch, künsteln noch daran, und putzen es so fein aus, als wir können. Ich sage es noch einmal, wenn werden wir doch in der Philosophie zur gesunden Vernunft, und von den Wörtern zu den Dingen zurücke kehren!

Gegenwärtiges Buch ist übrigens selbst in seiner Gattung schlecht, und enthält nichts lesenswürdiges. Warum aber der Verfasser, nach dem feinsten populären Geschmack, auf den Titel gesetzt hat, ist uns ein Rätzel, denn das Werk strotzt mit so einem scientifischen Ansehen, als irgend ein Kompendium von natürlicher Theologie. Er hat vermuthlich das Publikum täuschen oder äffen wollen. Ist es aber sein Ernst, so möchten wir doch ein Pröbchen von seinem scientifischen Vortrage sehen. Aber ums Himmels willen, nicht mehr als einen Bogen.

XXX.

Anhang zu den Gedichten eines Pohlnischen Juden. Mietau und Leipzig, 1772. 2 B. 8.

Ein schlechter Nachahmer der Ramlerschen Art zu dichten. Von unserm Parnaß gilt, was Plato im Phädon von den Eleusinischen Geheimnissen sagt. *εισι γαρ ναρθηκοφοροι μεν πολλοι, βακχοι δε παυροι.*

XXXI.

Chöre aus den griechischen Trauerspieldichtern. Halberstadt, 1773. 2 Bog. 12. mit lat. Lettern.

Was unsern Dichtern an Genie gebricht, suchen sie durch abentheurliche Einfälle zu ersetzen. Hier fält einem ein, abgerißne Chöre aus den griechischen Trauerspielen zu übersetzen. Das ließe sich noch ertragen; da viele gleichsam einzelne Gesänge für sich ausmachen. Aber ums Himmels willen, was hilft es der Welt, wenn nun die griechischen Chöre übersetzt sind? Doch wenn nur die Sprache nicht dabei gar zu sehr gemisbraucht würde. Wären die deutschen Verse schön, so ließe mans gelten; eine gute poetische Uebersetzung ist auch ein Gedicht, und hat seine Verdienste. Man kan sich aber nichts abscheulichers vorstellen, als die hier gebrauchte deutsche Sprache. Wir bemerken, daß eben der Mangel des Genies, der unsre Dichter zu Barden, zu Minnesänger, zu Skalden, zu hebräischen Schäferdichtern und andren abentheurlichen Geschöpfen macht, um wo nichts gutes doch etwas neues auszuhecken, sie auf die allerholprichsten Worte und Wendungen, die sie in der Sprache nur erdenken können, führet. Dieser Chöre Uebersetzer ist nicht der einzige; die mehrsten verfallen auf diesen Abweg, und leider geht anjetzt an ihrer Spitze einer von unsern größten Dich-

Dichtern auf eben diesem irrigen Pfade. Wenn das so fortgeht, so wird unsre Sprache eine Babylonische Thurmsprache, ein wahrer Unsin, ein kauderwelsches Gewäsche, daraus kein Mensch klug werden kan. Wir bitten diese Herrn wohlmeinend, das hier gesagte ein wenig zu beherzigen.

XXXII.

Abhandlung über den Ursprung der Sprache, welche den von der Königl. Acad. der Wissenschaften für das Jahr 1770 gesetzten Preis erhalten hat, von Hrn. Herder. Berlin bei Chr. Voß, 1772. 14 Bog. 8.

Wir sind bei Lesung dieser Abhandlung erstaunet, über die Uebereinstimmung des größten Theils der Gedanken darin, mit dem, was wir über diese Materie in einem französischen Werke gelesen haben, welches uns vor nicht gar langer Zeit in der Handschrift ist communicirt worden, und, so viel wir wissen, anjetzt unter der Presse seyn mus. Hr. Herder ist der Wahrheit außerordentlich nahe gekommen, ob er sie schon nicht ganz genau getroffen hat, und wir glauben dem Leser einen Gefallen zu thun, wenn wir die fernern Erläuterungen hierüber aus diesem französischen MScrpt nehmen, so viel wir uns derselben von einer aufmerksamen Lectüre her erinnern. Uebrigens da diese Her-

dersche Schrift so gar gut aufgenommen worden ist, so wünschen wir dem französischen Verfasser Glück, indem er gerade auch diesen Weg gegangen ist, und ihn nur weiter verfolgt zu haben, und der Wahrheit näher gekommen zu seyn scheint; so daß er sich eines gleichen Beifals seiner Leser zu schmeicheln Ursache hat.

Den Satz, den Hr. Herder hauptsächlich hat erweisen wollen, daß nemlich die Sprache menschlichen, nicht götlichen Ursprungs sey, hat er klar genug gemacht. Er war auch ohnehin aus der almähligen Vervolkomnung der Sprachen, aus ihrem ursprünglichen Bau und ihrer Art in Volkommenheit zuzunehmen sichtbar genug; hier ist er aber noch deutlicher und bis zum Anschauen aus einander gesetzt. Dieses aber vorausgesetzt, so frägt sich: Wie und durch welche Mittel ist die Sprache von dem Menschen erfunden worden? Hier hat Hr. H. den wahren Punct berührt, nur daß er nicht bis auf den Grund gedrungen ist. Erstlich zeigt er, daß die Accente und Töne der Leidenschaften, dergleichen alle Thiere mehr oder weniger haben, etwas von unsrer Sprache ganz unterschiednes sind, woraus diese gar nicht kan entsprungen seyn; und das hat seine volkomne Richtigkeit. Das Gehör, heißt es ferner, ist bei dem Menschen die Mutter und Erzeugerin der Sprache, und ohne Gehör existirt diese gar nicht. Das ist vortreflich, und so wahr als möglich. Allein, wird man einwenden, andre Thiere haben ja auch ein Gehör, warum haben sie sich dann nicht auch eine Sprache damit erfinden konnen? Hier weicht nun Hr. Herder von der Wahrheit ab, und anstat den Grund davon in der besondern Beschaffenheit

die-

dieses Sinnes zu suchen, wo wir gleich zeigen werden, daß er liegt, so giebt er folgende Ursache davon an: Der Mensch, sagt Hr. Herder, hat etwas, so ihn genetisch von allen Thieren unterscheidet; das ist eine Kraft, die er Besonnenheit zu nennen beliebt, und wovon bei ihm der actus Besinnung heißt. Die Thiere werden durch die Beschaffenheit ihrer Organisation auf gewisse Gegenstände mit Gewalt getrieben, die ihren Bedürfnissen genug thun. Dem Menschen steht alles offen; er wird auf nichts so gewaltig getrieben; und, um diesen Mangel zu ersetzen, hat ihm die Natur diese Besonnenheit gegeben, damit er entdecken könne, was ihm nützlich oder schädlich sey, und mit einem Wort, was in irgend einem Verhältnis mit ihm stehen könne. Diese Besonnenheit mit dem Gehöre vereinigt haben die Sprache erzeugt. Dies ist Hrn. H. Meinung, wenn wir sie anders recht gefaßt haben, denn Hr. H. ist gewis bei weitem kein deutlicher Schriftsteller, den nicht zu verstehen, es etwa eine Schande wäre. Jeder Leser wird leicht gestehn müssen, daß die Existenz dieser Besonnenheit bei den Menschen sehr schlecht in dieser Abhandlung bewiesen ist, nemlich in so fern als sie eine Grundeigenschaft der menschlichen Natur seyn sol. Denn daß sie bei dem Menschen, wenn ihn die Erziehung schon in etwas gebildet hat, wenn Sprache schon da ist, existirt, daran ist kein Zweifel. Aber vorher, bei dem sprachlosen Kinde, oder bei dem Menschen im Anfange, und so daß sie die Erzeugerin der Sprache seyn solte, das ist hier vorausgesetzt, und durch kein einziges Factum erwiesen. Hier sind aber Bemerkungen, die den Ungrund

grund von dem, was Hr. Herder dieserwegen hier saget, zeigen werden. Weil die Biene und die Spinne durch ihre Organen, wie Hr. H. mit Recht bemerkt, indem er die von andern Philosophen, und dem Reimarus besonders angenommenen Determinationen verwirft, auf gewisse Objekte hingerissen werden, so daß sie keine andre beobachten und kennen lernen können; folgt daraus, daß jedes Thier auf diese Art hingerissen werde? Und sind wol die Biene und die Spinne schickliche Thiere, um mit dem Menschen verglichen zu werden, von dem sie auf alle Art, und vielleicht gar durch die Sinne unterschieden sind? Das ist ein Hauptfehler derer, die über diese Materie schreiben; weil man die lebendigen Geschöpfe alle mit dem gemeinschaftlichen Namen Thiere benennet, so meinen sie, aus dieser Klasse, die der Mensch, nicht die Natur gemacht hat, können sie ohne Unterschied alles nehmen, und mit dem Menschen in Vergleichung stellen, und die Folgerungen, die sie daraus in Rücksicht auf Thier und Mensch ziehen, seyn alle gleich richtig. Man mus, wenn man den wahren Unterschied zwischen dem Menschen und dem Thier finden wil, diejenigen Thiere mit ihm vergleichen, die eine Aehnlichkeit mit ihm, in Betracht der Sinne und Organen, haben. Also etwa das Affengeschlecht, und zwar diejenigen Gattungen, die dem Menschen am nächsten kommen. Hier sehen wir an den äußern Organen nichts, das dieses Thier mit wenigern und bestimmteren Gegenständen in Verbindung setze, als uns. Auch in seinen Sinnen liegt sichtbarlich nichts, das ihn mit der Gewalt zu gewissen Gegenständen risse, die Hr. H., weil sie bei der Spinne,

der

der Biene, oder auch andern Thieren, wenn sie gewaltige Bedürfnisse fühlen, stat finden, bei allen und in allen Fällen annimt. Ferner solte es Hrn. H. wol schwer werden, zu beweisen, daß der neugebohrne Mensch mehr Besonnenheit bei seinen Empfindungen blicken lasse, als der neugebohrne Affe. Das ist bei ihm lediglich ein beweisloses Postulatum, das sich auf keine Erfahrung gründet. Im Gegentheil ist es sichtbar, daß junge Thiere nicht mit minder Aufmerksamkeit ihnen fremde Dinge mit allen ihren Sinnen so gut betrachten, als sie können, und dabei alle mögliche Besonnenheit anwenden. Man thue z. B. eine junge Katze in eine ihr fremde Stube, sie wird jeden Gegenstand mit ihrer Schnautze betasten und beriechen, herumdrehen wenn sie kan, und von allen Seiten betrachten. Sie wird auf jedes Geräusch, und den Schal, den jede Sache von sich giebt, so genau Achtung geben, als der Mensch thun kan. Wenn sie nun aber sieht, daß zwischen ihr und den Dingen, die sie betrachtet hat, keine Verbindung stat findet, dann giebt sie gar keine Achtung mehr darauf, und nichts kan ihre Aufmerksamkeit erwecken, als Dinge, die neu sind, oder die irgend einem ihrer Bedürfnisse Genüge leisten können. Mit dem Menschen ist es etwas anders. Ob er schon in der ersten Zeit nicht mehr Aufmerksamkeit auf die Gegenstände hat als das Thier, und sie nicht anders betrachten würde, als in so fern sie mit seinen augenblicklichen Bedürfnissen zusammenhiengen, so richten die Bemühungen seiner Erzieher dieselbe beständig auf die Gegenstände: die almählige Erlernung der Sprache giebt ihm nachher mehrere Ideen, er lernt von selbst auf die Gegen-

stände

stände aufmerksam seyn, und die Mittel, dieselben mit sich in Verhältnis zu bringen, entdecken. Also ist die Besonnenheit, die man bei den Menschen nachher bemerkt, so wenig die hervorbringende Ursache der Sprache, daß sie vielmehr durch die Sprache erst hervorgebracht wird.

Man mus also eine andre Quelle der Sprachfähigkeit suchen, und wo werden wir die wol anders auf dem einmal hier eingeschlagenen Wege finden, als in einer besondern Beschaffenheit des Gehörs.

In der That, wenn man diesen Sin genau betrachtet, so wird man finden, daß er sich von allen andern durch einen Umstand unterscheidet, von dem man sich wundern mus, daß ihn noch niemand bemerkt hat. Man kan sich nemlich die durch diesen Sin gehabte Empfindungen viel genauer und deutlicher vorstellen, als irgend eine, die man durch einen andern Sin empfangen hat, und die nicht gegenwärtig ist. Ich berufe mich hierinnen auf meine Leser. Sie mögen sich den Geschmack einer Pfirsiche, den Geruch einer Nachtviole, den Anblick eines Hauses, das sie wohl kennen, in Abwesenheit der Dinge selbst vorstellen; und dann mögen sie sich die Schalle, Vater, Mutter, Gott oder jeden andern vorstellen; ohne daß weder sie noch ein andrer sie ausspreche. Ist zwischen beiden Arten von Erinnerungen wol eine Aehnlichkeit, und ist leztere nicht eine wahrhafte inre Empfindung, da die ersten hingegen nur schwache Bilder, etwas von der Empfindung selbst ganz unterschiednes sind? Dieses gilt nicht nur von den articulirten Tönen der Sprache, sondern von jeden andern Tönen.

So

So wie man sich innerlich ganz deutlich Worte vorstellen kan, so kan man sich eben so deutlich die Melodie eines Liedes vorstellen, das uns im Gedächtnis geblieben ist. Ich sage es noch einmal, es ist, als ob man es innerlich hörte. Indes findet dies nicht durchgehends bei aller und jeder Empfindung des Gehörs stat. Man denke sich den Schal einer Trommel, eines Kanonenschusses, das Wiehern eines Pferdes; hier wird man bemerken, daß die Wiedererinnnerung von der Erinnerung jeder andern Empfindung des Gesichts und des Geschmacks nicht unterschieden sey. Man kan sich wol Schalle denken, die diese nachahmen, als für die Trommel, ratapatapan, für den Kanonenschus, Poh; aber das hat in unserm Innern so wenig wahre Aehnlichkeit mit dem eigentlichen Schal selbst, als es damit hat, wenn wir diese nachahmenden Töne wirklich aussprechen. Hieraus folgern wir, daß man nur die Töne auf vorbemeldete deutliche und von allen andern Erinnerungen unterschiedne Art sich innerlich vorstellen kan, die man selbst mit seinen Sprachorganen hervorzubringen vermag.

Man bemerke ferner die Art, wie wir sprechen lernen. Das Sprechen lernt man lediglich durch das Gehör. Das Hören der Schalle dringt in die Sprachmuskeln tief ein, sezt sie in Bewegung, und zwar auf die Art, wie es sich gehört, um eben den Schal hervorzubringen. Daran ist kein Zweifel, wenn wir nur bedenken, daß erstlich Taube nimmer sprechen lernen; und denn, daß wir selbst es lernen, lange ehe wir wissen, ob wir eben die Gliedmaßen haben, womit andre diese Töne bilden, geschweige denn, daß

wir wüßten, wie sie dieselben bewegen, und wie wir sie auch bewegen müsten; welches wir in der That niemals lernen. Ueberdem lernen wir auch andere Töne mit unsern Organen nachahmen, die durch ganz andre Werkzeuge hervorgebracht werden; so lernt man z. B. nach dem Schalle einer Geige ein Lied singen.

Diese und noch andre Facta waren in dem Werke, wovon wir gesprochen, gesamlet, und daraus folgert der Verfasser, daß eine ganz besondre Verbindung zwischen den Organen der Sprache und des Gehörs existiren müsse: eine solche Verbindung, vermöge welcher, so bald als die Nerven des Gehörs erregt werden, dies alsbald die Nerven der Sprachorganen auf eine analogische Art in Bewegung setze. Und hingegen, wenn eine Bewegung in den Sprachorganen entsteht, so communicirt sie sich, (und wenn sie schon nicht sichtbar vollendet wird,) in die innern Kanäle des Gehörs, wodurch sie in der Seele eine deutliche innere Gehörsempfindung hervorbringt. Bei welchen Thieren also eine solche Verbindung nicht ist, da mögen alle Sprachorgane und ein Gehör da seyn, so entsteht doch keine Sprache, und kein Wachsthum in der Volkommenheit, wovon die Sprache bei uns die Ursache ist. Einige Gründe gaben dem Verfasser an die Hand zu urtheilen, daß diese Communication wahrscheinlich durch die Chorda tympani geschehe, die sich in dem Innersten der Gehörgänge befindet, mit den Gehörnerven und Sprachorganen zusammenhängt, und von der, wenn wir nicht irren, Valsalva oder Duvernois versichern, daß sie sich

bei

bei keinem Thiere, und namentlich bei keinem Affen befinde.

Wir fahren noch fort, einige Bemerkungen aus erwähntem Mscrpte herzusetzen. Durch die obgedachte Communication der Sprach- und Gehörwerkzeuge geschieht unter andern das heimliche Lesen. Das ist eine Bemerkung, die unsre Leser eben jetzund machen können. Wenn sie mit den Augen lesen, stelt sich ihrer Seele der Schal eines jeden Worts deutlich dar, gleichsam als hörten sie ihn in der That. Dies geschieht folgendergestalt. Sie haben erstlich gelernt, eine gewisse Bewegung der Sprachwerkzeuge mit dem Anblick eines jeden Buchstaben zu verbinden. Im Anfange geschieht sie gänzlich. Nachher entsteht sie innerlich, und die nach den Sprachorganen bei diesem Anblick fließende Lebensgeister vollenden die Bewegung nicht, sondern fließen in die Gehörwerkzeuge zurück, und bilden dadurch in der Seele die wahre deutliche Empfindung der Wörter, als wären sie ausgesprochen worden. Denn wir müssen ja nicht glauben, daß wir durch die Ohren allein hören, und daß die in Bewegung gesetzte Luft nothwendig durch diesen Kanal zum Gehörnerven dringen müsse. Wir hören volkommen durch die obern Zähne, und man glaube ja nicht, daß dieses durch den Gang des Eustachius geschehe, der hiezu fruchtlos ist, wie tausend Erfahrungen es zeigen können, wovon die mehrsten in einer Dissertation de nova Methodo surdos reddendi audientes stehn, von Hrn. Jorissen zu Halle vertheidigt. Durch diese Verbindung beiderlei Werkzeuge geschieht das eigentliche Denken; denn dies geschieht, wie mehrere schon bemerkt haben,

durch Worte. Außerdem denken wir nicht, sondern haben nur Bilder der Dinge in der Seele, wie die Thiere auch haben. Taube Leute, wird man aber einwenden, denken doch auch. Gebohrne Taube nicht, die haben lauter Bilder im Kopfe. Man sieht auch, wie weit sie, Troz des Fleißes, den die schon gebildete Geselschaft an sie wendet, in ihrem Verstande zurückebleiben. Sie kommen zwar weiter, wie irgend ein Affe, auch der dem Menschen ähnlichste Orang-Outang. Aber hat man auch den je in der menschlichen Geselschaft so wie den Taubgebohrnen erzogen? Und zudem lebt der Mensch viel länger als dieser, hat also auch weit mehr Zeit, Kentnisse zu samlen. Leute, die durchs Alter taub geworden sind, sprechen zwar und denken, man mus aber bedenken, was hier die Ursache der Taubheit ist. Die Knorpel in den Ohren, deren Erschütterung die Empfindung des Gehörs macht, sind Knochen geworden, und können also nicht mehr erschüttert werden. Denn hört der Mensch nicht mehr von außen: die innern Theile sind aber noch gesund, und also ist die Communication zwischen Sprach- und Gehörwerkzeugen nicht gehemt. Erfahrungen zeigen aber, daß, wenn die innersten Theile des Gehörnervens beschädigt worden sind, die Leute erstlich die Worte ganz falsch, und wie man sagt, kauderwelsch ausgesprochen, und nachher das Sprechen ganz verlernt haben. Daraus der Zusammenhang von beiderlei Werkzeugen, wie auch, daß die Sprache durch das Gehör nicht nur erlernt, sondern allezeit in Uebung gehalten werden müsse, sichtbar ist.

Nun

Nun läßt sich der Grund des Phänomens, das Hr. H. S. 54 f. also ausdrückt, gar leicht einsehen: Lasset jenes Lam als Bild sein (des Menschen) Auge vorbeigehen: ihm wie keinem andern Thiere. Nicht wie dem hungrigen witternden Wolfe! nicht wie dem blutleckenden Löwen -- die wittern und schmecken schon im Geiste! Die Sinlichkeit hat sie überwältigt! Der Instinct wirft sie darüber her! (Ja freilich, wenn sie hungrig sind, und so würde es gerade mit dem Menschen auch seyn, wenn er sehr hungrig darnach wäre. Ist der Mensch aber ein fruchtessendes Thier, so würde er das Schaaf so wenig aufmerksam betrachten, als der Affe etwa thut. Ueberdem braucht der Mensch etwas mehr Umstände, um das Lam zur Sätigung seines Appetits zu gebrauchen, weil er nicht schnel genug im Laufen ist, keine Zähne und Klauen zum Zerreißen hat, wie der hungrige Löwe und Wolf. Kein Wunder also, daß er mehr Zeit braucht, um die Mittel zu erfinden, dies oder jedes andre Thier mit sich in Verhältnis zu bringen, und es also genauer betrachtet. Die Erfindung dieser Mittel wächst aber bei ihm zugleich mit der Sprache durch das gesellige Leben, und die Natur seines Gehörs, und ist also dieselbe, samt der Aufmerksamkeit, aus der sie entsteht, nicht eine Wirkung einer natürlichen Besonnenheit, die nicht existirt, sondern entspringt, wie auch diese Besonnenheit, aus den durch die Sprache sich häufenden Ideen und Kentnissen. Dies kan dazu dienen, alles Falsche in Hrn. H. Buche zu rectificiren.) Dieser sage also ferner: Nicht so dem Menschen, so bald er in die Bedürfnisse komt, das

Schaaf kennen zu lernen: so stöhret ihn kein Instinct. (Warum und wie das zu verstehn, ist schon gesagt worden.) So reißt ihn kein Sin auf dasselbe zu nahe hin, oder davon ab: es stehet da ganz, wie es sich seinen Sinnen äußert. Weis, sanft, wolligt -- seine besonnene sich übende Seele sucht ein Merkmaal. -- Das Schaaf blöcket! sie hat das Merkmaal gefunden. Der innere Sin wirket. Dies Blöcken, das ihr am stärksten Eindruck macht, das sich von allen andern Eigenschaften des Beschauers und Betasters losris, hervorsprang, am tiefsten eindrang, bleibt ihr. Das Schaaf komt wieder. Weis, sanft, wollicht -- sie siehet, tastet, besinnet sich, sucht Merkmaal -- es blöckt, und nun erkent sies wieder! „Ha du bist das Blöckende!"

Auf diese Art entsteht in der That die Sprache: und so ist es mit jedem Schalle beschaffen, den der Mensch hört. Denn kan er sie gleich nicht volkommen nachmachen; als das Gebrül des Löwens, des Stiers u. a. so setzt doch ein solcher Schal die Sprachwerkzeuge so in Bewegung, daß sie ihn einigermaßen nachzuahmen suchen; wodurch der Mensch im Stande ist, sich ihn vorzustellen. Was aber die wahre Ursache davon sey, und was in Hrn. Herders Angeben hier falsches ist, das ist aus dem Vorhergehenden deutlich genug.

Wir setzen noch hinzu, daß der Mensch vermuthlich nicht das einzige Thier seyn mag, bei dem es diese Beschaffenheit mit dem Gehörwerkzeuge zu haben scheinet. Diejenigen Vögel, die singen und sprechen lernen,

nen, haben wahrscheinlich eben diese Organisation hierinnen. Denn der Schal dringt auf obbemeldete Weise bei ihnen ein, und man kan oft bemerken, daß sie die empfundnen Schalle vor sich wiederholen, und sich, wie wir, vorstellen. Aber der gänzliche Mangel an Organen, die sie mit vielen Dingen in Verbindung setzen, der Mangel fast aller Sinne außer des Gesichts, macht, daß sie diesen Vorzug gar nicht gebrauchen können. Hiezu kan man noch den gar kleinen Kopf, und das wenige Gehirn als Ursachen ihrer wenigen Begriffe angeben, deren Menge zum Theil von der Größe dieses Theils abzuhängen scheint. Wir sind hingegen das einzige Thier, das mit so vielen, so volkomnen Sinnen, so vortheilhaft zu allem eingerichteten Organen, diesen Vorzug des Gehörs verbindet; der in der That wol dasjenige seyn mag, was die Menschheit so hoch in der Schöpfung über alle Thiere erhebt. Wir bitten den Leser, wenn das wahr ist, wie es uns nach Lesung des vorbemeldeten Mscrpts wirklich scheinen muste, zu betrachten, welcher geringen Mittel die Vorsehung sich bedient hat, um ein Geschöpf, wie der Mensch, zu bilden, und es hoch über alle Thiere zu erheben.

Hiedurch sind alle Irthümer in gegenwärtiger Schrift, unsrer Einsicht nach, berichtigt; und das übrige enthält nichts, als lauter neue und brauchbare Wahrheiten; man müste denn noch zu tadeln finden, daß Hr. H. verschiedene Facta, aus Reisebeschreibern, mit so vielem Zutrauen und Leichtgläubigkeit anführt.

Uebrigens ist der Styl des Hrn. Verfassers bekant genug. Er herscht hier so sehr als in seinen

andern Schriften. Wie es scheint, wil er sich ihn nicht abgewöhnen, so verdrieslich und ausgemacht widrig er auch ist. Also sagen wir dies nicht so wol für ihn, als für andre, die ihn möchten nachahmen wollen, dergleichen Beispiele uns bekant sind. Diese bitten wir ja davon abzustehen, denn selbst gute Sachen, wenn sie so ausgedrückt sind, lassen sich nicht lesen. Diese ungewöhnliche Affectation ist das ärgste, was man sich in der Schreibart denken kan; sie erweckt Verdrus und Mitleiden. Es ist, als wenn ein ernsthafter, rechtschafner und vernünftiger Man einen leichtsinnigen Menschen in seinem Aeußerlichen vorstellen wolte. Würde er nicht ins Affectirte verfallen? Und so thut es Hr. H. mit seiner Schreibart bei jedem richtig Denkenden gewis.

XXXIII.

Die Dichter, eine Oper, gespielt in der Unterwelt, gesehn von Jakobi. Halberstadt, 1772. 1½ Bogen 8.

Eine Kleinigkeit, die gar nicht interessiren kan. Es ist weder Imagination, noch Laune, noch Salz darinnen, und sol eine satirische, oder der Himmel weis, was für eine Schilderung der Schicksale unsrer Dichtkunst seyn, die in der That dadurch possierlich sind, daß sie sich in die Gattungen theilen lassen, indem seit fünf und zwanzig Jahren allemal zu jeder Zeit eine gewisse

wisse Gattung florirt hat; da hingegen bei andern Völkern fast immer Dichter in jeder Gattung gewesen sind, nur daß ihrer bald gute bald schlechte waren. Dieses Gedicht hat Hrn. Jakobi die Nachrede zugezogen, als hätte er wollen unsre besten Köpfe ansticheln, und um diesen Verdacht zu vertilgen, so sind noch herausgekommen:

XXXIV.

Zween Briefe von Gleim und Jakobi. Des letztern Oper: die Dichter, betreffend. Halberstadt, 1772. $1\frac{1}{4}$ Bog. 8.

Hier reden die Herren viel von ihrem guten Herzen, von ihrer Menschenliebe, von ihrem Gallefreien Character. Daß das ihr Ton ist, ist schon bekant. Wenn ein Mensch immer sagt: ich habe Herzhaftigkeit, ein jeder wird mir bezeugen können, daß ich tapfer bin; so erregt er geradezu Zweifel darüber, bei einem vernünftigen Manne. Spricht er aber das, und man hat einige Beweise, oder nur Muthmaßungen vom Gegentheil, so wird er vollends lächerlich. Ich glaube, vernünftige Leute werden finden, daß es mit dem ewigen Prahlen von der Güte und Rechtschaffenheit seines eignen Herzens eben die Bewandnis hat. In der That, es ist ganz unausstehlich, die ewigen Lobsprüche zu hören, die sich diese

beide Herren, hauptsächlich aber Hr. Jakobi, alle Augenblicke hierin selbst geben. Dergleichen Lobsprüche auf sich selbst wären lächerlich, und wenn tausend durch sie beglückte Menschen sie segneten, wenn alle Gegenden um sie herum von ihrer Wohlthätigkeit, von ihrer Menschenliebe erschalleten. Unglücklicher Weise sind aber zwei gewisse Handlungen, die das Publikum von ihnen weis, von so einer Art, daß kein Mensch, ohne Erröthen, sie sich als die seinige denken kan, und für vieles Geld nicht fähig gehalten seyn möchte, sie zu begehen. Die eine haftet auf Hrn. Gleim: das ist die Bekantmachung der Briefe eines seiner Freunde ohne dessen Erlaubnis; worinnen er seine Unschuld noch nicht bewiesen hat, welches er nothwendig thun mus, wenn er den sonst ewigen Fleck des misbrauchten Zutrauens und der höchstbeleidigten Freundschaft nicht auf sich sitzen haben wil. Die andre ist ein Geschichtchen, das Hr. Jakobi mit vieler Sorgfalt verborgen hatte, das aber unglücklicher Weise ans Tageslicht gekommen ist. Nemlich daß der gutherzige fromme Hr. Jakobi Hrn. Klotzen aufgehetzt hatte, das ganze Gift seines Nattergezüchts gegen den Hrn. Raspen sprützen zu lassen. Und warum? Weil Hr. Raspe ihm in Geselschaft einmal nicht gefallen hatte; welches vermuthlich daher kommen mochte, weil dieser dem Eigendünkel unsers süßen Poeten nicht gehörig gefröhnt hatte. Ein schönes Verfahren in der That! zumal wenn man bedenkt, daß Hr. Raspe damals ein junger Man war, der noch sein Glück zu machen hatte; daß die Welt dermaßen von Hrn. Klotzens vermeinten Verdiensten infatuirt war,

daß

daß seine Feindschaft sehr wohl dem rechtschaffensten und vernünftigsten Manne schaden konte, wenn auch schon der von dem Zustande unsrer Litteratur besser Unterrichtete die Nichtswürdigen, die solche elende Pasquille schrieben, verachtete. Das war in der That sehr unverantwortlich von Hrn. Jakobi! Und wenn geschah das? Als Hr. J. noch jünger, noch in dem Alter war, wo die Güte des Herzens in voller Gluth ist. Wer kan glauben, daß, wenn das reifere Alter die sympathetischen Gefühle schwächt, und die selbstischen stärkt, bei Hrn. J. allein eine Ausnahme dieser algemeinen Regel stat finde? Ist Eigendünkel und Stolz schon damals so groß, und verleitet das zu solchen Ränken, daß, wo man selbst zu schaden nicht fähig ist, man seine Freunde aufhetzt, wie kan man glauben, daß diese Leidenschaften bei mehreren Jahren, wo natürlicher Weise sie immer zunehmen, schwächer solten geworden seyn? Wie kan man das glauben, von einem Manne, der sich immer selbst aufs ekelhafteste lobt, der da leidet, daß seine Freunde ihn übertrieben herausstreichen; der auf seine Feinde so bitterlich schimpft, und aus allen den Leuten, die sein Betragen gegen das Publikum lächerlich finden, und es gelegentlich sagen, gerne, wenn er nur könte, in den Augen der Welt schwarze teufelische Geschöpfe machte. Alle Wahrscheinlichkeiten sind also dafür, daß Hr. Jakobi mit seinem Prahlen von seiner Güte des Herzens, und seinem rechtschaffenen, menschenfreundlichen Character in dem Falle eine feige Memme ist, die immer von ihrem Muthe prahlt. Um nun diesen so gegründeten Verdacht beim Publiko zu widerlegen, wissen wir kein

kein Mittel, als daß er die ganze Geschichte aller edlen, gütigen Handlungen, die er sein Tage gethan, mit gerichtlichen Beweisen begleitet, drucken lasse. Die Sache wäre für ihn wol der Mühe werth, denn was kan grausamer seyn, als so ein Verdacht? Es wird aber nicht genug seyn, daß er beweise, er habe bisweilen armen, dürftigen Leuten was gegeben, Freunden Gefälligkeiten erwiesen u. d. Das thun andre ehrliche Leute auch, ohne so ausschweifend von sich und ihrem guten Herzen zu prahlen. Seine Prahlerei auf diesen Punkt ist so weit gegangen, daß nichts sie rechtfertigen kan, und nur die schönsten und schwersten Handlungen der Menschenliebe und der Edelmüthigkeit sie einigermaßen zu entschuldigen vermögen.

Der Leser wird uns hier vielleicht ein wenig warm finden. Wo ist aber der Man, der nur weis, was gut und löblich ist, und bei dem Jakobischen Betragen und Reden seine Fassung behalten könte?

XXXV.

Briefe deutscher Gelehrten an den Hrn. Geheimen Rath Klotz. Herausgegeben von J. J. A. von Hagen, Lieutenant des Kön. Preuß. Reg. von Anhalt-Bernburg. Halle, 1773. 8. 1ter Theil $12\frac{1}{2}$ Bog. und 1 Bog. Vorrede, 2ter Theil 14 Bogen.

Herr J. J. A. v. Hagen, Kön. Preuß. Lieutenant, hat

hat wol gemeint, Wunder was er sich und dem verstorbenen Hrn. Kloß für Ehre durch diese Bekantmachung erwerben würde. Sich selbst dadurch, daß er erstlich der Welt bekant mache, er sey ein vertrauter Freund dieses in seinen Augen so großen Mannes gewesen; zweitens, daß er beweise, er könne, wo nicht ein Buch schreiben, doch eins mit Vorrede und Zueignungsschrift begleitet herausgeben. Wir versichern ihn aber, daß wir so weit entfernt sind, die Sache aus diesem Gesichtspunkte zu betrachten, daß, wenn die Verfasser der mehresten Briefe dieser Samlung so denken wie wir, so würden sie es minder beleidigend gefunden und dem Hrn. Herausgeber eher verziehen haben, wenn er ihnen wer weis was vor eine Schmach angethan hätte, als daß er sie jetzt vor den Augen des Publikums so zur Schau stelt. Seinem verstorbenen Freunde hat er aber hiedurch keinen weitern Vortheil zugezogen, als daß anjetzt sein Andenken bei fast allen denen, deren Briefe hier gedruckt stehen, verhaßt seyn wird, und sie alle den Tag verwünschen müssen, da sie ihn kennen gelernt, oder den Einfal bekamen, an ihn zu schreiben.

Wir können die Unverantwortlichkeit des Verfahrens, Briefe lebender Personen ohne ihre Einwilligung herauszugeben, nicht lebhaft genug vorstellen. Könten wir doch machen, daß es nie wieder geschehe, denn man kan sonst ohne Zittern an keinen Gelehrten schreiben, da das unter ihnen so anfängt Mode zu werden. Da nun aber indes diese Briefe einmal da sind, so kan ein vernünftiger Leser nicht umhin, darüber zu lachen.

Sie enthalten fast alle nichts, als demüthige Bitten um vortheilhafte Recensionen oder Danksagungen dafür. Man sieht da genug von den Ränken der Klotzischen Schule, um das übrige verachten zu können. Denn freilich sind diese Briefe unter seiner Correspondenz gewählt, und diejenigen, die die Adepten aus der Schule geschrieben, sind nicht darinnen. Indessen sieht man hier die Mittel, durch die sich Hr. Klotz Ruhm erworben hat. Wie eine Buhlerin geschickt Zurückhaltung, kleine Liebkosungen, Unwillen und alle Kunstgriffe der Liebe anwendet, um sich viel Liebhaber zu erwerben, so brauchte Hr. Klotz Lob und Tadel, um sich Anhänger zu verschaffen. Nicht selten that er die ersten Schritte. Mehrentheils aber bekömt er hier den ersten Weirauch gestreut. Kurz, diese Briefe stellen das lächerlichste Bild von Schriftsteller Eitelkeit und Schriftsteller Ränken dar, das man sich denken kan. Ist denn so wenig edler Stolz, so wenig wahre Ruhmbegierde in der Welt, und zumal unter Gelehrten, die doch davon ein feineres Gefühl haben solten, daß sie es übers Herz bringen können, solche Mittel zu gebrauchen, um Ruf zu erschleichen, oder um Tadel zu vermeiden? Und welche Namen findet man hier nicht, die süße gegen Hrn. Klotz thun! Selbst Hr. Weiße kitzelt ihn, um entweder wieder gekitzelt, oder wenigstens nicht angestochen zu werden. Was sollen schlechte Schriftsteller thun, wenn die berühmten sich so erniedrigen? Wir würden uns schämen, wenn wir einer Schrift wegen einen einzigen dergleichen Schrit gegen einen Gelehrten gethan hätten, um sein Lob zu erhaschen oder seinem Tadel auszuweichen.

Was

Was aber dabei in diesen Briefen am ärgerlichsten ist, das ist, daß bei solchen Ränken unter Leuten, die sich eben ihrer Verbindung und des Grundes derselben wegen vor einander schämen müssen, die ehrwürdigen Namen von Freundschaft, Tugend, edlen Absichten und dergleichen verunheiligt werden.

Doch genug von diesen Briefen, in denen, außer was wir hier bemerkt haben, welches des Lesers Neugier unterhalten kan, nichts nützliches steht. Denn daß des Hrn. von Sonnenfels Ehefrau keine Kinder bekömt, weil sie, wider die Natur der Blonden, wenig Temperament hat; und daß Hr. Jakobi niederträchtig genug ist, sich über das vermeinte Unheil, das seine Hetzereien auf Hrn. Raspen diesem *verursacht* hätten, zu freuen, kan wol wenig Nutzen bringen. Am letztern hat indes das Publikum einen Beweis, wie wenig denen A. 1772 gethanen Versicherungen des Hrn. Jakobi zu trauen sey. In seinen neulich gedruckten Anmerkungen über die Klotzische Lebensbeschreibung betheuert er, es hätten ihm jene im Jahr 1767 vorgenommenen Hetzereien sogleich gereuet. Dieser hämische Brief aber ist 1769 geschrieben. Wie reimt sich das? Wird das Publikum, nach diesem, denen Jakobischen Betheurungen seines gütigen, sanften, unschuldigen Characters noch großen Glauben beimessen können?

Vielleicht wird man meinen, wir überschreiten das Amt eines Kritikers, das darinnen besteht, zu sagen, ob ein Buch gut oder schlecht sey, und also, ob diese Briefe gut oder schlecht geschrieben sind. Allein nichts weniger; denn, ohne zu rechnen, daß dergleichen

chen Albernheiten zu denen Fehlern eines Buchs gehören, so mus ein Kritiker die Verbesserung des Zustandes der Wissenschaften zum Zwecke haben. Und wenn unsre Schriftsteller anfiengen, in vielen Punkten vernünftiger zu werden, den wahren Ruhm zu lieben, vor niedrigen Ränken einen Abscheu zu haben, und weder welche zu begehen, noch Gelegenheit zu geben, daß welche begangen würden, so würde es gewis um die Wissenschaften bei uns viel besser stehen. Ein jeder dächte denn mit Fleis auf seine Sache, und brächte es viel weiter darinnen.

Uebrigens hat der Hr. Herausgeber bei dieser Gelegenheit wenige Geschicklichkeit bezeigt. Denn er hat einen oder ein paar undatirte Briefe von Hrn Weiße nicht einmal rangiren können, ob sich schon mit ein wenig Aufmerksamkeit darinnen Data genug dazu finden ließen.

XXXVI.

Erfahrungen und Untersuchungen über den Menschen. Berlin, im Verlage der Realschule, 1772. 20 Bog. 1½ B. Vorrede und Inhalt. 8.

Dieses Buch gehört unter die wenigen guten philosophischen Bücher, die Deutschland Ehre machen, und die den Weg zu wahren Kentnissen zeigen. Hier

Hier sind keine auf willkührliche Sätze gegründete Beweise von dem, was der Mensch ist: sondern das wird nach Maasgebung der Erscheinungen, und dessen, was der Zergliederer, der Arzt, entdeckt haben, untersucht. Jeder Vernünftiger wird gestehn, daß dies der einzige Weg ist, etwas wirklich wahres über diese Materie herauszubringen. Und es ist nicht hinreichend, daß man so obenhin eine Erscheinung auffange, und nach Angabe derselben gleich schließe; welches bei uns, und auch bei den Weltweisen des Alterthums in ihren Systemen ein häufiger Fehler ist, sondern man mus ihrer so viele als möglich samlen, sie gegen einander halten, sie genau nach allen ihren Umständen untersuchen, und alsdann erstlich daraus folgern. Dieses hat der Verfasser gegenwärtigen Werks auf eine fruchtbare Art gethan, und dadurch ein sehr lehrreiches Buch über die menschliche Natur geschrieben.

Wie aber dieses Buch im Publiko, und zwar von unsern Lehrern der Weltweisheit wird aufgenommen werden, das wissen wir nicht. Es steht zu besorgen, der Pedantismus herscht bei uns noch so in der Philosophie, daß die mehrsten es verketzern werden. Der Verfasser scheint das selbst gefühlt zu haben; und drückt sich schön darüber in der Vorrede aus. Eine weit schlimmere Art der Einwürfe, sagt er, die insonderheit gegen spekulativische Systeme vermieden werden solte, ist die, da aus den Lehrsätzen und Meinungen eines Schriftstellers Folgerungen gezogen werden, welche bekanten, ausgemachten, oder als ausgemacht angenomnen Wahrheiten offenbahr zu widersprechen scheinen. Dies ist der sicher-

ste Weg, gewisse Meinungen, und den, der sie vorträgt, bald gehäßig zu machen. -- Diese Art der Einwürfe bringt noch einen andern Schaden zuwege. Denn ein Schriftsteller, der ihnen immer auszuweichen bemüht ist, geräth dadurch, wie schon von andern angemerkt worden, in eine Aengstlichkeit, die seinem Geiste mehr Fesseln anlegt, als alle Büchercensuren. Mancher Schrift sieht man es an, daß ihr Verfasser sich gefaßt hält, so wie Leibnitz, seinen Rosenkranz vorzuweisen, so bald es an ein Ueberbordwerfen gehen solte. Ich habe mich, fährt der V. fort, in der gegenwärtigen Abhandlung bemüht, außer dem, was in dem Menschen und seiner Natur einem jeden sichtbar vor Augen liegt, noch ein mehreres durch sorgfältige lange Betrachtungen selbst zu entdecken; unbekümmert, was für Folgerungen diesem oder jenem beifallen könten. Ich habe mich nur um die Wahrheit bekümmert, und diese wird, wenn ich auch irre, niemals darunter leiden. Sie siegt über kurz oder über lang, und jeder Sieg macht sie glänzender, und breitet sie algemeiner aus. -- Uebrigens wünsche ich allen Folgen, sie seyn gut oder böse, die einen persönlichen Einflus auf mich haben könten, auszuweichen.

Um von unsrer Seite nichts dazu beizutragen, daß diese Schrift eine für den V. unangenehme Folge habe, so wollen wir keinen Auszug aus den Sätzen, die seine Schrift enthält, vortragen. Denn ein solcher Auszug würde gewis die Consequenzen, die er besorgt, auch dem unwissendsten Zeloten vor Augen legen,

der

der sie sonst im Buche selbst vielleicht übersähe. Wir ermuntern nur jeden, dem gesunde Vernunft und gesunde Philosophie, die sich auf jene gründet, lieb ist, das Buch aufmerksam zu lesen. Es enthält durchgehends sehr viel gutes; und wenn gleich derjenige, der die neuern, nach Erfahrung und Beobachtung der Erscheinungen philosophirende Schriftsteller gelesen hat, nicht gar viel neues und ihm unbekantes finden solte, so wird ihm doch manches in ein neu und treffend Licht gesetztes darin aufstoßen. Wir wollen uns hier damit begnügen, einzelne Stellen dieses Buchs zu bemerken, und darüber, wenn wir meinen, daß der Verfasser irt, Berichtigungen anbringen.

§. 7 beweist der Verfasser, daß die Empfindung nicht ihren Sitz in denjenigen äußern Theilen unsrer Nerven hat, die von einem Gegenstande sind berührt worden; sondern daß diese Berührung im Gehirn erst Empfindung wird, ob wir schon ersteres vermeinen. Die Sache ist an sich wahr und bekant; auch gar oft ein Gegenstand unsrer Verwundrung gewesen. Folgende Erklärung dieses Phänomens ist dem Verfasser eigen; sie ist sinreich, scheint uns aber nicht allerdings wahr. Die Ursache, sagt er S. 19, warum wir die Empfindungen da hinsetzen, wo sie entspringen, liegt allein in der bemerkten Verschiedenheit der mancherlei Arten der Empfindung, die mit dem Eindrucke auf dieses oder jenes Glied allemal verknüpft ist. So lange wir diesen Unterschied aus der Erfahrung noch nicht kennen gelernt haben, so lange sind wir auch zweifelhaft, welchem Theile unsers Köpers wir eine gewisse Empfindung eigent-

lich zuzuschreiben haben. Dies ist die Ursache, warum es Kindern so schwer wird, den eigentlichen Ort, wo ihnen etwas wehe thut, zu bestimmen." Das glauben wir nun nicht. Wir haben dieses Phänomenon oft mit Bewundrung überdacht, aber immer gemeint, es liege eine besondre und weise Einrichtung der Natur zum Grunde. Erstlich merken wir keinen Unterschied der Empfindung beim Gefühl, wenn einerlei Körper uns an den Arm oder an das Bein berührt, und doch fühlen wir gleich, wo die Berührung geschieht. Wir fühlen das in der *allerersten* Kindheit, wenn wir noch gar keinen Unterschied der Empfindungen können bemerkt haben. Das kleinste Kind, wenn ihm was Unangenehmes das Bein berührt, wird dasselbe wegziehen, und nicht die Hand bewegen. Es wird fühlen, wo es berührt wird, wenn es auch an Theile geschieht, wo es die ähnliche Empfindung noch nie gehabt hat. Eben so ist es bei den Thieren in den ersten Tagen ihres Lebens; und da dieses die Grundsätze der thierischen Natur betrift, so mus es bei uns eben die Beschaffenheit als bei ihnen haben. Das könte nicht stat finden, wenn erstlich die Beobachtung des Unterschiedes der Empfindung das lebendige Geschöpf davon unterrichten müste. Was hier von den Kindern gesagt wird, hat wol oft ihren Eigensin zum Grunde, mehr als die wahre Unwissenheit des Orts, wo sie empfinden; oder es ist ein innerlicher Schmerz, von dem der erwachsene Mensch auch nur die Region, nicht aber den genauen Siz angeben kan. -- Was §. 13 über den Nervensaft und den Antheil, den er an Fortpflanzung der Empfindung hat, gesagt wird, ist sehr gut.

Solche

Solche Untersuchungen preisen wir deswegen an, weil sie in dem bei uns so seltnen zweifelnden Tone gemacht sind, und nicht den Anschein, den die Dinge in unsern Sinnen haben, für hinreichend angeben, um die Natur derselben zu bestimmen. In der That, weil sich die Nerven in ein breiartiges Wesen zu endigen scheinen, und weil unsre Breie gerade das Gegentheil von Elasticität zu seyn scheinen, so folgt nicht daraus, daß die Elasticität der Nerven nicht die Ursache der Empfindung seyn könne. So schließen, hieße sich, in undurchdringliche Finsternisse werfen wollen: aber so zweifeln, wie hier der V., heißt der Wahrheit immer näher kommen, und wenigstens den Punkt finden, wo sie steckt, wo man sie aber nicht hervorziehen kan. — Vortreflich ist auch die Bonnetsche Hypothese widerlegt, nach welcher für jeden besondern Eindruck besondre Fibern im Gehirne bestimt seyn sollen. S. §. 16. Ueberhaupt können wir gar nicht begreifen, wie Bonnet sich den Ruhm eines Philosophen erworben hat? Seine Werke sind vol von den ärgsten Träumereien, die er andern abgestohlen oder nachgebildet hat, und immer durchaus für die seinigen ausgeben wil. Hiebei staffirt er das alles mit einem steifen Ansehn von tiefen Raisonnements aus, citirt sich immer selbst, erinnert alle Augenblicke seine Leser, ja wohl Achtung zu geben, und äußert überal eine lächerliche Besorgnis, nicht verstanden zu werden. Im Grunde aber ist in seinen Werken nichts, das dieser großen Zubereitungen wehrt wäre. Solte etwa dies Ansehn von tiefem Denken dem Manne diesen Ruhm zuwege gebracht, und der Welt Sand in die Augen gestreuet haben?

Der Verfasser nimt in diesem Werke eine grö- ßere und feinere Organisation im thierischen Körper an. Jene wird durch die Gegenstände in Bewegung gesetzt, und setzt diese hernach in Bewegung, wodurch denn die Empfindung in der Seele verursacht wird. Er führt verschiedene Beobachtungen an, um diesen Satz zu erweisen. Unter andern bemerkt er S. 78, daß die Wiederzurückrufung der Empfindung in der Abwesenheit des Gegenstandes derselben, von der wahren Empfindung, die durch dessen Wirkung auf unsre sinlichen Werkzeuge entsteht, ganz verschieden sey. Alles, sagt er, was wir auf diese Weise zuwege bringen können, ist eine Vorstellung in Gedanken, eine gewisse Idee, die so unterschieden von der vormaligen Empfindung ist, daß wir in dem gesunden Zustande unsers Kör- pers, so lange wir bei uns sind, beide niemals mit einander verwechseln werden. Die Bemerkung an und vor sich ist schön und richtig, dieses aber durch ei- ne angenommene innere und äußere Organisation zu er- klären; und haben wollen, daß bei solchen Erinnerun- gen die Seele auf diese feinere Organisation wirkt, das heißt zu weit gehen. Das sind Worte; aber für uns haben sie keinen eigentlichen Sin. Es gehört die- ses zu der uns bisher noch und vielleicht ewig uner- forschlichen Natur der Seele und ihrer Wirkungen. So viel ist gewis, daß man nicht, oder nur selten sa- gen kan, die Seele sey bemüht, sich eine Empfindung wieder vorzustellen, und es geschehe dieses durch eine Wirkung derselben auf die inre Organisation. Bei al- len Erinnerungen verhält sich die Seele leidend, sie folgen eine auf die andre, und kommen aus den Ein-

drücken,

drücken, die die Seele empfangen hat, und die allemal ganze Reihen von Erinnerungen in Bewegung setzen. Der Fälle, wo die Seele zu wirken scheint, sind unsers Erachtens zween. Erstlich, wenn die Seele eine Erinnerung hat, und darinnen eine Lücke bemerkt, welche sie sich auszufüllen bemüht. Als ich erinnere mich eines Menschen, jeder Mensch hat einen Namen, ich finde aber, daß der Name dieses Menschen, bei meiner Vorstellung davon, mangelt; und ich suche denselben, wobei es oft geschieht, daß die Bemühungen meiner Seele, die hier wirklich zu wirken scheint, vergebens sind. Der zweite Fal ist, wenn ich mir etwa eine Erinnerung, die ich schon habe, lebhafter vorstellen wil. Bei dem Einfallen der Erinnerung ist zwar die Seele nur leidend gewesen, bei der Bemühung aber, sich dieselbe recht lebhaft vorzustellen, ist sie allem Anschein nach wirksam. Es ist dennoch gewis, daß wir gar nicht wissen, was die Seele sey, viel weniger, ob und wie sie auf die Nerven oder auf eine inre Organisation wirket; das alles sind nur Worte, womit wir keinen deutlichen Begrif verbinden können. So viel ist gewis, etwas empfinden, und sich einer solchen Empfindung erinnern, ist ganz was verschiednes, und nicht etwas blos durch den Grad von Lebhaftigkeit unterschiednes; und alles was in diesem Betracht §. 22 gesagt wird, ist sehr wahr.

Nach andern Erfahrungen, heißt es S. 111, ist es ausgemacht, daß, je mehr wir unter gewissen Umständen an den gröbern Sinnen verliehren, desto mehr wir an den feinern gewinnen. Der Verfasser meint, um mich populärer zu erklären, daß bisweilen,

je stumpfer unsre Sinne sind, je mehr Verstand haben wir. So ausgedruckt ist die Sache falsch. Ein Thier, im algemeinen genommen, ist allezeit klüger, je schärfer seine Sinne sind. Nicht dieser oder jener Sin insbesondre, sondern alle zusammen genommen. Kein Thier hat fünf so volkomne Sinne, als der Mensch, und ist übrigens so volkommen gebildet. Auch ist er, und eben dadurch das klügste unter allen Thieren. Hiezu kömt aber noch die Sprachfähigkeit, die allen seinen übrigen Fähigkeiten eine ganz andre Richtung giebt, und sie über alle analogische Fähigkeiten bei den Thieren himmelweit erhöht. Aus den Wirkungen dieser Sprachfähigkeit nun kömt es, daß ein Mensch mit stumpfen Sinnen, oder bei dem Mangel eines und des andern Sinnes, bisweilen einen mit mehreren oder schärfern übertrift. Wie die Sprachfähigkeit alles dieses hervorbringt, das wäre hier zu weitläuftig auszuführen, und kan volkommen den Gegenstand eines besondern Werkes abgeben.

S. 184 giebt sich der Verfasser viele Mühe, um zu erklären, wie Cheseldens Blinder sagen konte, daß ihm vorkäme, als ob die Gegenstände seine Augen berührten. Die Sache läßt sich auf eine andre Art viel wahrscheinlicher erklären. Die Empfindlichkeit des ungeübten Sehnerven ist gewis größer, als die Empfindlichkeit des geübten. Vermuthlich ist sie so groß, daß der Eindruck der Lichtstrahlen eine gefühlartige Empfindung hervorbringen mag. Das wird dadurch wahrscheinlich, weil die Natur den Sehnerven bei neugebohrnen Kindern mit einem Schleier überzogen hat,

der

der nach einigen Wochen erst wegfält, und so lange die Wirkung des Lichts darauf einigermaßen bricht. Diese Meinung wird auch dadurch noch bestärkt, daß Cheseldens Blinder anfänglich nur ein schwaches Licht vertragen konte: und übrigens ist diese Erklärung so begreiflich und so natürlich, als man eine nur erdenken kan.

Der Verfasser macht §. 65 S. 214 einen Unterschied zwischen Geschmack und Wohlgeschmack, der gewis nichtig ist. Die Empfindung des Vergnügens und Misvergnügens, die die Empfindungen derjenigen Gegenstände, von denen wir sagen können, daß sie einiges Verhältnis mit uns haben, begleiten, ist simpel, und von der bloßen Empfindung nicht zu trennen; wird auch augenblicklich ohne vorhergehende Erfahrung anschauend erkant. Hingegen die Gegenstände, die diese Empfindungen verursachen, genau zu kennen; wie auch die Mittel, uns in das erwünschte Verhältnis mit ihnen zu setzen, zu erforschen, dazu gehört Beobachtung.

Es ist uns lächerlich vorgekommen, daß der V. S. 234 erklären wil, auf was Art ein Knabe in Frankreich das Wasser in der Erde auf 50 Fus tief gewahr ward. Erstlich, deucht mir, mus eine Sache untersucht werden, ob sie wahr ist, ehe man Ursachen angeben wil. Gegenwärtige ist falsch, und zeigt an, wie wenig die gesunde Vernunft, bei diesem mit seinen Vorzügen sich lächerlich blähenden Volke, ausgebreitet ist, da allerdings die Parlementer die Sache haben untersuchen wollen. Diese Stelle beweist noch, wie

leicht auch vernünftige Philosophen sich von der Erklärungssucht hinreißen lassen.

Wir bemerken noch, daß das, was S. 287 vom äußern Selbstgefühl gesagt wird, falsch ist, und sich darauf gründet, daß der Verfasser nicht genugsam die Wirkungen, die die aus der Sprachfähigkeit entspringende Reflexion auf das Selbstgefühl hervorbringt, beobachtet hat. Bei allen lebenden Geschöpfen ist das Selbstgefühl aller Analogie nach zu schließen einerlei. Es ist von jeder Empfindung unzertrenlich, und kan, gewissen Beobachtungen zufolge, die wir gemacht haben, die wir aber unmöglich hier aus einander setzen können, ohne Empfindung nicht existiren. Wenn wir das sagen, so sehen wir das Denken auch als eine Empfindung an, und es ist in der That weiter nichts als eine innerliche aus uns selbst hervorgebrachte Empfindung. Beim Menschen allein kan das Geschöpfe, das Ich, der Gegenstand seiner eignen Betrachtung werden, und dies würde, dem Anschein nach, der Verfasser das innere Selbstgefühl nennen. Allein dieses ist lediglich eine Folge von der Sprachfähigkeit, und der daraus entstehenden Kraft das zu thun, was wir eigentlich Denken nennen. Was S. 307 von Träumen gesagt wird, ist sehr gut: wie wir denn überhaupt die bemerkten Erscheinungen in diesem Werke dem Leser nicht genug anpreisen können. Hingegen preisen wir dem, der über die menschliche Natur was vernünftiges sagen wil, höchlich die Art an, die Erscheinungen zu bemerken, und im algemeinen genommen, die Art sie zu benutzen, und Folgerungen daraus zu ziehen. Unendliche Bücher

sind

sind über diese Materie geschrieben worden, aber sie ist noch lange nicht erschöpft, und es ist gar nicht schwer, wenn man nur wil, neue Wahrheiten darüber zu sagen; denn die allergemeinsten, altäglichen Beobachtungen sind noch nicht gemacht und genutzt. Allein freilich mus man nicht dem Schlendrian unsrer gewöhnlichen Metaphysiker nachgehen, so subtile Köpfe sie auch sind; sondern den Weg der Beobachtung, der genauen Beobachtung aller und jeder Erscheinungen nach allen ihren Umständen, den der Verfasser gegenwärtigen Werks betreten hat. Aber wie es scheint, wil man die Wahrheit in der Psychologie nicht finden.

Der Verfasser scheint eine Fortsetzung dieses Werks zu versprechen, der wir, wenn er auf diesem Wege fortgeht, nicht anders als mit Vergnügen entgegen sehen können.

XXXVII.

Journal für die Liebhaber der Litteratur. Viertes Stück. Leipzig, bei Hilschern, 1772. 8.

Mehrstens Schul-Exercitia von Kindern, die größtentheils wenig für die Zukunft, versprechen. Die prosaischen Aufsätze sind unausstehlich, und von den poetischen nur wenige lesbar; unter den leztern, ist das auf Chloen im Kloster zu E. erträglich.

XXXVIII.

XXXVIII.

Voltaire, der Reformator. Bern, 1772. 3 Bog. 8.

Der Verfasser ereifert sich dermaßen darüber, daß Voltaire sich hat wollen mit unsern großen Reformatoren, Luther und Calvin, vergleichen, daß wir in der That besorgen, er möchte sich Schaden gethan haben. Er schimpft aus Eifer fürs Christenthum in einem sehr unchristlichen Tone; und da Schimpfreden nichts beweisen, und man nicht den geringsten Nutzen daraus ziehen kan, so müssen wir dieser Schrift, so gut sie gemeint seyn mag, auch allen Nutzen absprechen.

XXXIX.

Hirtenlieder von F. A. C. W. und der verklagte Amor, ein Fragment von dem Verfasser der Musarion. Leipzig, 1772. 13½ Bog. 8.

Der Verfasser dieser Hirtenlieder versificirt leicht; das ist sein Verdienst. Sonst wird man nur selten ein Lied finden, das etwas wahrhaftig reizendes enthielte, entweder in dem Gedanken oder in dem Ausdruck.

Gemeiniglich wird einen das, was man liebt, kalt lassen, und das ist der Tod bei solchen Samlungen. An dem verklagten Amor ist auch nicht viel besonderes. Doch läßt sich allemal eine halbe Stunde darauf verwenden, ohne daß sie einem eben gereuen solte.

XL.

Briefe der Frau Louise Adelgunde Victorie Gotsched, gebohrnen Kulmus. 1772. 3 Th. 8.

Die selige Gotsched war eine brave und verständige Frau; das sieht man aus ihren Briefen. Aber das ist es denn auch alles, was man daraus sieht, denn übrigens sind sie so unbedeutend, als man sichs denken kan. Wer nun neugierig ist, das zu sehen, der mag sie lesen; wem aber seine Zeit ein wenig lieb ist, dem rathen wir wohlmeinend an, sie sich nicht mit einer Lectüre zu verderben, aus der er nichts nützliches lernen kan. Es ist hier nichts zu finden, auch nicht einmal eine kleine Anekdote, die etwas bedeutete. Das ersieht man, daß die arme Frau nicht immer Ursache hatte, mit ihrem Schicksal, auch, wie es scheint, nicht mit ihrem Manne zufrieden zu seyn. Aber das ist doch wol nicht der Mühe wehrt, drei Bände langweiliger Briefe hie und da mit matten Gedichten durchspickt zu lesen. Wenn doch die Freunde die Sachen ein wenig mit unpartheiischeren Augen ansehen wolten, und nicht

glaub-

glaubten, das Publikum müsse ihre Freunde mit den Augen betrachten, womit sie sie betrachten! In der That ist es unmöglich anzugeben, wem der geringste Nutzen aus der Bekantmachung dieser Briefe zugewachsen ist, wenn nicht etwa der Fr. v. Runkel, die sie herausgegeben hat.

XLI.

Johan Jacob Brechters, Diaconus zu Schwelgern, Anmerkungen über das Basedowische Elementarwerk. 1 Stück über das Methodenbuch. Zürich. 1772. 8.

Wir freuen uns an Herrn Brechtern einen Man kennen zu lernen, der mit einer tiefen Kentnis des menschlichen Herzens vortrefliche Einsichten vom Unterricht der Kinder verbindet. Seine Anmerkungen sind meistens alle gründlich, wohl gewählt, mit Bescheidenheit vorgetragen und auf eigne Erfahrung gegründet. Denn ob er gleich kein eigentlicher Schullehrer ist, so hat er doch mehrere Kinder erzogen, wenn es auch blos bürgerliche, und höchstens eines Amtmans und Pfarrers waren. Zugleich finden wir auch eine wahre Beruhigung, und einen Beweis unsrer Unpartheilichkeit, da Herr Brechter, ohne unsre Gedanken über die Basedowische Erziehung gelesen zu haben, die wir in den vorigen Bänden dieser Bibliothek vorgetragen

tragen haben, in allen unsern Urtheilen mit uns übereinstimt, und in manchen noch viel weiter gehet. Wir halten es also für unsre Pflicht, dem Publico den Kern seiner Gedanken mitzutheilen, und unsre Anmerkungen, wo wir anders denken, mit Bescheidenheit vorzutragen. S. 12. finden wir einen Irthum, oder einen Druckfehler, daß die Russische Kaiserin eine Million Thaler zum Elementarwerk sol hergegeben haben, welches selbst Herr Basedow niemals vorgegeben hat. Die meisten Vorschläge des Herrn Basedow hält der Verfasser vor Vorschläge, die niemals zu Stande kommen können; z. B. das Seminarium kan wegen der überhäuften Kosten keinen Anfang und Fortgang haben; das Elementarbuch kan auf Schulen keinen Einflus haben, so lange noch keine Basedowische Pflanzschulen da sind. Das Methodenbuch ist vor Väter und Mütter auch nicht recht brauchbar; denn Leute von mitlern Stande sind zu bequem, ihre Kinder selbst zu unterrichten, und vom gemeinen Bürger kan man noch weniger erwarten, welcher weder Verstand, noch Neigung, noch Vermögen genug hat; unter den Gelehrten können kaum zehn ihre Kinder unterrichten, und wollen auch nicht. Wenn auch tausend Exemplare vom Elementarbuch abgesetzt würden, so glaubt der Verfasser, daß man nicht in funfzig Häusern den erwünschten Gebrauch davon machen werde. Solte es geschehen, so fodert er auf gut spartanisch, man solte theils die Glücksgüter, wo nicht in gleiche Theile, doch verhältnismäßiger austheilen; theils den begüterten ihre herschende Neigung zu Vermehrung ihres Vermögens benehmen; das ist, man müste die Menschen umschaffen.

Die

Die Gedanken des V. wie der Gehorsam, eine so unentbehrliche Tugend des frühen Alters, in Kinder zu pflanzen sey, sind der Aufmerksamkeit würdig. Man zeige ihnen, daß sie in aller Absicht abhängig sind, nicht durch Sittensprüche, sondern durch tägliche Erfahrung, daß sie ganz unvermögend sind, sich selbst zu helfen; durch ihre Thränen mus man sich nie bewegen lassen, weil sie sonst bald dieses Hülfsmittel gebrauchen, ihrem Eigensin alles zu erlauben; man lehre sie thätig Hochachtung gegen Erwachsene und Alte, welches von außerordentlichem Nutzen vor sie ist. Er wil die Kinder weder bestrafen, noch belohnen: sie sollen alles aus Liebe zu den Eltern thun; das wäre wohl vortreflich, aber wir zweiflen, ob es auszuführen ist; das natürliche Verderben hat über Kinderseelen viele und offenbare Gewalt. Die vielen moralischen Sätze, welche Herr Basedow die Kinder lernen läst, sind ihnen meist unverständlich, da sie über ihren Horizont sind; z. B. wie sie sollen vor Rachsucht und Neid bewahrt werden durch den Spruch: ich strafe dich nicht, weil du ungehorsam bist, sondern daß du nicht ungehorsam und lasterhaft bleibest. Auch die Lehre von der Verstellung mus Kindern unbegreiflich seyn, weil sie es gar nicht verstehen, und die Charaktere nicht unterscheiden können. Im Grunde ist es nichts, als Unterricht, wie sie lügen sollen. Kinder müssen immer reden, was sie denken. Wie können Kinder ihren Verdrus durch eine zwar künstliche, aber nicht unredliche Freundlichkeit verbergen?

Was andre an den Lehren von der Zeugung des Menschen getadelt haben, die man Kindern vom zehnten

ten Jahre an beibringen sol, tadelt der V. auch, denn der Nutzen, den sie davon haben können, ist sehr geringe; sie werden dadurch die Erbsünde nicht besser einsehen lernen, und was hilft es, daß man Kindern vom Ehestande vorredet; sie verstehen ja nichts davon. Wir loben mit dem V. den Vorschlag des Herrn Basedow, die guten Handlungen der Kinder in ein weißes, und die bösen in ein schwarzes Buch zu schreiben, und alle Monathe darüber mit den Kindern Rechnung zu halten; damit sie das Böse nicht als etwas vorübergehendes ansehen lernen. Der besondre Platz aber bei Tische, und das schlechtere Tischgeräthe, als eine Strafe, verliehrt bei öfterer Widerholung die Kraft, und hat auch für Kinder viel kränkendes, wodurch sie leicht verstockt werden können.

Der Unterricht durch Bilder in den ersten Jahren wird mit Recht gelobt; doch solten sie nach unsrer Meinung keine schlechte, sondern gute Bilder zu sehen bekommen, damit ihr Geschmack schon bei frühen Jahren die rechte Richtung bekäme.

Man hat in unsern Zeiten, seitdem so viel Schulsysteme sind ausgebrütet worden, vieles über die real- und philologische Kentnis geschrieben. Einige geben der erstern; andre der letztern zu vielen Werth; einige wollen, jene sol vorangehen, andre behaupten es von der letztern.

Die Realkentnis ist nützlich; aber kan man nicht mit Grunde behaupten, daß durch den häufigen Gebrauch derselben die so genanten humaniora, wo nicht aus den Schulen vertrieben; doch die Neigung gegen dieselbe laulich geworden ist? Der V. glaubt, die philologi-

tologische Kentnis stünde nur am unrechten Orte; sie solte nicht den Anfang des Unterrichts ausmachen. Kinder solten sie blos lernen, welche studiren wolten, andre nicht. Uns deucht, man kan beide sehr geschickt mit einander verbinden, und man darf die Gedächtnisjahre durchaus nicht vorbeistreichen lassen, ohne sie zu nützen. Und wuste denn Herr Brechter nicht den bekanten Ausspruch des Freiherrn von Wolf in seiner Psychologie, daß die ersten Keime der Vernunft sich durch die Sprachkentnis äußern und bilden? Dieser Gedanke ist sehr wahr, und verdient den so genanten Realisten zur Beherzigung vorgelegt zu werden. Daher sind wir nicht der Meinung des V., daß die Spracherkentnis erst mit dem zwölften Jahre anfangen und die Realerkentnis vorhergehen sol. Darin aber geben wir ihm völlig recht, daß Handwerker und Künstlersysteme in Schulen gar nichts taugen und zu viel Zeit wegnehmen. Alle diese Unterrichte, die auf das besondre gehn, solten aus Schulen verbant werden, und der Kopf nur zum algemeinen ausgebildet werden, welches ihn zu allem geschickt gemacht. Daher werden Naturgeschichte, Mathematik, Physik und Erdbeschreibung mit augenscheinlich größerm Nutzen können vorgetragen werden. Wenn der V. die Gymnasien der Griechen zum Beispiel anführt, so hatten diese einen ganz andern Endzweck, als den Verstand zu bilden. Er nent sie ein fruchtbares Licht, welches den Verstand durchdrang; nicht doch, es waren blos Kriegsschulen, die Soldaten in einem Kriegsstaate bilden solten.

Die Menge algemeiner Regeln, welche Kinder nach Herrn Basedows Vorschlage erlernen sollen,

möchten,

möchten auch wohl nicht den erwarteten Nutzen haben; z. B. suche nicht kurze Freuden, welche bald gereuen; wähle unter dem Guten das gröste, unter den Uebeln das kleinste. Ist dieses einem Kinde verständlich; wie viel Einsicht setzt dieses voraus! Beispiele sind für Kinder kräftiger als Lehren. Im Spatzierengehen können Kinder von vorkommenden Gegenständen in der Natur spielend unterrichtet werden, und daraus die Grösse Gottes und ihre Pflicht lernen.

Sollen Kinder die Geschichte lernen? beim H. Basedow findet man keine. Kinder müssen allerdings Geschichte lernen: aber nicht dasjenige, was man bisher Geschichte genent hat; denn das dient blos zur Verwirrung und macht eher dieselbe ekelhaft, als angenehm. Also fort mit den unzähligen Namen der Könige und Regenten, fort mit der Menge von Jahrzahlen, Schlachten und Friedensschlüssen; das ist nichts als Particulargeschichte, ob man sie gleich fälschlich algemeine Geschichte nent. Man kan den Kindern erst kleine, ihnen begreifliche Geschichte aus alten und neuen Zeiten erzählen; denn im achten oder neunten Jahre besondere Lebensbeschreibungen, worin man immer die Kinder auf das weisen mus, wie man ein rechtschafner Man werden sol; damit sie inne werden, man lerne die Geschichte nicht als eine Beschwerde des Gedächtnisses, sondern uns zum Nutzen. Der V. glaubt, Plutarch könne hier die besten Dienste leisten. Allein man müste, nach unsrer Meinung, nur ihnen verständliche Auszüge machen, sonst würden sie vieles gar nicht verstehen. Denn kan man zur Geschichte selbst gehen, wobei man alle kleine Zwischenbegebenheiten wegläßt,

und nur das Große nimt, was in das Algemeine einen Einflus hat; denn das Leben classischer Schriftsteller, besonders derjenigen, welche man mit den Kindern durchgeht; weil ihnen dadurch bei Erklärung der Schriftsteller vieles deutlich wird, was sie sonst kaum verstehen können.

Bei der Erzählung darf die moralische Regel nicht immer vorhergehen; besser man übt das Genie auf eine hevristische Weise, und läst sie die Kinder am Ende selbst suchen, oder hilft ihnen durch sokratische Fragen darauf; weil sie ihnen desto besser hängen bleibt. Denn alle Erzählungen sind Kindern angenehm, selbst Hexen — Feen — und Ammenmährlein. Wenn Kinder noch ganz jung sind, so mus man sie nicht mit der wahren Geschichte plagen, denn diese interessirt sie gar nicht. Sie kennen weder die Leute, noch den Staat, noch die Alterthümer. Besser erwählt man erdichtete Geschichte von andern Kindern, und solchen Dingen, die sie interessiren; oder man macht erdichtete Erzählungen von Thieren, Fabeln u. s. f. diese werden sie eher begreifen als alle abstracte Denksprüche. Ja man mus oft den Kunstgrif brauchen, in die Fabeln eine ganz andre Moral zu legen, als man bei den Schriftstellern antrift; nemlich eine Kindermoral. Es wäre thöricht, bei der Fabel von der Stadt- und Landmaus die Anwendung auf den Unterscheid des Hof- und Landlebens zu machen; dieses würden sie nicht verstehen; man kan ihnen den Nachtheil der Genäschigkeit oder sonst etwas, das in ihren Zirkel gehört, vorstellen.

Was den Unterricht in Sprachen anbelangt, so hält es der V. mit Recht für unmöglich, Kinder in den

Kinderjahren vor allen Provinzialausdrücken zu bewahren; daß ein Kind vorm Ende des sechsten Jahres durch beständiges Reden so viel latein, französisch und deutsch reden lerne, als zur Sacherkentnis gehört, ist allerdings eine elende Parade; und aus allen solchen frühen Gelehrten werden gemeiniglich verdorbene Männer.

In Ansehung der Erziehung der Töchter findet man hier sehr brauchbare Regeln, die aus der Erfahrung und aus der Eigenheit ihres Geschlechts hergenommen sind, als worauf man in diesem Geschäfte hauptsächlich sein Augenmerk zu richten hat. Hauptfehler bei der Erziehung der Töchter sind; das frühe Vorsagen von einem Schatz, das unaufhörliche Lob und das Verzärteln; wodurch man diese zarten Geschöpfe zu ihrem grösten Nachtheil zu Buhlerinnen und unausstehlich hochmüthigen Weibern erzieht, oder zu pretiösen Junfern, die am Ende niemand kauft, weil sie um den geringsten Preis zu theuer sind.

Man mus die Hauptabsicht auf den Geschlechtscharakter setzen. Mädchen müssen nicht zu Knaben gezogen werden; daher mus man sie in der Schule nicht viel mit Knaben umgehen lassen, weil sie dadurch sich eine gewisse Rohigkeit angewöhnen, die ihnen ein widriges, manähnliches Wesen giebt; eine Tochter mus keine Amazone seyn, nicht Jungenspiele treiben, keine Pferde, Trommeln, Peitschen bekommen; sie mus mit Puppen spielen, Küchen und Krambuden müssen ihr zuerst den häuslichen Geschmack bilden. Zur Leibesübung würden wir nicht das gefährliche Blindekuhspiel, sondern vielmehr den Federbal vorschlagen;

sie müssen durchaus nicht um Pfänder spielen, worin sich Knaben mit ihren Küssen mischen. Ueberhaupt wäre es gut, wenn man auch in protestantischen Ländern eine klösterliche Erziehung für die Töchter einführen könte, doch müsten sie nie beisammen allein gelassen werden, weil diese monachalische Erziehung alsdenn den Sitten sehr gefährlich werden kan.

Die Schamhaftigkeit mus als eine Zierde ihres Geschlechts ihnen bei Zeiten eingepflanzt werden; daher man keine freie, kühne, freche, verbuhlte Stellung ihnen übersehen darf; denn dieses sind Reitzungen für die dem jungen Alter der Mädchen so gefährlichen Stutzer, wenn sie auch reifern Augen als einfältige Laffen vorkommen. Die Schamhaftigkeit kan am besten durch die Religion herfürgebracht werden, nicht durch Verstellung. Eltern müssen daher vor ihnen alle ehliche Freiheit unterdrücken, auch keine freie Reden führen; der bloße Hals, den einfältige Mütter an ihren Töchtern gern zur Schau legen, mus nicht geduldet werden; auch das Spiel der Kinderwärterinnen mit gewissen Gliedern des Leibes kan einen schädlichen Einflus auf die Zukunft haben. Zu öffentlichen Lustbarkeiten müssen sie selten und nur unter der Aufsicht einsichtiger Leute gelassen werden, als zu Comoedien, Bällen, Masqueraden; man mus ihnen das Spiel der Einbildungskraft suchen deutlich zu machen, weil durch blos sinliche Ideen sie leicht, in einer gefährlichen Täuschung, der Vernunft entsagen lernen.

Sol man auch dem Frauenzimmer das Lesen erlauben? Einige verwerfen es ganz und gar, weil sie glau-

glauben, daß sie dadurch zu sehr von häuslichen Geschäften abgezogen werden; andre greifen es übermäßig an. Natürlicher Weise mus man auch hierin die Mittelstraße erwählen. Eine auserlesene Lectür veredelt die natürlichen Gaben, verfeinert den Geschmack und bessert das Herz. Aber eine kluge Wahl mus man anstellen. Es wäre Thorheit, wenn man Mädchen wolte den ganzen Tag mit Lesen zubringen lassen, die zu häuslichen Geschäften sollen gewidmet werden. Vornemlich sind sie zum Lesen der heiligen Schrift anzuhalten; dieses mus ihre erste und vornehmste Lectüre seyn, auch können sie daneben andre gotselige Bücher lesen, welche ihr Gefühl zur Religion aufwecken. Freilich möchte manche Dame bei diesem ersten Gebote den Kopf schütteln; *allein* es mus so seyn, wenn auch Töchterseelen zur wahren Glückseligkeit sollen gebildet werden. Sie müssen eine verständige Person haben, die ihnen die Bücher wählen hilft; da es viel schädliche Bücher giebt. Romane bringen ihnen einen Geschmack an Liebesgeschichten bei, und machen sie zu Romanheldinnen; auch sind sie vor sich nicht im Stande, das eingebildete von dem wahren zu unterscheiden. Daher bilden sie sich selbst eine Stutzer- und Feenwelt, die weder disseit noch jenseit des Monds, sondern blos in verwirrten Köpfen zu finden ist. Der V. meint, ihre Lesebücher solten Richardson, Addison, Gellert, Gesner, Klopstock und Jacobi in diesem Fache seyn. Aber mit Erlaubnis, Richardsons Romane geben den Mädchen einen zu hohen supralunarischen Schwung; denn keinen Grandison werden sie doch nicht finden: den Klopstock möchten sie nicht allenthalben verstehen, und die vielen Amors des Herrn

Jacobi möchten sich auch wohl unter ihr Nehküssen oder in ihren Strickbeutel schleichen. Lehrreiche Bücher müssen sie öfters lesen, als blos ergötzende; sie müssen lesen, um eine gute Mutter, Ehegattin, Wirthin und Freundin zu werden. Ergötzende Bücher mögen sie auch lesen, so sehr manche dagegen eifern; aber nur zum Zeitvertreib, die ermüdete Seele zu erquicken; nicht, daß eine Gewohnheit daraus werde, oder daß sie darüber den Geschmack am Ernsthaften verlieren. Bücher aber, welche die Sitten beleidigen, den Verstand und Geschmack verderben, müssen gar nicht gelesen werden; besonders neuere, die eine übertriebne Liebe lehren und dabei einen falschen Schimmer haben. Ueberhaupt müssen sie durchs Lesen zur Aufmerksamkeit gewöhnt werden; man mus ihnen Stellen, die sie nicht verstehen, erklären; sie oft befragen, was sie gelesen haben, auch Stellen auswendig lernen lassen; und nicht beim bloßen Wissen stehn bleiben, sondern sie auch zum Thun anhalten. Doch dürfen sie sich durchaus nicht um die eigentliche Gelehrsamkeit bewerben; sie müssen nur die Oberfläche der Wissenschaften kennen lernen; sonst werden sie so unweiblich, wie ein Jungfernkopf mit einem Männerbart.

Ein großer Fehler in der Erziehung der Töchter ist, daß man sie nicht besser zum Gehorsam anhält; sie lernen von Jugend auf die Dame und die Beherscherin spielen, man übersieht ihnen fast alles, und ihre Bestimmung ist doch Unterwürfigkeit, welcher Widerspruch! Bei diesem herschsüchtigen Charakter werden sie im Ehestande die elendesten Geselschafterinnen; der Gehorsam ist so gar bei Töchtern weit wichtiger als

bei

bei Knaben; das heist nicht, als wenn man sie strenge erziehen müste; nein, sie sind von Natur, wenn sie nur noch nicht verdorben sind, weit folgsamer als die Knaben. Wer eigensinnig ist, kan nicht gehorsam seyn, daher mus der Eigensin bei Zeiten gedämpft werden; also mus man von zarter Jugend sich durch ihr Weinen und Toben von seinen Grundsätzen nicht lassen abbringen; sonst werden sie in der Ehe unausstehlich und Furien; daher schmeichelt ihnen niemals auf eine niederträchtige Weise.

Unrechte Neugierde mus gedämpft werden; dadurch werden sie unleidlich, halten Zeitungsträgerinnen, geben sich mit Mägden und Bedienten ab, und erforschen alle Geheimnisse.

Sie müssen nicht weichlich und zärtlich erzogen werden; da ihr Körper von Natur noch mehrerem Ungemach ausgesetzt ist, als der mänliche; sie werden dadurch nur schwächlich. Man sol sie bisweilen bis zur Ermüdung arbeiten lassen und sie an die Luft gewöhnen, daß ihr Leib stark und gesund wird.

Sie müssen zur Arbeitsamkeit angehalten werden; denn mit Zeichnen, Nähen, Sticken, Klöppeln ist dem Hauswesen nicht gedient; sie müssen in der Küche und in Ausgaben geübt seyn! sie müssen können eine Mahlzeit angeben u. s. f.

Ordnung und Reinlichkeit mus in allen ihren Geschäften herschen; keine Unordnung auf dem Putztische; nicht Spielcharten, Gebetbücher, Calender, Strickbeutel, Romanen beisammen. Schon in der Kindheit mus man ihnen nicht erlauben, alles unter einander zu werfen. Was von ihrer Nähterei kömt,

mus reinlich seyn, aber dadurch müssen sie nicht prächtig werden; das ist, ihre Sauberkeit mus nicht in einen schädlichen Aufwand ausarten; auch bei geringem Aufwand müssen sie sauber seyn.

Die Wirthlichkeit und Sparsamkeit sind Haupttugenden des weiblichen Geschlechts; daher mus man die Töchter von Jugend auf lassen am Hauswesen Antheil nehmen; sie müssen Tisch, Betzeug, Keller und Küche kennen, das Einkaufen; sie müssen sich nie auf die Mägde verlassen, Kleinigkeiten müssen sie selbst verfertigen; aber dieses mus nicht in Knickerei, Filzigkeit und Unbarmherzigkeit gegen Arme und Arbeiter ausarten.

Ihr Herz mus man weich und empfindlich bilden, aber nicht, daß es ein Tummelplatz heftiger, aufwallender Leidenschaften werde; man mus sie zu reellen Gefälligkeiten und Dienstleistungen anfeuern, und sie überhaupt zu einem wohlthätigen Charakter ziehen. Verträglichkeit mus ihnen ganz eigen seyn, ohne welche keine Freundschaft in der Ehe dauern kan. Unterricht im Tanzen ist ihnen nöthig, daß sie einen ordentlichen Gang bekommen, Music und Singen ist ihnen anständig, wenn es das Vermögen zuläst; auch bei einigen französische Sprache, Putz, Spiele u. s. f.

XLII.

Zweites Stück.

Ueber das Elementarwerk. Erstes Stück.

Jetzt wollen wir den Herrn Brechter selbst reden lassen,

sen, ohne ihn durch unsre Anmerkungen zu unterbrechen; ob wir gleich durchaus seiner Meinung sind.

Das 1te Gespräch in Basedows Lehrbuch von Bildern ist zu metaphysisch, welches Kind von drei oder vier Jahren wird die Lehre von der Verschiedenheit eines Bildes von dem abgebildeten Gegenstande, und von der mehr oder wenigern Aehnlichkeit, welche Bilder mit ihren Gegenständen haben, verstehen? Kan man sich auch den geringsten Nutzen davon versprechen? Es ist allerdings leichter, alle Schulfehler zu tadeln, als es besser zu machen. Herr Basedow tadelt immer das Alte, und fält doch in die nemlichen Fehler. Die Antworten, welche er Kindern in den Mund legt, wird kein Kind geben: sie sind ihm nach seinem Alter viel zu hoch. Auch vor Mütter, die Kinder lehren sollen, ist das Meiste viel zu unverständlich.

Im 2ten Gespräch macht die Mutter das Kind nur verwirt, indem sie die Sachen anders benent, als im vorigen. Das Kind antwortet zu gelehrt, und die Reden der Mutter sind zu lang. Der erste Unterricht mus ganz kurz seyn; sonst sieht das Kind gar zu viel, das ist, gar nichts.

Im 3ten Gespräch wird die Lehre von der Zeugung wie billig getadelt, und der Verfasser kan Herrn Basedows Gründe nicht einsehen, wie wir auch nicht.

Bei dem 4ten Gespräche mus ein Kind gähnen — es kan aus den Strichen im Kupferstiche nicht Ordnung lernen. Spiele geben dazu bessere Gelegenheit; es trift den Herrn Basedow eben der Einwurf hier, den er andern Lehrern macht, die ihre Untergebnen mit Realien beladen, die sie durch Erfahrung und thätige

Uebung

Uebung auf eine bessere Art erlernen können; das Kind wird mit dem Gespräch der Mutter überladen.

Das 5te Gespräch. Zwischengespräche sind gut; aber trockne Sittenlehren sind ungeschickt, die Aufmerksamkeit zu schärfen; besser ein ergötzender Unterricht, der dem nützlichen stets an der Seite geht. Brechter merkt mit Recht an, daß gehäufte Beispiele mehr eindringen, als ein einziges, sie predigen die moralische Lehre laut.

Das 6te Gespräch. Kinder werden am besten vom Unwillen abgebracht, wenn man sie durch ein andres Object zerstreut, als durch Sittenlehren, wenn sie auch noch so vortreflich sind.

Das 7te Gespräch. Hier kommen 27 besondre Sittensprüche vor, welche die vorige Erinnerung trift. Kinder sehen sie nicht ein, das Thun ist allemal besser. Man handle lieber die Moral in den ersten zehn Kinderjahren thätig ab, und setze lieber Kinder in solche Situationen, daß sie uns gute Handlungen nachahmen. In der Moral trägt Basedow Kinderlehren vor, die er in der Religion verbietet. Das vierjährige Alter wird durch seine Moral mit Lastern bekant, die es sonst noch nicht kent, der Verfasser setzt ihm auch einen nützlichen Sittenspruch vor:

Du solst mit vielen Sittenlehren
Das Kind noch nicht so bald beschweren.

Das 8te Gespräch. Die hier in Menge vorgetragnen Realien von Metallen, Kaufen, Eswahren u. s. f. überhäufen das Kind, und es kan gar nichts behalten; es ist auch vor Kinder nichts angenehmes. Solche Dinge lernen sie besser durch die Erfahrung. Die

Bil-

Bildung des Herzens kan in diesem Alter blos durch Beispiele geschehen. Man mus die Kinder in ihren Spielen unterrichten, daß sie den Unterricht gar nicht merken.

Das 10te Gespräch. Von der Seele gehört nicht vor des Kindes Alter, und das Gespräch steht auch am unrechten Orte.

Das 11te Gespräch. Von Körpern, Flächen, Linien und Puncten ist vor Kinder zu früh, folglich am unrechten Orte; auch vor Eltern zu hoch, die keine Mathematik verstehen; und wie können denn Eltern wissen, was zu überschlagen ist, wenn die Sachen nicht am rechten Orte stehen.

Das 13te Gespräch. Sachen, die bald in die Augen fallen, als Hausgeräthe lernen Kinder besser aus der Erfahrung, als solchen Gesprächen; daher ist dieses Gespräch überflüssig.

Das 14te Gespräch. Das Memoriren der Denksprüche hilft zur Tugend nichts.

Das 15te Gespräch. Ueber Kleidungsstücke ist keine Anweisung nothig, und wie kan ein vier- oder fünfjähriges Kind den Eifer der Mutter wider die Kleiderpracht begreifen?

Das 16te Gespräch. Dieser Abhandlung wird niemand die Ehre anthun, sie ein Gespräch zu nennen. Eine Abhandlung ist kein Gespräch. Basedow warnet vor frühzeitigen Definitionen, und er bringt doch selbst eine falsche Definition des Degens bei, wenn er sagt, es ist ein Gewehr, womit man Thiere verwunden oder tödten kan, wenn man es darf oder mus.

Das

Das 17te Gespräch. Was über die vierte Tafel gesagt wird, ist der Mühe, des Stichs und der Zeit nicht wehrt.

Das 18te Gespräch. Von Redensarten zur Aussprache. Es ist eine überflüssige Sorgfalt, wenn man sich bemüht, an Kindern alle die kleinen Fehler wider den Gebrauch zu bessern, von welchen sie sich selbst mit der Zeit zu reinigen nicht unterlassen werden.

Das 19te Gespräch. Von Buchstaben und Sylben. Besser, man bringe Kindern Lesen und Schreiben zu gleicher Zeit bei, indem man ihnen die Züge vormahlt. Basedow verwirft das gewöhnliche Buchstabieren, aber Brechter behält es mit Recht bei, weil Kinder sonst nicht orthographisch schreiben lernen. Sie werden Si, Sie und Sieh immer als si schreiben. Manche Unbequemlichkeit, daß Kinder sollen sch wie she aussprechen; sie werden auch sagen Schewein anstat Schwein; oder ste wie st; sie werden auch sagen Steim stat stim.

Das 20te Gespräch. Einige Regeln des Lesens. Einige Sprüchlein nent Brechter nonsensicalisch. Herr Basedow eifert so gegen das Memoriren in Schulen, und Brechter bekent aufrichtig, daß bei ihm des Memorirens kein Ende sey, bald moralische Sprüche, bald magre Leseregeln, und einige sind bloße Fadaisen, als die Ceder am Canal hat eine Ritze, und ist Patient. Der Schwan liebt Brei, aber nicht einen Steinwurf oder Quaal. -- Hier findet niemand Verstand. Diese Exempel schreibt er Basedows Gemächlichkeit zu, da er nicht eine halbe Stunde darauf gedacht hat. Nichts ist schädlicher, als solches Gedankenloses

kenloses

kenloses Wesen. Offenbare Widersprüche wird man hier und da in dem Elementarbuche auch finden; z. B. S. 70 sagt Herr Basedow: man mus den Kindern nichts von der Kürze und Länge der Sylben vorsagen, bis sie es aus der Uebung beobachtet haben; und nichts von Reimen und Sylbenmaas, von Versen und ihren Füßen, bis man ihnen viel Verse vorscandirt hat; und er redet doch in eben dem Abschnit von Spondäischen, Anapästischen und Dactylischen Spinnenfüßen über eine Seite lang.

Das 22te Gespräch. Die Lehre von der Elasticität vom Balle ist nicht vor Kinder.

Das 23te Gespräch. Das Billiardspiel ist vor Kinder zu künstlich. Durch die vielen Kupfer werden die Kinder zerstreut, und denken nicht mit Achtsamkeit ans Lesen.

Das 26te Gespräch. Manches irriges in der Naturgeschichte wird vom V. bemerkt; sie hat für Kinder keine Ordnung; es ist alles durch einander geworfen; und Ordnung ist doch die Seele des Unterrichts. Der Unterricht vom Hünerhof ist unnütz; das sehen ja Kinder alle Tage. Die Kupfer sind auch oft ganz unkentlich. Der Arzt sol helfen den Eltern und Lehrern das Capitel vom Menschen lesen, wie ist das zu fodern? Wer wird ihn denn dafür bezahlen? hat er Zeit?

XVIIte Tafel. Bei dem Unterricht vom Hengst, Stuten, Wallachen, Eseln und Mauleseln, sagt der Verfasser: ich wolte, er hätte seinen Hörsaal in dem Stal vor den Reitknecht aufgeschlagen, so hätte der Junker seines kutschermäßigen Unterrichts überhoben seyn

seyn können. Die Gesetze der höhern Mechanik sind unrecht angebracht; die Vorrede S. 298 ist albern. Die Kinder sollen singen:

> Ihr Sünder bebt.
> Jehovah lebt;

und er hat den Kindern noch nichts von GOtt vorgesagt. Was der V. von ausgeschriebnen Kinderliedern sagt, die Hr. Basedow für seine eigne ausgiebt, mag man selbst nachlesen; so viel sieht man ein, daß Herr Basedow keine Gabe zur Poesie hat.

XLIII.

Vita & memoria Viri illustris Christiani Adolphi Klotzii &c. nomine Academiae Friedericianae scripta a Carolo Ehregott Mangelsdorffio, A. M. Halae, 1772. 8.

Dieser kurzen Lebensbeschreibung des Herrn geheimen Rath Kloß ist von dem Herrn Verfasser eine Abhandlung vorgesetzt worden, in welcher bewiesen wird, daß die Vorstellungen der Griechen, Römer, Deutschen und mitternächtlichen Völker von dem Zustande nach dem Tode größtentheils aus ihrem Klima hergeflossen. Wir wünschten, daß dieser Gedanke in einer weitern Ausdehnung vorgetragen, und auch die andern Ursachen nicht wären übergangen worden, welche die Bilder der Hölle in der Einbildungskraft der alten

alten Völker gebohren haben. Der V. sagt, er wisse nicht, ob andre schon über diese Materie gearbeitet hätten. Das wundert uns, da er bei Herrn Klotzen im Hause gewohnt hat, so viel wir wissen; solte ihm nicht bekant seyn, daß Klotz über einer Geschichte der Hölle geschrieben, und dazu viele Collectanea gesamlet hat; die noch unter seinen hinterlassenen Handschriften müssen vorhanden seyn.

Damit der Herr V. seinen Satz desto besser beweisen könte, fügt er etwas vom Klima und seinem Einflus in den menschlichen Verstand bei. Wenn er den Maupertuis widerlegen wil, daß die Einwohner des äußersten Norden die kleinste Statur haben, weil die Celten, Thracier und Scythen, die aus diesen Ländern entstanden, das Gegentheil zeigten, so hat Maupertuis noch immer recht; denn diese Völker waren keine Lappen und Grönländer. Es ist ein großer Unterschied unter Norden und dem äußersten Norden. Daß er ferner glaubt, die alten Schriftsteller hätten mehr Ansehn in der Behauptung des Einflusses des Klima auf den menschlichen Verstand, begreifen wir nicht; da die Alten in physicalischen Kentnissen so tief unter den Neuern stehen. Wenn der V. ferner vorgiebt, daß Iselin unter den Deutschen am besten von dem Einflus des Klima in den menschlichen Verstand geschrieben haben sol, so ist dieses Vorgeben wol ungegründet, denn man darf Iselins Geschichte der Menschheit nur vor sich nehmen, so wird der Augenschein bald zeigen, daß er diese Materie nur obenhin und sehr wenig bearbeitet hat; dieses sagen wir nicht, Herrn Iselins andre Verdienste zu verkleinern, die wir sehr wohl ken-

kennen; es war vielleicht seine Absicht, nicht mehr davon zu schreiben. Wir haben unter den Deutschen bessere Schriften über diese Materie.

Sonst ist Klotzens Leben gut beschrieben, die lateinische Schreibart rein, oft aber für eine Lebensbeschreibung zu poetisch und blumenreich; auch wünschten wir, daß Klotzens Genie aus seinen Schriften wäre mehr erwiesen worden; denn von der Bibliothek der schönen Wissenschaften wird weiter nichts gesagt, als daß vier und zwanzig Theille heraus sind.

XLIV.

Gedichte von Andreas Scultetus, aufgefunden von Gothold Ephraim Lessing. Braunschweig, 1771. 8.

Man weis schon aus der neuen Ausgabe des Logau, daß Herr Lessing die alten schlesischen Dichter zu schätzen und auf eine gründliche Art zu erklären weis. Da die neuere deutsche Poesie bei dieser Nation zuerst Wurzel geschlagen, so sind allerdings diese ersten Versuche eines aufkeimenden Genies der Aufmerksamkeit würdig. Dieser Scultetus war vorher in den Verzeichnissen der schlesischen Dichter nicht zu finden; selbst beim John nicht, der doch viel Nachrichten zu dieser Art der schlesischen Literatur gesamlet hat. Das erste Stück von diesem Dichter fand Herr Hofrath Lessing

vor

vor mehr als zwanzig Jahren zu Wittenberg in der Universitätsbibliothek unter einem Wuste alter Leichen- und Hochzeitlieder, unter dem Titel: Oesterliche Triumphposaune; weil es mehr Erhabnes als Schwulst enthielt, so schrieb er es Wort von Wort ab; der Ton war dem Opitz ähnlich; die Gedanken richtig, edel und neu; der Ausdruck leicht und doch stark, gewählt und doch natürlich. Die Anecdote von dem Dichter Kleist ist artig; daß Kleist den Vers

Die Lerche, die im Auge nicht,
Doch immer in den Ohren ist,

aus des Scultetus Ostergedichten genommen, welches ihm Herr Lessing vorsagte; welcher zugleich erwähnt, daß die Schlesier noch große Verehrer ihrer Dichter des vorigen und jetzigen Jahrhunderts sind; durch die es fast zu einem algemeinen Vorurtheil eines guten Dichters in Deutschland geworden war, ein Schlesier gebohren zu seyn. Dieser Scultetus war Opitzens Landsman aus Bunzlau, und er hat die Gedichte als ein Gymnasiast zu Breßlau gemacht; vermuthlich ist er auf der Schule oder bald hernach auf der Universität gestorben. Sein vornehmster Fehler ist, wie Herr Lessing bemerkt, das Bestreben überal Gelehrsamkeit zu zeigen. Wir wollen einige Stellen mit des Herausgebers Anmerkungen beifügen, woraus man theils den Wehrt dieser Gedichte, theils den Scharfsin des Herausgebers in Beurtheilung der Sprache dieser Gedichte wird kennen lernen.

Und dankt den Würmen ab.

Herr L. bemerkt, daß dieser Pluralis richtiger als

Würmer; er ist auch in Schlesien noch durchgängig bräuchlich, außer bei Aerzten, die eine fremde Mundart ins Land gebracht haben.

Wie seine Mutter kocht.

Diese Redensart von Zornigen und Beängstigten dünkt dem Herausgeber sehr schön; sie ist auch noch in Schlesien unter dem gemeinen Volke üblich.

Von der Maria unter dem Kreuze sagt der Dichter:

Kein Tropfen Menschenblut erregt sich im Gesichte,
Als welcher obenher von GOttes Wunden fält,
Und ihrer Mutterleib nach Donnersart erschölt.

Herr. L. merkt an, daß schon erschollen heißt machen, daß etwas tönt; hier aber sähe der Dichter mehr auf die inre Bewegung der kleinsten Theile eines Körpers, durch welche der Schal entsteht, als auf eine sinliche Vermehrung desselben. Solte das Bild nicht auch hergenommen seyn, vom erschellen der Knochen, zersplittern, durch die heftige Bewegung zertrümmern? Die übrigen Gedichte sind theils Gelegenheitsgedichte, und ungleich schlechter als das erste; doch zeigen sie hier und da Spuren von dem Genie des Dichters.

Zur Probe wollen wir eine Stelle aus der Osterposaune beifügen, wo der Dichter die Auferstehung Christi von der ganzen Nation feiern läßt, welche neue und kühne Gedanken enthält; ob man gleich den und jenen auch bei den alten Dichtern finden möchte:

— — Die Werkstat dieser Welt
Staffirt sich statlich aus, und rühmt als ein Gezelt

Den

Den Sieges-Herzog auf. Der Erde Lustgehege
Besetzt ihm um und um mit Blumen seine Wege.
Violen schießen auf, und geben auf den Schlag
Der Telamoner Frucht, mit Blättern an den Tag,
Wie viel er Wunden führt. Des Rindes lange
Mühen,
Die Aecker hegen Streit, wer meistes könne blühen
Den Festtag zu begehn. Der Cypern Blume blos,
Als welcher Mutter ihm das zarte Haupt zerschlos,
Behaget bald und bald, sich schamroth zu verstecken,
Und anderwärts zur Gunst den Zierat aufzudecken.
Der andern Kräuterrest, so keinen Namen hat,
Stand überal bereit, wohin er tröstlich trat,
Und schienen alzumal, als hätten sie gebethen,
Ihr Herscher wolle sie zu Ehren niedertreten.

XLV.

Briefe in Versen, von Christoph Friedrich Sangerhausen. Halberstadt, 1771. 8.

Im letzten Briefe an Herrn Weißen macht sich der Herr Verfasser über die Kunstrichter lustig:

Sol man denn aber nicht die Fehler Fehler nennen?
Ja, Freund, man sol, man sol die Kunst verstehn
Und Meister übertreffen können;

Denn sol man auch die Fehler sehn!
Wenn Bienen Honig sammeln sollen;
Denn müssen sie in schönen Gegenden
Auf Blumen, nicht auf Diesteln schwärmen wollen.

Wenn nun aber die Diestel auch blüht, können da nicht die Bienen auch Honig sammeln? Freilich, wenn man erst richten sol, wenn man die Meister übertrift, denn mag es der Recensent nicht auf sich nehmen; und wie viele Kunstrichter vom Aristoteles an würden das thun können; und doch haben sie gerichtet. Herr Sangerhausen hat Talent zur Poesie; seine Versification ist leicht und natürlich, die Gedanken edel, die Moral untadelhaft, nicht tändelnd. Manchmal scheinen die poetischen Perioden für Briefe zu lang. Doch halt inne Critica! du solst dich nicht auf Diesteln setzen. Uns gefält, daß der Verfasser seine Beispiele von der gegenwärtigen Zeit entlehnt; dadurch entfernt er sich von der sclavischen Nachahmung und wird neu.

Nicht, ob der wilde Muselman
Im Fliehn, wie Parther, siegen,
Und hitzig, wie der Franzman kriegen,
Und hitzig, wie der Franzman flüchten kan;
Nicht, ob vertieft in heiliges Gesicht,
Ein Mufti, mit geheimnisvollen Lügen,
Mit Gold im Divan ficht,
Und Mahomet mit seiner Fahne fliehet,
Nicht, ob der Archipelagus
Erst fremde Flotten tragen mus,
Und denn die Seinen brennen siehet;

Nicht, welchem russischen Achil
Des Großveziers Circasserinnen dienen,
Nicht, ob geweiht zu Mörderbühnen
Sarmatien dem Könige nicht dienen,
Und lieber Freunden bluten wil?
Was Joseph denkt,
Wem Friedrich eine Krone schenkt,
Wie er Europens Gleichgewicht
Von neuem wägt, und, wenn um seine Gränze
Sich Völker nicht verstehn, das Schiedesurtheil
spricht?
Das ist des Dichters Sorge nicht.

Nun ist der Periodus aus; in einem Athem so viel! doch verrathen diese wollüstigen Auswüchse die Fülle des Geistes.

XLVI.

Die erleuchteten Zeiten, oder Betrachtung über den gegenwärtigen Zustand der Wissenschaften und herschenden Sitten in Deutschland. Züllichau, 1772. 8.

Wir finden an dem uns ganz unbekanten Verfasser einen Man, der ein redliches Herz, gute Absichten und viel Einsicht hat, die aber noch hier und da mus berichtiget werden. Dieses Urtheil wollen wir be-

beweisen. Man redet jetzt von nichts mehr, als von erleuchteten Zeiten: freilich stamt dieses Urtheil sehr oft von Leuten her, die sich gar nicht auf den Richterstuhl setzen solten; der Verfasser sucht es zu widerlegen, und findet nirgends erleuchtete Zeiten; dieser Ausspruch ist auch zu hart. Er glaubt, es scheine ein Vorbothe der Abenddämmerung zu seyn, der sich die wahre Gelehrsamkeit und der gute Geschmack in Deutschland nähere, daß man sich jetzt auf der Catheder der Philosophen und Humanisten, in der Unterredung der Halb- und Viertelsgelehrten, in den Schriften der Freigeister und Religionsspötter, auf erleuchtete Zeiten berufe. Daher glaubt er, alle die Lobsprüche wären falsch, die man unserm Zeitalter mache. Erstlich sucht er dieses aus dem Zustande der jetzt herschenden Philosophie zu beweisen. Die wahre Philosophie, das ist, der beständigen und unveränderlichen Wahrheiten, wäre nicht herschend; man führe scheinbare Lehrgebäude auf, die den Leser wegen der neuen Anlage in der Erfindung und dem Aufputze blenden; dahin rechnet er die prästabilirte Harmonie; den Satz vom determinirenden Grunde, die Meinung von der besten Welt, die Pnevmatomachie oder die Bestreitung der Wirkungen der Geister auf die Körperwelt. Allein die prästabilirte Harmonie ist längst vergessen, wer glaubt sie jetzt? Höchstens komt sie als eine Anmerkung in der Philosophie vor. Besonders greift er den Satz vom determinirenden Grunde mit allen seinen Schlus- und Folgsätzen an, welcher ihm sehr gefährlich vorkomt. Er sagt, der Satz vom zureichenden Grunde; daß alles, was ist, seinen zureichenden

Grund

Grund haben müsse, woraus man verstehen müsse, daß es vielmehr sey als nicht sey, daß es vielmehr so, und nicht anders sey, wäre als ein algemeiner Satz falsch, irrig, und hätte ein verstecktes Gift. Allein aufrichtig zu reden, seine Beweise haben uns auch nicht im geringsten überzeugen können. Er glaubt, es folge daraus, daß die ganze Welt ein mechanisches Kunstwerk sey. Das kan man im Bau der Körperwelt wohl zugeben, ohne sich zu versündigen: aber daraus folgt noch gar nicht, daß auch die Wirkungen der Geister so determinirt folgen müsten, wie die Bewegung des Zeigers an einer Uhr, oder auch mechanisch wäre. Körper haben ihren Grund, und Geister auch; mus denn das ein und eben derselbe Grund seyn. Geister können sich immer nach ihrer Wilkühr bestimmen, und diese Wilkühr kan in ihnen oder außer ihnen einen Grund haben, ohne daß sie Maschinen werden.

Ferner folgert der V. aus dem zureichenden Grunde, weil GOtt hätte müssen die beste Welt erschaffen, so solte dadurch seine Freiheit eingeschränkt werden. Das lag ja schon in seinem Wesen; so mus auch seine Freiheit eingeschränkt werden, weil er nicht sündigen kan!

Der V. wil es ferner aus der Instanz beweisen, weil ein volkomner Künstler nicht schlechterdings dürfe das volkommenste Kunstwerk machen. Ein volkomner Künstler ist noch immer ein eingeschränkter, der durch ganz andre Absichten kan bestimt werden, die auf GOttes Volkommenheit gar nicht passen. Er sagt ferner, die Volkommenheit eines Wesens würde so gar gehindert, wenn es bei der Hervorbringung seiner Wirkungen alle-

mal nur eine wirklich machen, und keine Wahl unter mehrern anstellen könte. Das heißt sehr menschlich von GOtt gedacht. GOtt hat allerdings, menschlich zu reden, aus allen möglichen Welten die beste gewählt, ohne daß ihn etwas gezwungen, und in diesem ganzen All liegt der schönste Abdruck der götlichen Volkommenheiten. Wer nöthigt uns denn allein bei der Erde stehen zu bleiben, kan denn nicht ein Weltkörper volkomner seyn, als der andre; also kan ja GOtt volkomnes und mindervolkomnes machen; aber das Ganze, das All, ist das beste, wie GOtt der beste ist.

Der V. sagt, es ließe sich ein GOtt denken, der mehrere Welten erschaffen könne; auch unser GOtt kan das; und dieser würde in dem Grade volkomner als jener seyn, in welchem durch diese vorzügliche Schöpfungskraft, die Summe der positiven Realitäten, die in ihm ist, vermehrt werde. Wie kan denn aber in GOtt etwas vermehrt werden? In einer Anmerkung meint der V., daß schon viele die beste Welt besiegt hätten; das glauben wir nicht, und kennen auch, aufrichtig zu reden, keinen.

Daß die Seele keine Maschine sey, wird gut bewiesen.

Nach der Philosophie komt der V. auf die Medicin, und findet auch hier keine erleuchtete Zeiten, weil man viele Krankheiten nicht curiren kan, und weil man so viele elende Charlatans fände; allein das wird wol bis an das Ende der Welt so bleiben. Man sieht hieraus, daß der V. sich einen ganz falschen Augenpunct von den erleuchteten Zeiten genommen habe.

Denn

Denn auf diese Weise werden für uns auch in der Ewigkeit keine erleuchtete Zeiten seyn, weil wir auch da nicht alwissend und almächtig seyn werden.

Von der Medicin geht er auf die Rechtsgelehrsamkeit; hier widerspricht das positive Recht oft dem natürlichen, es sind eine ungeheure Anzahl Gesetze; es sind Fälle, welche die Gesetze gar nicht entscheiden, böse Richter, lange Processe, Häufung der Eidschwüre, viele Kosten, unrechtes Verhältnis der Strafen und Verbrechen. Hier mögen sich die Rechtsgelehrten vertheidigen. Uns deucht, alle diese Dinge könne man auch in erleuchteten Zeiten finden; denn eine Welt ohne alle Mängel ist ein wahres Unding.

Die Theologie ist noch nicht über alle Möglichkeit der Verbesserung erhoben; das wird sie nie, und kan sie nie. Unter die Mängel setzt er besonders, daß ganze Bücher aus dem Canon gestoßen werden. Was sagen denn nun aber die Catholiken von uns, wenn wir ihre canonischen Bücher für apocryphisch halten? Ferner, daß der punctirte Text bestritten werde, daß man einen morgenländischen Styl erdichte, (der kan wol nicht geläugnet werden;) daß man aus Profanscribenten die heilige Schrift erkläre, (und doch hatte sie Paulus auch gelesen;) es wäre zu wünschen, daß mancher Ausleger etwas von heidnischer Gelehrsamkeit besäße; die philologische Kentnis hat in der Theologie immer mehr Nutzen geschaft, als manche schwärmerische Einbildungen von vorgegebnen Schrifterklärern.

Darauf nimt der V. die sogenanten Humaniora vor, wo er auch keine erleuchteten Zeiten findet; dahin rechnet er Geschichte, Sprachen, schöne Wissenschaften.

Bei

Bei der Geschichte glaubt er, daß man durch den Fleis der Vorfahren alles für vollendet halte, man verbessere ihre Fehler nicht, man fülle die hinterlaßnen Lücken nicht aus, die Begebenheiten wären nicht richtiger geordnet, die verdächtigen und unverdächtigen Schriftsteller würden nicht unterschieden, auch das wahre und falsche nicht. Wahrlich, wer dieses behaupten kan, mus einen Gatterer, Hausen, Schlözer und die Bemühungen der Deutschen um die algemeine Weltgeschichte gar nicht kennen. Unter die besten Historiker rechnet er itzo den Herrn Ernesti, Böhm und Crusius; von dem letztern sagt er, daß er sich in den rechten Sehepunct stelle, der dunkelsten und verwickelsten Geschichte ihren Schleier entreiße u. s. f. Wir können wohl die anderweitigen Verdienste des Herrn Crusius; aber hier hören wir es zum erstenmal, daß er einer von unsern besten Historikern seyn sol; wir wünschten, daß es der Vefasser bewiesen hätte uns zu belehren.

Einige Fehler in Erlernung der Geschichte findet man auch nur bei schlechten Leuten, die der V. gar nicht hätte zum Beweis anführen sollen, z. B. wer wird die Geschichte des Crösus, Cyrus, Hannibals aus dem Freyer lernen? Die Nachricht von der Johanna Papissa aus dem Rechenberg? Ist denn auch je eine gewesen? Solche alte Mährlein solte man nicht aufwärmen.

In Ansehung der Sprachen klagt der Verfasser, daß die zufälligsten und entbehrlichsten Sprachen, das ist, die lebendigen, französisch, italiänisch und englisch am besten behandelt werden; weil hier der Unterricht

richt gröstentheils den Sprachmeistern von Profession überlassen ist. Was sind denn die Sprachmeister vor Lichter; sie verstehn ja blos das Handwerksmäßige der Sprache, und wie wenige sind im Stande einen classischen Schriftsteller mit Geschmack zu erklären? Er wil, daß die griechische Sprache stat der lateinischen die gelehrte Sprache seyn solte. Darwieder hätten wir wohl nichts einzuwenden, aber wer wird den Vorschlag ausführen? und kan er auch bei der gegenwärtigen Lage der Gelehrsamkeit ausgeführt werden? Wenn wir werden griechische Lesebücher, griechische Examina, griechische Reden haben, denn möchte man davon reden, aber eher nicht.

Bei der hebräischen Sprache geben wir dem V. recht, daß die Erlernung der hebräischen Sprache, besonders der Grammatik nach ganz falschen Methoden gemeiniglich geschieht, wenn man sie vom Anfang bis am Ende in einem fort erklärt; denn ein Student, der nach Endigung des Collegiums überlegt, bedenkt, was er gelernt hat, wird bald finden, daß er nichts weis. Das Hebräische mus practisch erlernt werden; man kan die Grammatik so tractiren, wie es Danz that, daß am Ende der Schüler ohne Mühe alle Regeln auswendig weis, und auch im analysiren anwenden kan.

Was die schönen Wissenschaften anbelangt, so glaubt der V. daß die Theorie und Praxis derselben in unsern Zeiten bis zur Bewunderung erhöhet und verfeinert worden. Endlich doch ein Strahl der erleuchteten Zeiten; und doch erfodert es Beweis. Der V. führt Herrn Meyern an, und vergist Baumgarten, den Erfin-

Erfinder, da jener blos der Commentator ist. Flemming, Dach und Gryphius (welcher Gryphius?) sollen die Bahn gebrochen haben; das werden viele nicht glauben. Der schwülstige Lohenstein und Hofmanswaldau! Diese beiden Männer waren nicht so schlecht, als er meint. Mosheim sol wie Xenophon eine neue Periode des verbesserten Geschmacks in Deutschland angefangen haben; das wollen wir vom Predigen gelten lassen; sonst hat die neuere deutsche schöne Litteratur ganz andre Ursachen gehabt; welches ein jeder der Sache Kündiger schon einsehen wird, ohne daß wir es beweisen dürfen. Daß die Disclipinen ohne Hülfe der schönen Wissenschaften söllen volkommen bestehen können, ist unrichtig. Man darf nur einen Blick in die barbarischen Jahrhunderte thun, wo Niemand die schönen Wissenschaften kante; welch ein jämmerliches Ansehen hatten die Disciplinen! Der Orient sol niemals an den schönen Wissenschaften Geschmack gefunden haben; nun wo bleibt denn David, Esaias, der König Salomo, die Araber, die glücklichen Ufer von klein Asien, Longinus in Palmyra u. s. f. Weil die schönen Wissenschaften in Deutschland steigen, so sinken andre. — Ihr Musen und Grazien vertheidigt euch! Der Ausfal gegen die populäre Philosophie ist auch unglücklich. Xenophon, den der V. oben als einen Wiederhersteller des guten Geschmackes lobt, war ein populärer Philosoph. Den Ariosto solte der V. nicht tadeln; die Italiäner, die ihre Litteratur am besten kennen müssen, halten ihn noch für ihren Homer; und man darf nur Meinhards Versuche gelesen haben, so wird man die Unrichtigkeit dieses Urtheils bald einsehen. An den Tändeleien

leien unsrer schönen Geister findet der V. den Verfal des Geschmacks: hier klatschen wir ihm mit freudigen Herzen Beifal zu, das beweist die schöne Litteratur aller Nationen; sobald man anfieng zu tändeln, so hörte man auf zu denken. Tändeleien sind Beschäftigungen für Kinder und nicht für Männer.

Nach den Wissenschaften komt der Verfasser auf die Sitten der Deutschen; und findet auch hier keine erleuchtete Zeiten, worin er unsern völligen Beifal hat. Er leitet das Verderben der Sitten in Deutschland hauptsächlich aus der Nachahmungssucht der Franzosen her. O wenn doch dieser redliche Man laut genug predigen könte! Nicht der Mangel der Talente ist Schuld, daß die Deutschen nachahmen, sondern die verführerische prächtige Außenseite; welches freilich durch die Neigung der Großen mehr befördert, als gehindert wird; daraus entsteht Gedankenlosigkeit, Verachtung der gründlichen Wissenschaften, superficielle Gelehrsamkeit, Indifferentismus, Zweifelsucht, Irreligiösität, völliger Unglaube, Weichlichkeit, Luxus, eine übertriebene Liebe zum Schönen und Witzigen, Zerstreuung und ein verdorbner moralischer Geschmack. Die Quellen der verdorbnen Sitten sind Leichtsin und Sinlichkeit. Unter die besondern Ursachen von dem moralischen Verderben unsers Zeitalters rechnet der Verfasser eine Menge leichtsinniger Poesien, einen Schwarm fliegender Blätter vol überwitzigem Mischmasch, Moralen auf falsche Gründe gebaut, moralische Gemählde ohne Rücksicht auf Gott, Fehler in Besetzung geistlicher Aemter, Mode und Tändelsucht, Galanterie seine Muttersprache zu verachten u. s. f.

Zu

Zu den Mitteln zu Verbesserung der Sitten schlägt er vor eine gesunde Philosophie, und eine aus der Bibel gezogne Theologie.

Wenn er aber vorgiebt, daß der Grad der Beziehung auf die Bibel der Maasstab seyn sol, nach welchem die Güte der Wissenschaften geschöpft werden mus, so möchte er wohl wenig Stimmen auf seiner Seite haben, da manche Wissenschaften, die doch sehr nützlich sind, gar keine Beziehung auf die Bibel haben. Er fodert, Juristen und Mediciner sollen auch auf Schulen hebräisch lernen. Lieber Gott, wenn sie nur griechisch lernen wolten, mit dem hebräischen könte man sie verschonen.

XLVII.

Gedanken von den Eigenschaften der deutschen Schreibart und Empfehlung der deutschen Sprache in Predigten, im Reden und Schreiben, bei der Philologie und in Schulen von M. Imman. Joh. Gebhard Scheller, Rectorn des Lyceum in Lübben und der lateinischen Geselschaft in Jena Ehrenmitglied. Halle, 1772. 8.

Zu unsern Zeiten, da die Cultur der lateinischen und griechischen Sprache in Deutschland so sehr vernachlässigt wird, da unter hundert Schriften kaum eine

eine lateinische zu finden ist, wird es manchen überflüssig scheinen, die deutsche Sprache zu empfehlen. Vor acht Jahren hielt der Verfasser noch alles, was deutsch war, für schlecht, weil es deutsch war, und nur ein Buch mit lateinischen und griechischen Buchstaben schien ihm Gelehrsamkeit zu enthalten. Es wäre nicht unrecht, wenn er seine Bekehrungsgeschichte beigefügt, und angezeigt hätte, wie er von seinem Vorurtheil auf bessere Wege wäre geleitet worden. In acht Jahren kan man freilich manches lernen; aber doch scheint es, wer die feine Kentnis der deutschen Litteratur als Kenner verstehen sol, müsse sich von Jugend an auf die Cultur seiner Muttersprache gelegt haben; wie ein Künstler schon anfangen mus, seine Kunst zu treiben, wenn seine Glieder noch biegsam sind, sonst wird er niemals ein Virtuose werden. Dieses erkent man auch an der Weitschweifigkeit der Schreibart des Verfassers, an dem Mangel des körnichten Ausdrucks, an den Ausschweifungen in die Latinität, an manchen unedlen Redensarten z. B. bei Leibe nicht; wer den andern vermag, steckt ihn in Sack; die Worte sind jäckend; die Wörter eruliren lassen u. s. f. Sonst haben wir manche nützliche Anmerkung in dieser Schrift gefunden; ob sie gleich mit der gehörigen Präcision geschrieben um drei Viertheil hätte kürzer seyn können.

Der erste Theil handelt von den Eigenschaften der deutschen Sprache, und es wird in demselben bestimt, was rein deutsch, richtig - gut - schön - fein - und zierlich deutsch sey. Rein deutsch heist, wenn man fremde Wörter vermeidet; andre rechnen dazu noch, wenn man sich vor allen Fehlern wider die Gramma-

tik hütete; welches er aber richtig deutsch heißt. Das richtige Deutsch findet er theils bei Worten in der Aussprache, Schreiben, Flexion und Verbindung; theils in Gedanken.

Wenn der Verfasser glaubt, daß man in allen Jahrhunderten richtig geschrieben habe, so dürfte er wohl keinen Kenner auf seiner Seite haben; auf diese Art würde Jungferehre und die Küchenlateiner zu richtigen Schriftstellern erhoben werden. Richtig nent er, was mit einer Regel übereinstimt; diese Regel ist uns nicht angebohren, auch ist sie nicht der Genius der Sprache; denn sagt er, weil die Sprachen wilkührlich sind, also ist auch der Genius wilkührlich; das konte wohl bei denen seyn, die eine Sprache erfunden; aber wenn die Sprache einmal festgesetzt ist, so fält das Wilkührliche weg; sind denn in der deutschen und griechischen Sprache die Artikel wilkührlich; ist es denn in der französischen Sprache die Construction? Die Regel setzt er darin: die übereinstimmende und herschende Gewohnheit, sich in einem Jahrhunderte so und nicht anders auszudrucken, und diese Ausdrücke auf diese oder jene Art zu verbinden. Weil nun jede Zeit ihre Regel haben könne, so folgert er daraus, man habe in jedem Jahrhunderte richtig geschrieben, und die so genante Zeitordnung von den Zeitaltern der lateinischen Sprache wurde zunichte, und das goldne verdunkelt. Mit diesen Gedanken wird der Verfasser wohl nicht viel Beifal gewinnen. Hielten denn die, welche in dem silbernen oder ehernen Alter der lateinischen Sprache schrieben, die Schreibart des Zeitalters des Augusts nicht für die beste, ob sie gleich nicht so schrieben? Das

kan

kan ja der einzige Quintilian beweisen. Halten nicht die Franzosen, die itzt hinter dem goldnen Zeitalter Ludwig des XIVten leben, jene Schreibart noch für die beste; und sind das nicht die besten Schriftsteller, die sich jener Schreibart nähern?

Wenn er bei den richtigen Gedanken glaubt, daß außer den von Gott geoffenbarten Wahrheiten und sinlichen Empfindungen eine Sache deswegen richtig wäre, weil sie die größere Anzahl von Menschen, und bei gelehrten Dingen die gröste Anzahl von Gelehrten angenommen, so heist das die Gründe der Wahrheit erniedrigen, und das unbedeutende Ansehn an ihre Stelle pflanzen, welches in Gedanken gar nichts beweist. Z. B. sagt er, das hies ehmals richtig gedacht, *wenn man glaubte*, die Erde stünde. Die Meinungen machen noch nicht die Wahrheit aus; das war bloßes Vorurtheil.

Der zweite Theil enthält Empfehlungen der deutschen Sprache in Predigten, im Reden und Schreiben, in der Philologie und in Schulen. In den Predigten fodert der V. hauptsächlich rein Deutsch, und dringt darauf, alle hebräisch deutsche Redensarten zu vermeiden; allein dieses wird wohl nicht abkommen, so lange Luthers Uebersetzung ein classisches Ansehn haben wird; und wir sehen auch nicht ein, warum man in Predigten nicht sagen sol: Kinder Israel, Kinder der Welt, Evangelium. Vor Gott wandeln ist nicht einerlei, mit Gott verehren, wie er glaubt. Daß man Kunstwörter und Ausdrücke aus andern fremden Sprachen z. B. aus der französischen vermeiden sol, billigen wir.

Im Reden und Schreiben sollen von Theologen, Juristen, Medicinern und Philosophen im gemeinen Leben ausländische Ausdrücke vermieden werden; denn daß man fremde Wörter einmengt, geschieht theils aus Unwissenheit, theils aus Stolz; es ist lächerlich, wider die Deutlichkeit, und zeigt eine Verachtung der Muttersprache an.

Bei der Philologie komt eine Vergleichung der deutschen Sprache mit den so genanten gelehrten Sprachen vor, in Ansehung des Geschlechts, der gleichgültigen Wörter, Verwechselung der Casus, Declination, Mangel der Genauigkeit, welche eine Mutter aller grammaticalischen Figuren seyn sol; beim Pöbel könte es bisweilen wahr seyn, sonst mögen sie wohl auch auf andern Gründen beruhen. Halbauer hatte auch diese Meinung. Die Untersuchung des Ursprungs der deutschen Wörter ist fast unmöglich, weil wir zu weit von ihrer Geburtszeit entfernt sind, weil sich in lebenden Sprachen die Aussprache zu oft ändert; weil es vom Ursprung der deutschen Sprache lange Zeit gar keine, hernach sehr wenig Bücher gegeben; weil man nicht weis, ob ein Wort einheimisch, oder aus fremden Sprachen entlehnt ist. Alle Sprachen haben Wörter aus andern entlehnt theils durch die Handlung, theils durch Colonien, theils durch die Wanderung der alten Völker, Celten, Tartarn, Gothen, Longobarden u. s. f. durch Krieg, Reisen, Entlehnung fremder Kunstwörter. Ferner bestätigen die Ungewisheit der etymologischen Untersuchungen die irrigen Vermuthungen derjenigen, die den Ursprung der Sprache untersucht, weil uns viel alte Gebräuche zumahl im gemeinen Leben unbekant

sind,

sind, weil man sich vom Anfang der Sprache an lange Zeit hindurch im Schreiben nach der oft falschen und oft veränderten Aussprache gerichtet; weil man nicht recht weis, welches radical- oder servil Buchstaben sind, weil die Aehnlichkeit der Buchstaben oft trügen kan, weil die deutschen Wörter durch die lateinischen Schriftsteller zuweilen sind geändert worden. Wer Lust hat, Proben von Veränderungen der Aussprache deutscher Wörter, dadurch die Rechtschreibung mit verändert worden, zu lesen, kan sich hier üben.

XLVIII.

Vermischte Schriften von Abraham Gothelf Kästner. Zweiter Theil, Altenburg. 1772. 8.

Wenn uns auch der Titel nicht sagte, wem wir diese Schrift zu danken hätten; so würde uns schon die originelle Denkungsart und der kernichte Ausdruck auf die Vermuthung gebracht haben, daß sie von einem Schriftsteller herrührte, den Deutschland billig unter seine classischen zählt. Diese vermischte Schriften des Herrn Hofraths enthalten theils prosaische Aufsätze, theils Gedichte. Die meisten von den ersten sind in der deutschen Geseischaft zu Göttingen vorgelesen worden. Wir wollen einige Stellen auszeichnen. Die dritte Abhandlung ist über des Tycho de Brahe Wahlspruch: non haberi sed esse. Un-

 ter

ter andern sagt der V. Es giebt zwei Arten von Ruhm; bei dem einen ist mehr laute Bewunderung, bei dem andern mehr stiller Beifal. Der rauschende Ruhm gehört für Weltbezwinger, die nichts weiter als Weltbezwinger sind, der sanfte Beifal für gute Regenten. Gern hören wir diesen, wie er aus der Flöte des glücklichen Hirten tönt. Mit jenem betäubt uns eine pausbackige Fama aus ihrer schmetternden Trompete. Orion ist das prächtigste Gestirn am ganzen Himmel, aber nie nent ihn ein Dichter (ich meine einen von den alten Dichtern, die noch Sternbilder zu nennen wusten) ohne ihn stürmisch, den Schiffern feindselig, zu nennen. Unweit des Orions zeigt sich das Siebengestirn kaum wie ein blasses Wölkchen; aber sein matter, lehrreicher Schimmer regierte den Fleis des Ackermans; so ward es, ich weis nicht berühmt, aber gewis bekant, und mit Vergnügen betrachtet, ohne groß zu seyn, ohne zu glänzen.

Die Betrachtung über Gotscheds Charakter zeigt uns diesen ehemals berühmten, izt verachteten Gelehrten im rechten Licht, und Gotscheds Freunde und Feinde können sich daraus bessern. Gotsched brachte es dahin, daß die Deutschen wieder anfiengen, deutsch und vernünftig zu schreiben. Er verbante den Harlekin von der Schaubühne, und führte die französische Regelmäßigkeit auf dem Theater ein; welches aber mehr Schaden als Nutzen auf der Schaubühne gestiftet hat. Seine kritische Dichtkunst, worin er alles, was Horatz und Boileau zur Kritik beigetragen, brachte, war damals nicht schlecht, da Hübner und Uhse classisch waren. Er brachte alles auf den Grundsatz:

Poesie

Poesie sey Nachahmung der Natur. Sein Fehler war, daß er seine Einsichten nicht erweitern und bessern wolte, die nur in seinen jüngern Jahren gut gewesen. Daher glaubte er es nicht, daß seine Schüler ihn im Dichten übertreffen könten. Gotsched war wol heftig, aber die Zürcher waren gegen ihn grob. Er hat die Schriften der Alten und Ausländer durch Anpreisen und Uebersetzen bekant gemacht. Dichterglut fühlte er nicht, aber er trug gute Gedanken in fließenden Versen vor; nur hätte er seine Gelegenheitsgedichte nicht von neuem sollen drucken lassen. Auch ernsthafte Wissenschaften haben ihm Ausbreitung, obgleich nicht Vermehrung, zu danken. Sein philosophisches Handbuch hies bei vielen Leuten eine Frauenzimmer-Philosophie. Es kan wol seyn, daß ein Frauenzimmer dieses Buch mit mittelmäßiger Aufmerksamkeit und Gedult versteht, und daraus viel vernünftiges lernt, wenn die Schüler manches tiefsinnigredenden Weltweisen nur seine Töne nachsprechen. Auch hat man lange, nachdem Gotscheds Philosophie vergessen ist, ein und das andre philosophische Lehrbuch bekommen und bewundert, das in Vergleichung mit der Gotschedischen gar eine kleine Mädchen-Philosophie heißen möchte.

In der Abhandlung über den Gebrauch des mathematischen Geistes außer der Mathematik fanden wir noch einen Gedanken, den wir wegen der Zeichen der Zeit hersetzen: An dem Freiherrn von Wolf, der die mathematische Methode so fleißig empfolen hat, liegt es nicht, wenn sie schlecht ist gebraucht worden. Er hat es genug erinnert, daß man die mathematische Me-

thode strenge beobachten könne, ohne Grundsätze, Lehrsätze und Beweise zu nennen.

Unter den prosaischen Aufsätzen sind noch einige Erzählungen mit witzigen Anwendungen, Anekdoten, Einfällen, Fabeln u. s. f. wovon wir ein paar anführen wollen, woraus man schon auf die übrige wird schliessen können.

Beweis, daß die Astronomie tolerante Gesinnungen giebt.

Riccioli, ein Italiäner und Jesuit, gab den Protestanten Tycho und Keplern Plätze, ich weis nicht, ob im Himmel, aber doch im Monde. Und zur Dankbarkeit, wenn die Jesuiten überal vertrieben würden, (welches ich, als es viele Leute ihrer Religion hoften, niemals gemuthmaßt habe) so würden doch welche im Mond bleiben.

Ueber den Anfang der Interpretation de la nature.

Jüngling nim und lies! oder wie es in der Grundsprache lautet; Jeune homme prens & lis! so fängt sich eine französische Schrift an, die viel Aufsehens gemacht hat. Der deutsche Hofcavalier bewundert in diesem Anfange, wie kurz, zierlich und nachdrücklich sich der Franzose, und nur der Franzose! sich ausdrücken kan. Der deutsche Gelehrte erinnert sich in seiner Jugend so was exponirt zu haben; schlägt nach und findet: Veni puer, disce sapere; den Anfang des Orbis pictus.

Unter den Gedichten findet man in dem Epigram die Züge eines Meisters, der schon bekant genug ist. Z. E.

Gelehrte Komödien.

Geht fleißig hin ins Auditorium,
Da seht ihr manches Stück, wo Männer nur agiren;
Gelehrt heißt man es disputiren,
Und gar ein Specimen ediren,
Die Rollen lesen sie, doch nein sie buchstabiren:
Die Hauptperson ist immer stum;
Der Autor solte nur suffliren,
Doch spricht er lauter, als die Helden rings herum.

An einen Dichter, der sich auf blau Papier drucken lies.

Blau, wenn sie nichts uns zeigt, zeigt sich die Athmosphäre;
Ihr gleicht dein Lied an Farbe, wie an Leere.

Der Candidat.

Stax wil sich nun dem Tempel weihn;
Wozu wird er wol brauchbar seyn?
Im Tempel Salomons, wüst ich es doch zu sagen:
Da wär er gut, das ehrne Meer zu tragen.

Bei einigen haben wir das Witzige nicht finden können. Z. B.

Bei Zerstöhrung der französischen Lünetten vor Göttingen 1763.

Hier, wo man sonsten Myriaden
Von lang und dicken Palisaden

Tief in noch engern Löchern sah,
Hier sind, erweitert nur, die leeren Löcher da.

Hinten sind noch ein französisches und einige lateinische Singedichte angehangen:

De Othone aeneo.

Aereus est nobis vix unus & alter Othonum
— — contra novimus innumeros.

Das folgende hätten wir der keuschen Muse nicht zugetraut; denn es gehört unter die Priapeia recentiora.

Priapus nomen suum male pronunciantibus minatur.

E longo Priapum, qui me fecere Priapo
Efficiam media sint quoque parte breves.

XLIX.

Beispiele der Tugend und des Lasters. Aus der biblischen Geschichte zum Unterricht für die Jugend. Zweite Samlung. Stendal, 1772. 8.

Diese Erzählungen sind aus guter Meinung niedergeschrieben, und enthalten auch nützliche Anwendungen; wir sehen aber noch nicht, worin sie Hübners biblische Historien übertreffen. Ueber dieses hat der Verfasser nicht allemal die nöthige Behutsamkeit in

in seinen Ausdrücken gebraucht, welches Kindern gar sehr anstößig seyn könte, z. B. in der Begebenheit Davids mit der Bathseba heißt es: David läßt das Weib holen, und treibt Schande mit ihr -- anstat daß Urias sich nach dem Wunsche Davids bequemen, und seiner Frau ehlich beiwohnen sol, bleibt er die Nacht über in der Hauptwache liegen -- so berauscht Urias ist, so ist er doch nicht dahin zu bringen, daß er seine Frau umarmt.

Und in der Erzählung von Absalon sagt der Verfasser: Absalon rückte mit einer zahlreichen Parthei zu Jerusalem ein, begab sich aufs königliche Schlos, und wohnte den Beischläferinnen seines Vaters, zum Zeichen, daß er von dem Reiche Besitz genommen, öffentlich bei.

Die Behutsamkeit mit der Jugend ist den Lehrern nicht genugsam zu empfehlen. Nicht alle Beispiele von Lastern und Tugenden schicken sich für das jugendliche Alter; sondern nur solche, die ihrem Alter, ihren Handlungen, und ihrer Denkungsart angemessen sind, dazu sie selbst fähig sind. Daher ist die Geschichte der Bathseba ganz unschicklich für dieses Alter; und in der Geschichte Absalons solte das eben ausgelassen werden, was wir oben angeführt haben; was verstehn Kinder davon, und was haben sie von dieser Kentnis vor einen Nutzen! Die edle und einfältige Art zu erzählen fehlt auch in diesem Büchlein, besonders diejenige, welche dem frühen Alter angemessen ist. Eine Erzählung mus anders für die Jugend, anders für erwachsene Leute seyn.

L.

L.

Teutschlands gelehrte Contraste. Erstes Hundert. Koppenhagen. 1771. 8.

Der Verfasser, der sich am Ende Bütner unterschreibt, wil einen Zeugen der Wahrheit, bei den vielen Wiedersprüchen, die itzt unter den Gelehrten in Deutschland herschen, vorstellen. Er sagt, sein Alter lasse sich nicht mehr durch Gauckeleien täuschen, er würde immer mistrauischer, und dieses heilsame Mistrauen wolte er auch bei seinen Landsleuten zu erwecken suchen. Er betrachtet sein Haus als ein Timonium, in welchem er die Gährungen des menschlichen Geschlechts bemerkt, und glaubt, daß ehe noch zwei Geschlechter vergangen sind, das hobbesianische bellum omnium contra omnes werde Mode werden. Seine meisten Ausfälle sind wieder die Theologen und Kunstrichter gerichtet. Wir können nicht leugnen, daß er manchmal scharf gesehen hat, aber auch sehr oft hat ihn die Schärfe verlassen. Die Galle, welche wir hier gegen einige verdienstvolle Theologen ausgeschüttet finden, billigen wir nicht. Wenn seine Schreibart lachender und anmuthiger wäre, so würde seine Schrift vielleicht mehr Nutzen stiften und mehr gelesen werden; er wil aber gerade zu reden, welches nicht allemahl die beste Sprache ist. Wer einige Kentnis der neuern Litteratur hat, wird seine Gedanken bald errathen: manchmal aber ist er rätzelhaft. Wir wollen einige sei-

seiner Contraste anführen. Mit Recht wird gegen die falsche Schulverbesserung der Verfasser des Schulmagazins geeifert, welche behaupten, man solle den empörenden Namen der Grammatik dem Ohr eines Schülers nie vorsagen.

Von Kunstrichtern urtheilt er zu algemein und zu hart, wenn er sagt: Leute, welche heut zu Tage den Kunstrichter spielten, wären abgesetzte Prediger, verdorbne Advocaten, stumpf gewordne Candidaten, brodtlose Virtuosen, dienstlose Comödianten, fallit gewordne Kaufleute, schachernde Juden und geitzende Buchhändler.

Ein gelehrter Man kündigt der Welt mit großem Geräusche eine algemeine Gesellschaft der Wissenschaft und Tugend an, deren Vorsteher durch ganz Europa sollen vertheilt werden. Auf Befehl dieser nahmenlosen und nirgends existirenden Vorsteher theilt er seine Receptionspatente öffentlich aus; und es gelingt ihm, mehr denn 200 Männer von Einsicht und Verdiensten sich contributbar zu machen.

Zu der Zeit, da man fast in allen Schulen über die geringe Anzahl der Schüler klagt, und so mancher ehrliche Schulman seufzt, daß er um dieses Mangels willen bei verminderten Einkünften beinahe verhungern mus: zu eben der Zeit schreibt ein Rector an einer ansehnlichen und vorhin zahlreichen Schule: von der Schädlichkeit einer zahlreichen Jugend in Schulen. Mit Erlaubnis, der Rector hat völlig Recht. Eine alzugroße Menge Schüler in einer einzigen Classe ist allerdings dem Wachsthum in der Gelehrsamkeit zuwider, und verursacht höchst schädliche Stöhrungen, wenn der

Ver-

Verfasser uns nicht glauben wil, so wird ihm Quintilian eben dieses sagen: ein Man dessen Zeugnis in Schulsachen von großem Gewicht ist. Ein deutscher Prediger weißagete, daß in den nächsten Jahren ein Komet die Erde anzünden würde; zugleich sucht er bei dem Landesfürsten um eine einträglichere Stelle an; er bekomt aber zur Antwort: daß seinem billigen Gesuch nichts als die Annäherung des angekündigten Kometen im Wege stehe.

Ueber die Einimpfung der Blattern haben bisher blos Aerzte gestritten. Es trit aber ein Prediger öffentlich auf, und beweist aus einem evangelischen Texte, daß Christen verpflichtet sind, ihre Kinder einimpfen zu lassen. Der algemeinen Erbauung wegen übergiebt er diese Predigt der Presse, und sie wird mit Beifal gelesen." Der Prediger und das Publikum hatte Recht, und der Verfasser sieht nicht scharf genug, wenn er ein so unbedachtsames Urtheil fält.

Ein förmliches mit Entheiligung des götlichen Namens und Schmähungen unschuldiger Männer angefültes Pasquil wird in der Absicht öffentlich ausgetheilt, um den redlichen Eifer unsrer Gottesgelehrten als ein Inquisitionsgericht verdächtig zu machen. So lange der wahre Verfasser des Pasquils unbekant ist, nent man die Schrift bei ihrem rechten Namen. Kaum aber wird es ruchtbar, daß ein Man, der vom Verdienst geschrieben, in der Schmähung verdienstvoller Männer ein Verdienst gesucht hat; so ändert sich die Sprache, und, was vorher ein Pasquil war, das wird nun als ein Meisterstück des deutschen Witzes angepriesen.

Seit

Seit Gründung der christlichen Religion hat man die Juden für die unfähigsten Richter und Beurtheiler dieser Religion gehalten. In diesen Tagen aber hat ein protestantischer Gottesgelehrter eine Schutzschrift für die christliche Religion einem Juden feierlich zugeeignet; und der gelehrte Jude beantwortete diese Zueignungsschrift so — wie man es von einem Juden erwarten konte.

Die Klage gegen Abschaffung der Festtage ist ungegründet, und zeigt, daß der V. bisweilen sehr kurzsichtig ist.

Ein in neuen Schriftauslegungen sehr fruchtbarer Exeget hat aus Simsons Eselskinbacken ein Zeugnis von den beiden Naturen in Christo angetroffen, weil im Grundtext der Dualis steht.

Sehr treffend ist folgendes:

Es ist nicht zu läugnen, daß die vormalige Lehrart in Schulen, oder die sogenante Schulmethode etwas schwerfälliges an sich hatte. Und obgleich durch diese Methode der gelehrten Welt unzählig schwerfällig gelehrte Bürger zugeführt worden sind: so hat man doch für die Gemächlichkeit der Lernenden gesorgt; und es ist an der alten Methode so viel gekünstelt und gefeilt worden, daß beinahe nichts mehr zu künsteln und zu feilen übrig ist. Und dennoch wird die neuere gefeilte Methode aufs neue die alte Mönchsmethode genant, um nur einer noch neuern Methode, die auf der einen Seite viel chimärisches, und auf der andern viel misliches hat, einen nähern Eingang zu schaffen.

LI.

Devisen auf deutsche Gelehrte, Dichter und Künstler, aus deutschen Dichtern gezogen. 1772. 8.

Durch diese Devisen sollen die deutschen Gelehrten auch demjenigen Publico bekant gemacht werden, welches sonst nicht eben ihre Schriften liest. Der unbekante Verfasser derselben zeigt eine gute Kentnis der neueren Litteratur, und characterisirt die meisten Gelehrten ziemlich treffend, aber oft ist sein Urtheil zu hart und beleidigend. Seine Spöttereien über Klotzen haben uns nicht gefallen; man lasse doch die Todten ruhen. Ueberhaupt wäre es einmal Zeit, die Streitigkeiten zu vergessen, welche unter den Herren Klotz, Lessing und Nicolai über Dinge von unbeträchtlichem Inhalt mit der grösten Bitterkeit sind geführet worden. Das Publicum hat nicht das geringste dabei gewonnen, und der gemeine Haufe hat verächtliche Ideen von den Gelehrten bekommen, und sie blos als unnütze Klopffechter betrachtet. Wir hoffen auch zur Ehre der deutschen Litteratur, daß man nun den Fürhang zuziehen wird; denn der Vernünftigste schweigt am ersten. Wir wollen einige von diesen Devisen anführen.

Lavater.

Viele Blätter, geile Reben
Benehmen dir die beste Kraft.

Je mehr du diese treibst, je wenger Nahrungssaft
Kanst du hernach den Trauben geben.

Miller in Göttingen.

So geht es itzt fast überal,
Man glaubt Orakel anzuhören,
Und hört nur einen Wiederhal.

Denso.

Was grün ist, das verdort, so bald er es berührt.

Karschin.

Sey nicht der Grille gleich, die bis zum Tode schwirt.

von Justi.

Betrug hat ihn erzeugt, und Einfalt groß gemacht.

Haman.

Allzuklug sind deine Lehren,
Allzuklug ist dum.

Basedow.

Stets zeugt sein Geist aus Gedanken, Gedanken, davon er das Ende
Vielmal nicht sieht, wenn sie, wie Meere, sich vor ihm verbreiten.

LII.

Magazin für Schulen und die Erziehung überhaupt. Sechster und letzter Band. Frankfurt und Leipzig, 1772. 8.

Dieser Band ist den vorigen völlig gleich, und beschließt das ganze Werk. In der Vorrede ist eine Nachricht von einer anzufangenden algemeinen Bibliothek für das Schul- und Erziehungswesen in Deutschland. Es sol dieselbe den Oberaufsehern, Lehrern und Eltern zu einem volständigen Handbuche dienen. Abhandlungen über das Schulwesen werden nicht einzeln und ausführlich erscheinen. Die I. Classe wird Recensionen enthalten sowol von Schul- und Erziehungsschriften, als von eigentlichen Schulbüchern. Die II. Classe Recensionen der Schulanschläge und Gelegenheitsschriften. Die III. Classe wird den Schulverfassungen im Ganzen und in Theilen, sowol den wirklich bestehenden, als auch den nur erst entworfnen Pädagogien aller Orten in und außer Deutschland gewidmet seyn. Die IV. Classe sol die Schulgeschichte zum Gegenstande haben, um das Neuere mit dem Aeltern zu vergleichen, und die lehrreichen Gesetze der menschlichen Seele und der Natur mit philosophischen Blicken auszukundschaften. Die V. Classe sol die Schulanfragen und andre dahin gehörige Aufgaben mit ihren Beantwortungen und Auflösungen enthalten. Die VI. Classe die Schulneuigkeiten und Veränderungen.

LIII.

LIII.

J. C. Lavater, von der Physiognomik. Erstes und zweites Stück. Leipzig, 1772. 8. (*)

Vernünftige Leute werden es dem Herrn Verfasser nicht übel nehmen, daß er von einer Wissenschaft schreibt, die eben nicht in das geistliche Fach gehört. Warum solte sich ein Geistlicher nicht in seinen Nebenstunden auch mit andern Dingen beschäftigen können, die mit seinem Amte eben nicht in näherer Verbindung stehn? Es ist immer besser denken und arbeiten, als müssig gehn, welches einem jeden Stande schimpflich ist. Zumal da der V. sich von der Physiognomik sehr hohe Begriffe macht. Herr Leibarzt Zimmerman hatte beim Abdruck des ersten Stücks im hannöverischen Magazin einige Anmerkungen beigefügt, weil sie aber der Verfasser sehr übel genommen, so sind sie bei dieser Auflage weggeblieben. Kan ein Philosoph gegründete Anmerkungen eines andern Philosophen übel nehmen? Das Publicum würde froh seyn, wenn Herrn Zimmermans Gedanken beigefügt wären, und

(*) Obgleich das erste Stück S. 1. dieses Bandes bereits vorkomt, so haben sich die Herausgeber dennoch nicht entbrechen können, gegenwärtige von einem andern Hrn. Mitarbeiter herrührende Recension beider Stücke unsern Lesern in der Hofnung mitzutheilen, daß letztere nicht verlieren, wenn wichtige Neuigkeiten, welche die Aufmerksamkeit des Publicums rege machen, aus mehreren Gesichtspuncten, und zwar schärfer als unbedeutende Schriften, beurtheilet werden.

sie würden dieser Schrift immer zur Zierde gereichen. Wir erkennen in dieser Schrift noch immer den scharfsinnigen Geist des Verfassers, ob wir gleich in der Hauptsache nicht mit ihm eins sind. Ob er uns dieses übel nehmen wird, wollen wir erwarten. Die Ueberzeugung sol allein unser Führer seyn.

Das erste Stück handelt in sechs Abschnitten von dem Umfange dieser Wissenschaft: es wird gezeigt, daß dieselbe keine eingebildete, sondern eine wirkliche Wissenschaft sey; vom Nutzen derselben; wie sie solte studiert werden, und von den Eigenschaften und dem Character eines Physiognomisten.

Es scheint, daß der Herr Verfasser durch die algemeine Leibnitzische Harmonie, die so oft unrecht angewendet wird, ist angetrieben worden, diesen Versuch zu wagen. Und in Wahrheit, wenn man diese Harmonie so algemein annimt, so kan man sie auf alles in der Welt anwenden; aber es ist auch nicht zu läugnen, daß man dadurch auf Dinge geführt wird, die nur in dem Kreise der eingebildeten und nicht der wirklichen Welt liegen.

Unter der Physiognomik versteht der V. die Wissenschaft der Charactere (nicht die zufälligen Schicksale) des Menschen im weitläuftigsten Verstande aus seinem Aeußerlichen zu erkennen. Sie beurtheilt alle Charactere des Menschen, den physiologischen, den Temperamentscharacter, den medicinischen, den physischen, den intellectuellen, moralischen, habituellen, den Geschicklichkeitscharacter, den geselschaftlichen oder umgänglichen u. s. f.

Diese

Diese Wissenschaft hat zwei Theile, den historischen, wenn blos der Character aus dem ihm entsprechenden Ausdruck erkant wird; und den philosophischen, wenn die Ursachen davon angegeben werden.

In dem 2ten Abschnit, welcher die Hauptsache enthält, sucht der V. zu erweisen, daß die Physiognomik keine eingebildete, sondern eine wirkliche Wissenschaft sey. Er führt seine Beweise theils aus der Vernunft, theils aus der Erfahrung. Die Beweise aus der Vernunft sind folgende: Jedes Ding hat eine äußere und inre Seite, die in einer genauen Beziehung stehn, daher hat es etwas an sich, wodurch sein Unterschied von jedem andern erkant wird. Körper und Seele stimmen genau überein, daher mus die Verschiedenheit der Seelen auch eine unendliche Verschiedenheit in ihrem Körper und in ihrem äußerlichen zuwegebringen. Wenn der Schöpfer sonst keinen Endzweck gehabt hätte, bei der Bauung des Körpers, als daß wir aus dem Körper die Seele solten erkennen lernen, so könte man diesen Satz zugeben; allein da durch den Körper und seine Bildung tausend andre Endzwecke solten bewirkt werden, so ist er offenbar falsch. Wer hat über dieses ausgemacht, daß sich diese Harmonie der Seele und des Leibes in äußern Gliedmaßen, und nicht vielmehr in der uns unbekanten Bildung des Gehirns, wo die Seele ihren nächsten Sitz hat, zeigen sol? Die algemeinen Schlüsse beweisen hier im besondern gar nichts. Darauf kommen Ausfälle auf diejenigen, welche an diese Wissenschaft nicht glauben, die wir einem Lavater auch nicht im Traume zugetrauet hätten. Er sagt,

sie können auf den Namen eines Philosophen oder eines Naturforschers nicht den geringsten Anspruch machen; die menschliche Vernunft empört sich gegen einen, der behaupten kan, daß Leibniß oder Newton im Körper eines Stupiden, oder eines Menschen im Tolhause, der große Metaphysiker oder Mathematiker hätte werden können. Freilich nicht, indem der Mensch tol war, aber warum nicht vorher. Komt nicht die Tolheit von zufälligen Ursachen, und ist sie dem Körper nothwendig? Warum ist nicht der Tolle von seiner Geburt tol? Sind nicht auch große Leute verrückt worden? Man denke nur an Schwiften und andre. Eine kleine Verlezung des Gehirns kan den grösten Weltweisen tol machen: sol man ihm nun das vorher in seinem Körper angesehn haben; so müsten sich auch zufällige Schicksale in dem Körper lesen lassen, welches der Verfasser ausdrücklich verbietet. Ist das etwas unmögliches, daß Newtonen und Leibnitzen dieses Unglück hätte begegnen können? Und wenn das nun geschehen wäre, so müste ja Herr Lavater zugeben, daß im Körper eines Tollen vorher eine große Seele gewesen wäre. Wer die Geschichte der Tolhäuser kent, wird wissen, daß oft die klügsten Leute mit diesem Unglück können befallen werden. Also mus einerlei Kenzeichen zugleich ein Merkmal der Klugheit und der Tolheit seyn; oder werden im Augenblick der Tolheit zugleich alle Glieder verrückt? Uns deucht, gegen diese Betrachtung ist nicht viel einzuwenden. Verliert der Recensent in den Augen des Verfassers den Namen eines Weltweisen, der ihm oft ist gegeben worden, so sey es darum, er mag ihn auch der Wahrheit aufopfern.

Der gesunde Menschenverstand sol sich gegen einen Menschen empören, der im Ernste behaupten kan, daß die Eigenschaften des Körpers nicht ihre Merkmale hätten, (daran zweifelt kein Mensch) und daß die Affecten nicht auch ihre Merkmale hätten, dieses geben wir gerne zu; man sol alle Vernunft mit Füßen treten; das sind alles blos Schlüsse von Körper auf Körper, die jeder vorher wuste und glaubte. Wir glauben aufrichtig, daß der physiologische Character kenbar sey, auch der Temperamentscharacter, auch der medicinische, auch der physische.

Nun auf den intellectuellen Character. Verschiedne Seelenkräfte erfodern verschiedne Nerven, eine verschiedne Lage des Gehirns, dieses mus bei dem anfangs weichen Schädel eine andere Coutur machen. Warum das? Zu der Zeit äußert sich noch keine Kraft zum Denken, ob sie gleich wirklich schon da ist; und ist da eine andre Coutur nöthig: gehört etwa eine größere oder kleinere Masse des Gehirns dazu; ist die inre Beschaffenheit dazu nicht tauglich, die Verbindung der unsichtbaren Nerven, auf die gewis die Hauptsache ankomt? Die Verschiedenheit des Nervensafts sol auch gewisse feine Aeußerlichkeiten verursachen; dieses ist zu sehr subtilisirt; und wenn es auch wäre, so ist es gewis für jedes sterbliche Auge unsichtbar.

Nun kommen Beweise aus der Erfahrung. Z. B. jedes Ding hat seine individuelle Physiognomie; beim Menschen hat jede Art des Characters auch ihre eigne Physiognomie; gewissen Menschen sieht man große Weisheit oder Thorheit an; das geben wir zu, daß man Extrema erkennen kan, aber nicht die feinen

Schattirungen. Wunderlich dünkt es uns, wenn der Verfasser behauptet, daß wegen der Proportion der Theile im menschlichen Körper ein englischer Verstand aus einem Gelenke oder Muskel die ganze äußerliche Bildung, und den ganzen Character des Menschen herauscalculiren könte. Was kan ein Zahn oder eine Zehe vor eine auch die entfernteste Verbindung mit dem Verstande des Menschen haben; die Natur schuf sie zu ganz andern Endzwecken; und die ganze Speculation hilft doch weiter nichts zu dieser Wissenschaft, welche wol nichts weiter als Cabinetsphilosophie bleiben wird, Herr Lavater mag sagen was er wil.

Aus diesem allen wird nun endlich geschlossen, daß alles groß und klein im menschlichen Körper bedeutend sey; das geben wir zu; jedes zu seinem Endzweck, nur nicht auf den Character der Seele zu schließen. Daß ein Physiognomist, nach des V. Einsicht, alle mögliche Volkommenheiten des Leibes und der Seele haben müsse, kan man nun schon muthmaßen.

Der zweite Theil der Physiognomik, welchen der V. wie den ersten der naturforschenden Geselschaft in Zürich vorgelesen hat, enthält einen Entwurf zu einem Werke von dieser Art. Er erkent selbst die Unvolkommenheit desselben, und hat auch nicht Muße ihn weiter zu bearbeiten. Er nent diese Wissenschaft die allermenschlichste, aus welchem Grunde, wissen wir nicht; und ist noch auf das tiefste von ihr überzeugt, wil aber seine Gedanken ändern, wenn er wahre Gegengründe erfährt, die er aber nicht einmal vermuthet. Diese Einleitung enthält weiter nichts als ein Skelet zu einem

einem unvolständigen Entwurf der Artikel, ein bloßes Register von Namen, die er selbst leere Apotheker-büchsen nent. Hin und wieder sind einige Anmerkungen beigefügt, worin er einen Wink zu geben versucht, wodurch die Nachdenkenden vielleicht einigermaßen aufmerksam gemacht werden könten. Wenn der V. behauptet, daß es so gar Religionsphysiognomie geben sol, woraus man Christen, Juden, Heiden und Türken sol unterscheiden können, auch so gar jede Religionspartei unter den Christen und alle Lebensarten, so wissen wir in der That nicht, was wir denken sollen; dieses sol sich auch auf jeden Beruf und alle Lebensarten erstrecken; daß man sol aus dem Körper erkennen, ob einer ein Schulmeister, Küster, Cantor, Superintendent, Reuter, Koch, Postillion, Kunstrichter oder Scharfrichter sey. Wir enthalten uns hier alles Urtheils, und der Leser kan schon schließen, was wir denken. Obgleich der V. nichts mehr in der Physiognomik arbeiten wil; so möchte er doch noch eins thun, nemlich alle seine Kräfte aufbieten, ein erträgliches Christusgesicht einem Zeichner anzugeben -- oder vorzuzittern. Es scheint ihm ein neuer, äußerst empfindbarer Beweis von der innern objectiven Zuverlässigkeit dieser Wissenschaft zu seyn, daß alle Menschen von Geschmack, die auch nur die mindeste Menschenkentnis besitzen, darin einig seyn würden, daß ein disproportionirter schiefer Christuskopf, der entweder alzustark zurückstrebte, oder sich gegen die Erde neigte, oder von einem harten, starkgebognen Umrisse wäre, unerträglich und abgeschmackt wäre. Allein das ist leichter einzusehn, was nicht seyn sol, als was seyn sol. Die

Lippe sol von einer unerschöpflichen Bedeutung, und darin der Siz der allerhöchsten intellectuellen und moralischen Wirksamkeit seyn; so auch die Finger eines Menschen, die von einer unaussprechlichen und der allerzuverlässigsten Bedeutung seyn sollen. Ein guter Physiognomist könte sich die Augen lassen zubinden, und durch das bloße Betasten der Finger eines ihm ganz unbekanten Menschen schon entscheidende Züge seines physischen und intellectuellen Characters geben. Ueber den, der aus dem Ton der Sprache nicht schließen kan, ruft er das Wehe aus, weil er GOttes Stimme weder in der Natur, noch in der Schrift, noch in seinem Herzen verstehen kan. Bei dem Hören sagt er in einer Anmerkung, daß der äußerst gelehrte und scharfsichtige Herr Klockenbring, Schultheis zu Hameln, dem Publico bald seine interessanten Beobachtungen von der Kunst zu hören mittheilen werde, die wir mit Verlangen erwarten. In dem critischen Verzeichnis der besten und merkwürdigsten Schriften und Abhandlungen über die Physiognomik findet man auch den Theophrastus Paracelsus und den Schuster Jacob Böhm.

LIV.

D. Anton Friedrich Büsching, Königl. Preuß. Oberconsistorialraths, auch Directors des vereinigten berlinischen und cölnischen Gymnasii, Geschichte und Grundsätze der schönen

Kün-

Künste und Wissenschaften im Grundrisse. Erstes Stück, welches außer algemeinen Betrachtungen die Geschichte und Grundsätze der Bildhauerkunst enthält. Berlin, 1772. 8.

Man kan diese Schrift mit dem berühmten Herrn Verfasser allerdings für die erste in ihrer Art halten, was die Ordnung und den Zusammenhang der Wahrheiten anbetrift, obgleich man gleich die einzeln Stücke hier und da zerstreut bearbeitet findet. Unter seinen Hülfsmitteln ist der Junius nicht gewesen, welches wir billigen, da dieses Buch schwankende und sehr unbestimte Begriffe und Sätze enthält. Daß er in manchen Stücken von seinen Vorgängern abweicht, wird ihm niemand zur Last legen, sondern vielmehr als ein Verdienst anrechnen; denn mit Recht hielt er dafür, daß die Aesthetik noch eine sehr unvolkomne Wissenschaft ist. Zu einem besondern Vorzuge gereichen diesem Buche die angeführten Stellen aus den alten Autoren, welches sehr dienlich ist, den Geschmack junger Leute zu bilden; auch die Anführung der Schriftsteller, wobei man sich weiter Raths erholen kan. Daher hätten wir auch gewünscht, daß der Herr V. dieses in den vorangeschickten algemeinen Betrachtungen gethan hätte, da wir selbst unter den Deutschen so viel gute Abhandlungen z. B. von der Begeisterung, der Laune, dem Genie, der Schönheit, dem Geschmack u. s. f. finden, welches junge Leute mit der neuern

schö-

schönen Literatur bekanter machen wird. Wir wollen in dieser Recension erstlich den Lesern den Zusammenhang dieser Schrift vorstellen, und denn einige zerstreute Anmerkungen hinzufügen; denn der Herr V. wird selbst so billig seyn, und glauben, daß es in diesem Felde noch viel zu denken und zu berichtigen giebt.

Diese Schrift besteht aus drei Abschnitten; der erste enthält algemeine Betrachtungen, welche zu einer Einleitung in die schönen Künste und Wissenschaften überhaupt dienlich sind; oder, wie es andre nennen, eine algemeine Theorie der schönen Künste und Wissenschaften. In dem zweiten werden einige algemeine historische Anmerkungen von der Kunst vorgetragen; und im dritten die Geschichte und Grundsätze der Bildhauerkunst.

In dem ersten Abschnit wird besonders gehandelt von dem Namen und der Anzahl der schönen Künste und Wissenschaften, von dem Schönen, vom Geschmack, den feinen und reizbaren Sinnen, der Einbildungskraft, dem Kopf, vom sitlichen Gefühl, dem schönen Geiste, und von der Kraft und Anwendung der schönen Künste und Wissenschaften. Der Verfasser theilt mit Herrn Sulzer die Kraft der schönen Künste in drei Classen ab. Die unterste und geringste Kraft bringt das Schöne für die Sinne und Einbildungskraft herfür. Zu dem Schönen, welches angenehme sinliche Empfindungen erregt, rechnet er das Neue, Unerwartete, Außerordentliche, Ungewöhnliche, Sonderbare, die Laune, das Lächerliche und Wunderbare. Das Schöne für die Einbildungskraft mus

haben

haben Wahrheit, Größe, Erhabenheit, Ordnung, Regelmäßigkeit, Richtigkeit und Reichthum. Bei dem letzten komt die Lehre von der Allegorie, den Vergleichungen, Schilderungen, Lebhaftigkeit u. s. f. vor. Ob diese Folge der Ideen in der Natur gegründet, und alles am rechten Ort stehe, auch nicht eine Classe in die andre fließe, ist hier zu weitläuftig zu untersuchen.

Die zweite und höhere Art der schönen Künste bringt Gedanken herfür, welche den Geist volkomner machen. Daher müssen diese Gedanken wahr seyn, oder doch wahrscheinlich, klar, natürlich und naiv, einfach, witzig, stark, kurz, reich, groß und erhaben.

Die dritte und höchste Kraft der schönen Künste und Wissenschaften besteht darin, daß sie heilsame Empfindungen des Guten und Bösen, des Schönen und Häslichen, und also auch entweder Verlangen oder Abscheu wirkt.

Aus diesem Zusammenhange sieht man, wie reich der erste Abschnit an Materien ist; wir könten leicht bei jedem etwas anmerken, da uns aber dieses über die Gränzen, die wir uns gesetzt haben, führen würde; so wollen wir nur bei einigen Artikeln stehn bleiben.

Zu den schönen Künsten und Wissenschaften rechnet der Herr Verfasser die Bildhauerei, Bildgraberei, Kupferstecherei und Formschneiderei, die Mahlerei und das schöne Bauwesen, die Beredsamkeit, das Dichten (warum nicht die Dichtkunst?) und das Tonsetzen. Warum er nicht auch die Tanzkunst darunter setzt, die so gegründete Ansprüche auf den Titel einer

ner schönen Kunst hat, wissen wir nicht; finden auch nichts davon angemerkt.

Wenn der V. behauptet, daß eine algemeine Theorie der schönen Künste und Wissenschaften noch nicht vorhanden sey, so kan man dieses entweder von einer Samlung fester Regeln über Schönheit und Häslichkeit verstehn, oder für diejenigen, welche das Veränderliche des Geschmacks anzeigen sollen; was das erste betrift, so sind dieser Regeln nicht gar viel, und man findet sie hier und da einzeln, auch von einigen gut gesammelt; das letzte aber wird wohl immer bloßes Stückwerk bleiben, so lange die Veränderlichkeit der Geschmacksregeln bleiben wird; und wie diese sich unter dem asiatischen und griechischen Clima von Jahrhundert zu Jahrhundert geändert hat, so ist dieses bei uns nicht anders zu vermuthen.

Es werden sieben Ursachen angeführt, warum die Menschen in ihren Urtheilen über das Schöne so sehr von einander unterschieden sind, ob einzle Dinge schön sind. Uns deucht, man kan diese Ursachen, deren weit mehr als sieben sind, unter der algemeinen Ursache des Interesse begreifen; da dieses nun auf tausenderlei Art verschieden seyn kan, so ist es ganz natürlich, daß nicht allen einerlei gefallen kan.

Wenn die ausgenähten Figuren in den Gesichten der Tungusen anfangs bewundert, und hernach für schön sind gehalten worden, so kan dieses Urtheil nur bei einem Tungusen gelten, der es von Jugend an nicht anders gesehen hat; bei einem Europäer mus es einen verdorbnen Geschmack andeuten. Jedes Product der Natur im Thierreich ist an sich allemal schöner, als wenn

wenn es durch wilkürliche Zusätze verändert wird. So kan auch nur ein Chineser die Füße einer Frau von zwanzig Jahren, die einem Kinderfus gleichen, schön finden. Ueberhaupt komt bei Beurtheilung der Schönheit das meiste darauf an, was ursprüngliche, oder hergeleitete, wandelbare Schönheit ist. Das erste ist immer schön, wenn es auch nicht jeder, der mit Vorurtheilen behaftet ist, dafür erkent; das andre kan und darf nur in den Augen gewisser Menschen schön seyn, und wird es nie in den Augen andrer.

Wenn der V. den alten Satz leugnet, daß nicht alles schön sey, was uns gefält, oder vergnügt, so scheint uns das ein wirkliches Gesetz der Natur umzustoßen. Das ist immer in den Augen dessen schön, *was ihm* gefält, ob es gleich tausend andern häslich scheinet.

Daß ein schöner Körper am schönsten sey, wenn er weis ist, ist vermuthlich blos von menschlichen Körpern zu verstehn, und in den Augen eines Europäers; denn der kupferfarbige Indianer und der Neger werden offenbar das Gegentheil behaupten.

Das Gesicht und Gehör sind die eigentlichen Sinnen der Schönheit; von den andern Sinnen kan man es nur in sehr uneigentlichem Verstande sagen. Die Redensart, daß etwas schön rieche oder schön schmecke, ist uns niemals vorgekommen; vermuthlich ist sie nur ein Provinzialausdruck. Wir glauben auch mit dem Verfasser, daß Winkelman irt, wenn er vorgiebt, daß es Kunstwerke gäbe, die das schönste, einzle natürliche Ding von der Art überträffen. Denn wenn auch das Idealischschöne einen hohen Grad der Schön-

heit

heit erhält, so hat es doch immer hie und da Fehler, die den Augen geübter Kenner nicht entgehen. Und selbst die Zusammensetzung des Idealischschönen aus vielen einzlen hier und da erborgten Theilen, scheint etwas wiedersinnisches, da im Grunde ein jeder Theil nur zu seinem Ganzen passen kan. Eine Hüfte aus Arabien zu einem dänischen Kopfe, einem französischen Halse und einer englischen Taille u. s. f. müssen das Idealischschöne unter das Natürliche setzen. Man wende nicht ein, daß der höchste Zweck der Natur nicht die Schönheit sey, sondern daß sie tausend andre Zwecke zugleich an einem Körper befördern müsse, da des Künstlers Zweck nur die Schönheit allein sey, der schönste natürliche Körper, der vielleicht im Verborgnen und den Augen des Künstlers entzogen ist, wird gewis nie von dem schönsten Kunstwerk übertroffen werden. Die feinsten Züge, die Beugungen und Wendungen der Muskeln in ihren kleinsten Theilen müssen auch dem grösten Künstler entwischen; und wenn man den schönsten Kunstkörper genau mit einem natürlichen vergleichen wolte, so würde man zuverlässig erkennen, daß jener gegen diesen nur ein grober Kloß sey. Das Urtheil ist kühn, aber wir glauben gegründet. Man betrachte einmal mit Fleis eine gehauene Hand des grösten Bildhauers, und die feinste gemahlte Hand eines van Dyck neben einer natürlichen Hand; welchen Unterschied wird man finden! jene aus dem groben ähnlich, diese unendlich schöner.

Von dem richtigen Geschmack sagt der V. daß er edel werde, wenn ihm nichts gefält, als was des vernünftigen und zur ewigen Glückseligkeit zu zuberei-

tenden

kenden Menschen würdig ist. Mit dieser Erklärung dürfte wohl nicht jederman zufrieden seyn. Zumahl da hernach behauptet wird, dieser edle Geschmack wäre der christliche; und der V. bei jenem die Stelle eines Heiden, des Quintilians, anführt: nihil potest placere quod non decet, welche Meinung des Quintilians auch unrichtig, und aus der stoischen Philosophie hergenommen ist. Wer darf nicht behaupten, daß Phidias und Apelles einen edlen Geschmack gehabt; war er darum christlich? Der Ausdruck überhaupt ein christlicher Geschmack, wenn er nicht gar zu verwerfen ist, scheint uns ganz etwas anders zu bedeuten; so wie man nach dieser Analogie einen juristischen und medicinischen Geschmack bilden könte.

Ob Kopf und Genie einerlei sey, wie der Herr V. glaubt, daran zweifeln wir, und der Sprachgebrauch scheint auf unsrer Seite zu seyn; denn so wäre ein dummer Kopf so viel als ein dummes Genie, ein unerfinderischer Kopf, ein unerfinderisches Genie; welches wiedersprechend ist. Und ein Mensch, der Kopf hat, ist darum noch kein großer Kopf. Das Wort Kunstkopf wil uns auch nicht recht gefallen, doch überlassen wir es der Zeit, ob es Beifal finden wird.

Warum der V. nicht Laune, sondern Laun sagt, ist uns unbekant. Daß Laune ein mürrisches, eigensinniges Wesen sey, würden wir nicht sagen. Es giebt eben so wohl eine lustige als verdrüsliche Laune. Wer sieht nicht, daß Sancho so wohl in seinen lustigen als verdrüslichen Einfällen launisch ist? Ob das lateinische Morositas die Laune ganz ausdrücke, zweifeln wir sehr; denn der Ausdruck bei guter Laune ist

überal angenommen; und Morositas zeigt bei den Lateinern eine alzugroße Accuratesse an. So sagt Suetonius vom Cäsar; circa corporis curam morosior, ut non solum tonderetur diligenter ac raderetur, sed velleretur etiam. Auch diejenigen haben es nicht recht getroffen, welche die Urbanitas der Lateiner für die Laune halten. Sie war nichts anders als der übliche Ton der feinern Welt, welcher gerade das Gegentheil von der Laune ist.

In dem zweiten Abschnitte kommen einige algemeine historische Anmerkungen von der Kunst vor, nach dem Goguet und Winkelman.

Der dritte Abschnit enthält die Geschichte und Grundsätze der Bildhauerkunst. In der Geschichte wird zuerst von der Bildhauerkunst der Egyptier und Hetrurier kurz, und von der Griechischen weitläuftiger gehandelt. Es werden nach dem Winkelman vier Zeitläufte und Stile der Kunst unter den Griechen angenommen. Den ersten Zeitlauf und den ältesten Stil setzt er vor dem Phidias; der zweite geht vom Phidias bis auf Alexander den Großen; der dritte von diesem Könige an bis auf die Römer und römischen Kaiser; und der vierte betrift die griechische Kunst unter den Römern und römischen Kaisern. Er giebt dem Herrn Heyne recht, der in seiner Berichtigung und Ergänzung der Winkelmannischen Geschichte der Kunst des Alterthums bemerkt, daß diese Epochen zu früh gemacht worden, zu wilkürlich sind, und oft in einander laufen, auch den eigentlichen Punkt verfehlen; und wir wünschen mit ihm, daß Herr Heyne fortfahren möge, die Winkelmannische Abhandlung der drei

übrigen

übrigen Epochen eben so zu verbessern, als er die erste bereits von vielen kleinen Fehlern gereinigt hat. Darauf kommen einige Anmerkungen über noch vorhandne griechische Statüen, den Hercules und die Flora im Pallast Farnese, die mediceische Venus, den Mercur zu Portici, die Familie des Lycomedes u. s. f. Auch wird einiges von dem materiellen und mechanischen der griechischen Bildhauerei berührt. Denn wird von der Bildhauerkunst unter den Römern gehandelt, von der Verwüstung und den Ergänzungen, den vornehmsten Samlungen und vorzüglichsten noch vorhandnen alten Statüen.

Alsdenn trägt der V. die Geschichte der neuern Bildhauerkunst in Italien, Frankreich, Deutschland und Rusland vor; wobei noch eine Vergleichung der alten und neuen Bildhauer, und der Bildhauerei und Mahlerei angestelt wird; und endlich werden drei Classen der alten schönen Statüen, die uns übrig geblieben sind, festgesetzt, von welchen man die vornehmsten Grundsätze der Bildhauerkunst lernen kan.

Ob die Bildhauerkunst leichter sey als die Mahlerei, wie der V. behauptet, mögen wir nicht entscheiden. Sonst wünschten wir, daß zum Besten der Anfänger wären erklärt worden; als, der gerade und steife Stil, der bedeutende und gelehrte, der harte und übertriebene; welches in der Einleitung sehr füglich hätte geschehen können; desgleichen nachdrückliche, harte, mächtige Zeichnung, hohe Einfalt der Köpfe u. s. f.

Wenn der Herr V. von der berühmten Bildsäule in der Villa Borghese bei Rom, welche gemeiniglich

niglich der borghesische Fechter genant wird, und die Herr Lessing in seinem Laokoon für den Chabrias hält, glaubt, daß Herr Lessing noch der Meinung sey, so verhält sich die Sache anders. Er hat diese Meinung selbst zurück genommen, indem er durch eine falsche Nachricht des Winkelmans in der Geschichte der Kunst irre gemacht worden ist. Denn Winkelman sagt: die Figur ruhe auf dem linken Schenkel, und das rechte Bein wäre hinterwärts gestreckt, welches aber falsch ist; denn die Figur ruht auf dem rechten Schenkel, und das linke Bein ist hinterwärts ausgestreckt; dieses zeigt, daß der Fechter im Anfal begriffen sey, nicht aber in der Vertheidigung, wie des Chabrias Soldaten.

Endlich sind noch unterschiedene Grundsätze der Bildhauerkunst beigefügt, als von der Zeichnung und dem Umris, von dem Verhältnis der Theile, von dem Schönen in der Bewegung, vom Kopf, von Bruststücken, von der Brust und dem Unterleibe, von schönen Händen, Fingern, Knieen, Füßen und Nägeln an denselben, von der Ausarbeitung der Figuren, von der Bekleidung derselben und der Kraft der Bildhauerkunst.

LV.

Anweisung zur Bienenzucht, zweiter Theil, darin von der algemeinen Landbienenzucht und andren die Bienenzucht betreffenden vermisch-

mischten Materien gehandelt wird, von Carl Ludwig Hase, Pastor in Wildenbruch. Berlin, in der Buchhandlung der Realschule, 1772. 8. 181 Seiten.

Diese Schrift ist ein neuer Reiz für die Brandenburger, ihr zur Bienenzucht so wohl gelegenes Land volkommen zu nutzen. Der V. beweiset zuförderst die Möglichkeit, algemeine Landbienen, das ist, Bienen, welche eine jede Gemeinde gemeinschaftlich halten könte, insbesondere aber in der Churmark mit Vortheil anzulegen. Er zeigt die Nachtheile und die Unmöglichkeit eines erheblichen Gewinstes, wenn ein jeder Bauersman einige eigene Stöcke halten wolte. Seine ohnehin bestimte Arbeit erlaubt ihm keinesweges, diesen Thieren diejenige Aufsicht zu geben, die sie bedürfen; er kent ihre benöthigte Wartung zu wenig; vielmals fehlt ihm dazu der erforderliche Platz, und endlich sind etliche Körbe mit mehrerer Arbeit als Gewinst verbunden. Freilich sucht man die Liebhaber durch Prämien zur Bienenzucht aufzumuntern. Aber die Erfahrung lehret es, daß es wenigen Vortheil schaft. Wenn aber ganze Gemeinden eine gewisse Anzahl Bienenstöcke kaufen, und solche durch einen gemeinschaftlichen, besoldeten, beeidigten und wohl unterrichteten Wärter behandeln: denn kan ein beträchtlicher Vortheil entspringen. Zu diesen Wärtern schicken sich die Schulmeister, Dorfküster und andre Handwerker der Dörfer, deren Arbeit ohnehin auf dem Lande nicht beständig gehet, sehr wohl, und deren Nothstand kan dadurch in der That vermindert werden. In dieser Absicht giebt sich der Hr. V. die

Mühe, die ganze Einrichtung und die Pflichten der Gemeinde zu diesem Zwecke aus einander zu setzen; und eben so genau bestimt er die Pflichten der Wärter, die selbst von einem Bienendirector eines ganzen Kreises in der nöthigen Ordnung solle erhalten werden. Auch die Obliegenheit dieser Directoren wird sehr genau, und mit vieler Klugheit, dem Unterschleif vorzubeugen, erörtert. In solchen Forsten, die sich zur Anlegung der Bienen schicken, sollen königliche Bienen erhalten werden; aber deren Aufsicht ist nicht den Förstern, sondern eigenen gelernten Wärtern aufzutragen, und jene Directors haben auch diese zu befehlen. Doch müssen die Förster bei dem Zeideln, Tödten der Bienen, und bei der Ausnahme des Honigs gegenwärtig seyn, und dem Director darüber die Rechnung überliefern. Gewis, wo dergleichen Einrichtungen im Gange sind, da kan man eine sichere Rechnung auf ihre Verpachtung machen, welche in Wahrheit gar nicht als eine geringe Kammerrevenüe anzusehen ist. Man wende nicht ein, daß sich nach einiger Zeit die Bienen zu häufig mehren würden. Der V. entkräftet diese Furcht, denkt sehr richtig, weswegen der Schwarm, der vor Johannis komt, oft selbst der Nachschwarm verlohren geht, und zeigt durch Gründe, warum man von einer übertriebenen Viehweide keinen Schlus auf eine Bienenweide machen könne. Jene fordern Gewächse: aber Bienen ernähren sich nicht allein von Gewächsen, sondern vorzüglich von den mit dem fallenden Thaue herunter gebrachten fremden Dingen, dergleichen schon der Honigthau ist. Viele Bienen finden an sonst geschickten und blumenreichen Gegenden allemal ihre reichliche Nahrung, und wenn diese nicht zureichen solten, sind uns denn die Hände gebunden,

den, ihnen durch Anpflanzung der Linden und der Obstbäume diese Nahrung zu verschaffen? Deswegen redet der Hr. V. im zweiten Capitel von dem höchst nöthigen Ansatz algemeiner Obst- und Lindenbäume. Er lehret, woher man diese Bäume nehmen sol, theils überhaupt, theils auch insbesondere für einen jeden Bauersman, und räth ihm, sich kleine wenig kostende Baumschulen von allerlei Kernen anzulegen, und unterrichtet ihn, wie er diese behandeln müsse. Aber wohin sollen diese erzielten Bäume dereinst gepflanzet werden? An große Landstraßen? Ja, dieses wäre vortreflich. Aber man weis, wie schwer es hält, solche Alleen aufzubringen, oder nur zu erhalten. Sie werden jung, theils aus Bosheit, theils aus einer unartigen Begierde, den jungen Baum zu einer gewissen Absicht zu gebrauchen, ausgerissen, verstümmelt oder gänzlich verdorben.

Aus dieser Ursache verlangt der Hr. V. sie in der Mark besonders an solche ledige Plätze zu bringen, die sonst kein Mensch und Vieh für Sand zu nützen vermag, die aber zum Fortkommen der Bäume sehr gut sind. Denn er hat bemerkt, daß der obere Sand, den der Wind herbeigeführet, einen weit fruchtbarern bedeckt. Er räth ferner, diese Bäume an die Dorfwege und Triften dicht an die Zäune zu bringen, und sucht dadurch den Anflug neuen Sandes zu hemmen, folglich den Boden fruchtbarer zu machen. Was man bei dem glücklichen Ansetzen zu beobachten hat, auch dieses wird hier gelehret, und ein Vorschlag gethan, daß Adeliche, Beamte, Pfarherrn, Pächter, Schuldiener u. s. f. jährlich eine gewisse Anzahl Obst, Maulbeerbäume und Linden anpflanzen, und selbige erhalten und vermehren sollen.

Freilich ist dieses mit Mühe, und nicht ohne einigen Aufwand verknüpft. Aber der Vortheil überwindet beides, und wenn diejenigen, welche solchen Bäumen einen Schaden zufügen, nachdrücklich bestrafet werden; so ist der Vortheil in der Zukunft gewis. Der Nutzen bleibt billig allen gemein. Das dritte Capitel beschreibt einen verbesserten Bienenkorb von Stroh, und untersucht, ob die Klotzbeuten besser als Strohkörbe sind. Mit Recht werden die Strohkörbe jenen vorgezogen. Sie sind leichter zu erhalten, nicht so kostbar im Anschaffen, nicht so wandelbar wie jene, und daselbst, wo ohnehin das Holz rar ist, überhaupt anzurathen. Die Verbesserung der Körbe, welche der Hr. V. empfiehlt, bestehet darin, daß man durch diese Anlage das Schwärmen der Bienen verhindern, und doch diesen Schwarm fangen kan, so wie Reaumür, Eyrich, und andre schon glücklich ins Werk gerichtet haben. Der V. schneidet mit einem langen und scharfen Messer die Haube eines vollen Stockes ab, legt denselben bei Seite, und in ihn eine oder etliche ausgeschnittene Wachstafeln, setzt so geschwinde als möglich auf den Rumpf des Korbes einen darauf passenden hölzernen, doch in der Mitte durchborten Teller, und deckt darüber die Haube eines dazu verfertigten Korbes mit einem eigenen Flugloche, beschmieret alsdenn und befestiget die Ränder wohl. Das Loch des Tellers gestattet die Gemeinschaft des untern und obern Korbes. Auf eine ähnliche Art verlangt der V. die alten Körbe einzurichten, und neue cylindrisch machen zu lassen, dergestalt, daß es lauter Strohringe sind, die man nach Gefallen über und unter einander setzen, und mit Hauben, je nach der Größe der benöthigten

thigten Körbe, bedecken könne. Die ganze Sache dieses kühnen Abschneidens der Haube gründet sich auf eine artige Beobachtung, nemlich daß die Königin nicht eben oben oder unten im Korbe, sondern sich beständig nahe bei dem Flugloche aufhalten sol. Dabei giebt der V. den Rath, die Körbe mehr hoch als weit zu machen, und solche Strohringe vorräthig zu haben, die in der Weite ab- und zunehmen, damit man nach seinem Wohlgefallen die Körbe zu verengen oder zu erweitern vermöge. Endlich wird gelehrt, wie die Bienen abzusetzen, wie die Wachstafeln zu gewinnen, die Stöcke zu reinigen, den Raubbienen und Hungerschwärmen zu begegnen, die Magazine anzulegen, und den Bienen bedürfenden Falles die Futterung zu geben sey.

Billig hält der V. die Bienen zu tödten für grausam. Er erhält sie beim Leben, und treibt sie durch das Räuchern aus ihrer alten Wohnung in den aufgesetzten neuen Körben. Eben dieses kan geschehen, wenn man einen leeren Korb zur Seite des andern stellet, und beide durch einen gemeinschaftlichen Kanal mit einander verbindet. Das vierte Capitel schildert die Vortheile ab, welche aus der Anlage algemeiner Bienenhütten entspringen. Wenigstens gedeihen sie unter einer algemeinen Wartung besser, der Neid der verschiedenen Bienenliebhaber an einerlei Orte fält weg, die Processe, welche oft durch das Schwärmen entstehen, indem sich die Bienen nach einem gewissen Nachbar wenden, werden vermindert, dem Bestehlen und dem feindlichen Begegnen der Bienen ist leichter vorgebeugt, und aus allem diesem fliest ein sicherer und

ergiebiger Gewinst. Im fünften Capitel giebt der Verfasser den Vorschlag, die Einkünfte des Hallischen Weisenhauses und andrer öffentlichen Stiftungen, durch eine im Großen angelegte Bienenzucht zu vergrößern. Die Lage des Hallischen Weisenhauses ist den Bienen sehr erspriesslich, und dieses Hauses jährliche Einkünfte erlauben auch den zur ersten Einrichtung einer solchen Bienenzucht nöthigen Aufwand. Das sechste Capitel betrachtet des Hrn. Schirachs Methode der Bienenpflege, in so weit selbige in der Churmark anzuwenden seyn möchte. Nicht durchaus ist mit ihm der V. übereinstimmend, und, wie wir glauben, nicht ohne Grund. So gefält ihm der Draht des Hrn. Schirachs, mit welchem man den Inhalt der Körbe messen sol, nicht; und der Tannen- und Kiehnbaum dient zwar den Bienen zum Wachs, nicht aber zum Honigbau. Auch das Klingeln bei dem Schwärmen ist ein übler, wenigstens ein unnöthiger Gebrauch. Das siebente Capitel enthält einige Anmerkungen über das Buch: Die nützliche Biene, oder Anweisung, wie man zum algemeinen Besten eines Landes die Bienen vermehren, erhalten und brauchen könne, von einem Ungenanten. In den mehrsten Stücken stimt der Hr. V. mit diesem Ungenanten überein; hin und wieder werden aber auch demselben einige nicht geringe Zweifel entgegen gesetzt. Das achte bis dreizehnte Capitel enthalten Schreiben und Antworten, die algemeine Bienenzucht betreffend, und Rathschläge und Empfehlung, im Preußischen die Bienenzucht nicht zu verabsäumen. Wir sehen nicht deutlich ein, wie man mit Vernunft einer algemeinen Bienenanstalt feind seyn, oder derselben nicht alle mögli-

mögliche Hülfe leisten solte. Außer dem Honig halten wir die Wachsbleiche für einen sehr wichtigen Artikel. Wie viele Handwerker bedürfen nicht des Wachses, und ohne Zweifel brent ein Wachslicht volkomner als ein Talglicht. Aber durch gute Bienenpflege kan das Wachs so wohlfeil werden, daß man diese Lichter für einen ähnlichen Preis mit den Talglichtern bekommen, und das Talg zur Seife und andern Bedürfnissen angewendet werden kan, wodurch insgesamt der hohe Preis dieser Waaren im Staate fallen mus. Und welche Vortheile kan man nicht erwarten, wenn man den Ueberrest des nicht zu nützenden Honigs in einen Meth, in Honigbier, in Honigessig, verwandelt? Eine geringe Betrachtung lehret die Nutzbarkeit der Bienenpflege, und indem dadurch gesunde Getränke dem Staate verschaffet werden, so gewinnet er zugleich dadurch, daß beträchtliche Summen Geldes im Lande verbleiben, die sonst für Honig, Wachs u. d. g. Waaren fortgeschaft werden. Im dreizehnten Capitel redet der V. von der Holsteinischen Bienenzucht. Es ist bekant, daß die Holsteiner für Meister in der Bienenzucht gehalten werden. Man solte aber auch ihr zur Bienenzucht herliches Clima und die Weide betrachten, und diese natürliche Eigenschaft nicht auf die Rechnung ihrer Geschicklichkeit schreiben. Nach der Abschilderung, welche dem Hrn. V. von dieser Bienenzucht gemacht worden, füttern die Holsteiner ihre Bienen im Frühjahr stark. Vielleicht liegt hierinnen einiger Grund, weswegen daselbst die Bienen so zeitig schwärmen: sonst machen sie aus dieser Kunst ein Geheimnis. Sie fassen aber nicht den ersten, sondern

den Nachschwarm, weil sie irrig glauben, daß bei dem ersten Schwarm die alte Königin sich befinde, und sie den alten Stöcken nicht günstig sind. Aber eine solche Frühjahrsfütterung ist kostbar, und verdient eine Abänderung; und daß der erste Schwarm nicht schädlich sey, solches beweisen die Märker, die Prignitzer und Mecklenburger, als welche selbige als die besten fangen, und sich wohl dabei befinden. Das letzte Capitel enthält Anmerkungen über die Aufmunterung zur Bienenzucht von dem Hrn. geheimen Rath Reinhardt für die Baadendurlachischen Lande, nebst Untersuchung, wie ferne dieselbe für die Churmark nutzbar sey.

LVI.

M. Kurella, Pfarrers zu Klein-Koßlau und Groß-Schläfken, kurzer Entwurf der alten und neuen Bienenzucht in Preußen, nebst einer Anweisung, wie die Bienenzucht in Preußen verbessert werden könte. Königsberg, bei Kanter. 8. 88 Seiten.

Die Einleitung empfielet die Bienenzucht allen Wirthen, und vorzüglich werden Geistliche ermuntert, ihrer Gemeine hierinnen mit guten Exempeln vorzugehen. Von der Bienenzucht im Preußischen vor Ankunft der Creuzherrn ist nichts anders bekant, als daß

daß sie die Bienen fleißig gepfleget, und den Honig und Meth geliebet haben. Nach der Vermuthung des V. haben die Einwohner deswegen ein so hohes Alter erreicht. Vielleicht ist solches auch der Pferdemilch beizumessen, deren sie sich ebenfals bedient haben. Von der preußischen Bienenzucht unter dem Teutschen Orden weis der V. auch nichts zu sagen. Musten denn von diesen Dingen zwei weitschweifige Capitel gemacht werden? Und wer solte wol glauben, in diesem lezten Capitel eine Geographie und Muthmaßung anzutreffen, wo ehedem Schlösser und Städte gestanden? Hierauf komt der V. zur Bienenzucht im Pr. nachdem dasselbe in ein weltliches Herzogthum verwandelt worden. Bis 1645 ist nichts von Bienenzucht zu finden. Um die besagte Zeit aber sol man Land- und Bienengerichte in Preußen zu halten angefangen haben, indem man die Bienensachen, die vermuthlich noch wild waren, zu den Forstgerichten zählte. Jezt komt der V. auf die gegenwärtige Bienencultur des gemeinen Mannes. Sie ist schlecht, voller Aberglauben, ganz gegen die Natur. Im Winter verschmieren sie die Körbe so stark, daß es ein Glück ist, wenn die Bienen nicht aus Mangel der Luft sterben; im Frühjahre geben sie mit einem male zu viele Luft, und an die Reinigung der Körbe von den sich ansezenden Maden und Gewürmen denkt keiner. Almählig fängt man an, sich der Bemühungen der Gelehrten zu bedienen. Er rühmt daher im vierten Capitel die Strohkörbe. Obgleich annoch bei vielen die Tödtung der Bienen Mode ist; so sind doch auch andere Preußen, welche nach der fränkischen Art Untersäze unter jene volle Körbe bringen.

Aber

Aber dieses ist besonders, daß sie mehrentheils den Winter über die Körbe in den Häusern unter das Dach am Kehlbalken aufhenken. Warm mögen sie daselbst wol seyn, ob sie aber für Mäuse gesichert sind, so wie der Hr. V. wil, solches scheint nicht einmal wahrscheinlich zu seyn. Anjetzt bedient man sich schon der Lagerstöcke, selbst nach der Schirachischen Abschilderung. Doch sollen sie zwar zum Honigbau bequem und gut seyn, aber dem Schwärmen der Bienen hinderlich fallen. Deswegen zieht der V. die Klotzbeuten vor, die er im siebenten Capitel besonders betrachtet. Er tadelt sie, in so ferne sie keine proportionirte Größe gegen die Menge der darinnen aufzubewahrenden Bienen haben. Den Honigbruch oder das Zeideln nimt man im Preußischen gewöhnlich im Herbste vor, und mehrentheils sehr widersinnig. Denn man nimt den Körben ohne Unterscheid alles bis auf eine Spannelang, von oben herunter gerechnet. Dadurch wird oft der Stand der Bienen so leer, daß sie erfrieren, ohne auf andre Umstände zu sehen, und schon deswegen erwählt der V. das Zeideln im Frühjahre, welches er im neunten Capitel beschreibt. Man hat außerdem, daß die Bienen sich nicht mehr für die Kälte zu schützen arbeiten dürfen, gewisse Vortheile davon: man tödtet nicht so viele; man bekomt den erstarten Honig alle, der im Herbste seiner Flüssigkeit wegen oft verloren gehet, und der Stock wird desto emsiger von der arbeitenden Biene wieder erfült. Hier entkräftet der V. einige gegen das Frühjahr Zeideln entworfene Einwendungen. Die einzige Frage scheint erheblich zu seyn, ob der Frost dem Honig schade? Denn daraus ließe sich

beur-

beurtheilen, ob das Zeideln im Frühjahre oder im Herbste am geschicktesten erfolgen dürfe. Der V. beantwortet diese Frage nicht. Nach den Bestandtheilen aber, welche die Scheidekunst von dem Honig lehret, kan ihm die Kälte eben so wenig als einem andern süßen Safte, der aus einer Säure bestehet, die mit häufigem brenbaren Stoffe umhült ist, schaden. Aus der Erfahrung hätte der V. auch dieses schließen können, zumal man seinen im Frühjahr genommenen Honig, den er verkauft, niemalen getadelt hat. Dieses ist gleichwol nicht zu läugnen, daß man im Frühjahre der jungen Brut gefährlich wird, wenn nicht das Zeideln mit aller möglichen Vorsicht geschiehet. Im letzten Capitel äußert der V. einen Vorschlag und Ermunterung zur Einrichtung einer eigenen preußischen Bienengesellschaft. Sie kan freilich nicht schaden. Wir wollen im voraus dem Hrn. V. zur Stelle eines Bienenvaters in dieser Geselschaft unsern Glückwunsch entrichten.

LVII.

Die nützliche Biene, oder Anweisung, wie man zu algemeinem Besten eines Landes die Bienen vermehren, erhalten und benutzen könne; aus unterschiedenen Büchern und eigener Erfahrnis zusammengetragen. Nebst einem Anhange und Widerlegung der in dem Fuldaischen Wochenblat 1767 im 8ten St. ertheilten

theilten Beantwortung jener in dem 3ten Theile der Frankfurter neuen Auszüge p. 59 aufgeworfnen Frage von einer im Frühjahre bei den Bienen verspürten Krankheit. Dem Publico mitgetheilt von einem Menschenfreunde und Bienenliebhaber. 231 S. 8.

Dieses ist der ganze Titel einer Schrift, die uns sehr wohl gefält. Wir wollen die Ordnung, deren sich der Hr. V. in seinem Vortrage bedienet, mit seinen eigenen Worten erzehlen, und einige Anmerkungen machen. Er macht zwölf Capitel nebst einem Anhang. 1. Vom Nutzen der Bienenzucht. 2. Von abergläubischen Vorurtheilen wegen der Bienen. 3. Ob man eine Gegend mit Bienen übersetzen könne. 4. Von der Biene selbst, ihren Geschlechtern, Art einzutragen und zu bauen. 5. Vom Stande der Bienen. 6. Von nützlichen Blüthen, Bäumen und Stauden. 7. Von der Bienen Feinden und Krankheiten. 8. Von Mitteln dargegen. 9. Von einer neuen Art sie zu nutzen. 10. Prüfung unterschiedener Arten, besonders des kürzlich von L. Eyrich ins Publicum gediehenen Entwurfs der volkommensten Bienenpflege. 11. Von der Wartung das ganze Jahr hindurch. 12. Entwurf einer landesherlichen Bienenverordnung. Und der Anhang enthält die auf dem Titel angezeigte Widerlegung des Fuldaischen Wochenblates.

Schon diese Anzeige verräth einen ordentlich denkenden Man, dessen Character die ganze Schrift beweiset.

An-

Anfänglich bekommen die Scheincameralisten ihre ganze verdiente Weisung, diese nemlich, welche den Nutzen des Landesregenten und der Unterthanen alles das nennen, wodurch die Kasse des Landesherrn oder das Vermögen der Unterthanen vermehret wird, ohne darauf zu sehen, ob nicht daraus in der Folge ein grösserer Nachtheil entstehen könne. Er gehet in dieser Absicht verschiedene Stücke durch, die zwar anfänglich Vortheile zu bringen scheinen, in der That aber in Zukunft schädlich sind. Die Säemaschine und die künstlichen Düngungen rechnet zwar eigentlich der V. nicht mit dazu; aber er meint doch, daß deren Nutzen mehr müsse geprüft werden. Dieses glauben wir auch. Man lasse aber einige falsche und zu geschwinde gemachte Schlüsse weg, man versuche mit Vernunft, und nicht nach den Worten eines Tülls und seiner Nachfolger, sondern ändere, was nach den Umständen abzuändern ist; gewis der daraus entspringende Vortheil ist sehr erheblich. Die neulich in Sachsen veranstalteten Versuche lehren dieses überzeugend. Die künstliche Düngung kan auch wol nicht algemein als eine Thorheit angesehen werden. Darin aber sind wir mit dem V. einig, daß die mehresten künstlichen vorgeschriebenen Düngungsmittel nichts taugen, und aus einer Unwissenheit in der Chymie entstanden sind. Verstehet der Hr. V. diese Kunst, so darf er nicht achtzig Jahre warten, um so viele Tobacksasche, ernstlich gemeint, zu samlen, als er bedarf, damit einen Versuch ins Große zu machen. Wir geben ihm die Versicherung, daß die Potasche eben das Amt der Tobacksasche verrichten, die Körner zerfressen, und die Hofnung

der Erndte vereiteln werde. Dieses bei Seite gesetzt, zählt der V. die Biene mit Recht unter die Zahl der wahren Nutzen bringenden Dinge, und bestimt die Vortheile, die ein Land durch die Wachsbleiche, durch den Meth und durch den Honig bekommen kan. Ein Dorf und eine Gemeine können allein hiedurch die jährige Contribution gewinnen, und wie groß ist nicht schon dieser Vortheil aus allen Gesichtspuncten betrachtet, wo sonst der arme Bauer sein erbauetes Getreide früh so wohlfeil verkaufen mus, damit er die verlangten Abgaben zu entrichten vermag, welches er jetzt bis in bessere Zeiten ersparen kan. Ein Platz von hundert Schritten ins Gevierte ist zu etlichen hundert Körben genug; und wenn zu dem Anbau dieses Platzes auch 300 fl. auf Interesse aufzunehmen seyn solten, so lehrt doch der V., daß dieses Capital im dritten Jahre schon getilget, im vierten Jahre aber über 500 fl. wirklich gewonnen sey. Den Zweifeln gegen diese Rechnung wird sehr wohl und deutlich begegnet; und denjenigen, welche mit Svedern meinen, daß man die Bienen nicht in Anschlag bringen dürfe, weil ihr Ertrag ungewis sey, zeigt der V. das Fehlerhafte ihres Urtheils. Bei der Abschilderung der Bienenvorurtheile solten wir doch §. 9 vermeinen, daß mancher Mensch einen so ecklen Geruch von sich gäbe, der den Bienen eben so nachtheilig und unangenehm seyn könne, als ein Aas und ein andrer Gestank, welchen letztern doch der V. §. 12 und 13 nicht unter die Mährchen setzt. Manche Menschen geben solche Dämpfe von sich, daß sie daselbst, wo sie wohnen, die Mäuse vertreiben, wie ich dergleichen selbst gekant habe; und warum solten die Bienen,

die

die ohnehin ein sehr zartes Gefühl haben, nicht ebenfals aus diesem Grunde den einen Menschen mehr als den andern vertragen können, und bei dem einen besser als bei dem andern gedeien, ob sie gleich von beiden einerlei Wartung bekommen. Bei einiger Aufmerksamkeit finden wir in der Natur so viele entscheidende Fälle, daß wir an einer solchen Sache nicht mehr zweifeln solten. Uebrigens ist das Urtheil sehr gegründet, daß man ohne Noth glaubet, es könne eine Gegend mit Bienen übersetzt werden. Bei dem Geschlechte der Bienen giebt der V. eine solche Abbildung, die sich für einen Wirth schickt, und überläst das genauere den Beobachtungen der Naturforscher. Diese mögen untersuchen, wie es wol zugehen könne, daß einige Bienen weiblich, mehrere mänlich, und die mehresten im Korbe von der Art gebohren werden, die zu keinem von diesen Geschlechtern gehören. Was dem Wirthe inzwischen zu wissen nöthig ist, daß aus dem Eie gar bald eine Made wird, und diese sich in wenigen Tagen in eine wirkliche Biene verwandelt, und daß diese ganze Zeit höchstens zwanzig Tage beträgt, woraus die überaus große Vermehrung der Bienen erkant, und gewisse Vorurtheile können entkräftet werden, dieses ist nicht vergessen worden. Es ist allemal zu bedenken nöthig, daß in einem jeden Korbe alte und junge Bienen, und zugleich eine Brut sey, welche in Eiern, Maden, und auch in solchen Thierchen bestehen, die eben Bienen werden wollen. Schon dieser Gedanke zeigt die Thorheit, die sogenanten alten Bienen zu tödten, und lehrt uns bei dem Zeideln vorsichtig zu seyn. Auch die Art, wie die Bienen bauen, und wahrschein-

licher Weise Wachs und Honig bereiten, wird hier gemeldet; dabei bemerkt der V. die große Vorsicht, welche man bei der Wahl eines neuen Bienenstandes zu beobachten hat, und bestimt die Gewächse, die in einer solchen Gegend vorhanden seyn, oder die man mit Fleis anlegen mus, wenn man nicht wil, daß die fleißige Biene durch unnöthige Umwege die Materie ihres Baues hohlen, und in der Arbeit sol gestöret werden. Die Feinde der Bienen sind sehr zahlreich. Täglich leidet ein Korb einen ansehnlichen Verlust durch Vögel, Wespen, Raubbienen, selbst durch Maden und andre Insecten, welche ihre Wohnungen auf die Leiber der Bienen aufgeschlagen haben. Die mehresten Schriftsteller erzehlen eine ziemliche Menge von Krankheiten, welche die Bienen treffen sollen. Unser V. unterscheidet aber eine wirkliche Krankheit von dem Zustande, den die Bienen durch Hunger erleiden, und rechnet zu jener vorzüglich die schwarze Ruhr. Jetzt erzählt der V. die anzustellende Curen, und zeigt die Mittel, durch welche den Bienen eine Sicherheit für ihre Feinde kan geschaffet werden. Wir fügen zu den Vorschlägen des V. die Wespen zu vertreiben, als ein gewisses Mittel hinzu, daß man diese Gäste durch eine Schaale süßen Getränkes, welche in der Gegend der Körbe gestellet worden, abzuhalten vermöge. Der Vorschlag des V. die Raubbienen zu fangen ist sehr artig, und in Betracht des Vortheils in der That weniger mühsam, als er in dem ersten Augenblick zu seyn scheint. Eben so gefält uns die Methode, die Bienen von den auf sie sitzenden Insekten zu reinigen. Daß aber Regen den Bienen schädlich sey, weis jederman: diese

An-

Anmerkung des V. aber ist vielleicht wenigen bekant, daß, so nützlich die Linden sonst den Bienen sind, selbige ihnen doch bei starken Regengüssen sehr gefährlich werden können. Denn alsdenn verkriechen sie sich unter die Blätter, wo sie haufenweise bei einem anhaltenden Regen todt zur Erde fallen. Für die oben bemerkte schwarze Ruhr räth der V. den Bienen guten jungen Honig, und das sogenante große Bienenpulver, dessen Composition dabei gelehrt wird, zu geben. Die so beliebte Methode, die alten Bienen im Herbste zu tödten, giebt zwar mit einem mahle mehr Wachs und Honig; aber sie ist grausam, und für den Wirth nicht vortheilhaft. Das Zeideln ist offenbar wegen der jungen Bruth gefährlich. Daher räth der H. V. Körbe unter einander zu setzen, bis deren drei übereinander stehen, wo man denn den dritten öbersten gänzlich abnehmen, und sich mit dessen Inhalt bereichern kan. Setzt man nun alle Jahre neue Körbe unter, so kan man auch alle Jahre die öbersten erndten. Nur im ersten Jahre ist dieser Gewinst vergebens; desto sicherer aber in der Folge der Zeit. Der V. wählt Strohkörbe, die oben mit einem platten Brette oder plat geflochtenem Strohdeckel sollen bedeckt werden, die in der Mitte eine Oefnung bekommen, welche nach den Umständen zu beschließen ist. Hier erklärt sich der V. wegen seines obigen Vorschlages deutlicher. Er verlangt einen Platz von 100 Quadrat Füßen, derselbe sol mit Graben und Hecken umschlossen seyn; an der Nordseite wil er Tannenbäume, und hin und wieder Weidenbäume, Johannisbeeren u. s. ferner setzen. Der gröste Theil dieses Platzes bleibt Ackerland, wird aber

in Beeten abgetheilt, mit Thimian, Isop und andern Kräutern, selbst mit Rüben, Erbsen, Bohnen u. s. f. bestelt, damit die Bienen eine ihnen angenehme Nahrung in der Nähe bekommen. 50 Körbe im Anfange geben durch ihr Schwärmen einen genugsamen Ansatz. Gleich nach dem Schwärmen bekommen diese Körbe Untersätze, und im 2ten Jahre neue Untersätze, wo, indem diese zur Helfte erfült und angebauet sind, man den ersten und öbersten Korb abnimt, womit man in Zukunft alle Jahre fortfährt. Wir sehen den Rath so vernünftig an, daß wir nichts erhebliches dagegen einwenden können. Er ist dem Hasischen Vorschlage ähnlich. Inzwischen beleuchtet der V. einige gewöhnliche Einwendungen, die er aber sehr gründlich entkräftet. Artig ist es, daß er einmal in einem aufgesetzten zwei Weisel beisammen wohnend gefunden hat. Nach der Methode des V. ist das Schwärmen nicht mehr zu befürchten, und das Tödten fält auch weg. Ueberal sind brauchbare Cautelen eingestreut, z. E. wie man es zu machen habe, daß ein vom Weisel entblößter Korb damit wieder besetzt werde; wie man die Bienen wieder zum Schwärmen bringen könne u. s. f. Uns deucht, daß diese Vortheile gar nicht geringe sind. Man bedenke nur, was die Bienen bei ihrem Schwärmen im Eintragen versäumen, wo oft 14 Tage nicht hinreichen; man erwege, welche Aufmerksamkeit die Menschen den schwärmenden Bienen sonst geben müssen; welchen Verlust man durch das Tödten leidet: wie wenig die Raubbienen einem nach dieser Methode stets vollen Korbe anhaben, und daß man selbst den gewöhnlichen Nachschwarm sehr sicher fassen könne, der sonst so wenig

nig gedeiet: alles dieses zwingt uns dem V. beizupflichten. Die einfachen Körbe, welche der V. zu bewaßren besielet, dienen zu Zuchtbienen, und durch sie kömt man bald zu einer ansehnlichen Menge. Der V. gestehet frei, daß er das mehreste dieser Einrichtung den Herrn Gedde und Fürstenau zu verdanken habe. In der Prüfung unterschiedener Entwürfe nach dem 10ten Capitel, wird das lächerliche eines 1755 unter dem Titel: natürlich wirthschaftliche Betrachtung von Bienen, erschienenen Werkes betrachtet, und hingegen dem Hrn. Eyrich das verdiente Lob ertheilt. Doch ist der Hr. V. mit letzterm nicht allenthalben einerlei Meinung. Dessen vorgeschlagene Schubläden, die verschiedenen Thore seiner Bienenkörbe, ihre so peinlich genommene Größe, und die Vorhangsbretter des Bienenhauses, misfallen ihm, und uns deucht, daß es nicht ohne Grund geschiehet. Die Abschilderung, wie man die Bienen warten müsse, ist überaus umständlich, und von Monathe zu Monathe angegeben.

Auch die Bienenordnung ist sehr vernünftig. Hier ist das algemeine derselben: 1. Man mus die Gegenden, wo die Bienengärten am besten anzulegen sind, erforschen. 2. Es müssen Directors und Aufseher bestelt werden. 3. Man mus die Einwohner zum Bienenbau möglichst ermuntern. 4. Ihnen das Anschaffen der Bienen erleichtern. 5. den Absatz des Honigs und des Wachses befödern. 6. Sorge tragen, daß der Dieberei gesteuret werde. Diese Punkte zergliedert der V. mehr, und zeigt, wie sie ausgeübt werden können, selbst wie der Fürst bei einer einmal wohl eingerich-

gerichteten Bienenpflege wahre Vortheile von dem Meth und Essigmachen bekommen müsse.

Der Anhang endlich ist sehr satyrisch. Er betrift eine angeblich epidemische Krankheit der Bienen, die von Anfange des Frühjahres bis im Brachmonath von einer Wuth sollen angegriffen werden, wo sie aus dem Korbe mit Ungestüm und in eine Runde herumfliegen, niederfallen, und sich in die Mauren und hohle Bäume verkriechen, alsdenn crepiren. Einige wollen dieses dem Genusse giftiger Kräuter zuschreiben; und Peter Pflugrath hat in dem 8ten St. der Fuldaischen Policei und Commerzien Anzeigen 1767 diese Krankheit von der Blüthe des Holunders und Hagedorns herleiten wollen, dabei er behauptet, daß sich die Bienen durch die Stacheln des Dornes verwundeten: ja er wil so gar Beulen an dem Kopfe der Bienen wahrnehmen wollen.

Wirklich ist diese Erzählung spashaft; und ohne uns auf das scoptische einzulassen, welches unser V. in der Beantwortung äußert, leitet derselbe mit mehrern Gründen diese Krankheit von den Stichen her, welche die guten Bienen in dem Kampfe mit Raubbienen bekommen, nach welchen sie sich erzählter maßen zu betragen pflegen. Zulezt wirft der V. einige Fragen auf, welche er beantwortet zu sehen wünschet. Herr Schirach kan zum Theil selbige beantworten, und die Beantwortung der übrigen findet er grösten Theils in den fränkischen Abhandl. der physik. ökon. Bienengesellschaft vom Jahre 1771.

LVIII.

Abhandlungen und Erfahrungen der fränkisch physikalisch ökonomischen Bienengesellschaft auf das Jahr 1771 8. 421 Seiten, bei Zech in Nürnberg.

Diese beträchtlichen Abhandlungen fordern unsere Aufmerksamkeit auf. Sie sind schön, gründlich, sinreich, deutlich, empfehlend. Wir wollen sie in der Ordnung anzeigen, und dem Leser selbst zu urtheilen überlassen.

I. Physikalische Untersuchung von den verschiedenen Geschlechtsarten der Bienen überhaupt, und insbesondere von den praeformirten Weiseleiern, und von dem doppelten Aste des Eierstockes der Bienenmutter, von Joh. Fried. Steinmetz Diac. zu Melkendorf im Bayreuthischen. Der Hr. V. behauptet, daß der Weisel weiblichen, und die Trähnen mänlichen Geschlechts nur zur Fortpflanzung dienen, daß aber die übrigen Bienen, ob sie gleich zur Fortpflanzung ungeschickt wären, dennoch von gedoppelter Art nemlich einige mänlich, andere weiblichen doch verstümmelten Geschlechtes wären, und als andere keusche Junggesellen, oder als vestalische Jungfrauen könten angesehen werden. Ohne Streit hängt die gute Cultur der Thiere überhaupt von der erkanten Natur derselben ab. Wie viel würde man also gewinnen, wenn man die

Natur der Bienen bereits außer Zweifel gesetzt hätte! Aber hieran fehlt es noch gar sehr. Die Muthmaßungen des V. sind vernünftig, andern Wahrheiten nicht wiedersprechend, und uns deucht, daß sie eine Menge Erscheinungen erklären, die sonst fast unauflöslich sind. Wir wollen uns bei der Meinung des V. warum die arbeitenden Bienen nicht zur Fortpflanzung geschickt seyn sollen, und die er vorzüglich in dem setzt, daß sie alsdenn nicht Zeit genug haben würden, Wachs und Honig einzutragen, und zugleich das Brüten zu bewirken, nicht aufhalten; dieses mögten wir aber erfahren, woher es der Verf. wüste, daß das Wachs in den Leibern der Bienen präparirt, und aus den Ringen derselben ausgeschwitzt würde. Uns deucht, daß dieser Satz mit sehr wichtigen Gründen hinlänglich bestritten worden. Inzwischen bewies der V. daß sich die Bienen wirklich begatten, aber also, daß der Weisel auf die Thränen steigt. Er ist der Meinung zugethan, daß nicht alle Thränen zur eigentlichen Begattung bestimt wären, sondern daß deren gröster Theil blos zu dem Ende erschaffen worden, daß sie ihren mänlichen Saamen als einen Futterbrei in diejenigen Zellen fallen lassen müsten, wo die Königin ihre Eier hingelegt hat. Wenigstens wird diese Muthmaßung durch die Ablegekunst, durch die neue Erzeugung einer Königin, sehr wahrscheinlich. Sie ist geschickt, eine Menge von Begebenheiten in ein Licht zu setzen, über welche sich sonst ein starker Schatten verbreitet.

Sind nemlich nur eine Art Thränen Männer der Königin, und andere nur dazu, daß sie ihren Saamen in Zellen ablegen, so ist einzusehen, warum ihrer

rer so viele in einem Stocke vorhanden seyn müssen; warum der Stock zu Grunde gehet, wenn keine Thränen da sind; warum selbige zur Zeit der Brütung am häufigsten angetroffen werden, warum oft ein Stock verdirbt, der noch Thränen, Weisel und Honig genug hat, u. s. f. Es dürfen nur solche Thränen fehlen, welche zur Begattung der Mutter dienen, oder diese, die ihren Saamen sonst ablegen; in beiden Fällen mus der Stock untergehen. Man verschaffe dem Stocke die mangelnden Thränen, und ihm wird geholfen seyn. Aber welche Thränen die eigentlichen Mänchen sind, dieses ist noch nicht entschieden: der V. hält die kleinsten für solche. Durch diesen Satz lassen sich die Afterweisel einigermaßen erklären: doch vielleicht sind sie Witwen, die ihren Verlust betrauren. Und vielleicht stamt die Buckelbruth vom Ueberflusse des Futterbreies her.

Wenigstens wil man gefunden haben, daß die buckelbrütigen Stöcke mehrentheils von Arbeitsbienen entvölkert sind. Mit einem Worte der angegebene Satz ist so wichtig, daß er wegen der zu machenden Folgen eine neue Aufmerksamkeit der Naturforscher verdient. Dieses aber befremdet uns bei dem so gut denkenden Hrn. V. daß er den Bienen einen so großen Patriotismus beilegen wil, als er S. 41. u. f. thut, da sich wirklich alle diese ihre scheinbar vernünftigen Handlungen aus dem Instinct sehr wohl erklären lassen. Der zweete Abschnit redet von dem praeformirten Weiselei. Zuerst erzählt der V. einige Systeme von der Erzeugung überhaupt, und dieses leitet ihn zu dem Unterscheide der Eier, in welchen schon entweder die Anlage des jungen Thieres nach seiner verschiedenen Gattung liegt,

liegt, dem aber durch die mänliche Begattung das Beleben ertheilt wird, und diese heißen praeformirte Eier; oder diese Anlage kömt erst nach der Befruchtung; in welchem Falle das Ei selbst ein einfaches, unpraeformirtes, jezt aber nach der Befruchtung, das geschwängerte Ei heist. In beiden Fällen ist also ein mänlicher Saame nöthig, und dieser mus entweder durch eine fleischliche Begattung, oder ohne selbiger zum Ei kommen, d. i. er wird im ersten Fal eine innerliche, im andern aber eine äußerliche Befruchtung geben, oder beide Fälle müssen vereinigt werden. Alle diese Arten der Erzeugung scheinen bei den Bienen angetroffen zu werden. Einige Eier werden durch die eigentliche Begattung, andere dadurch befruchtet, daß der Futterbrei oder der Saame einiger Thränen zu den einfachen Eiern gebracht wird. In der That ist diese Lehre sehr verwickelt, und wirklich annoch unreif, und wir zweifeln, ob wir dem geschickten V. folgen können, ohne seine Abhandlung abzuschreiben, oder unvolständig zu werden. So viel wollen wir bemerken, daß derselbe alle Eier praeformirt annimt, und wie es scheint, mit vielem Grunde; ja da die Bienenmutter wirklich einen gedoppelten Eierstock hat, so ist nichts wiedersprechendes vorhanden, wenn man annimt, daß die Eier aus dem einem Eierstocke durch eine äußerliche Befruchtung, die andern aber nicht anders als durch eine innerliche Befruchtung zum gedeilichen Wachsthum können gebracht werden. Uebrigens scheint es, daß die kleinesten Eier die arbeitenden, die etwas größern, die Thränen, und die grösten Eier die Weisel geben. Aber es ist schwer, sie in der bestimten Größe einzeln zu

zunter-

unterscheiden, und daher glaubt der V. daß wenn man aus Thräneneiern wil Weisel erzogen haben, man wirklich ein Weiselei ergriffen, und selbiges für ein Thränenei gehalten habe. Denn nach seiner Theorie legt die Bienenmutter eigene Weiseleier, Thränen und arbeitende Bieneneier, die zwar nicht so leicht der Mensch, wohl aber die Bienen zu unterscheiden vermögen. Es fehlt dem Hrn. V. keinesweges seine Meinung wahrscheinlich zu machen, er entkräftet einige dagegen entstehende Gedanken, und ziehet zum Vortheile der Bienenzucht daraus solche Regeln, welche die Erfahrung gut heißet. Sein dritter Abschnit ist dem doppelten Eierstock der Bienenmutter besonders gewidmet, oder dem Bienenstocke, der mit zween Aesten versehen seyn sol. In der That wil man denselben entdeckt haben. Aber noch ist es nicht ausgemacht, ob sich beide in der Mutter endigen und zusammenstoßen, und daher ist es noch nicht mit Gewisheit zu sagen, ob beide zu einerlei Absicht abzielen, und ob alle Eier einer innerlichen Befruchtung bedürfen. Die Folge der Zeit mus diesen Punkt in ein mehrers Licht setzen. Bemerkt man inzwischen, daß einige Bieneneier ohne innere Befruchtung fortschlagen, andere aber bei ermangelnder innern Befruchtung zu keiner tauglichen Zucht fortwachsen; so ist es wenigstens eine glaubliche Hypothese, daß der eine Eierstock beschwängerte Eier, der andere aber unbeschwängerte und solche Eier dargiebt, aus welchen durch Beihülfe des Futterbreies die vestalischen Jungfern, und überhaupt diese, die man arbeitende Bienen nent, hervorgebracht worden.

Und

Und Urtheile über besondere Betrachtungen geben auch zu glauben Anlas, daß die Weiseleier und Thränenmänleineier zu dem geschwängerten Eierstocke zu rechnen sind. Aus dieser Hypothese läst sich die Möglichkeit der Faulbruten sehr deutlich erklären: sie entstünde nemlich aus solchen Eiern, die keine mänliche eigentliche Befruchtung erhalten, und doch hätten erhalten sollen, die eben so als Hünereier und Eier anderer Insekten, die nicht befruchtet sind, verderben. Solte es aber auch nicht möglich seyn, daß einige Eier, welche keine mänliche Befruchtung bekommen, belebt werden könten, wenn nur der Futterbrei hinzu käme? Wäre dieses, so ließe sich erklären, wie die Afterweiseln, die Thränenkämmerlinge und endlich gar eine Art einer Buckelbruth entstehen könte. Die Sache ist annoch sehr schwer: wir haben aber diesen Auszug, der uns sehr gefält, deswegen etwas unständlich entworfen, damit wir unsere Leser in den Stand setzen mögen, von den Gedanken des V. zu urtheilen, und sie vielleicht dadurch zu reitzen, diese sehr vernünftige Abhandlung selbst zu lesen. Der vierte Abschnit betrachtet einige Einwendungen, die man gegen diese Theorie machen kan, und bestreitet besonders den neuen Satz, daß aus einem jeden Arbeitsbienenwurme, wenn er nur annoch ein dreitägiger Wurm ist, eine Mutterbiene werden könne, ingleichen die Schwammerdammische Theorie, die der Hr. Schirach liebt, daß die Befruchtung der Eier keiner wirklichen Begattung, sondern einem geistlichen Dufte müsse zugeschrieben werden. Es fält unmöglich hievon einen Auszug zu machen. Es ist allemal weit leichter Zweifel zu erregen, als selbige gründ-

lich

lich zu entkräften, und nirgends findet dieses leichter Stat als bei den Bienen, die vermuthlich noch lange ein bewundernswürdiges Volk bleiben dürften. Wir glauben, daß diese Abhandlung dem V. zur Ehre gereiche.

II. Grundris von etlichen practischen Regeln zur Verbesserung der gewöhnlichen Bienenpflege von eben dem vorigen Hrn. V. mit Anmerkungen begleitet von der fränkischen Bienengeselschaft. Es ist ein Grundris, den der V. ausarbeiten wird. Es werden eilf Regeln gegeben, über welche die Geselschaft urtheilet, und hin und wieder mit dem V. nicht einig ist. Ja wir glauben auch, daß der V. einige Meinungen verlassen werde, wenn es ihm gefält, das Buch, die nützliche Biene genant, und welches wir zuvor angezeigt haben, mit der von ihm zu vermuthenden Aufmerksamkeit zu lesen.

III. Von dem Einfassen der Schwärme. Hier ist kein besonderer Fal vergessen, alle werden erörtert, in so ferne diese Fassung in Körben, oder auch in Beuten geschehen sol: dabei vergist der V. nicht die gemeinen Vorurtheile zu tadeln, und stat selbiger gescheutere Methoden anzurathen.

IV. Zufällige, Streit erweckende Bienenbegebenheiten, und deren natürliche Schlichtung, als ohngefähre Beiträge zum Bienenrecht, insonderheit in Ansehung der Körbezucht. Ein Bienenrecht, so wie der V. in der Einleitung verlangt, dürfte wohl in diesem Jahrhunderte nicht wirklich werden. Dasselbe sol nach der Natur der Zucht eingerichtet, und alle Gesetze so deutlich abgefaßt seyn, daß sie nicht der geringsten

Zwei-

Zweideutigkeit mehr unterworfen bleiben. Aber jenes setzt die völlige Kentnis der Natur der Bienen voraus, und ist diese so bald wohl zu hoffen? Und das andere fordert auch zu viel. Gesetze, welche sich auf so mannigfaltige Stücke beziehen sollen, als bei den Bienen nöthig wäre, lassen sich ohne Zweifel niemals so volständig machen, daß sie gänzlich von Zweideutigkeiten befreiet sind. Hier erzält der V. einige 20 Casus, deren Entscheidung ihm zweifelhaft scheinen. Dürfen wir aufrichtig reden? Wir würden die ersten unserer Meinung nach sehr richtig nach der Regel: Casum sentit dominus, entscheiden; und die übrigen Casus alle mit einander fallen gänzlich weg, wenn man Gemeindebienen anlegen, und nicht mehr gestatten wil, daß es einem jeden nach seinem Wohlgefallen Bienen zu halten erlaubt sey. Ein neuer Grund, die Policei zu einem so erheblichen und nützlichen Zwecke aufzufordern.

V. Abhandlung in Mathias-Convente 1768 vorgelesen, und beurtheilet in Gegenwart 36 Mitglieder. Es ist ein Entwurf die Bienenpflege betreffend, besonders einige gefährliche Begebenheiten möglichst zu entkräften. Oft mus ein guter Bienenstock im zweiten Winter gefuttert werden, wenn er gleich nicht geschwärmt hat: oft schwärmt der beste Bienenstock bei guter Witterung gar nicht. Bald schwärmt ein Stock zu viel. Allen diesen Unfällen mus man zu begegnen wissen. Man mus die Mittel zu ergründen suchen, wie man ohne Magazine den Bienen den Honig und Wachs benehmen könne, ohne sie selbst auf die Schlachtbank zu führen. Und ist der Räuberei der Bienen nicht

nicht zu begegnen? Wie sieht es mit Weisellosen Körben aus? Kan man den öftern Mehlthau, der den Bienen so schädlich ist, nicht mildern? Diese Fragen sucht der V. zu erörtern. Wenn keine Faulbruth vorhanden, oder die Bienen nicht im ersten Winter zu sehr zusammengeschmolzen sind, so daß der Korb nicht bei Kräften geblieben; so kan die Ursache des ersten Nachtheils in nichts, als in der schlechten Wartung der Bienen im ersten Jahre liegen. Diese Nachtheile beurtheilet der V. scharfsinnig, und zeigt durchs Unterbauen ein leichtes, doch der drohenden Gefahr erprobtes Hülfsmittel. Wie das Schwärmen leicht und untrüglich zu befördern sey, sind manche Vorschläge bereits bekant. Der V. giebt eine neue und leichtere Art an, und nennet selbige das fränkische Magazinablegen. Die Sache gehet dahin: man samlet die Bienen in gedoppelten Körben, und wenn sie beide durchgebauet sind, nimt man selbige von einander, und stellet einen jeden besonders. Die Proben sind wohl gerathen.

Das dritte, wird durch das Wechseln der Körbe, durchs Untersetzen u. s. f. verbessert. Wachs und Honig ohne Magazine, und ohne Bienenmassakre zu gewinnen, ist schon das Räuchern gut, wodurch man die Bienen aus dem Korbe verscheucht, und sie zwingt sich in andere Stämme einzutheilen. Dem Rauben der Bienen ist zur Zeit nur durch die gute Anordnung der Falthüren zu helfen. Die weisellosen Stöcke zu bessern, räth der V. der sächsischen Methode zu folgen; und das letzte wil der V. durch Wechsel, durch ein verständig angebrachtes Untersetzen kleiner und starker Körbe bewirken, welches in der Abhandlung des Pfingst-

Convents 1769 mehr aus einander gesetzt wird. Die Abhandlung von Mathäi Convent 1769 beweiset, daß die Magazinableger ohne alle Einwendungen für die natürliche Schwarmzucht den Vorzug behaupten. Die Schwärme sind in schlimmen Jahren allemal mislich; aber das Ablegen und der zu hoffende Gewinst sind gewis. Dennoch sind hiebei gewisse Cautelen nöthig, deren Vernachlässigung einen sichern Schaden bringet; und dahin gehöret vorzüglich, daß man Untersätze von proportionirter Größe wähle, und ja nicht denke, sich durch zu große Untersätze einen Vortheil zu verschaffen. Eben so nöthig ist es, daß man die Coupirung der Körbe nicht zur Unzeit vornehme.

Die Abhandlung des Convents nach Pfingsten 1770 bestätiget durch viele von ihren Correspondenten erhaltene Zeugnisse, daß die einfachen Körbe entweder gar nicht geschwärmt, oder daß der Schwarm nicht fortgekommen sey, ja volle Körbe verdorben sind, da hingegen die magazinmäßig gewartete Bienen sich sehr wohl befunden haben. Macklots Versuche der Bienenzucht mit Magazinkörben nach neuer und fränkischer Art in Baadendurlachischen Landen. Sie lehren die gute Erhaltung der Bienen durch Ablegen und Untersätzen, und bestätigen aufs neue, daß dadurch dem Schwärmen, und der Faulheit der Bienen vorgebeuget werde. Die Abhandlungen vom Mathäi-Convent 1770 enthalten mehrere Bestätigungen der guten fränkischen Methode. Alles komt darauf an, daß man den Bienen, so wie sie arbeiten und der Korb völler wird, mehrere doch proportionirte Untersätze giebt. Hierdurch macht man, daß sie nicht faullenzen, daß sie nicht schwärmen, oder

wenn

wenn sie schwärmen sollen (denn oftermalen ist dieses nicht zu vermeiden) doch desto tüchtigere Körbe geben. Den Nachschwarm mit dem Vorschwarm zu vereinigen, wird hier ein sehr einfaches erprobtes Mittel gelehrt, indem man den neuen Stock an die Stelle des alten stelt, den alten aber etliche Schritte fortrückt, wodurch man die andern im Felde befindlichen Bienen des alten Stocks verführt, zugleich in den neuen ihre Wohnung aufzuschlagen, die ohnehin, mit Wachs und Honig beladen, den neuen Bienen Muth zur Nachfolge machen. Auch hier wird von den Magazinen und den Vortheilen im Ablegen, ingleichen von ihrem Nutzen gehandelt. Eigentlich dienen Magazine Wachs und Honig zu gewinnen, keinesweges aber zur Vermehrung der Bienen. Und deswegen mus man besonders auf ihre proportionirte Größe sehen, die der Menge des Volks angemessen ist. Denn sind sie zu klein, so schwärmen die Bienen selbst in den Magazinen, zum Nachtheile des Wirths, der diese Vermehrung sicherer durchs Ablegen erhalten kan. Sind die Magazinkörbe zu groß, so verlieren die Bienen den Muth zu arbeiten. Trift man die gute Proportion, nemlich das Mitlere zwischen zu kleinen und zu großen Körben, so geht die Sache gut von statten, und dieses wird getroffen, wenn man sich mäßigholer Untersätze bedient, und damit nicht zu sehr eilet, auch nicht zu spät kömt. Denn kömt man mit dem Untersatze zu spät, so ist annoch die Ursache des Schwärmens, nemlich die Völle des Korbes von Bienen vorhanden, und man wird schwerlich das Schwärmen verhindern. Kömt man aber mit den Untersätzen zu frühe, so wird

der Korb in Ansehung der Bienenmenge zu weitläuftig und zu groß, und sie verlieren die Lust zu bauen. Dabei zeigt der V. was man anfangen solle, wenn ein solcher Schwarm doch unerwartet komt. Und er ertheilt den guten Rath, denselben zu copuliren, unterzusetzen, oder zu Gute zu machen.

Endlich ist außer einem Sachregister auch ein Witterungsregister über das 1771 Jahr beigefügt. Diese Witterung ist aber nur beobachtet, *in so ferne* sie einen Einflus in das Betragen der Bienen *hat*. Und deswegen ist die Conduite dieser Thierchen in einem jeden Monathe dieses Jahres von verschiedenen Orten angezeigt. Wir schmeicheln uns, durch so vereinigte Bemühungen redlicher Wirthe endlich einmal eine vollständige Bienenpflege zu erhalten.

LIX.

Schriften der Leipziger ökonomischen Societät, mit Kupfern, 1ter Theil. Dresden 1771, in der Waltherischen Hofbuchhandlung. Gr. 8. 283 S.

Diese Schrift bestehet aus XI Abhandlungen, davon uns eine jede sehr beträchtlich scheint, und jede ihrem Verfasser eine wahre Ehre bringt. Sie ist eine Wahl von vielen eingelaufenen Schriften. Ein Beweis, mit welcher Sorgfalt man bemüht sey, dem

Publico

Publico ein Geschenk mit guten Abhandlungen zu machen. Sie hat in dieser Absicht nur diejenigen Aufsätze zum Druck bestimt, welche Versuche und Erfahrungen enthalten, oder wenn sie eine Art von Theorie vortragen, diese doch mit jenen unmittelbar verbinden. Die Geselschaft ist in der That in ihrer Wahl, in dem Mannigfaltigen und Nützlichen nicht unglücklich gewesen, und wir versprchen uns, daß es unsere Leser genehmigen werden, wenn wir von einer so erheblichen Schrift, deren Fortsetzung wir erwarten können, eine etwas umständliche Abschilderung machen.

Stat einer Einleitung sind die Statuten dieser Geselschaft abgedruckt. Der Umfang der Bemühungen dieser Männer ist etwas groß: alles was der Nahrungsstand im weitesten Verstande, besonders die Land- und Stadtwirthschaft, Manufactur und Handelswesen betrift, folglich die vortheilhafte Anwendung der Mathematik, Physik und der Chymie ist ein würdiger Gegenstand ihrer Bemühungen; vorzüglich in so ferne dieses Sachsen angehet. Deswegen sind auch die Glieder der Geselschaft Landeseinwohner. Die ordentlichen Mitglieder zahlen jährlich etwas gewisses zu den nöthigsten Ausgaben, und haben ein votum deliberativum; die Ehrenmitglieder, welchen ein votum consultativum zustehet, geben einen gefälligen Zuschus. Uebrigens bestehet die Geselschaft aus einem Director, aus einer Deputation von acht Personen, und aus einem beständigen Secretär. Jene werden aus den ordentlichen Gliedern alle zwei Jahre erwählt. Die algemeinen Zusammenkünfte sind Oster- und Michaelismesse; die besondern aber alle sechs Wochen.

In jenen werden der Gesellschaft die eingegangenen Aufsätze vorgelegt und beurtheilet, die Rechnungen abgenommen, Vorträge gemacht, und alles abgehandelt, was dem Zwecke der Gesellschaft gemäß ist, per majora conclusa gefaßt, Preise ausgesetzt und vertheilet. Die Abhandlungen dieser Schrift selbst bestehen aus verschiedenen Artikeln, und zwar aus folgenden:

I. Oekonomische Beschreibung eines Rittergutes im Leipziger Kreise ohnweit Rhöta. Diese Beschreibung ist, aus mehr als einem Gesichtspuncte betrachtet, schön. Wir wünschen aus aufrichtigem Herzen das Wohl aller Länder, zweifeln aber, ob dasselbe in derjenigen Größe, zu der es erhoben werden kan, erscheinen werde, wenn man nicht zuvor einen alten guten Rath des Herrn von Seckendorfs befolget, und alle Güter eines Landes geometrisch aufnimt, wenn man nicht allein ihre Größe, sondern vielmehr deren innern Wehrt, und die Lage der Aecker, ihre wahrscheinliche Nützung auch auf die Zukunft u. s. f. bemerkt, und diese Stücke sowol für sich, als auch in Verbindung mit dem ganzen betrachtet. Aber hier ist wenigstens der Ort nicht, diesen Gedanken mehr zu entwickeln, der unserer Einsicht nach einem Cameralisten die beste Gelegenheit anbietet, ein Land in die Zukunft für einem Miswachs möglichst zu sichern. Es ist genug, daß diese Abhandlung, von der wir reden, aus diesem Stande betrachtet, gründlich und nachahmungswürdig sey. Der Hr. V. schildert seine Wiesen in Ansehung ihrer Lage, ihres Ertrages, ihrer Verhältnis gegen das Ackerland: er zeigt, wie er sie durchs Pflügen, Düngen, Säen,

Be-

Bewässern, Vertilgung der schädlichen Pflanzenarten behandelt; er erzählt die Art des Heumachens, die Mittel dasselbe aufzubewahren, und redet von der Trift und Hudeweide. Eben so betrachtet er den Ackerbau. Hier bezeichnet er sein Ackergeräthe, die Eintheilung der Felder nach dem Unterschiede des Bodens, ihre Arten, ihre Benützung in Ansehung der Brache, die Vielheit der Feldarbeiten, die bestimte Tiefe des Pflügens, die Arten der Düngung und deren Maas, auch die Zeit, in der er auf und in die Erde gebracht wird, die Legung der Felder in Beete. Er bestimt die Arten der zu erbauenden Feldfrüchte, ihre Abwechselungen und bemerkt die Vorsicht in der Wahl des Saamens, die Säezeit, die Menge der Aussaat, redet von Feinden und Unfällen der Feldfrüchte, und giebt den Ertrag seiner Felder an. Endlich zeigt er die Art, diese Früchte zu erndten, um selbige sicher aufzubewahren, aber sie mit Vortheil zu vertreiben. Nun bezeichnet er die Hopfengärten auf eine eben so umständliche Art, imgleichen die Küchen- und Obstgärten; er redet von seinen Holzungen und Baumpflanzen, von der Einrichtung der Grundstücke, vom Viehstande, von der Schäferei, von der Jagd und Vogelfang, von Bienen und Seidenwürmern, von seinen Mühlen, von den unentbehrlichen Mineralien, als Thon, Ziegelerde, Mergel u. s. f. und bezeichnet die Lebensart seiner Einwohner, denen er das gehörige Lob giebt, aber auch mit einer anständigen Freiheit tadelt, wo sie zu tadeln sind. Er erzählt ihren Wohlstand, schildert ihre Wirthschafts- und Wohngebäude, ihre Gemüths- und Leibesgaben, ihre gewöhnlichen Krankheiten, ihre

Mittel, gesunde Geburten zu befördern, die Erhaltung ihrer Gesundheit, ihre Erziehung, Schul- und Armenanstalten, die Arten der Handwerker, und endlich den Aufwand des Gesindes. Vermuthlich ist dieser Abris der Abhandlung schon eine Empfehlung für sie. Möchten wir doch viele ähnliche Erzählungen aufzuweisen haben! Wenigstens wären sie Mittel, die mögliche Verbesserung, und den möglichst grösten Ertrag der Güter genauer zu bestimmen, als bis jetzt nach den gewöhnlichen Pachtanschlägen geschehen kan. Aber der V. erzählt nicht allein, nein, er zeigt, daß er ein practischer Wirth sey, und seine häufig eingestreueten Anmerkungen verdienen ausgeübt zu werden.

II. Samlung einiger besondrer auf die Natur sich gründender und durch neue Erfahrungen bestätigter Anmerkungen über die Schaafzucht, mitgetheilt von der zur Veredlung der Landesschäfereien gnädigst verordneten Commission. Diese Abhandlung war schon in den Intelligenzblättern vom Jahre 1767. 14 St. verheißen. Sie erstreckt sich auf die Schaafböcke, auf die Behandlung der Mutterschaafe nach dem Lammen, auf die Wartung der Lämmer, auf die Wartung der Schaafe im Sommer, Herbste, Frühjahre und Winter, und auf ihre Krankheiten, wobei ein Anfang des Tagebuchs beigefügt ist, über die bei dem Schaafvieh zu Stolpen und Hohenstein bemerkte Zufälle und dagegen gebrauchte Mittel, nebst Beziehung der Kosten, welche die Stalfütterung verursachen. Wil man aufrichtig seyn, so mus man allerdings gestehen, daß man allererst seit wenigen Tagen in Teutschland die Vieh-

zucht

zucht vernünftiger zu beurtheilen angefangen habe. Wie traurig sieht es nicht annoch an vielen Orten mit der Wartung des Schaafviehes aus, und doch verlangt man eine gute Wolle. Die Schweden zeigten uns, wenn ich nicht irre, zuerst den Weg, den man betreten solte, um eine der spanischen Wolle ähnliche zu erhalten. Sie ließen Böcke aus Spanien kommen, hiermit ihre Schaafe belegen, warteten sie genugsam, und sie waren in ihrem Unternehmen nicht unglücklich. Sachsen folgte nach. Ja man siehet in diesem Lande seit acht Jahren die Früchte des Aufwandes, da es spanische Böcke und selbst einen spanischen Schäfer kommen lies, der die Einwohner in der guten Wartung der Schaafe unterrichten muste. Diese Abhandlung nun setzt nichts zum Grunde, was nicht durch dergleichen unläugbare Erfahrungen erhärtet ist, und ziehet daraus Regeln, die ohne Zweifel auf mehrere Länder, als nur auf Sachsen passen.

III. Von Verbesserung der Schaafwolle, und der hiernach einzurichtenden Schaafzucht auf den Schäfereien in Chursächsischen Landen, von Hrn. Oehler zu Crimmizschau. Eine Bestätigung des Satzes, daß unsere einheimische Wolle volkomner werde, wenn man bessere, und vorzüglich spanische Böcke zum Belegen hält. Hier ist die Ordnung der Gedanken dieses redlichen Mannes. Zuerst bestimt er, worin die gute Wolle bestehe, und erweiset, daß solche nur von gesunden Schaafen kommen könne; sie wird zweiwüchsig bei einer unordentlichen Fütterung, und wenn selbige nicht genugsam abgemessen wird, so bekomt man auch keine feine und gute Wolle. Dabei erzählt der V. die

gemeinen Fehler der Winterfütterung, deren Menge allen Schaafen nachtheilig ist. Die Reinigung der Wolle geschiehet zum Vortheile des Schaafviehes sicherer nach der Schure. Denn das Schwemmen dieses zärtlichen Thieres ist nicht selten mit gefährlichen Folgen von Krankheiten verbunden. Aber der V. wil auch bemerkt haben, daß eine solche Wolle zum Kämmen gänzlich ungeschickt gewesen, und wil also dieses Umstandes wegen lieber rathen, die Schaafe vor der Schure zu schwemmen.

IV. Von dem eigentlichen Zwecke, und dem hierauf eingerichteten Verfahren des Walkens in Absicht auf die aus Schaafswolle gewebten Waaren, von Hrn. Oeler. Bei der Beschreibung der Walkererde, daß sie nichts als ein feiner Thon sey, welche man nach der Meinung des Hrn. O. für die Grundlage der hieraus mit einigem Zusatze sich erzeugenden marmorartigen Kalksteine annehmen sol, werden vermuthlich wenige zufrieden seyn. Eigentlich ist die wahre englische Walkererde eine kalkartige Erde; unsere in den hiesigen Gegenden aber ist eine thonartige mit Kalkerde vermischte, oder eine Mergelerde. Die wesentliche Absicht des Walkens bestehet darinnen, daß sie den Wollenproducten die Fettigkeit und Unreinigkeit entziehen, die Haare ebener legen, und dem Producte eine größere Dichtigkeit verschaffen sol. Daher können dieses überaus viele Körper verursachen. Außer den feinen Erden und irdischen Dingen, dienen Seife, der Urin, Brantewein u. s. f. Wenn aber der V. S. 116 frägt: Ist es möglich, stat der bisherigen zum Einschmelzen der Wolle gebrauchten Mittel, andere

dere von gleicher Wirkung zu gebrauchen, welche bei der Reinigung der Waaren mit leichter Mühe und Kosten aus selbigen wieder zu bringen sind, und welche sind diese Mittel? so sagen wir, daß das Einschmieren mit Vortheil zu der verlangten Absicht, durch Oel und Kohlsaat bereitet, bewirkt werden könne. Und wenn es ferner heist: Kan man aus überzeugenden Gründen nach zuverlässigen Untersuchungen darthun, worin eigentlich die absorbirende Kraft der englischen Walkererde bestehe? so deucht uns, daß diese entdeckte Sache dem Hrn. V. nicht mehr fremde seyn dürfte. Sie bestehet in derjenigen Kraft, die einer jeden Kalkerde eigen ist, sich leicht mit Fettigkeiten zu verbinden, und durch den Beitrit des Wassers einen seifartigen Körper zu bilden. Und hieraus ist mit einem male sehr deutlich, warum alle seifartige Körper sich so gut zur Walke schicken.

V. Von der an verschiedenen Orten in Sachsen befindlichen Coccinelle, und von den Vortheilen, die man sich von derselben in unsern Färbereien möchte zu versprechen haben, von Hrn. Schulz. Die Historie des Insects, das sich in den Kocks befindet, ist sehr umständlich, und um desto nöthiger, je gewisser es ist, daß demselben der färbende Theil mus zugeschrieben werden. Hier sind viele Kräuter namhaft gemacht, an deren Wurzeln sich diejenigen Körner befinden, welche eigentlich die teutsche Coccinelle ausmachen, die aber auch oft an Güte und Größe merklich verschieden sind. Die Veränderungen der Kocken vor und nach dem Auskriechen der Würmer, und die dabei verbundenen Zeichen; die Beschaffenheit und deren zwiefaches Ge-

Geschlecht, wie auch die Verwandelung der mänlichen Würmer in eine Fliege u. s. f. zeigen von der Aufmerksamkeit im Beobachten. Der V. beschreibt dabei die Gegenden, wo diese Kocken zu finden und zu suchen sind, und erzählt die Proben, welche man damit im Färben angestellet hat. Uebrigens ist das Insekt als Wurm, und verwandelt; wo, wie gesagt, das Männchen geflügelt erscheint, so wie das Cerastium aruense Linnaei, an welchem man den mehresten Kock findet, in Kupfer gestochen beigefügt. In dem Anhange zu dieser Schrift folgen beträchtliche Anmerkungen über die Verwandelung und Fortpflanzung des Wurms; über das Samlen des Kocks, und über besondere damit bei dem Färben angestelte Versuche, von verschiedenen Personen.

VI. Ueber die Ursachen des Rauchs in Häusern, und über die Mittel zu dessen Verbreitung von F. A. K. Algemein diese Schäden zu heilen, oder Regeln anzugeben, die in allen Fällen nutzbar könten angewendet werden, ist bei der Mannigfaltigkeit der Umstände, die oft nicht leicht zu entdecken sind, schwerlich zu hoffen. Der geringste Nebenumstand, eine Wand, ein vom Hofe herkommender Zugwind, und dergleichen, setzt den Baumeister nicht selten in Verlegenheit. Aber doch ist es die mehreste Zeit leicht, allem Uebel vorzubeugen, wenn man neue Feuermauern anzulegen die Erlaubnis hat. Alte aber von allen Fehlern zu befreien ist schwer, oft gar unmöglich. Doch leisten wohl angelegte Röhren die besten Dienste. Wir können ohnmöglich die besondern Fälle, welche der Hr. V. erwegt, anführen: es ist genug, anzuzeigen, daß derselbe

selbe den Grund des schlechten Rauchzuges in vier Klassen theilt. Bald liegt die Ursache an dem Orte selbst, als in der Küche, in der Stube, und da, wo das Feuer brent; bald an der üblen Fassung der Feurung am Camin, am Ofen selbst; bald am falschen Schleifen der Feuermauren, und endlich wol gar an ihrem obersten Theile über dem Forste. Alles komt darauf an, daß man die untere Luft zwingt, den Rauch in die Höhe zu führen; und hieraus erhellet der vorzügliche Nutzen von wohl angelegten Zugröhren, durch welche die Luft von unten auf in den Schornstein bläset. Gewis genug ist es, daß ein Schornstein, der oben almählig enger wird, viele Fehler habe, und daß er verbessert sey, wenn seine Weite obenhin zunimt. Aber mit der Vergleichung des Luftflusses und eines Flusses von Wasser können wir nicht gänzlich mit dem V. übereinstimmen. Jener erfolgt wegen der Elasticität der Luft, welche durch die Hitze rege gemacht wird; und eben deswegen sind wir überzeugt, daß, wenn auch gleich der Schornstein am obern Theile enge ist, und sonst nicht gar zu plumpe Fehler hat, demselben schon geholfen werden könne, wenn man auf dem Herde eine blecherne Röhre anordnet, die von außen Luft schöpfet, sich merklich in der Höhe des Schornsteins endiget, und in der Mitte vom Feuer erhitzt wird. Diese im innern der Röhre befindliche und erhitzte Luft steigt aufwärts, stößt den trägen Rauch vor sich her, und ihr voriger Raum wird stets mit einer neuen kalten Luft erfült, welche durch die Hitze zu einerlei Begebenheiten bestimt wird. In der That ist auch dieses Urtheil die ganze Ursache von der geschickten Anlage der Röhren

ren bei den sogenanten Berlinercaminen, die so gute Dienste leisten. Uebrigens enthält diese Abhandlung sehr gute Anmerkungen, die man auszuüben nicht mehr säumen solte.

VII. Nachricht von dem Erfolge verschiedener auf dem Rittergute Dahlen angestelter Versuche, mancherlei Getreidearten und Erdfrüchte nach der Tüllischen Art der Feldbestellung zu erbauen. Das Zugemüse ist so wohl gerathen, daß man die Rüben und Kraut in Zukunft beständig nach dieser Methode bestellen wil. Aber so schön im Kleinen die Tüllischen Versuche mit Körnern anschlagen, als welche den Ertrag nach der gewöhnlichen Bestellungsart merklich übertreffen, so wenig sind sie im Großen anzurathen.

VIII. Tabellarischer Auszug von dem Erfolge verschiedener auf dem im Neustädtischen Kreise gelegenen Rittergute Knau angestelter Versuche, Getreide und andere Feldfrüchte nach der neuen Tüllischen Art der Feldbestellung zu erbauen. Nach der Tüllischen Art ist der Ertrag gegen die Aussaat fast neunfach, nach der alten gewohnten Art aber kaum vierfach gewesen. Bei jener Art hat man, gegen die alte Art gerechnet, sieben Viertel $3\frac{1}{2}$ Metzen Saamenkorn so gar ersparen können; dagegen aber ist ein Mandel, fünf Garben, an Stroh, und vier Scheffel drei Viertel $2\frac{1}{12}$ Metze an Körnern weniger geerndtet, und dabei ein weit weniger mehlreiches Getreide erbauet worden, als nach der gemeinen Art. Rüben oder Kohl, Kraut und Erdäpfel sind auch bei diesen Versuchen am besten gerathen.

IX. Beschreibung von allerlei Versuchen, zur Bestimmung des wahren Gehalts verschiedener Bäume und Holzarten, Pflanzen und brenlicher Substanzen an Potasche, welcher eine Abhandlung vom Potaschsieden, und die auf eigene Erfahrungen und zum Theil auf besondere Versuche gegründete Prüfung verschiedener Schriften über diese Materie beigefüget sind. Den Anlas zu dieser Abhandlung gab eine Preisfrage. Acht und zwanzig Holzarten, zwölf Arten von Moos, Heidenkraut, Laub u. s. f. sieben Arten von Kräutern, Sägespänen u. d. sind diesen Versuchen unterworfen. Der V. bestimt dabei so gar die Länge der Scheite, ihr Gewicht, die erhaltene Asche, sowol am Maaße als auch am Gewichte, um genau zu gehen, und endlich die erhaltene Menge der rohen und der calcinirten Potasche. In der Abhandlung selbst redet der V. von der rohen Asche, dazu sich die von Weisbüchen, Rothbüchen, Erlen u. s. f. am besten schickt. Er lehrt alsdenn die Zubereitung der Potasche selbst, bestimt die dazu nöthigen Gebäude, die Gefäße, Kessel und Pfannen, wie auch die übrigen Werkzeuge, und erläutert solches durch erforderliche Kupfer. Die Prüfung der Schriften, deren der Hr. V. erwehnt, betreffen solche, welche in dieser Absicht zum Theil schon in den Leipziger Intelligenzblättern angezeigt, und der Geselschaft zugesendet worden, theils gehen sie auf die schwedischen Abhandlungen vom Potaschsieden. Oft ist der V. damit übereinstimmend, oft weicht er von ihnen ab, dazu ihm seine Versuche die Gründe geben. Hiebei befindet sich eine Nachricht von der Bereitung der Sinter- und Zunderasche, welche die Oberlausitzer

und

und Schlesier zu ihren Leinewandsbleichen gebrauchen, und welche besser als die gewöhnliche Asche seyn sol. Sie wird von faulen und morschen Weistannen, Eichen, Buchen und Aspen gebrant. Der V. vermeint, daß sie, weil sie wohlfeiler als andre Asche ist, so sehr gebraucht würde. Es kan dieses ein Grund seyn; uns deucht aber, daß die wahre Ursache ihres bessern Gebrauchs in dem liege, daß sie nicht so äzend als andere Asche ist, folglich dem Leinewand so sehr nicht schadet. Denn es ist bekant, daß alle morsche Hölzer eine wenigere scharfe Asche geben, als diese ist, welche von frischen Hölzern entstehet.

X. Beschreibung eines Versuches mit dem vom Herrn von Chateurieux erfundenen Wiesenpfluge. Dieser Pflug ist in der Abhandlung des du Hamel de la nouvelle Culture beschrieben; denselben hat der V. durch eine hinten angebrachte Walze verbessert, und damit eine wirklich schlechte Wiese in guten Stand gesetzt. Ein Kupfer schildert diesen verbesserten Pflug ab: Schade daß die besonderen Maaße der Theile nicht beigefüget sind.

XI. Nachricht von einem Versuche, den Weinbau nach fränkischer Art einzurichten, vom Hrn. Regimentsfeldscherer Trumpf zu Naumburg. Nachricht von diesem findet man schon in den Leipziger Intelligenzblättern. Nach diesen Vorschlägen sind bereits bei Dresden sehr wohl eingeschlagne Versuche gemacht; der V. bearbeitet noch immer seine Berge nach diesen Maximen, und befindet sich wohl dabei. Sie ist die Art, nach der man in den besten Ländern den Wein zu bearbeiten pfleget. Alles beweiset, wie viel darauf

ankom-

ankomme, daß man die Reben gehörig und wohl pflanze, dünge, regelmäßig beschneide, anbinde, und ihnen diejenige Wartung gebe, die sie ihres frechen Wuchses wegen bedürfen. Aber auch die beigefügten Anmerkungen der Geselschaft sind sehr erheblich, und die ganze Abhandlung ein Beweis, daß sich unsere Gegenden gar wohl zum guten Weinbau schicken, wenn man nur Vorurtheilen und einer gewissen Faulheit entsagen wil.

LX.

Physikalisch-ökonomische Bibliothek, worin von den neuesten Büchern, welche die Naturgeschichte, Naturlehre, und Land- und Stadtwirthschaft betreffen, zuverlässige und volständige Nachrichten ertheilet werden. 3ten Bandes 1stes Stück.

Diese schätzbare Bibliothek des Hrn. Prof. Bekmanns ist schon zu algemein bekant, als daß wir erst hier von ihren Verdiensten reden solten. Da wir aber nicht gerne Auszüge aus solchen Beurtheilungen machen, so können wir nichts thun, als die recensirten Werke anzeigen, wobei der geneigte Leser die Bogen selbst nachzuschlagen belieben wird. Es enthält dieses Stück die Beurtheilung folgender Schriften:

1) Voyage autour du monde, par la Frégate du Roi la Boudeuse & la Flüte l' Etoile, en 1766, 67, 68 & 69. à Paris 1771. 417 S. 4. mit vielen Charten und andern Kupfern. 2) D. C. W. Pörner Anmerkungen über Hrn. Baume Abhandlung vom Thon, oder chymische und physische Untersuchung und Versuche von der Natur der zum Ackerbau geschickten Erden, und von den Mitteln, diejenigen, welche unfruchtbar sind, fruchtbar zu machen. Leipz. 1771. 16 B. in gr. 8. Dieses Werk wird vorzüglich volständig beurtheilet von S. 15-33. 3) Von den Würmern des süßen und des salzigen Wassers, mit Kupfern, von O. F. Müller. Koppenh. 1771. 200 S. in 4. 19 Kupfertafeln. Von S. 33-50 ein hinlänglicher Auszug. 4) Joh. Mills Versuch von dem Wetter, nebst Anmerkungen über des Schaafhirten von Banbury Regeln, wie man von den Veränderungen desselben urtheilen sol, als ein Anhang zu eben dieses Verf. Lehrbegriffe von der Feldwirthschaft. Leipz. 1772. 8½ B. 8. 5) Beiträge zur Landwirthschaft in Briefen an einen Freund über das Nützliche und Nothwendige in einer kleinen Haushaltung auf dem Lande. Erste Samlung, in welcher die vortheilhafte Ziehung und Pflege des Hornviehes abgehandelt wird, von J. W. Hönert. Bremen, 1772. 6½ B. 8. 6) Von Getreidemagazinen, von Lebensmitteln, und dem Unterhalte des Volkes." Frankf. am Main, 1771. 8 B. 8. 7) E. J. von Meck Preisschrift wegen der eigenthümlichen Besitzung der Bauren, welche bei der ökonomischen Geselschaft zu St. Petersburg das Accessit erhalten. Riga, 1772. 2 Bog. in 8. 8) Versuch einer

einer systematischen Abhandlung über die Erdconchylien, sonderlich derer, welche um Thangelstadt gefunden werden, nebst einer Nachlese über die Erdschnecken überhaupt, von J. S. Schröter. Berl. 1771. 15½ B. 8. ¼ Bog. Kupf. 9) Jac. Theod. *Klein* Specimen descriptionis petrefactorum Gedanensium, cum syllabo tabularum. *Klein* Probe einer Beschreibung und Abbildung der in der Danziger und umliegenden Gegend befindlichen Versteinerungen. Nürnb. 1770. 7 B. Text, 24 ausgemahlte Kupfertafeln in klein Fol. 10) Dierkundig Mengelwerk, in het welke de nieuwe of nog duistere Zoorten van Dieren door naauwkeurige Afbeldingen, Beschryvingen en Verhandelingen opgeheldert worden. In het Latyn beschreven door den Hooggel. Heer Pallas, - vertaald en met Aanmerkingen voorzien door P. *Boddaert.* VI Stukken. Te Utrecht, 1770. 4. 11) Schriften der leipziger ökonomischen Societät, mit Kupf. 1 Th. Dresden, 1771. 18 B. gr. 8. 12) Des Hrn. du Hamel du Monceau Abhandlung von den Obstbäumen rc. ister Theil aus dem Französischen übersetzt von Carl Chr. Oelhafen von Schöllenbach. Nürnb. 1771. 16 B. in 4. 13) Der wohlunterrichtende Gärtner rc. nach der neuesten Auflage aus dem Französischen übersetzt, und auf den teutschen Erdstrich practisch eingerichtet. Bayreuth und Leipz. 1771. 8. 14) C. H. Thinkel Abhandlung über die von der Naturforschenden Gesellschaft in Danzig bekant gemachte Aufgabe: Von der besten Art, die Pflasterung der Straßen, und die Unterhaltung derselben in einer großen Handels-

stadt einzurichten, und den wohlfeilsten Mitteln, die Reinlichkeit der Gassen zu bewerkstelligen, welcher 1771 der Preis zuerkant worden. Leipz. 1771. 4 B. 4. 15) Anmerkungen über das Bierbrauen von D. D. B. Acoluthen auf Semmichau. Budissin, 1771. 3 B. 8. 16) Ant. Zeplichals Einleitung zu der Bergmannischen Kentnis des Erdbals, 1 Th. Bresl. 1771. 10 B. gr. 8. 17) Les Moyens d' arreter la misere publique & d' acquitter les dettes des etats par *Schlettwein.* à Carolsruhe, 1772. 6 B. 8. 18) The Farmers Tour, trough the East of England &c. By the Author of the Farmers Letters &c. In four Volumes. Lond. 1771. 8. 19) Heinr. W. Döbels geschickter Hausvater und fleißige Hausmutter. Neue Aufl mit einer Vorrede von G. H. Zinken. Leipz. 1771. 8. 20) Abhandlung von Naturalienkabinetten &c. von S. v. M. Leipz. 1772. 8. 21) Die Kunst physikalische Versuche anzustellen, von dem Hrn. Abt von Nollet. Leipz. 1771. 3 B. 8. mit vielen Kupfern. Ebendesselben physikalische Lehrstunden 7ter Theil, welcher enthält desselben Kunst Versuche anzustellen. 1ster Th. Erfurt, 1771. 8. Mit Recht wird hier der Leipziger Uebersetzung der Vorzug gegeben. 22) Algemeen en beredenerent Woordenboek der naturlyke Historie -- uit het Fransch van den Heere *Valmont de Bomare* door *Charles Papillon.* Te Dortrecht by Blussé. 1ster Th. 1767. 2ter Th. 1768. und Aanhangzel of Vermeerderingen en Verbeteringen. -- 1770. 4. 23) Die Kunst Thürme und andere Gebäude vor den schädlichen Wirkungen des Blitzes durch Ableitungen

zu bewahren rc. von J. J. von Felbiger. Bresl. 1771. 8. 24) Vorschläge, wie Nordlichter zu beobachten, und die Beobachtung verschiedener Oerter mit einander zu vergleichen, um die Höhe der leuchtenden Materie zu bestimmen. Sagan, 1771. 4. 25) Fundamenta testaceeologiae praeside Carolo à Linné, proponet die 19 Junii 1771. Auctor *Adolphus Murray*. Upsaliae. 6 B. 4. 26) Index Plantarum horti electoralis Manhemiensis. Auct. Fr. Calem. *Medicus*. Manhemii, 1771. 12. Hierauf folgen noch in diesem Stücke vermischte Nachrichten, welche hauptsächlich von den Produkten der Grafenhorstischen Fabrike in Braunschweig handeln.

LXI.

Anweisung, wie man eine Baumschule von Obstbäumen im Großen anlegen, und gehörig unterhalten sol, nebst einer Vorrede vom Nutzen der großen Baumschulen, und Bepflanzung der Heerstraßen mit Obstbäumen. Zweite, mit einer neuen und volständigen Beschreibung der vornehmsten Obstsorten, wie auch mit einigen Kupfern vermehrte Auflage. Halle, bei Hendel, 1773. gr. 8. 202 S.

Diese kleine Schrift empfiehlet sich wegen ihrer

Gründlichkeit und Deutlichkeit. Anfänger werden bei einiger Aufmerksamkeit solche Cautelen daraus erlernen, welche die mehresten Gärtner als Geheimnisse bewahren, und die einem Baumliebhaber, wenn sie demselben unbekant sind, oft nicht geringe Sorge machen. Zwar schränkt sich der V. nur auf die Cultur der Aepfel, Birnen und Kirschen ein. Aber dem, der große Baumschulen anzulegen Lust hat, und selbige gehörig warten wil, wird dieser Anbau schon genug zu thun machen. Die jungen Aepfel- und Birnenstämme wil der V. lieber aus dem Saamen oder Kern erziehen, und alsdenn oculiren oder pfropfen, als das Pfropfen auf wilde Stämme vornehmen. Auf diese Art bekömt man schönere Stämme, sowol zu den Hochstämmigen, als auch zu den Spallier- und Pyramidenbäumen. Die Beschaffenheit des Erdbodens, die Lage einer guten Baumschule, die Zeit und Art die Kerne zu samlen, selbige zu legen, zu warten, zu versetzen, zu beschneiden und volkomner zu machen, ist der Vernunft und Erfahrung gemäs abgehandelt. Die neue Auflage unterscheidet sich von der vorigen 1770 auf 76 S. abgedruckten, theils in den Anmerkungen, theils in den neuen Zusätzen. Und unter diesen sind die genauen Bezeichnungen der vom Hrn. V. angegebenen Aepfel, Birnen und Kirscharten, sehr lehrreich. Alle diese Obstarten werden beschrieben nach den Jahresschossen, nach den Augen, den Blättern, den Blüthen, der Frucht, der Schaale, nach dem Fleische, dem Safte, den Kernen, und nach ihrer Reife. Von dem Pigeon, St. Germain und von der weißen spanischen Kirsche, oder von der Bigarreau sind wohlgetroffene Kupfer beige-

beigefügt. Aber mit dem, was der V. in der Vorrede anräth, die öffentlichen Landstraßen mit Obstbäumen zu bepflanzen, können wir nicht gänzlich übereinstimmen. Man weis, daß Obstbäume nie so hoch, und ohne besonderen fast unerschwinglichen Aufwand nicht leicht schön wachsen, nicht lange dauren, und von den Reisenden mishandelt werden. Ja wir kennen Gegenden, deren Landstraßen ehedem mit schönen Obstbäumen bepflanzt waren, wo jetzt kein gesunder Obstbaum mehr vorhanden ist: sie tragen entweder gar nicht, oder die Früchte werden von den Reisenden unreif abgerissen. Welcher Vortheil für das Land! Solte daher der Rath, wilde Stämme an Heerstraßen anzubauen, nicht sicherer seyn? Sie wachsen frech, schön, sind dem Angriffe so leicht nicht unterworfen, und geben dem Staate nutzbare Früchte und Holz.

LXII.

Abhandlung von der Baumzucht, und zwar, wie man junge Bäume anziehen, und alte Bäume wieder jung machen könne, aus eigener Erfahrung und Uebung entworfen von Johan Moriz Ludewig Schwarzheim, Candidat der Rechte und der Oekon. Gesl. Göttingen und Kiel, bei Bossigel und Sohn, 1772. 51 S. 8.

Eine kleine, deutliche, und für einen Anfänger ganz nützliche Schrift. Derselbe wird angeleitet, den Boden seines Gartens zu prüfen, den guten Saamen zu samlen, zu legen, zu warten, die jungen Bäume zu äugeln, zu pfropfen, regelmäßig zu versetzen, und einigen Krankheiten zu begegnen. Alte Bäume jung zu machen, ist kein anderer Rath, als sie zu köpfen, die harte Rinde abzukratzen, und die Erde um den Baum zu lockern. Wir lieben das Aeugeln und Pfropfen gar sehr, können aber auch nicht bergen, daß uns das sogenante Copuliren, wo man den Saamen mit dem Reise durch auf einander passende schiefe Schnitte verbindet, vorzüglich gefält. Diese Methode ist sehr sicher, geschwinde, und selbst noch zu der Zeit glücklich auszuüben, wo jene Arten nicht mehr gerathen, und solte sie dem Hrn. Schwachheim nicht bekant seyn?

LXIII.

Johan Georg Büsch, Professors der Mathematik in Hamburg, kleine Schriften von der Handlung und anderm gemeinnützigen Inhalte. Leipzig, bei Weidmans Erben und Reich, 1772. gr. 8. 414 S.

Stat einer Vorrede ist die am 4ten März 1772

 gehal-

gehaltene öffentliche Rede abgedruckt, in welcher viel Böses und wenig Gutes von der Handlungstheorie gesagt wird. Eine satyrische Rede, welche die Wichtigkeit und den Vortheil überhaupt betrachtet, den eine vernünftige Theorie der Handlung leisten kan, dessen Vorwurf um so nöthiger zu seyn scheint, je gewisser es ist, daß wir uns der Zeit nähern, oder schon wirklich darin versunken sind, wo man Theorien als ein leeres Gewäsche und Hirngespinste anzusehen so geneigt ist. Die algemeine Anmerkungen über den Zustand der Handlung, vornemlich in den Europäischen Staaten, und über einige Vorurtheile in der neuen Handlungspolitik, als den Inbegrif des ganzen Werkes, sind in vier Abschnite vertheilt. Der erste bestimt die Arten der Handlungen. Alle bestehen entweder in inländischen Produkten, so uns die Natur giebt, daß sie eine Kaufmanswaare sind; oder in Produkten eines entfernten uns zustehenden Landes, d. i. im Coloniehandel; oder ein Volk handelt mit eigenen oder fremden durch die Kunst zur verschiedenen Absicht veränderten Produkten, d. i. im Manufacturhandel, oder die Handlung bestehet im Zwischenhandel, d. i. in einem solchen, wo man von andern Völkern Waaren erkauft, um selbige einer andern Nation wieder zu überlassen. In der That lassen sich alle übrige Handlungszweige, die Fischerei u. s. f. zu einem von diesen rechnen, wenn man sich nur nicht ohne Noth mit Kleinigkeiten verwirren, und die Sache schwer machen wil. So ist zum Beispiele die Fischerei auf eigenen Meeren ein Productenhandel, und ein Coloniehandel, wenn sie auf entfernten Meeren geschiehet. Dieses zuvor bemerkt, bestimt

der Hr. V. die verschiedenen Handlungszweige der handelnden Staaten in einer geographischen Ordnung. Portugal und Spanien haben blos einen Producten- und Coloniehandel, Frankreich hat sie alle, doch den Zwischenhandel z. E. nach der Levante nur mäßig. Engelland übet sie alle aus; und Holland ist im Zwischenhandel am stärkſten, am schwächsten im Productenhandel. Teutschland hat sie alle, außer den Coloniehandel nicht u. s. f. Sie mögen seyn, welche sie wollen, so bestehen sie entweder im Passivhandel d. i. in solchen Waaren, die uns von andern Nationen zugeführet werden; oder sie bestehen im Activhandel, d. i. in einem solchen, wo wir unsere Waaren anderen Nationen zuführen, und die ihrigen holen. Freilich weicht der H. V. von den Gedanken hierinnen ab, den man diesen Arten der Handlungen gemeiniglich zu geben pfleget; aber uns deucht, mit völligem Grunde, wenigstens wird eine große Zweideutigkeit gehoben, und nun siehet man leicht, daß ein Passivhandel nicht immer mit Verlust, und der Activhandel stets mit Vortheil müsse verbunden seyn, wie man sich nur zu oft überreden wil. Eben so gefält uns die genaue Auseinandersetzung und Bestimmung der Redensarten vom Verkauf, und Kaufhandel, Gewin- und Verlusthandel.

Der zweite Abschnit zeigt, daß der Activhandel nicht allemal ein Gewinhandel; und der Passivhandel, nicht immer ein Verlusthandel sey. Engellands Activhandel mit Rusland, ist ein Verlusthandel; und der Passivhandel Ostindiens ist ein Gewinhandel. Durch den Activhandel ist manche Nation gezwungen, solche Waaren zu nehmen, die sie nicht nehmen würde, wenn sie

sie andere Mittel sähe, sich schadlos zu halten; und es ist daher weit gefehlt, daß ein jeder Passivhandel mit Verlust verbunden sey.

Der dritte Abschnit bestimt die Fälle, unter welchen ein Activhandel möglich, und der Nation vortheilhaft werden könne. Drei Stücke fordert der V. billig dazu: 1. Die Nation mus eine starke Seefahrt unterhalten können, im Gegentheile helfen alle Navigationsacten nicht viel, wie man klar an Frankreich siehet. 2. Die Nation mus Vortheile der natürlichen Lage haben; und 3. mus sie viel Gewicht in dem politischen System von Europa haben. Alle Sätze werden satsam bestätiget.

Der vierte Abschnit betrachtet, welche Zweige der Handlung vortheilhafter als ein Activhandel, und welche vortheilhafter als ein Passivhandel betrieben werden. Algemein läst sich das eine nicht verwerfen, und das andere alleine wählen: beide können nachtheilig, beide vortheilhaft werden. Doch sind mehrere Beispiele vorhanden, daß der passive Producthandel vortheilhafter, als der active sey. Der Coloniehandel ist allenthalben in Ansehung des Mutterlandes ein Activ- und der Vertrieb aus diesem kan ein Passivhandel seyn. Bei dem Manufacturhandel findet beides stat; er kan sowohl als ein Activ- als auch als ein Passivhandel angesehen werden. Jenes, wenn viele Nachfrage nach einem solchen Producte ist, oder man sich schon in dem gewissen Absatze dieser Waaren befindet. So handelt Engelland mit seinen Manufacturwaaren, und schickt sie andern in Commission. Frankreichs Manufacturhandel ist aber schon passiv, und sendet seine künstlichen

Pro-

Producte nie, oder gar nicht oft an Commissionairs. Ganz Europa schätzt die Producte Frankreichs freiwillig, und dieses Land hat nicht nöthig auf Umwege zu denken: Fremde hohlen gern seine Producte. Aber dieser Gedanke verschwindet bei Frankreich in Ansehung der Levante. Hier hat es die Concurrenz anderer Mächte zu fürchten, und deswegen verwandelt es hier den Manufacturhandel in einen Activhandel. Dabei laufen oft solche Künsteleien vor, die im Ganzen dem Handel mehr schädlich als zuträglich werden. Oft ist der Gedanke, den Passivhandel activ zu machen, um dadurch mehr gewinnen zu können, ein Ursprung schädlicher Monopolien. Italien betreibt den Manufacturhandel passiv und activ zugleich. Und Teutschland? Dieses ist schwer zu entschriden. Der aus so vielen Staaten zusammengesetzte Hauptkörper, handelt zu sehr nach entgegengesetzten Gründen, als daß sich etwas algemeines hierinnen behaupten läst. Vielleicht wird nirgends die Privatindustrie weniger als in Teutschland ermuntert. Wenn man aber auf das siehet, was wirklich ist; so hat das innere Teutschland mehr Manufacturen, als das Nordliche, dieses heget im Gegentheile den Zwischenhandel. Der innere Manufacturhandel ist also in Ansehung der Seestaaten ein Activ- an sich betrachtet aber ein Passivhandel.

Hier werden die Nachtheile bemerkt, welche den Manufacturisten treffen, wenn er selbst zur ersten Hand gehen wil; es ist für ihn allemahl sicherer, wenn er in der Nähe Abnehmer hat. Manufacturen, die allein die Absicht haben, eine Summe Geldes, die sonst für diese Waaren aus dem Lande giengen, in demselben zu erhal-

erhalten, sind oft mit dem Ruin des Kaufmans verbunden, und selbst der Staat verlieret andere sonst gewisse Zweige des Einkommens. Noch schlimmer ist die Manufactur, wenn sie mit einem Monopolio begünstiget wird. Nicht selten wird hier fremden Ländern das Geld zugeführt, was man durch die Manufactur im Lande zu erhalten suchte. Der eine wird reich, hundert verarmen. Ueberhaupt wenn ein Land einen Manufacturhandel als activ betreiben wil, so mus der Manufactorist selbst so wenig Kaufman seyn, als möglich ist. Sind aber gute Kaufleute im Lande, welche mit Auswärtigen in genugsamer Verbindung stehen, dem kan der Manufacturhandel ein Activhandel des Landes werden. Dabei aber sind gewisse Cautelen nicht außer Acht zu lassen, die der V. mit sehr lebhaften Beispielen bestätiget, und dabei erhärtet, es sey vortheilhafter, daß man einem benachbarten Staate, der leichter mit dem entfernten Abnehmer eine Verbindung unterhalten kan, den Activhandel mit diesen Manufacturwaaren überläst, ihn selbst aber als passiv ansehen sol. Endlich komt der Hr. V. auf den Zwischenhandel. Dieser ist seiner Natur nach ein Activhandel, wenigstens in der sogenanten Proprehandlung, setzt aber allemal auf Seiten der andern Staaten einen Passivhandel voraus. Dabei vertheidiget sich der V. gegen die Gedanken eines Ungenanten, über die Mittel zur Beförderung der Handlung in einem Lande, worinnen sie wegen vieler Hindernisse annoch nicht empor kommen können. Auch der Kaufhandel, dessen inländische Staaten Teutschlands mit Hamburg fähig sind, wird wie der Verkaufhandel betrachtet,

und

und die Nachtheile werden gründlich bestimt, die erfolgen würden, wenn man diesen Markt verlegen wolte, den Hamburg für Teutschlands Kauf- und Verkaufhandel bei sich erhält, dabei der Wichtigkeit und unumgänglichen Nothwendigkeit des Zwischenhandels das Wort stark geredet wird.

Das IIte Stück dieser Schrift ist den Banken, ihrem wesentlichen Unterschiede, den Folgen derselben in ihrem Gebrauche und deren Direction gewidmet. Dieser Artikel ist nicht minder beträchtlich, und die Ausführung leistet das versprochene. Marpergers Abhandlung ist unvolständig, wenn man mehr als Nachrichten von der damaligen Einrichtung der Bänke zu haben sucht. Ludovici Abhandlung von Bänken ist grösstentheils unrichtig, und mit Hr. May ist der V. ebenfals nicht zufrieden. Wir getrauen uns nicht von diesem Artikel einen Auszug zu machen, ohne ihrem Wehrte Abbruch zu thun. Es wird genug seyn, wenn wir sagen, daß der Unterschied der Giro und Zettelbänken deutlich aus einander gesetzt, beider Vortheile für sich, und in Ansehung anderer, selbst in Betracht des ganzen Landes, und zugleich die drohenden Nachtheile, wohl erwogen werden. Eine Girobank kan nur vorzüglich den Einwohnern eines Staates nutzbar werden: die Zettelbanken aber nutzen allen Einwohnern eines Staats, indem die Banknoten durchaus respectirt werden müssen, der Inhaber mag seyn wer er wolle. Dagegen ist eine Girobank mehr Meister über den Münzfus ihres eigenen und der benachbarten Staaten, aber eine Zettelbank leidet unter allen Münzfehlern, die der Staat nicht allemahl hindern kan. Es ist nicht schwer

einzu-

einzusehen, daß, um eine Bank anzulegen, eben kein freier Staat erfordert werde. Auch minder freie Staaten können sich dabei wohl befinden, wie solches Schweden und Preußen lehrt. Aber eine Bank kan nicht allen Verlegenheiten eines Staats abhelfen; wenigstens ist eine Girobank dazu unnütze, und wenn es eine Zettelbank leisten sol, so mus man die Schulden auf die Bank zu transportiren suchen, welches der Folgen wegen, mit möglichster Behutsamkeit geschehen mus. Diese Abhandlung ist bereits in den Leipz. Intell. Blättern vom vorigen Jahre aus den Hamburger Adres Comtoirnachrichten Auszugsweise, und in den Mindenschen wöchentlichen Anzeigen ganz abgedruckt worden. Diesen fügt der Hr. V. zu mehrerer Erläuterung einige Anhänge bei. Die erste redet von dem Agio bei Girobanken. Sehr faslich zeigt er den Ursprung der natürlichen und wilkürlichen Agio, und läst dabei der tiefen Einsicht derjenigen alle Gerechtigkeit wiederfahren, welche bei der Einrichtung der Hamburger Bank die ersten Hände angelegt haben. Er lehrt, wie es möglich, und nach und nach nothwendig gewesen das Agio zu steigern, und bestimt dabei die verschiedenen Verhältnisse des Silbers gegen das Gold, je nach den verschiedenen Banken. Holland bestimt den Mittelpreis desselben zwischen seinen Gold und Silber reichen Nachbaren, und schätzt seit geraumer Zeit das Gold 14 $\frac{2}{5}$ mahl so theuer als das Silber. Hieraus erfährt man leicht, warum die Holländischen Ducaten, besonders in den Gegenden, wo man das Gold nach einem unrichtigen Münzfuße, und weniger als es seyn sollen, geschätzt hat, in so merklich hohen Preisen

sen angenommen werden, wogegen keine Verordnungen etwas auszurichten vermögen. Ja hieraus läst es sich erklären, warum man in den Girobänken keinen beständigen und stets geltenden Preis den Goldmünzen gegen Banco geben kan.

II. Anhang. Geschichte der londner Bank, so weit als dieselbe zur Einsicht in das Institut, und das mannigfaltige Gewerbe derselben für Ausländer nöthig ist. Anderson's historical and chronological Account ont Trade and Commerce, ist hier zum Grunde gelegt. Auch diese Abhandlung ist bereits 1767 in dem Hamburgischen Addresblat St. 81-83. eingerückt. Hier ist sie mit Zusätzen bereichert, und dabei wird die Schottische Bank zugleich abgeschildert.

III. Anhang, ist eine Uebersetzung einer memoire sur la Banque de Stockholm, aus dem sechsten B nde des Büschingischen Magazins, mit Erläuterungen begleitet. Nach der ersten Einrichtung dieser Bank unterscheidet sie sich von allen andern darinnen, daß sie Gelder für 4 Procent annimt, und selbige unter 6 Procent ausleihet, da im Gegentheile andre Banken keine Interesse zahlen. Unter Carl dem XII und bei seinem Ableben stand diese Bank sehr gut, aber nicht so gut als diese Nation freier ward. Ein Beweis, daß der Schlus nicht algemein wahr sey, daß eine Bank bei einem freien Volke mehrere Vortheile genieße, als unter einem despotischen Könige. Es ließen, spricht der V. sich mehrere Unfälle aus den Geschichten anführen, da die frei scheinende Direction der Bank, der

Gegenstand einer Cabbale geworden, welche ihre Privatabsichten zum Schaden der Nation durch allerlei Künste durchsetzte. Schweden würde nicht seit 30 Jahren unter den Folgen der schädlichen Administration seiner Bank seufzen, von einem Vorschlage zum andern irren, und denn von dem Eigennuße und dem Geiste der Partheien geflochtenen Knoten immer mehr sich verwickeln sehen, wenn es noch unter einem Könige stünde, der diesen Knoten, so bald er wolte, durchhauen könte. Dieses schrieb der V. vor der neulichen Revolution. Nun werden ohne Zweifel seine Wünsche erfült, da ein weiser Gustav den Knoten aufzulösen fähig und willig ist. --

In der Folge der Zeit beschlossen die Schwedischen Stände, das Gewerbe dieser Bank zu erweitern, und auf gewisse Art mit der Regierung des Staats in eine Verbindung zu bringen. Nunmehro ist diese Bank in drei Hauptzweige eingetheilt: 1) in die Leihbank, 2) in die Wechselbank, und 3) in die, welche Geld verleihet und anleihet. Sehr weitläuftig wird dadurch dieses Geschäfte, welches wir nicht berühren wollen. Inzwischen erläutern die Noten des V. vieles sehr wohl, und wir erwarten die von ihm hieselbst verheißene Theorie der Circulation.

Der IV. Anhang betrift die Geschichte der Handlungsacademie in Hamburg. Der Herr geheime Commerzienrath Wurmb hat eigentlich dazu die erste Gelegenheit gegeben; 1768 nahm sie ihren Anfang. Die Eleven mehreten sich so sehr, daß man bald an Erweiterung eines sonst geraumlichen Gebäudes denken muste, und ihr Eifer sich in den kaufmannischen Ver-

richtungen fest zu setzen, foderte eine neue Einrichtung, die allen dabei zu befürchtenden Unordnungen vorbeugen könte. Die deswegen 1771 erlassene Nachricht leistete inzwischen nicht die verhofte Wirkung: es vermehrte sich vielmehr das Vorurtheil, daß die Handlung blos theoretisch ohne Praxis gelehret würde, das Institut gerieht ins Stillestehen, ja es näherte sich seinem Ende, theils weil man glaubte, daß der Hr. Commerzienrath, der sich mit dem Lotto abgab, nun keine Aufsicht mehr äußern würde, theils weil er selbst geneigt war das Institut gänzlich aufzugeben. Hr. Büsch und Hr. M. Ebeling wurden indessen bewogen durch die Ankunft eines jungen Polacken, und eines Jünglings aus dem Reiche Teutschlandes, das Werk fortzusetzen, und dieses gehet annoch so glücklich von statten, daß sie die Hofnung haben, ein so gemeinnütziges Institut ferner erhalten zu können. Jetzt ist dasselbe noch ein Privatinstitut: aber wir fügen gerne unsern Wunsch dem Wunsche des V. bei, daß die Väter Hamburgs, deren edle Gedenkungsart dem Recensenten unvergeslich bleibt, sich zu einer so rühmlichen Sache entschließen, und sie als eine öffentliche ansehen mögen. Dem Institute gereicht es zur Ehre, daß es unter den 59 bisher gehabten Lehrlingen zween erwachsene Adeliche, einen Portugiesen, einen Spanier, einen Franzosen, acht Engelländer, vier Schweden, einen Polacken, und einen Russen unterrichten können.

LXIV.

Fürstenrechnung zur angenehmen Unterhaltung und zum besondern Nutzen der Regenten selbst: wie nicht weniger zur Erleichterung der Fürstlichen Hofkammern, gewidmet von M. J. Neblin. Wien in der Emerich Felix Baderischen Buchhandl. 1772. gr. 8.

Der Verf. will ein Mittel zeigen, wie man eine Generalrechnung, d. i. eine Rechnung über alle Einnahme und Ausgabe eines Fürstenthums dergestalt leicht entwerfen könne, daß der Fürst gleichsam in einem Augenblick die Reste an Naturalien und Gelde, die wirkliche und seyn sollende Hebung von beiden, ihren Gebrauch und Verwendung, und den Vorrath und Bestand, ersehen kan. Der V. erhält seinen Zweck. Dem aber, der mit dergleichen und sonst schon wohl eingerichteten Rechnungen umzugehen gewohnt ist, dürfte dabei nicht viel neues vorkommen. Und eben so solten wir glauben, daß das, was der Hr. V. in Gestalt eines Gespräches zwischen zween Personen zu erweisen sucht, daß die Rechnungen nach einem genauen Kammerstil wirklich keine andere, als die kaufmännische sogenante doppelte Buchhaltung sey, nicht könte bezweifelt werden. Beide beruhen auf einerlei Grundsätzen, nur was der Kaufman Credit ud Debet, oder Sol und Haben nennet, heisst bei den Kammer-

 rech-

rechnungen Einnahme und Ausgabe. Anfänger, und solche, welche einige Unordnung selbst abzuändern nicht fähig sind, können diese Bogen sehr wohl gebrauchen. Die Schemata nach dem Bruchsalischen Rechnungssystem, sind sehr deutlich aus einander gesetzt, und die Summarien fallen klar in die Augen. Diesen ist eine wohl ausgearbeitete Bilanz einer Eisenbergwerksrechnung beigefüget; und am Ende wird voriges Formular der Fürstenrechnung durch eigene Anmerkungen erläutert.

LXV.

Anzeige von der Leipziger ökonomischen Societät in der Ostermesse 1772, nebst Auszügen aus den bei derselben eingelaufenen halbjährigen Nachrichten. Dresden bei Walther.

Außer der Anzeige der neuen aufgenommenen Mitglieder, der Bestätigung des Directors und Commissarien, der Abnahme der Rechnung u. s. f. welches gewöhnlich halbjährlich zu geschehen pflegt, wird die Preisfrage aufgegeben: Wie der Mangel an den nothwendigsten Lebensmitteln durch die Oekonomie einzelner Personen, oder der Commun am wirksamsten zu vermindern, und demselben in Zeiten vorzubeugen: insbesondere, aus welchen physikalischen Umständen sich ein solcher Mangel vorhersehen lasse, und welche Maasregeln man dargegen in der Feld- und Hauswirthschaft

zu

zu erwählen habe. Hiernächst werden die eingelaufenen Modelle, Zeichnungen, Producte, und der Geselschaft eigen gewordne Bücher nahmhaft gemacht. Unter den Modellen ist das Copernikanische Weltsystem, welches mit Zehn und Getriebe von einem einhändigen Soldaten verfertiget worden, vielleicht besonders merkwürdig.

Die Auszüge von den halbjährig eingelaufenen Nachrichten betreffen verschiedene Gegenstände. 1) Die Versuche mit Saamereien sind folgende: Portugiesischer Weizen wird als eine gute Sommerfrucht gerühmt. Aegyptisches Korn ist gleichfals eine Sommerfrucht, und zum Graupenmachen sehr geschickt. Ungarischer Weizen ist ergiebig; aber noch ist es nicht ausgemacht, ob er sich besser als Sommer- oder als Winter Getreide verhält. Moryenhafer scheint nutzbarer als gemeiner zu seyn. Indianische Hirse ist vortheilhaft. Siberisches Heidekorn, nicht minder siberischer Lein, geben viele Hofnung zu reichen Erndten. 2) Versuche mit andern Gewächsen, betreffen die Zuckercartoffeln, diese vermehren sich erstaunlich. Eine Metze gab einen ganzen Scheffel Dresdner; aber der Saame mus so früh geleget werden, als man in die Erde kommen kan. Dabei fand man, daß Cartoffeln, welche den Winter über in der Erde geblieben, nicht verfroren, sondern reiche Früchte brachten. Auch mit der Vermehrung dieses nützlichen Gewächses aus abgeschnittenen Zweigen sind gut gerathene Versuche angestelt. Chinesischer Oelrettig ist sehr ergiebig am Saamen; die Menge seines gebenden Oels sol im folgenden bemerkt werden. 3) An Futterkräutern und insbesondere

dere mit der Luzerne befinden sich die Neustädter wohl. Honigklee wird empfohlen, 1 Loth Saamen gab 20 Loth Gewinst. Von fremden Holzarten sind 4) folgende untersucht: die rothe Ceder stehet unsere Kälte aus. Die weiße oder Carolinische Esche liebt vorzüglich feuchten Boden. Die Traubenkirsche, Common Haw (Crataegus) Hundsbeerbaum, scheuen keine Kälte. Die Trompetenblume, der virginische Cypressenbaum, Bohnenbaum, Lerchenbaum, Storaxbaum, weißer und schwarzer Walnusbaum, virginischer Arazolbaum, und der siberische Erbsenbaum, haben sich alle wohl betragen. Die Trompetenblume ist die einzige ihrer Art, wächst 12 Ellen hoch, und ist einem Baume ähnlich. Die Zweige verfrieren, der Stam bleibt, und treibt neue Zweige. Auch vom Nadelholze sind gute Anmerkungen eingelaufen, als von der Weimuthsfichte, Ceder von Libanon, amerikanischen Pechtanne, der rothen Ceder, der Balsamtanne, der Kiefer von Canada, der Mastkiefer, der amerikanischen Sumpfuhre: und der mariländischen Zwergcypresse. Am Laubholze werden betrachtet: Bignonia catalpa, Halesia tetraptera, der Giftbaum, Mespilus Canadensis, der Carolinische Staudenklee u. s. f. zulezt folgt ein Verzeichnis der in Schönburg Wechselburgischen Reviren ausgestreueten Holzsaamereien von 1769-1771. 5) Der Nutzen des Gibsdüngers wird aufs neue erhärtet. 6) In den landwirthschaftl. Anmerkungen wird das Umpflügen der Saat, als ein bewährtes Mittel angepriesen, den Ertrag des Getreides zu vermehren, dabei die nöthigen Cautelen erzählt werden. Der Brand im Getreide sol vermieden

den werden, wenn man den Saamen volkommen reif werden läst, und ihn sodann ohne fernere Bereitung ausstreuet. Solte aber dem V. unbekant seyn, daß der beste und reifste Weizen brandig wird, wenn er zu dicke gesäet worden? Reifen Saamen solte ohnehin ein jeder guter Wirth wählen, und er thut auch dieses, aber doch hemt er dadurch den Brand nicht allemahl.

Anmerkungen über Bernhards Gedanken von Abschaffung der Brache und Viehweide. Ein abermahliger Beweis, daß die Stalfutterung des Rindviehes der Weide vorzuziehen sey. Mit dem Schaafvieh hat der V. keine Versuche darüber anstellen können, zweifelt auch nicht am Vortheile, scheint aber zu glauben, daß dem im folgenden Winter aufzustellenden Schaafvieh das sehr häufige Kleefutter dürfte schädlich seyn. 7) Oeconomische Anmerkungen über die Witterung des Jahres 1770 bis Ostern 1771, in Ansehung der Feldbestellung, der Wiesen, Waldungen, Pferde, Rind- und Schaafvieh, auch Teiche, der wilden Fischerei und der Ufer. Die gar besondere Witterung des angezeigten Jahres gab sichere Anzeigen von einem bevorstehenden Miswachse. Diese solte sich ein jeder Wirth bekant machen, um in ähnlichen Fällen, ähnlich zu schließen, und möglichste Anstalten vorzukehren, die ihn wenigstens einigermaßen sicherten. Die Erzählungen des Vorgegangen, welches den Grund der nachfolgenden großen Theurung gab, ist leider mehr als zu wahr, und ein großer Theil fält auf die Sicherheit des Wirthes zurück, der Schätze zu besitzen glaubte, die er nicht hatte. Er hätte mit Gewin sehr sicher ein nordisches Korn ausstreuen können, wenn er nicht

nachlässig gewesen wäre. Eben so schlecht wie mit dem Getreide, sah es mit der Heuerndte aus, die ihren Untergang durch das Regenwetter und Ueberschwemmungen bekam. Doch gerieth das Grummet. Aber welche Folgen für die Pferde und das Schaafvieh? Diese wurden faul, und mit jenen stand es nicht viel besser. Die Ueberschwemmungen brachten die Fische auf Felder, wo sie sturben; sie unterwuschen Mühlen und andere Gebäude, so daß bei Leipzig allein 16 = 18 Häuser zum Theil sogar umstürzten. Die Ufer litten gewaltig. Auch die Obst- und wilden Bäume bekamen merkliche Nachtheile. Hier werden zulezt dem Wirthe manche gute Anmerkungen gemacht. 8) Vom Cyder und dessen Nutzen. Der V. beschreibt die in seinem Lande gewöhnliche Methode dieses nutzbare Getränke zu gewinnen, und schildert die dazu brauchbare Presse durch einen Kupferstich ab. Der Nutzen des Cyders ist gewis. Eine Kanne Cyder kostet dem Wirthe etwa acht Pf., und kan für zwei bis drei Gr. verkauft werden. Sein Vortheil wird durch die Lauer vermehrt, und die Träber bleiben als eine Viehnützung übrig. Auch der Cyderessig ist anzurathen, der in Ansehung der Speisen die Stelle des Weinessigs völlig vertrit. Dabei sind einige Anmerkungen zur Verbesserung des Cyders aus den Studtgartischen ökonomischen Auszügen beigefügt. 9) Versuche aus Obst Brantewein zu brennen. Der beste kömt aus säuerlichen Aepfeln, nur müssen sie drei Wochen in sich selbst, und denn noch einige Tage mit einem Fermente gären, wenn man Vortheile haben will. Solte S. 77, wo ein Ungenanter sagt, daß bei dem Obstbranteweinbrennen alles auf die Gärung

und

und Zeit der Saturation ankomme, die Erklärung des Hrn. Donati, daß dieses eine Maturation heißen solte, nicht vielmehr eine den Chymisten sehr gewöhnliche Sache, nemlich die Maceration seyn? Inzwischen hält nach den Beobachtungen des V. ein Scheffel Obst kaum die Hälfte Spiritus. Daher ist das Brennen in Obstreichen Jahren vortheilhaft, in gegentheiligen Zeiten aber mit Schaden verbunden. 10) Nachrichten von Hrn. P. Rudolphi eingesandt. Sie betreffen Versuche mit gedörten Petrosiliensaamenpulver, als welches Insekten tödtet, und welches der V. auf ausländischen mit Mehlthau beschlagenen Saamen mit Vortheil gestreuet hat, imgleichen Verbesserungen der Gurken und Melonenpflanzen. Melonen zieht der V. außerhalb der Mistbete sehr gut. 11) Anmerkungen über die Anzeigen der Ostermesse 1771, von einem auswärtigen Landwirthe. Sie betreffen verschiedene Gewächse: zum Fortschaffen der schädlichen Schnecken legt derselbe nasse Tücher auf die Gartenbeten, die des Morgens vol von Schnecken sitzen. 12) Nachrichten von der inländischen Flachsspinnerei. 13) Anmerkungen über die Färberkräuter, und Regeln dauerhaft zu färben. Ein sehr wichtiger Grund, weswegen die Färberei auf Wollenzeugen nicht allemal geräth, liegt allerdings im Manufacturisten, der alle Arten der Wolle oft mischt, welche nicht durchgängig die Farbe in einem gleichen Grade annehmen können. 14) Ueber die Seidenzucht. Gute Anmerkungen wegen der Maulbeerbäume, der Grains und Wartung der Würmer. 15) Aufsuchung und Benützung der Walkererde. Noch ist keine in Sachsen gefunden, die völlig der eng-

lischen beikäme, doch sind drei Arten entdeckt, welche durch das Schlemmen verfeinert werden können. 16) Abschilderung der Hennebergischen Mineralien. Hier werden die dortigen Erdarten, Steinarten, Erzarten, Versteinerungen und Abdrücke angezeigt. Ehedem hat man daselbst das rare Eisenerz Lapis martialis pisiformis & verticosus gefunden. 17) Gedanken von Benutzung der Steinkohlen bei Eisenarbeiten. Vielleicht werden künftig die Schwierigkeiten überwunden, welche sich ihrem Gebrauche annoch im Weg legen. Solte der den Steinkohlen eigene Schwefeldampf, der allem Eisen nachtheilig ist, nicht durch gute Oefen dergestalt bezwungen werden können, daß er dem Eisen nichts anhaben, die Hitze der Steinkohlen aber dennoch in dasselbe wirken könte? Mir deucht, daß dieses eben keine so große Kunst sey. 18) Vom Potaschsieden. Der Verfasser hat von dieser Arbeit Schaden gehabt. Er hat also einen Beruf keine Potasche zu sieden. Andere befinden sich im Gegentheile ganz wohl dabei. 19) Vom sächsischen Clima, und der demselben angemessenen Witterung. Der Verfasser beschreibt die Lage Sachsens, den mitlern Stand des Barometers an den vorzüglichsten Oertern, die Größe der längsten Tage, den Stand des Thermometers in der größten Kälte und Hitze, und schätzt diese der Pariser Hitze gleich. Er bezeichnet die Winde, die mehrentheils in einem bestimten Monathe des Jahres geherscht haben, und diese geben ihm Anlas, von der Witterung vernünftig zu urtheilen. In der That gefält uns die Art, mit welcher der V. redet, indem er die natürliche Beschaffenheit der Länder und

diese

diese Gegenden bestimt, über welche die Winde blasen, und in welchen natürlicher Weise der Grund der künftigen Witterung mus gesucht werden.

LXVI.

Der Witwen- und Weisenversorger, oder Grundsätze, nach welchen dauerhafte Witwen- und Weisensocietäten auch Sterbekassen gestiftet und verbessert werden können. Zum Nutzen unbelehrter Leser, welche Aufseher oder Glieder dieser wohlthätigen Anstalten sind, aufgesetzt von C. D. Küster, Königl. Consistor. Rath, Inspector der reformirten Kirchen und Schulen im Herzogthume Magdeburg disseits der Saale und der Altmark. Leipzig, bei Junius, 1772. 135 S. 4.

Diese Abhandlung ist ein wahres Verdienst für den Hrn. Consistorialrath. Wer kan wol an dem erheblichen Nutzen zweifeln, der dem Staate durch wohlangelegte Witwensocietäten erwachsen kan? Man siehet dadurch die Nachkommenschaft merklich für den Bettelstab gesichert, und mildert den Kummer rechtschaffener Mütter. Solte also nicht ein jedes Land, eine jede Stadt eilen, dem unbemittelten Vater Linderung seiner Wehmuth zu verschaffen, wenn sich ihm der Tod nahet, und er seine Kinder der Armuth, der Verachtung, der Dürftigkeit, ausgesetzt siehet. Witwen-

wensocietäten sind geschickt, diese herben Gedanken zu mildern. Aber noch sind die Regeln nicht dauerhaft genug gegründet; sie gestatten annoch Verbesserungen, um einen Vater so glücklich zu machen, daß er mit völliger Gewisheit seiner Gattin, seinen Kindern zurufen kan: Ihr werdet nach meinem Tode jährlich eine gewisse Rechnung auf so und so viel Einkommens machen können. Schwerlich läßt sich auch dieses so bald hoffen, woferne sich nicht Regenten einmischen, und dasjenige Ungemach zu tilgen suchen, dem sonst keine menschliche Klugheit genug gewachsen ist. Wir wollen deutlicher reden: Man hat, zum Ruhm der Menschlichkeit, schon manche Witwensocietäten: aber man weis es auch, daß sich die Anzahl der Witwen wider Vermuthen oft so sehr gemehret hat, daß, wenn gleich solche Geselschaften ihrem gänzlichen Ende noch nicht nahe sind, sie doch gewis das Quantum ihren Witwen nicht zahlen können, was ihnen nach der Anlage ausgeworfen war. Wir wollen deswegen keine Bosheit anklagen: nein, eine genugsame Klugheit und Vorsicht fehlte bei der ersten Einrichtung, und sie muste bei der Kurzsichtigkeit der Menschen fehlen. Die Folge der Zeit und eine uns anständige Aufmerksamkeit auf die Ursachen des Verfals solcher heilsamen Anordnungen wird es noch mehr lehren, als schon geschehen ist, daß sich oft Schicksale einmischen, die die beste Rechnung vereiteln können. Bis jetzt kennet man schon viele Ursachen von dergleichen Verfal, und unser V. zählt derselben zwölfe. Bald fehlt die landesherrliche Genehmigung und Begünstigung; oft schlagen sich zu wenige Glieder zusammen; hier sind

die Antrits- und jährliche Beitragsgelder zu hoch gesetzt; zuweilen laufen die unbestimten jährlichen Beiträge so sehr ins Geld, daß manches Mitglied aus einem Unvermögen den Beitrag erschwingen zu können die Geselschaft verlassen mus. Bald hat man stärkere Pensionen versprochen, als die Societät ertragen kan; man hat nicht genug für ein Stamcapital gesorgt. Zuweilen ist der Plan so künstlich und dunkel zusammengesetzt, daß man ihn nicht übersehen kan. Die Administration der Gelder war zuweilen nicht sicher genug. Oft war der Ort, wo dergleichen Societäten solten angelegt werden, zu klein, die Stiftung ward nicht algemein bekant, und dadurch entstand ein Mangel an Interessenten und Rekruten. Vorzüglich aber hatte man keine genugsame Rücksicht auf das Alter und auf die Gesundheit der einzutretenden Mitglieder. Schon dieses überführt uns, daß man, besonders bei neu anzulegenden Witwensocietäten, alle mögliche Behutsamkeit anzuwenden habe. Alles gründet sich auf eine satsame Beantwortung folgender Stücke: Wie stark sol die Zahl, wie hoch das Alter der Ehemänner und Frauen seyn, welche in die Societät treten? Wie viele Witwen und Weisen wird die Geselschaft nach 36 Jahren zu pensioniren haben, und wie vieles sol wirklich eine jede bekommen? Wie viel wird erfordert, diese Ausgabe bestreiten zu können, und woher sollen die Gelder genommen werden? Wie ist die Anzahl der Contribuirenden stets volständig zu erhalten, und welche Vorsicht ist bei der Administration erforderlich? Dieses sind die nöthigsten und wichtigsten Fragen, deren Beantwortung in der That sehr schwer, wenigstens

unge-

ungezweifelt aufzulösen, unmöglich fält. Dennoch betrachtet sie der Hr. V. mit Gründlichkeit. Nur eine Probe: Ein wichtiger Punkt bei diesen Societäten betrift die Bestimmung der Anzahl der Witwen, welche in einer gewissen Reihe von Jahren entstehen können. Die Richtigkeit oder Unrichtigkeit dieser Berechnung leitet den Fortgang oder Untergang der Geselschaft. Mit Gewisheit aber ist hier nichts auszurichten; alles kömt auf einen hohen Grad der Wahrscheinlichkeit an. Wie wil man denselben finden? Hr. Dies behauptet, daß von hundert Societätsmännern nur fünf und zwanzig Witwen in der Folge entstehen werden; und Herr Kritter zeigt, daß, wenn die Geselschaft sich beständig rekrutirt, alsdenn endlich wenigstens funfzig zugleich lebende Witwen auf hundert Männer kommen werden, die mithin zugleich zu saláriren sind. Wer hat nun Recht? Beide urtheilen aus Gründen. Sie können beide Recht haben, je nachdem man diese oder jene Umstände zugleich erwägt, oder wegläst. Man hüte sich überhaupt, die möglichste Anzahl der Witwen nach einer zu kleinen Zeit zu bestimmen; man nehme wenigstens eine Reihe von 36 Jahren: auch bestimme man die höchste Witwenzahl nicht aus einer sonst richtigen Zählung der im Lande lebenden Ehemänner und Witwen. Denn man weis, daß die Witwen von geringem Stande weit leichter und eher wieder heirathen, als die vom mitlern und höhern Stande zu thun pflegen. Ein solcher Calcul würde also offenbar zum Nachtheil der Societät gereichen. Man mus folglich auch diese Bestimmung nicht auf die sonst so nutzbare Süßmilchischen Tabellen der Sterblichkeit gründen.

Aus

Aus diesen Ursachen geleitet nimt der V. an, daß innerhalb 36 Jahren auf hundert Männer wenigstens acht und vierzig Witwen kommen werden, und wenn man billig denken und einigen Kindern einen Vortheil verschaffen wil; so räth der V. diese Zahl auf hundert Societätsgliedern um zehne zu vermehren, dergestalt daß man festsetzt, es werden auf hundert Glieder innerhalb 36 Jahren acht und funfzig Witwen entstehen. Deren jährlicher Gehalt nun mus so wol die Einlage als auch den jährlichen Beitrag der Mitglieder bestimmen. Gesetzt, der V. irte sich, es kämen in Zukunft nicht so viele Mitglieder; ist es denn nicht immer besser, daß man sich mehrern Menschen nützlich erweisen kan, als daß man in der zu gering angenommenen Zahl der entstehenden Witwen den übrigen einen Theil des ihnen verheißenen Quanti entziehen mus? Uns deucht überhaupt, daß diese Schrift allen, welchen es ein Ernst ist, für das Wohl der Weisen zu sorgen, zu empfehlen sey. Durchaus finden wir Gründlichkeit und ein zum Wohlthun warmes Herz. Die verschiedenen Punkte, welche der besondere Vorwurf seiner Betrachtung werden, betreffen den großen Nutzen wohleingerichteter Witwensocietäten, ihre verschiedene Arten, die Ursachen, warum bisher so viele Witwen- und Weisensocietäten zu Grunde gegangen sind: die Bestimmung der Witwen, welche eine Geselschaft von hundert bis tausend Mitgliedern zu verpflegen bekommen kan; die Ursachen, wodurch die Zahl der Pensionswitwen vermehrt und vermindert wird; wie vieles Geld jährlich erfordert wird, den Witwen ihre Pensionen zu geben; die Klasse einer Societät: wie

wie eine verfallene Witwenkasse wieder aufzuhelfen; die Administration der Einnahme und der Ausgabe; und was bei der Reception der Glieder zu beobachten ist; die Größe der Antrits- und der Beitragsgelder nach den verschiedenen Kassen der Societät; die Stamregister über die Mitglieder und ihre Frauen, über die Witwen und Weisen einer solchen Societät; die Expectanten; die Sicherheit, welche dem Publiko zu geben ist; was große Herrn zur Beförderung der Dauer solcher Geselschaften thun können; den Rath ein eigenes Landescollegium niederzusetzen, welches dazu gewidmet ist, daß es die Erhaltung und Verbesserung der Witwensocietäten besorgt. Endlich redet der V. von geistlichen Witwen- und Weisenkassen, vom Witthume, oder den Versorgungsanstalten, welche eine jede Gemeine für die Witwen der Prediger und Schulbedienten macht, welche bei ihr versterben. Von verbindlichen Witwensocietäten für Personen von vornehmen und geringerm Civilstande. Von verschiedenen Arten der Weisenversorgungsanstalten, von Begräbnissocietäten u. d. g. Endlich folgen Berechnungsaufgaben, welche zum Besten dauerhafter Witwensocietäten noch aufzulösen, oder näher zu bestimmen sind; und alsdenn sind sehr mühsam berechnete doch wohl ausgearbeitete Tabellen beigefügt, über die Sterblichkeit einer Societät von tausend Gliedern, deren mögliche Witwenzahl, und deren jährlicher Zustand in den ersten 50 Jahren nach ihrer Stiftung, mit der Anzeige der erforderlichen Einnahme und Ausgabe. Die angehängten Statute der Gräfl. Lippischen Civil-Witwen- und Weisenkasse, ist ein wirklich nachahmungswürdiges Beispiel.

LXVII.

LXVII.

Johan Georg Gottlob Schwarzens Grundriß der Kirchengeschichte Neuen Testaments bis auf die Reformation, zum Gebrauch akademischer Vorlesungen. 254 Seiten in 8. Gießen, bei Kriegern, 1772.

Wir sehen nichts Vorzügliches an dieser Arbeit: ob man gleich dem Hrn. Verfasser, welcher zu Gießen außerordentlicher Professor der Gottesgelahrtheit und Stadtprediger ist, gute Einsichten in der Kirchengeschichte nicht abspricht. Ein jedes Jahrhundert ist in zehn Hauptstücke zergliedert, in welchen von den Regenten; von den vornehmsten Lehrern der Kirche; von den Ketzern, und denen, welche Spaltungen gemacht haben; von den Ketzereien und Spaltungen; von den Sitten der Christen; von den Kirchenversamlungen; von der Lehre der Christen; von den Gebräuchen der Kirche; von der Verfassung und den Schicksalen der Kirche, gehandelt wird. Dieser Lehrart haben sich, bekanter maßen, schon sehr viele in ihren Büchern von der Kirchenhistorie bedient. Jedes Hauptstück besteht aus kurzen Sätzen, welche mündlich sollen erörtert werden. Sie sind wohl ausgesucht und gut gefaßt. Ohne Zweifel wird die Kirchenhistorie, von der Reformation an, auf die nämliche Art nachfolgen. Vielleicht finden wir alsdenn mehr zuvor Ungesagtes, als in diesen Bogen.

LXVIII.

Vermischte Nachrichten und Anmerkungen zur Erläuterung und Ergänzung der Sächsischen, besonders aber der Eisenachischen Geschichte. Sechste Samlung. Eisenach, 1772. 60 Quartseiten.

Obgleich der Name des Hrn. Verfassers auf dem Titel nicht ausgedrückt ist: so weis man es doch längstens, daß es der geschickte Herr Professor Schumacher zu Eisenach sey; welcher sich sowol um die algemeine teutsche Reichshistorie, als auch um die sächsische Provincialgeschichte, durch gelehrte Arbeiten sehr verdient macht. In dem gegenwärtigen Stücke finden wir zuerst den Grundris einer Geschichte des Landgrafens in Thüringen und Pfalzgrafens zu Sachsen, Hermans I. Es gehört dieser Herr allerdings unter die merkwürdigsten teutschen Fürsten damaliger Zeiten, indem er beinahe vierzig Jahre lang an vielen wichtigen Reichssachen großen Antheil genommen hat; überdieses ein Liebhaber und Beschützer der Künste und Wissenschaften gewesen ist, denen er sich in der Jugend mit großem Fleiße gewidmet hatte. Alles, was er mit dem jetzigen Kaiser Heinrich VI, ferner mit Otto IV aus dem Hause Braunschweig, Philippen und Friedrichen II, zu thun gehabt hat, findet man hier mit möglichster Genauigkeit ausgeführt. Seine

Wankel-

Wankelmuth, da er es bald mit diesem bald mit jenem Kaiser in den damaligen unruhigen Zeitläuften hielte, zog Thüringen große Verwüstungen zu. In der auf diesen Grundris folgenden Abhandlung wird von Hermans beiden Gemahlinnen, und gesamten Kindern, ausführlich geredet. Im dritten wird von den Minnesingern und Meistersängern, welche sich am Hofe dieses Landgrafens zu Wartburg aufgehalten haben, Nachricht gegeben. Es gehört diese Versamlung allerdings unter diejenigen Dinge, welche das alte Schlos Wartburg bei Eisenach, wo ehedessen der Siz der Landgrafen war, merkwürdig machen. Zur Zeit der schwäbischen Kaiser blühete die teutsche Dichtkunst mehr und mehr auf. Gedachte Kaiser erzeigten sich derselben gnädig, und ihrem Beispiele folgten verschiedne Reichsfürsten rühmlich nach; sonderlich der Landgraf Herman.

Minnesinger bedeutet einen Dichter, welcher von reiner Liebe und zärtlichen Empfindungen gesungen hat. Minne ist so viel als Liebe. Das französische Wort mignon, der Liebling, komt davon her. Meistersänger aber wurden vornemlich diejenigen unter ihnen genant, die sich durch ihre Gesänge vor andern hervorthaten, und sich in poetische Wetstreite einließen. Sie waren aus der Nachahmung der provenzalischen Dichter entstanden. Im eilften Jahrhunderte blühete nemlich die Dichtkunst in der Provence auf. Man nente die dortigen Dichter Trovadors (von trouver, finden, dichten.) Die schwäbische Nation lies sich durch dieses Beispiel ermuntern, ebenfals in ihrer Muttersprache zu dichten. Die größten Leute damaliger Zeiten waren mit in der

Geselschaft dieser Meistersänger; welche also ganz etwas anders vorstelten, als die nachmaligen, welche aus dem niedrigsten Pöbel aufstunden, und von denen noch bis jezo in Nürnberg ein Ueberrest ist.

Man hat die Schriften, welche noch aus jenen Zeiten da sind, hochzuschätzen, und mus sich wundern über der alten Minnesinger Zärtlichkeit der Empfindungen, über den Reiz des Ausdrucks, den Reichthum der Gemählde und andrer Schönheiten. Sie sungen aber eben nicht immer von der Liebe, sondern auch von Religionssachen; von Tugenden und Lastern; von Begebenheiten u. s. w. Ihre Gedichte verdienten alle ans Licht gestellet zu werden; weit mehr, als so viele schlechte Sachen, so viel anakreontische Leierliedchen u. a. d. Geburten, mit denen jezt alles angefült wird, und die oft nicht wehrt sind, daß man sie ansehe; ja welche oft den guten Sitten schaden. Wir ermuntern hiermit den Herrn Professor Schumacher öffentlich, so viel möglich, dergleichen alte Stücke zum Druck zu befördern; da ihm die Bibliotheken zu Weimar und Gotha offen stehen, auch in Eisenach, Jena und Erfurt ohne Zweifel dergleichen Handschriften ausfindig zu machen seyn werden. Selbst die Liebhaber der Geschichtkunde würden es ihm Dank wissen; weil viele Stellen in solchen poetischen Stücken auf Begebenheiten zielen.

Die sechs vornehmen Meistersänger, welche oft in Gegenwart fürstlicher Personen zu Wartburg poetische Wetstreite anstellen musten, waren Heinrich Schreiber, ein Ritter; Walther von der Vogelweide;

weide; Reinhard von Zwetschin, oder Zwetzen; Wolfram von Eschenbach; Bitterolf; und Heinrich von Afterdingen. Von diesen allen giebt der Hr. V. gute Nachricht.

Hierauf folgt eine Abhandlung von den Verdiensten des Landgraf Hermans um die Stadt Eisenach. Hier wird genau angegeben, welche Gegenden dieses Orts er besser anbauen lassen; welche Kirchen und Klöster von ihm gestiftet worden; welches alles einem Liebhaber der Historie des Vaterlandes nützlich und angenehm ist.

Nun kommen einige einzelne Anmerkungen zur Erläuterung der Thüringischen Historie, und ferner der Anfang einer Abhandlung von den alten Einwohnern derer zum Fürstenthum Eisenach gehörigen Länder. Wir hätten gewünscht, daß der Hr. V. entweder mehr oder gar nichts hievon gedacht hätte, weil die wenigen Zeilen, die wir hier finden, nichts enthalten, das uns unterrichten könte. Es ist ein bloßer Eingang, und von der Hauptsache findet man gar nichts. Würde es nicht besser gethan gewesen seyn, etwan einen Bogen mehr drucken zu lassen? Wir müssen also in Gedult stehn, bis das siebente Stück zum Vorscheine komt. Eher können wir die Meinung des Hrn. V. nicht beurtheilen.

Den Beschlus machen dreizehn zuvor ungedruckt gewesene Urkunden aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert; welche sämtlich schätzbar sind. Unter andern ersiehet man aus der, welche zuerst steht, und vom Jahr 1141 ist, daß Kaiser Conrad III in demselben Jahre einen Reichstag zu Würzburg gehalten habe,

 der

der von keinem Schriftsteller bemerkt worden ist. Abermals ein herliches Beyspiel von dem unbeschreiblichen Nutzen der Urkunden! Sie lehren uns eine Menge Begebenheiten, welche die nachlässigen Geschichtschreiber mitlerer Zeiten verschwiegen haben.

LXIX.

Pragmatische Handlungsgeschichte der Stadt Leipzig, worinnen der Ursprung, das Wachsthum, die Ursachen und die Veränderungen der Handlung aus glaubwürdigen Urkunden und zuverlässigen Zeugnissen beschrieben werden. Leipzig, verlegts Johan Samuel Heinsius, 1772. 444 Seiten in Octav.

Obgleich die Geschichte der Stadt Leipzig schon von einigen Gelehrten ist erörtert worden: so hat sich dennoch ehedessen noch niemand vorgenommen, die Historie der dort blühenden Handlung zu bearbeiten, welche gleichwol eine der beträchtlichsten in ganz Teutschland ist. Daher man dem unbekanten Herrn Verfasser des gegenwärtigen Buches Dank schuldig ist, daß er dieses gethan hat. Da es ohne Zweifel ein dortiger Gelehrter seyn wird: so verdienet diese Bemühung um so mehr Lob, da der Flor der Handlung in den erwünschten Zustand der berühmten Leipziger Akademie

Akademie zu allen Zeiten einen großen Einflus gehabt hat, und von der Freundschaft der Minerva mit dem Mercur diesem angenehmen Orte viele Vortheile zugeflossen sind.

Sehr gut wäre es, wenn auch in andern großen Handelsorten Deutschlands die Geschichte der Kaufmanschaft von geschickten Männern ebenfals untersucht würde. Wir hoffen dieses um so viel mehr, da jetzo die Handlung mehr als jemals das Augenmerk der Hohen und Niedern ist. Wie sehr würden wir uns erfreuen, wenn wir bald die Handlungsgeschichte von Lübeck, von Hamburg, von Nürnberg, von Augsburg u. s. w. zu sehen bekämen! Wie viele trefliche Urkunden würden bei dieser Gelegenheit können mitgetheilt werden, welche zugleich andern Theilen der Historie ein Licht anzündeten!

Doch zur Sache! der Hr. V. des gegenwärtigen Buches hat dasselbe in vier Abschnitte eingetheilt.

Im ersten wird von der Handlung zu Leipzig nach ihrem Ursprunge gehandelt, und in dem ersten Kapitel desselben von der Zeit geredet, da Leipzig eine Handelsstadt geworden ist.

Der Hr. V. geht hinaus bis in die Zeiten der Karolinger, welche bereits, sonderlich Karl der große selbst, für die Aufnahme der Handlung in Deutschland Sorge getragen haben. (Doch ist die Vereinigung des Rheines und der Donau nicht wirklich unter Karln geschehen, wie S. 4 gesagt wird; sondern man ist beim bloßen Versuch stehen geblieben. Der Bau des Kanales blieb wieder liegen.) Der König Hein-

Heinrich der Vogler (der immer im Buche Kaiser genant wird) folgte diesem rühmlichen Beispiele, und ihm schreibt der Hr. V. zu, daß er Leipzig erweitert, und nach damaliger Art befestiget; zugleich aber für die Handlung und bürgerliche Nahrung gesorgt habe. Das Vorgeben, als wäre Leipzig erst im Jahr 1134 zur Stadt gemacht worden, kan man aus dem Dithmar von Merseburg, einem bekanten Schriftsteller der ersten Hälfte des eilften Jahrhunderts, widerlegen; welcher im siebenten Buche seiner Historie sagt, der Bischof Eido von Meißen wäre in der Stad Leipzig (in *urbe* Libzi) gestorben. Nun weis man aber, daß er im Jahr 1015 Todes verfahren ist.

Im andern Kapitel führt der Hr. V. die verschiedenen Meinungen der Geschichtschreiber über den Ursprung der Handlung in Leipzig an. Einige setzen das Jahr 1134 zum Zeitpunkte des Anfangs der dortigen Handlung. Aber der Markgraf Conrad der große mag in dem gedachten Jahre nur eine Niederlage von allerhand Victualien daselbst angelegt haben; gleichwie er überhaupt dem Orte von seinem Verfalle aufzuhelfen gesucht, und ihn aufs neue befestiget hat. Hier aber liegt nicht der allererste Ursprung der Leipziger Handlung, sondern er mus in ältern Zeiten gesucht werden. Andere leiten den Ursprung derselben aus Merseburg her; woselbst sie bis ins Jahr 1387 geblühet hätte; in welchem Jahre aber diese Stadt durch einen Brand größtentheils wäre zu Grunde gerichtet worden. Worauf sich die Handlung nach Grimme, ferner nach Taucha, und endlich nach Leipzig gezogen hätte. Aber der Markgraf Dietrich hat schon 1268 die Leipziger Jubilate-

late- und Michaelismesse erneuert und bestätiget (welche durch die Kriegsunruhen unterbrochen gewesen) und den Kaufleuten allen Schutz versprochen. Am wenigsten treffen es diejenigen, welche vorgeben, erst durch das Privilegium Kaisers Friedrichs III vom Jahr 1444 wären dort die Messen, Handlung und Stapelgerechtigkeit entstanden; da lange vorher die Kaufmanschaft bereits daselbst geblühet, überdieses auf einmal sich dieselbe nicht an einen Ort hinziehet. Dieses geschiehet nach und nach.

Wenn wir unsere Gedanken hierüber eröfnen dürfen: so glauben wir, daß das benachbarte Halle, und die dortigen Salzwerke, der Leipziger Handlung den allerersten Ursprung gegeben haben, und daß dieses schon in denen Zeiten geschehen sey, da alles noch in dortigen Gegenden von Wenden bewohnt gewesen ist. Diese Völker sind nicht nur die Erbauer von Leipzig gewesen; sondern haben auch mit Salz und Getreide den allerersten Grund zu der Leipziger Handlung gelegt; welche sich nachmals immer in mehrere Zweige ausgebreitet, je mehr man in Deutschland solche Sachen gesucht hat, die zur Bequemlichkeit, zum Vergnügen und zur Pracht gehören; zumal nachdem die Reichthümer des gesegneten Meißner Landes immer mehr durch die Entdeckungen ergiebiger Bergwerke gestiegen.

Im dritten Kapitel erörtert der Hr. V. die Ursachen und Absichten, welche die Stifter der Handlung zu Leipzig sollen gehabt haben. Daß man überal die Wohlfahrt eines Landes durch die Handlung zu befördern suche, wird wol niemand läugnen. Obrigkeit

und Unterthanen haben vom Flor der Kaufmanschaft, von Messen und Jahrmärkten, von dem Umgange mit so vielen Fremden, die der Handlung wegen an einen solchen Ort kommen, unbeschreiblich großen Vortheil. Die allererste Handlung in Leipzig hat wol keinen andern Zweck gehabt, als durch den Salz- und Kornhandel die zum Leben gehörigen Dinge den Einwohnern zuwege zu bringen. Die bürgerliche Nahrung, und die Nothwendigkeit, in der man sich in Leipzig sah, dieselbe zu suchen, legte den Grund dazu. Aber nachmals, da sich der Ort schon ziemlich aufgeholfen hatte, schlug die Landesherrschaft die Hände ein, und suchte einer so gemeinnützigen Sache mehr und mehr aufzuhelfen. Markgraf Otto der Reiche, Conrads des großen Sohn und Nachfolger, legte zwei Jahrmärkte in Leipzig an; davon der eine am dritten Sontage nach Ostern, der andere am Sontage nach Michaelis solte gehalten werden. Die Handlung befand sich in ganz leidlichen Umständen bis ins Jahr 1183. Aber der innerliche Krieg, welcher darauf zwischen dem nur gedachten Markgraf Otto und seinem ältesten Sohne, Albrecht dem Stolzen, entstund, schadete ihr; wie auch der Krieg zwischen Albrechten und seinem Bruder Dietrich dem Bedrängten. Unter Heinrichen dem Erleuchteten fieng sie an, wieder aufzuleben; noch mehr aber unter dessen Sohne, Dietrich. Von 1268 an sind die beiden Messen zu Ostern und Michaelis eine Zeitlang ununterbrochen gehalten worden. Hundert und neunzig Jahr hernach, nemlich 1458, kam die Neujahrsmesse hinzu, welche der Churfürst Friedrich der Gütige zuerst ausschrieb, und

und vom Kaiser Friedrich III bestätigen lies. Dieses ist kürzlich der Inhalt des vierten Kapitels der ersten Abtheilung. Es handelt nemlich dasselbe vom Zustande der neu angelegten Handlung, bis auf die erste Kaiserliche Bestätigung.

Im zweiten Abschnitte wird in zwölf Kapiteln von der Bestätigung der angelegten Messen durch den Kaiser Maximilian I und dessen Nachfolgern; von den Freiheiten und Privilegien der Messen; von deren Einrichtung in Ansehung der Handlung fremder Kaufleute zur Meszeit; von andern Anstalten zum Besten der Handlung; vom Handelsgerichte; vom Postwesen u. s. w. sehr ausführlich gehandelt. Im dritten aber die Ursachen, in sechs Kapiteln, gezeigt, welche den Flor der Handlung in Leipzig befördert haben. Diese sind: die vortheilhafte Lage der Stadt; die Bequemlichkeiten der auswärtigen Kaufleute; die löblichen Verordnungen; die Fabriken; das Ansehn vieler Kaufleute in Leipzig; und die Unverdrossenheit und Geschicklichkeit der Einwohner bei Verfertigung der Waaren.

Nun ist noch der vierte Abschnit übrig. In demselben wird, in sieben Kapiteln, von der Aufrechthaltung und Ausbreitung der Handlung bei den mannigfaltigen Veränderungen, denen sie unterworfen gewesen, geredet. Anfänglich durften Ausländer nur zur Meszeit in Leipzig handeln; hernach aber bekamen sie die Erlaubnis, dieses auch außer der Meszeit zu thun. Franzosen und Italiäner ließen sich daselbst nieder, und bekamen das Bürgerrecht; wodurch die Leipziger Handlung immer blühender wurde. So

wol

wol den Reformirten, als den Römischcatholischen wurde nach und nach im jetzigen Jahrhundert die Religionsübung gestattet. Was insonderheit die Buchhandlung anlangt: so ist sie schon seit dem Jahre 1500 sehr ansehnlich dort gewesen, und hat große Freiheiten genossen. Der Hr. V. giebt hier zugleich Nachricht von der Censur der Bücher; von der im Jahr 1600 angelegten Büchercommission; von der Taxordnung; und andern dahin gehörigen Dingen. Dieses Stück ist vorzüglich gut gerathen.

Nachdem 1681 die damalige Contagion aufgehört hatte; so suchte der Churfürst Johan Georg III der Leipziger Handlung möglichst wieder aufzuhelfen. Nicht lange hernach litte die Handlung wieder durch den Krieg zwischen dem Reiche und Frankreich (indem alle Correspondenz mit diesem Königreiche verbothen wurde, bis der Ryswicker Friede zu Stande kam) und durch nachbarliche Differenzien, welche machten, daß das Commercium einige mal gespert wurde. Hier wird auch von der 1735 niedergesetzten Commerciendeputation ausführlich gehandelt; gleichwie auch die oekonomische Societät, und das 1763 angelegte Intelligenzcomtoir nicht vergessen werden. Alles dieses findet man im ersten Kapitel dieser vierten Abtheilung. Man merkte wohl, daß verschiedene Vorfälle, welche der Leipziger Handlung schädlich gewesen sind, mit gutem Vorbedachte übergangen hat; um nicht solche Saiten zu rühren, die einen widrigen Klang von sich gegeben hätten. A buon intenditor poche parole, sagt der Italiäner.

Im

Im folgenden wird von denen Veränderungen, welche die Messen betroffen; von der Befestigung der Stapelgerechtigkeit und Haltung der Stapelstraßen: vom Geleite, Grenzzol, Accisen und Impost der Waaren; von Ergänzung und Erweiterung der Handelsgerichtsordnung; von denen besondern Verordnungen, welche verschiedene Waaren betreffen; ingleichen von der neuerrichteten Kaufmansschule; von den Verordnungen, welche wegen der Juden gemacht worden, und von den Wollen-Vieh- und Rosmärkten der Stadt Leipzig gehandelt. Ein mit Fleis verfertigtes Register macht das Buch um so viel brauchbarer.

LXX.

Algemeine Geschichte der bekanten Staaten, von ihrem Ursprunge an bis auf die neuern Zeiten aus sichern Schriften verfaßt. Zwölfter Theil, welcher die Fortsetzung der Geschichte von Deutschland enthält, oder die Geschichte der Deutschen, dritter Band. Heilbron, 1772 in der Eckebrechtischen Buchhandlung; 2 Alph. 16 Bogen, in 8.

Das Buch, dessen Fortsetzung wir hier betrachten, ist an und für sich bereits bekant genug, und hat nach und nach verschiedene Verfasser gehabt, welche nicht mit gleicher Geschicklichkeit daran gearbeitet haben.

haben. Der Zweck des Verlegers ist löblich. Er gedenkt denen, welche sich keinen großen Büchervorrath anschaffen wollen, etwas ausführliches von der Historie der europäischen Staaten in die Hände zu geben. Dermalen ist der durch seine andern Schriften, sonderlich durch seine Historie von Venedig, und durch sein Magazin, berühmte Herr Professor Le Bret, zu Studtgart, derjenige, welcher die Historie von Deutschland schreibt, und von welchem wir auch die Historie von Italien zu hoffen haben. Er übertrift die ehemaligen Arbeiter, (sonderlich den, aus dessen Feder der Anfang der gegenwärtigen Geschichte von Deutschland geflossen ist, und welcher sich in vielen Stücken als einen nachlässigen Man gezeigt hat) sowohl in Ansehung der muntern Beurtheilungskraft, die man überal wahrnimt, als der kritischen Genauigkeit; welche man an dem vorigen Verfasser oft vermisset. In diesem Bande sind die Regierungen der drei Kaiser, Conrads III, Friedrichs I, und Heinrichs VI, enthalten. Wer wird ein solcher Fremdling in der Historie seyn, daß er nicht wüste, wie reich dieselben an wichtigen Begebenheiten sind? Diese findet man hier aufs sorgfältigste geprüft; zum Theil schärfer bewiesen; auch bei vielen die eingeschlichenen Fehler der Geschichtschreiber noch besser gezeigt; und das Fabelhafte von der Wahrheit abgesondert. Doch ist dem Hrn. Verfasser auch bisweilen etwas menschliches widerfahren. Die Christina, welche für Kaiser Heinrichs IV Tochter, und des pohlnischen Herzogs, Vladislaus II, Gemahlin ausgegeben wird (S. 18.) ist erdichtet. Wir wundern uns, daß Herr Le Bret sich hier durch einige deos minorum

rum

rum gentium hat verführen lassen, und nicht vielmehr einem Köhler, einem Lenz, und andern Genealogisten, die Schwarz und Weis haben unterscheiden können, gefolgt ist! Es ist ausgemacht, daß die Gemahlin des gedachten Vladislaus eine Stiefschwester des Kaisers Conrads III, nemlich Agnes, des Markgrafens von Oesterreich, Leopolds IV Tochter, gewesen sey. Anderer kleinen Fehler nicht zu gedenken. Die italiänischen Sachen sind am besten ausgeführt, und man siehet satsam, daß Herr Le Bret in diesem Theile der Historie eine vorzügliche Stärke besitze. Auch hat uns dasjenige, was von den Sachen Heinrichs des Löwen vorkomt, sehr wohl gefallen. Die Charactere der Regenten sonderlich Friedrichs I (S. 729.) und Heinrichs VI (S. 862.) sind recht treflich gerathen. Auch findet man viel Schönes in denen Betrachtungen über die deutsche Reichsverfassung, welche zu Ende einer jeden Regierung angebracht worden sind. Zu Ende dieses Bandes stehen die Urkunden des berühmten Kostnitzer Friedens vom Jahr 1183 (welcher in der Historie Friedrichs I ein so wichtiges Stück ist) nach ihren verschiedenen Lesearten, mit italiänischen codicibus verglichen, als eine kritische Beilage. Sehr schön wäre es, wenn es dem Herrn Le Bret gefiele, auch die folgenden Theile dieses Buchs mit dergleichen Beilagen zu zieren.

LXXI.

M. Johan Georg Hagers geographischer Büchersaal, des zweiten Bandes achtes Stück. Chemnitz, bei Stößels Erben und Putschern, 5 Bogen in 8.

Wir fahren fort, den Inhalt dieser nüzlichen Schrift anzuzeigen. Es sind in diesem Stücke nur drei Bücher ausführlich recensirt worden. Zuerst steht: Descriptionis *Ptolemaicae* augmentum, siue occidentalis notitia, breui commentario illustrata, & hac secunda editione magna sui parte aucta, *Cornelio Wytfliet*, Louaniensi, auctore. Louanii, typis Gerardi Riuii, 1598 fol. Der Verfasser dieses raren Buchs hat die Absicht gehabt, die Länder, welche erst nach des Ptolemäus Zeiten westwärts entdeckt worden sind, umständlich zu beschreiben, und die Geographie dieses Schriftstellers damit zu ergänzen. Er war ein niederländischer Rechtsgelehrter von Löwen, und lebte gegen das Ende des sechzehnten, und zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts. Der Hr. Rector hat die zweite, vermehrte Ausgabe bei der Hand gehabt. Die erste ist im Jahr 1597 ans Licht getreten. Zu Douay sol 1603 die dritte seyn gedruckt worden. Im ersten Theile des Buches wird von der Entdeckung von America überhaupt gehandelt; im zweiten aber die damals entdeckt gewesenen Americanischen Länder beschrieben.

Daß

Daß die Lebensumstände des Entdeckers von America, des Christoph Columbus, bei dieser Gelegenheit angebracht worden, ist nicht übel gethan. Aber daß man Madera zu einer Insel in Portugal gemacht hat (S. 567) ist wol etwas unerwarteres. Wird denn dadurch eine Insel nach Portugal versetzt, wenn sie dem König von Portugal unterwürfig ist? Wir enthalten uns, einen Auszug aus der hier angebrachten kurzen Historie des Columbus zu machen. Vom Alphonsus Hoieda, Didacus Riquesa, Franz Cortez, und Franz Pizarro, welche die Amerikanischen Entdeckungen fortgesetzt haben, hätten vielleicht viele etwas mehreres, als ihre Namen, hier zu sehen gewünscht.

Im zweiten Theile wird America selbst beschrieben. Daß aber Americus Vesputius das feste Land dieses Erdtheils zuerst entdeckt und ihm seinen Namen beigelegt habe, hätte der Hr. V. nicht wiederholen sollen (S. 580 und 581.) ohne zugleich auch anzumerken, daß beides falsch sey. Schon Columbus entdeckte, auf seiner dritten Farth, das feste Land zwischen dem Orenoque und den Antillischen Inseln. Auch hatte Gabral Brasilien entdeckt, ehe Vesputius in dortige Gegenden gekommen war; welcher über dieses nur als ein Subalternofficier den obgedachten Hoieda begleitete, und sich nicht durfte einfallen lassen, selbst seinen Namen dem entdeckten Lande beizulegen. Daß es aber von andern nach und nach geschehen ist, das hat die Landcharte gemacht, die er von den entdeckten Ländern entworfen. Diese ist nach ihm America, nehmlich Tabula worden, und endlich der heutige Name des

Landes selbst daraus entstanden. Doch wir wollen hiervon nicht weitläuftiger handeln, weil es unsere Kürze nicht erlaubt. Wir merken nur noch an, daß zum Beschlus dieses Artikels die Bulle des Pabsts Alexanders VI, Kraft welcher er dem König Ferdinand dem Catholischen die vom Columbus entdeckten, und noch zu entdeckenden Länder schenkt, d. d. 4 Mai 1493 mitgetheilt worden; welche auch schon in andern Werken steht, die aber nicht in jedermans Händen sind.

Auf diesen Artikel folgt eine ausführliche Recension von Johan Christoph Becmans historia orbis terrarum geographica, & ciuili, so zu Frankfurt an der Oder 1673 in Quart herausgekommen, und 1698 zum fünften mahle wieder aufgelegt worden ist. Zuerst giebt der Hr. Rector Nachricht von den Lebensumständen dieses Mannes, und den gesamten Schriften, durch welche er berühmt worden. Sodann wird der Inhalt des gegenwärtigen Buches, in welchem Geographie und Historie mit einander verbunden wird, und in welchem viel lesenswürdiges stehet, das man oft in großen Werken vergeblich sucht, kürzlich angezeigt. Wir finden dabei gar nichts zu erinnern.

Anlangend den dritten Artikel dieses Stücks: so ist darinnen der Anfang gemacht worden, den Inhalt des Büschingischen Magazins für die neue Historie und Geographie mitzutheilen. Hier findet man die summarische Anzeige dessen, was der erste Theil enthält. Da dieses Buch den Liebhabern der neuen Historie und der Erdbeschreibung, ungemein nützlich ist: so würde Hr. Hager nicht wohl gethan

haben,

haben, wenn er ihm nicht auch in seinem Büchersaale einen Platz eingeräumt hätte, und ferner einräumen würde.

LXXII.

David Hartleys Betrachtungen über den Menschen, seine Natur, seine Pflicht und Erwartungen. Aus dem Englischen übersetzt, und mit Anmerkungen und Zusätzen begleitet. Erster Band. Rostock und Leipzig bei Johan Christian Koppe. 1772 482 S. 8.

Wir können doch einigem Befremden kaum widerstehen, daß der vortrefliche Man, welcher dieses Buch mit seinen Zusätzen bereichert hat, seine Mühe an ein so gar mittelmäßiges und sich eigentlich nur durch eine Sache, durch die darin behauptete Nothwendigkeit der freien Handlungen, auszeichnendes Buch verwandt hat. Es ist dasselbe in Engelland unter dem Titel: Observations (Beobachtungen) on man, his frame, his duty and his exspectations in zween Bänden herausgekommen. Der erste enthält eine philosophische Untersuchung über die Natur des Menschen und davon hat der Herr Herausgeber blos einen ganz kurzen Auszug geliefert. Der andere begreift die natürliche Theologie, einen Beweis von der Wahrheit der christlichen Religion, und die Hauptwahrheiten der Sitten- und Glaubenslehre. Davon erhalten wir hier

eine Uebersetzung: welche in zwei Bände vertheilt ist. Der erste enthält den Hartleyschen Beweis von der natürlichen und geoffenbarten Religion; in dem andern, der folgen sol, wird das übrige erscheinen. Der Herr Herausgeber ist, wie wir aus der Zueignungsschrift ersehen, der Herr Präpositus Pistorius auf der Insel Rügen. Die Uebersetzung hat eigentlich ein Prediger seiner Dioces verfertigt; von ihm aber sind die Zusätze, in welchen wir einen tiefdenkenden und scharfsinnigen Man, einen gründlichen Metaphysiker, vorfinden.

Blos um unser Urtheil von dem Buche mit dem gründlichsten und nachdenklichsten Theile desselben zu rechtfertigen, wollen wir uns doch einen Augenblick bei der Hartleyschen Theorie von der Natur des Menschen verweilen; von welcher, wie gesagt, ein kurzer Auszug der übrigen Abhandlung vorgesetzt worden ist. Hartley glaubt alles in der menschlichen Seele, alle ihre Vorstellungen und Begehrungen, aus der Association der Ideen erklären zu können: und diese weiter aus gewissen Schwingungen im Gehirnmarke, welche demselben mit den äußerlichen Empfindungen eingedrückt werden. Er nimt an, daß mit jeder äußern Empfindung eine zitternde Bewegung in den Nerven verbunden ist, welche bis zum Gehirn fortgepflanzt wird: und bestätigt solches mit der Erfahrung, daß die Eindrücke von den empfundenen Dingen häufig noch eine Zeitlang nach der Empfindung fortdauern, z. E. wenn eine glühende Kohle vor unsern Augen in einem Kreise herumgedrehet wird: so sehen wir das Feuer noch, wo die Kohle nicht mehr ist. Diese zitternde Bewegung nent er eine Schwingung (Oscillation). Wenn nun eine gewisse

wisse Schwingung im Gehirn sehr stark oder mehrmals hervorgebracht worden: so erhält solches eine gewisse Disposition, diese Schwingung leicht und eher wieder zu machen, als eine andere, und in der Ordnung der neben und nach einander seyenden Dinge, in welcher solche bei der Empfindung derselben war. Daher nun die Association der Ideen. Und so weit werden wir ihm ohne Mühe Beifal geben; aber so weit auch nichts neues. In der Seelenlehre wird überal bemerkt, daß die Bewegung der sinlichen Werkzeuge bis ins Gehirn fortgepflanzt wird: und also die materiellen Bilder (ideae materiales) entstehen, welche bei allen äußern Empfindungen sind. Es wird auch aus dem Einflusse, welchen jede Verletzung des Gehirns in die Einbildungskraft hat, mit großer Wahrscheinlichkeit vermuthet, daß bei den Einbildungen jedesmal dieselben materiellen Bilder wieder vorhanden sind, welche bei den reproducirten Empfindungen waren. Es läst sich auch die Association daraus sehr wohl erklären, daß, wenn ein Theil des materiellen Bildes erneuert wird, die damit vergesellschafteten Ideen erfolgen. Und da die Vorhersehungen durch eine gewisse Verbindung vorhandener Empfindungen mit Einbildungen entstehen: so könte die Association auch auf solche ausgedehnt werden. Allein Hartley bemühet sich, alle Wirkungen der Seele aus derselben, und also aus den sie hervorbringenden Schwingungen im Gehirnmarke herzuleiten: und nimt zu dem Ende eine Menge denselben entsprechender von ihm so genanter Miniaturschwingungen in dem Gehirn an, bei welchen wir die Evidenz vermissen. So weit wir sehen, können mit allen diesen

Schwingungen keine andere Vorstellungen, als von lauter einzelnen, gegenwärtigen oder vergangenen oder zukünftigen Dingen entstehen. Wie denn nun algemeine oder abstrackte Erkentnis? Hartley hält solche durch eine offenbare Verwechselung zusammengesetzter (totalium plures partiales *in se* continentium) und mehrere unter sich begreifender (superiorum plures inferiores *sub se* continentium) Vorstellungen mit den erstern für einerlei; und weil nun die Association zusammengesetzte Vorstellungen hervorbringt; so schließt er, daß sie auch abstrackte hervorbringen könne S. 21. Allein die Schwingungen können, wenn sie getreu sind, nichts weiter als Abbildungen empfundener oder erneuerter oder daraus zusammengesetzter Gegenstände seyn. Wie nun das Urtheil, daß solche theils einerlei theils verschieden sind? oder eine neue Schwingung, welche die Uebereinstimmung oder Verschiedenheit mehrerer da gewesener Schwingungen vorstelt? Uns scheint, es mögen solches Empfindungsschwingungen oder Miniaturschwingungen seyn, schlechterdings etwas davon unterschiedenes nöthig zu seyn, um solche gegen einander zu halten, und also ihre Uebereinstimmung oder Verschiedenheit zu entdecken. Kan aber auf diese Weise keine abstrackte Erkentnis durch die bloße Schwingungen werden; so kan überhaupt keine intellectuelle Erkentnis durch dieselben werden. H. begeht hier wieder den Fehler, daß er intellectuelle und geistige d. i. blos in der Seele bleibende Erkentnis verwechselt: indem er intellectuelle und geistige Neigungen und Leidenschaften für einerlei hält S. 26. Und da könten wir ihm zugeben, daß Einbildungen

dungen und Vergnügungen der Einbildungskraft eine Wirkung von blos im Gehirnmarke, dem Sitze der Seele, vorgehenden Schwingungen seyn, und in so fern geistig heißen können. Aber damit sehen wir nicht die geringste Operation des Verstandes oder der Vernunft werden. Die Schwingungen mögen immerhin die Gegenstände mit allem darin enthaltenen Mannigfaltigen vorstellen, so ist, damit nun eine deutliche ganze Vostellung werde, etwas nöthig, welches das darin vorgestelte Mannigfaltige zu Einem zusammengefaßt. Und die Dinge mögen in den Schwingungen immerhin so neben und nach einander seyn, wie sie neben und nach einander waren und empfunden wurden; so ist doch etwas nöthig, welches die daher entstehende Ordnung derselben wahrnimt und von ihrer Verbindung urtheilt. Sol aber vollends ein Realzusammenhang derselben erkant werden; so ist noch weniger abzusehen, wie diese Erkentnis mit der bloßen Vorstellung oder Abbildung der zusammenhängenden Dinge entstehe. Denn dieses und nichts weiter geschähe doch durch die Schwingungen.

Unsere Leser werden wahrnehmen, daß die Raisonnements, welche wir der Hartleyschen Hypothese entgegengesetzt, dieselben sind, welche man dem Materialismus entgegensetzt. Aber der Herr Uebersetzer hat auch selbst bemerkt, daß solche nicht von demselben entfernt ist, und daher diesen Theil des Hartleyschen Werks nicht zu übersetzen gut befunden. H. leitet wirklich die sämtlichen Wirkungen der Seele aus den Schwingungen her: des Willens so wohl als des Verstandes. Zu dem Ende setzt er voraus, daß Schmerz

Vergnügen blos Folgen von dem ungleichen Grade einer Schwingung sind. Eine gelinde Wärme, schreibt er, erquickt; eine starke verursacht Schmerz. Und nun ist sein System gemacht. Ist eine Schwingung stark: so ist sie mit Misvergnügen und folglich mit Abneigung; ist sie schwach: so ist sie mit Vergnügen verbunden. Und denn nun weiter die freien Handlungen. Er erklärt blos die körperlichen aus einer Fortpflanzung der im Gehirnmarke vorgehenden Bewegungen zu den übrigen Nerven im Körper: und sieht also die Muskelbewegungen werden. Aber woher denn die in der Seele bleibenden freien Handlungen? Und die Macht der Seele, darüber zu gebieten, daß sie blos in ihr bleiben? Daß sie Worte denkt und doch nicht spricht? Und solte es durchgängig wahr seyn, daß Vergnügen und Schmerz nur von der ungleichen Stärke der zitternden Bewegung herzuleiten sind? Auch der Schmerz, wenn er von einer wirklichen Trennung des Stätigen herrührt z. E. bei einer Wunde? Also würde ein Schnit mit einem Messer wohl schmerzen; ein Nadelstich aber vergnügen. Und wie das Vergnügen, das aus starken Empfindungen erwächst? Also würde ein starkbesetztes Concert nie vergnügen, sondern blos ein einzelnes schwachklingendes Instrument.

Wir haben uns mit Fleis etwas über die Hartleysche Theorie von den Schwingungen und seiner daraus hergeleiteten Association der Ideen ausgebreitet: um unsern Lesern zu zeigen, wie wenig wir mit derselben, wenn sie auch erweislicher wäre, in Ansehung der geheimnisvollen Wirkungen unserer Seele weiter seyn würden, als wir es bei der gewöhnlichen sind.

Er

Er faßt endlich seine ganze darüber vermeinte Entdeckung in den Lehrsatz zusammen: wenn irgend eine Empfindung oder Sensation A Idee B oder Muskelbewegung C zureichend oft mit einer andern Empfindung oder Sensation D Idee E oder Muskelbewegung F associirt worden: so werden sie zulezt (die Miniaturbewegung) d die zur Empfindung D gehörige Idee, die Idee E selbst, oder die Muskelbewegung F selbst hervorbringen S. 34. Aber das ist, wenn wir es verstehen, nichts weiter, als was überal von der Association bekant ist; und damit sehen wir nun aus derselben noch gar nicht alles übrige in der Seele werden. Mit der gewöhnlichen Theorie, daß die Seele eine einfache mit der Kraft deutlicher Vorstellungen begabte Substanz oder genauer selbst eine Vorstellungskraft ist, welche die im Gehirne hervorgebrachten materiellen Bilder empfindet, vergleicht, beurtheilt, wieder hervorbringt, daraus neue zusammensezt und nach darin angeschautem Guten oder Bösen begehret oder verabscheut u. s. w. wird alles wenigstens begreiflicher und klärer.

Jedoch dies ist nicht der einzige Grund, um deswillen wir uns bei dieser Sache verweilt haben. Theils hoften wir, unsern Lesern mit einiger Nachricht von den Hartleyschen Schwingungen gefällig zu werden, welche ihrem Urheber den Ruf der Tiefsinnigkeit zuwege gebracht, aber auch, wie wir aus dem Searche ersehen, verschiedenen Wiederspruch in Engelland zugezogen haben. Theils ist H. durch dieselben zum Mechanismus in der menschlichen Seele und damit zur Nothwendigkeit aller freien Handlungen geleitet wor-

 den.

den. Und dies hat ihn weiter zu einer Abhandlung der natürlichen und geoffenbarten Religion veranlaßt. Er wolte nicht nur zeigen, daß solche damit nicht im geringsten aufgehoben werden; sondern sie selbst auf dieselbe aufführen. Wir haben in dem vor uns habenden Theile seines Buchs von diesem Plane nichts weiter vorgefunden, als daß er bei der natürlichen Verpflichtung des Menschen zur Religion wider die von ihm so genante philosophische Freiheit streitet. Uebrigens finden wir seine Theorie von der Association so wenig, als die von der Nothwendigkeit, weder bei dem Beweise der natürlichen noch geoffenbarten Religion angewandt, oder mit Hülfe derselben das geringste neue darüber entdeckt. Und nun zu seinem Beweise selbst.

Wir haben so eben unser Urtheil gesagt, daß wir in demselben nichts vorgefunden haben, das nicht in allen guten Büchern dieser Art gesagt und weit besser gesagt wäre. Selbst von seinem Landsman, Clarken, dem großen Vertheidiger der Zufälligkeit. Aber Herr Pistorius hat lesenswürdige Zusätze vornemlich bei der natürlichen Theologie gemacht, welche dem Buche einen wirklichen Wehrt ertheilen. H. zeichnet sich durch zweierlei eigentlich aus: 1) daß er die Nothwendigkeit behauptet, und 2) die endliche Glückseligkeit aller Menschen. Dies hat den Herrn P. veranlaßt, gleich hinter der Einleitung zu zeigen, daß das System von der Nothwendigkeit der Moralität und Tugend auf keine Weise nachtheilig ist. Zuförderst wird die Natur der Glückseligkeit, die der Zweck der ganzen Tugend ist, damit gar nicht verändert, ob

die

die guten Handlungen, welche sie hervorbringen, nothwendig, und das heißt durch die dazu vorhergehenden Bewegungsgründe hinreichend bestimt sind oder nicht. Ihr Erfolg ist allezeit Vergnügen: und das ist Glückseligkeit. Hiernächst hören sie damit gar nicht auf, sittlich und belehrungsfähig zu seyn. Nicht jenes: weil die Bewegungsgründe doch wahrhaftig Bewegungsgründe bleiben. Und nicht dieses: weil die damit eben so nothwendig verknüpften Folgen doch sowol vor als nachher alles das leisten, was Belohnungen leisten sollen. Und drittens hebt eine bedingte Nothwendigkeit, dergleichen doch nur entsteht, auf keine Weise die Selbstthätigkeit des Menschen auf. Sie erfordert solche vielmehr: da die Wirkungen nicht sind, wenn nicht ihre Ursachen waren. Herr P. vertheidigt unserer Ueberzeugung nach eine gute Sache auch sehr gut. Aber unten wollen wir ihn darüber weiter hören.

Die Abhandlung der natürlichen Theologie fängt, wie es sich versteht, mit einem Beweise für die Existenz GOttes an. H. gründet solche darauf, daß etwas von Ewigkeit her seyn mus; aber er beweiset solches mit nichts weiter, als daß es wider alle unsere Begriffe streitet, daß einmal etwas ohne eine Ursach zu existiren angefangen haben solte. Herr P. ergänzt den Beweis durch den Satz des zureichenden Grundes, und setzt den Canzischen Beweis desselben wohl aus einander. Möglich ist nichts als was gedenkbar ist. Also ist doch immer ein Grund vorhanden, warum etwas möglich ist. Er hat sich auf den Einwurf, daß dies blos der Erkentnisgrund sey, nicht eingelassen.

Es

Es ist der Erkentnis- und Sachgrund zugleich. Zu dem Beweise der Existenz GOttes gehört noch der zweite Lehrsatz, daß das Ewige nicht eine Reihe blos zufälliger oder abhänglicher Dinge seyn könne. Die Hartleyschen Beweise halten nicht Stich; z. E. daß in solchem Falle das erste doch eine Wirkung ohne Ursach seyn würde: indem da kein erstes ist. Herr P. zeigt die Unzulänglichkeit derselben. Baumgarten widerlegt den Rückgang ins Unendliche besser: und überhaupt sind wir in der Metaphysik in Deutschland viel weiter, als die besten Köpfe in Engelland sind; Searche nicht ausgenommen.

H. geht hierauf zu den Eigenschaften GOttes: und handelt zuerst von der unendlichen Macht und Weisheit desselben. Er gründet solche unter andern auf die Unendlichkeit der Welt: und da weiset ihn Hr. P. wieder zurechte. Er zeiget, daß zur volkommensten Welt auch die volkommenste oder größte Zusammstimmung gehöre: und nun, wenn auch die in derselben wirklichen Dinge ins Unendliche vermehrt werden können, doch eine Einschränkung der Zahl durch die nöthige Zusammenstimmung entstehen könne. Dies ohngefähr haben wir auch immer dem Crusianischen Einwurf gegen die Möglichkeit der besten und daher größten Welt entgegen gesetzt. Hierauf handelt H. von der Gütigkeit GOttes: und ausführlicher und besser. Er läßt sich auf das Böse in der Welt ein: und rettet die Gütigkeit GOttes theils mit dem Uebergewichte des Guten über das Böse, theils mit der großen Wahrscheinlichkeit einer endlichen Glückseligkeit aller Menschen. Herr P. beweiset zur Unterstützung des

erstern

erstern die Unmöglichkeit einer ganz reinen Glückselig- keit bei uns Menschen: theils aus dem zum Genusse nöthigen vorläufigen Begehren, welches ihm nie von allen Beschwerden frei zu seyn scheint; theils aus der Perfektibilität oder Bestimmung des Menschen, nicht anders als nach und nach, unter eigenen gemachten Versuchen vom Guten und Bösen, zu der ihm zu er- reichen möglichen Volkommenheit zu gelangen. In Ansehung des andern aber bestreitet er die Ewigkeit der Höllenstrafen theils mit den moralischen Volkom- menheiten GOttes; theils mit der Unmöglichkeit verdamter Geschöpfe zur Erhöhung der Glückseligkeit in dem Seligen, und zur Befestigung derselben im Guten.

Von der Gütigkeit GOttes geht H. zur Einheit und hierauf zur Immaterialität GOttes. Er gründet solche vornemlich darauf, daß der Materie nichts wei- ter als die Kraft der Trägheit zukomme, und sie daher ein blos leidendes Ding sey. Herr P. erinnert dage- gen, daß die Kraft der Trägheit eine wahre thätige Kraft, nemlich der Bewegung zu widerstehen ist: und redet hierauf bündig von dem Fluge, den der menschliche Verstand nehmen muste, um sich den Be- grif eines immateriellen Dinges zu bilden: und von der Leibnitzischen Monadologie, mit Hülfe welcher dieses große Genie die Kluft zwischen der Physik und Metaphysik oder umgekehrt auszufüllen versuchte. Hierauf folgt die Algegenwart, Unveränderlichkeit und Freiheit GOttes. Die erstere bestimt H. dahin, daß die unendliche Macht und Weisheit GOttes aller Orten ist; die leztere aber sezt er vornemlich darin, daß

GOtt

GOtt von allem äußerlichen Zwange frei ist. Die Lehrer der Nothwendigkeit müssen sich durch den Kezernamen vom theologischen Fatalisten nicht hindern lassen, aus der Freiheit GOttes die Zufälligkeit seiner auf die Welt gehenden Handlungen hinweg zu thun, die bei uns ein Schranke ist. H. redet hierauf von der Heiligkeit, Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit GOttes: und kömt sodann darauf, daß wir uns GOtt auch als Schöpfer, Vater und Regierer der Welt zu gedenken haben: dazu denn zwei Werke von der algemeinen und besondern Vorsehung GOttes hinzukommen. Hr. P. entschuldiget die Kürze, in welcher er davon handelt, mit den großen Schwierigkeiten der Sache. Allein diese Entschuldigung thut uns kein Genüge. Die Verhältnisse GOttes gegen die Welt sind der nächste Grund unsrer gegen ihn habenden Verpflichtungen: und erst mit Hülfe derselben werden uns sowol die moralischen als natürlichen Volkommenheiten GOttes practisch. Es ist auch nicht ein jeder fähig, den Zusammenhang der Vorsehung mit der unendlichen Macht, Weisheit und Güte GOttes zu übersehen. Uebrigens hat Herr P. hier von dem gefährlichen Misverstande geredet, daß man nicht mit Zuverlässigkeit von unsern Volkommenheiten auf die götlichen schließen können, weil ihm solche nur analogisch beizulegen sind: ohne doch darüber selbst Regeln zu geben, die auch nicht nöthig waren.

Nun kömt Hartley auf die natürliche Verpflichtung des Menschen zur Religion. Er trägt verschiedene einerlei sagende Erklärungen derselben vor: und unter solchen auch diese, daß sie eine Einrichtung un-

sers

sers Verhaltens nach dem moralischen Sinne ist. Herr P. liefert hiebei einen Auszug, was er davon in dem ersten Theile seines Werkes gesagt hat. Nach Maasgebung desselben erkent ihn H. nicht sowol für was Angebohrnes als Entstandenes, und erklärt daher den Mangel einer durchgängigen Uebereinstimmung in demselben. Gleich nach der natürlichen Verpflichtung zur Religion redet H. von dem Nutzen, welchen selbst die natürliche Religion von der geoffenbarten hat. Er bemerkt dabei vorläufig, daß jede derselben ihre eigene Beweise hat: und Herr P. bestimt solches schön dahin, daß die Gründe der erstern in den ordentlichen natürlichen Erscheinungen in der Welt, die Gründe der andern aber in außerordentlichen angetroffen werden. Dabei erläutert er den gegenseitigen Dienst, welchen die Offenbarung zuerst der Vernunft, und hierauf diese der Offenbarung leistet, mit dem Gleichnis von einem vernünftigen Gesetzbuche, aus welchem ein rohes Volk die ersten Begriffe des Rechts bekäme: darauf denn denkende Köpfe in demselben den vernünftigen Grund des Inhalts entdeckten, und also ein natürliches Recht zu Stande brächten: und solches hernach zur Auslegung des Gesetzbuches selbst gebrauchten. Nun folge der Beweis, daß die Religion auf lauter freiwillige Handlungen geht, und daher zwar Freiheit im Menschen voraussetzt; aber nur so viel davon, als man im gemeinen Leben dazu rechnet, und nicht die sogenante philosophische Freiheit. Da dieses das wichtigste im ganzen Buche ist, und sowol H. selbst als der Herr Herausgeber darüber verschiedenes nicht gemeines gesagt haben: so wollen wir uns dabei aufhalten.

Frei-

Freilich erfordert die Religion freie Handlungen: und mithin Freiheit. Aber dahin rechnen wir im gemeinen Leben eine jede, deren Thun und Lassen in jemandes Gewalt steht, und zu welcher er sich daher nach einem Belieben, und das ist nach Bewegungsgründen bestimt: ohne zu untersuchen, ob diese Bewegungsgründe eine gewisse Nöthigung zu der Handlung mit sich führten oder nicht. Und dies und nicht mehr ist auch nur nöthig, damit eine Handlung moralisch und der Religion unterworfen sey. Daß noch eine Zufälligkeit derselben bei und nach allen dazu vorgestelten Bewegungsgründen (contingentia formalis) hinzu kommen müste, widerlegt H. theils mit dem Mangel einer solchen Zufälligkeit bei den menschlichen freien Handlungen; theils mit Unnöthigkeit derselben zur Zurechnung unserer Handlungen, und zur Rettung der Güte GOttes in Ansehung der Bösen. Den Mangel solcher Zufälligkeit erweiset er aus seinem System von der Association. Wir brauchen solches nicht. Die Erfahrung widerlegt völlig die Freiheit des Gleichgewichts: und beweiset dagegen die jedesmalige Bestimmung durch die vorgestelten Bewegungsgründe. Die Güte GOttes aber rettet er daher, daß das moralische Böse nichts anders als eine gewisse Modification des physischen, und GOtt daher in Ansehung desselben völlig so, wie in Ansehung dieses zu rechtfertigen ist. Herr P. schränkt sich in seinen Zusätzen auf lauter Erfahrungen ein. Zuerst die Erfahrung, daß wir bei allen freien Handlungen Bewegungsgründe haben: und dabei sogleich die Bemerkung, daß es um die Wahrheit aller Schlüsse gethan

seyn

seyn würde, wenn diese Gründe nicht wirklich Gründe seyn solten. Wenigstens würde die Wahrheit alles Causalzusammenhanges in der Welt wegfallen. Hierauf die Zergliederung der anscheinenden gegenseitigen Erfahrungen. Herr P. unterscheidet den Zustand der Seele vor dem Wählen, in dem Wählen und nach demselben: und gesteht diesen bei der vorhandenen Untersuchung ungemein fruchtbaren Unterschied der algemeinen deutschen Bibliothek schuldig zu seyn. Wir erinnern uns, in derselben noch eine andere dabei sehr brauchbare Regel vorgefunden zu haben, daß es bei der Frage von der Freiheit unserer Handlungen ganz darauf ankömt, wie ferne unsere Erkentnis frei ist. Und eine darnach angestelte Untersuchung würde ohnfehlbar für das System der Nothwendigkeit allezeit vortheilhaft ausfallen. Herr P. hat indessen auch ohne Befolgung derselben hinlänglich gezeigt, daß das ganze Blendwerk, als ob wir Herren von unsern Bewegungsgründen seyn, blos ehe wir wählen, vorhanden ist: und bei dem Zustand nach der Wahl kömt er auf die Reue und den Einwurf, daß alle Reue wegfalle, wenn unsere Handlungen nothwendig wären. Er zeigt, daß damit gar nicht aufgehoben wird, daß viele derselben uns schädlich wären: und dies und nicht mehr gehöre zum Misvergnügen, und mithin zur Reue darüber. Auch bereuen wir oft Handlungen wegen ihrer Folgen, bei welchen wir uns nichts vorzuwerfen haben. Es kommen hiebei sehr viel gute Anmerkungen vor, die wir nicht alle hieher tragen können. Diese haben wir uns zu anderweitigem Gebrauche wohl aufgehoben, daß aller Nutzen und Zweck der Reue aufs Zukünftige geht.

Also aber sind alle freie Handlungen in der Welt eben so ein Effect von vorhergegangenen Ursachen, als es alle übrige Veränderungen in der Welt sind? Wo denn der Unterschied zwischen der moralischen und physischen Welt, zwischen der moralischen Schönheit und Häßlichkeit und dem blos natürlichen Guten oder Bösen? Zwischen dem Baum, der einen Menschen erschlägt, und dem Bösewicht, der seine Hände mit Blut befleckt? Herr P. hat hier eine lange sehr tiefsinnige Untersuchung angestelt über den ungleichen Eindruck, welchen moralisch böse und blos physisch böse Handlungen bei uns verursachen. Er setzt mit H. fest, daß das moralische Böse blos eine gewisse Modification des physischen ist: und erklärt hierauf die Sache vornemlich aus drei Gründen. Der erste ist, daß solches bei den freien Handlungen unter so viel Umständen versteckt liegt, oder genauer mit so viel Nebendingen begleitet und zusammengesetzt ist, daß es uns schwer wird, solches dabei so leicht wahrzunehmen, als bei den blos natürlichen Veränderungen. Der andere, daß wir von dem Urheber einer moralisch bösen Wirkung mehr dergleichen zu erwarten haben, nemlich von seiner dadurch offenbar werdenden Geneigtheit, dergleichen zu thun: dagegen solches bei einer blos physisch wirkenden Ursach wegfält. Und der dritte ist, daß die moralischen Handlungen der Kürze wegen, oder damit nicht jedesmal erst ihre Nützlichkeit oder Schädlichkeit untersucht werden darf, unter gewisse Regeln gebracht sind: und wir sie nun in unsern Gedanken blos gegen diese Regeln zu halten gewohnt sind. Alles dieses kan mit einiger Veränderung sowol auf die guten als bösen Handlungen

sungen angewandt werden: und daher nun unsere Begriffe von Recht und Unrecht, Lob und Tadel verdienenden Handlungen! Daß solche im Grunde keine andere als von Nützlichkeit oder Schädlichkeit derselben sind, unterstützt Herr P. noch damit, daß sie theils wie alle andere gefallen oder misfallen, theils eben daher recht oder unrechtmäßige, gebotene oder verbotene Handlungen werden.

H. setzt diese wichtige Untersuchung noch in dem Beweise fort, daß mit der gegenseitigen Theorie die unendliche Macht und Weisheit GOttes eingeschränkt wird. Die erstere: indem also Veränderungen in der Welt wirklich werden, die nicht von GOtt als der ersten Ursache in einer ununterbrochenen Reihe von Ursachen abhängen; sondern in Ansehung welcher sich der Mensch allein als Schöpfer verhält, und die Macht hat, den Faden der Ursachen, wo und so oft er wil, zu zerschneiden. Und die andere: indem das Vorherwissen der freien Handlungen und mithin die Alwissenheit GOttes hinwegfält, wenn die Bewegungsgründe nicht wirklich bestimmen. Denn so sind sie keine Erkentnisgründe der Beschließungen. Es sind diese Einwürfe dagegen nicht neu; aber er hat sie in ein gutes Licht gesetzt: und Herr P. blos noch etwas ausgeführt. Er zeigt bei Ausführung derselben, daß alle moralische Regierung der Menschen sowol von GOtt als von andern Menschen hinwegfallen würde, wenn die Bewegungsgründe nicht bestimmen, sondern der Mensch das Vermögen hat, derselben ohnerachtet das Gegentheil zu thun oder zu lassen. Und das ist nun wol ein alle Aufmerksamkeit verdienender Beweis für

das System der Nothwendigkeit, bei dem Beschlusse der Abhandlung darüber. Den Vertheidigern der gegenseitigen Zufälligkeit ist oft genug gezeigt worden, daß sie, um den dabei nicht zu verkennenden Schwierigkeiten auszuweichen, sich in weit größere verwickeln: ein Ohngefähr bei den freien Handlungen einführen, mit welchem alle Sitlichkeit derselben hinwegfält. Wir wünschten das Hartleysche Buch in die Hände des Herrn D. Crusius, und daß es ihm gefallen möchte, den von ihm und dem Herrn Uebersetzer vorgetragenen Gründen prüfend nachzudenken. Unsrer Ueberzeugung nach ist in demselben wohl gezeigt worden, daß die Religion und Moralität bei der Nothwendigkeit auf keine Weise ins Gedränge kommen. So lange es unmöglich bleibt, daß in der Welt überhaupt Folgen ohne Gründe, und Gründe ohne Folgen seyn solten; so lange halten wir auch für unmöglich, daß es in der moralischen Welt anders seyn könne: und auch eine solche Freiheit, als die Gegner behaupten, für unmöglich. Und so lange ist Religion nöthig und nützlich, als die Bewegungsgründe wirken. Sie wird unnöthig und unnütz, wenn sie nicht wirken.

Es hat uns die erste Hälfte dieses Buchs so viel Raum weggenommen, daß wir, um nicht zu weitläuftig zu werden, über die andere Hälfte desselben nur kurz seyn müssen: und wir können es auch ohne Verlust für unsere Leser seyn. Es enthält solche die Beweisthümer von der geoffenbarten Religion; aber die gewöhnlichen ohne eine Wahl. Dabei sind wir wol hie und da auf eine gute Bemerkung gestoßen. Aber wenn H. solche weniger gehäuft, und dagegen einige

wohl

wohl und gründlich ausgeführt hätte: so würde er für die Ueberzeugung besser gesorgt haben. Und denn würde zur Genauigkeit derselben auch wol mehr Kritik gehört haben, als des Verfassers Sache zu seyn scheint: und gleich das Verzeichnis der biblischen Bücher und ihrer Verfasser S. 266 bei ihm zu verrathen scheint. Hiernächst hat der Herr Herausgeber auch diesen Theil des Buchs nur mit zween Zusätzen bereichert, davon der erste die götliche Eingebung der heiligen Schrift, und der andere den Einwurf, daß die Wunder die Ordnung und den Lauf der Natur zerstöhren, betrift. Wir wollen davon Nachricht ertheilen: und sodann einige Anmerkungen aus dem Buche selbst hinzufügen.

Was H. noch am besten bewiesen, und mit verschiedenen nicht ganz gemeinen Bemerkungen begleitet hat, ist die Wahrheit der biblischen Geschichte. Aus derselben konte er nun allezeit auf das götliche Ansehen des in derselben verfaßten Religionsunterrichts schließen. Aber er begeht den gemeinen Fehler, und schließt daraus sogleich auf das götliche Ansehen und die götliche Eingebung der heiligen Schrift. Dabei macht er die verschiedenen über die Beschaffenheit der Eingebung vorhandenen Theorien nahmhaft: und dies veranlaßt den Herrn. P. die gewöhnliche übertriebne Meinung von einer durchgängigen unmittelbaren Eingebung der heiligen Schrift zu widerlegen. Außer den Einwürfen, mit welchen solches bereits vom le Clerk und andern geschehen ist, daß 1) die heiligen Schriftsteller augenscheinlich die von ihnen vorgetragenen Sachen mit ihrem eigenen Verstande bearbeitet haben, 2) die Apostel nirgends eine unmittelbare Eingebung

 ihrer

ihrer Schriften behaupten, 3) die Reden JEsu offenbar aus dem Gedächtnis und daher unter andern nicht mit einerlei Worten anführen, und 4) in ihren Briefen allerlei häusliche und persönliche Angelegenheiten einmischen, ist uns dieser auffallend gewesen, daß sie die götlichen Wahrheiten nicht aus eigener lebendigen Erkentnis derselben, und mithin nicht auf eine für die Leser so rührende und andringende Weise würden vorgetragen haben, wenn sie sich bei dem Vortrage derselben gar nicht selbstthätig verhalten hätten.

Dem Einwurfe, daß die Wunder den Lauf der Natur unterbrechen, hatte H. unter andern die Möglichkeit entgegen gestelt, daß solche selbst in den Lauf der Natur gehören könten: und das ist die Bonnetsche Theorie von den Wundern. Herr P. zeigt große Neigung, derselben beizupflichten: und erweiset blos ausführlich, daß Wunder außerordentliche Begebenheiten seyn müssen. Ob sie hiernächst mittelbar oder unmittelbar von GOtt gewirkt worden, kan und darf seinem Urtheile nach nicht untersucht werden; sondern es ist zum Zweck eines Wunders genug, wenn es 1) eine ungewöhnliche Begebenheit ist: 2) die Handlung des Wunderthäters kein natürliches Verhältnis zur Hervorbringung derselben hat: und es 3) zur Bestätigung einer GOtt anständigen Lehre geschieht. Hiebei wird zugleich der Einwurf des Hume gegen die Wunder beantwortet und vortreflich ausgeführt, daß wir zur Glaubwürdigkeit der Wunder Christi wirklich das haben, was Hume zur Glaubwürdigkeit eines Wunders erfordert: daß wir, wenn die Apostel, welche uns dieselben bezeugen, entweder Betrüger

oder Schwärmer gewesen seyn solten, schlechterdings in ihnen oder bei ihnen Wunder annehmen müsten: daß, wenn die Wunder Christi nicht wahr seyn solten, gleich große moralische Wunder in den Aposteln anzunehmen seyn würden. Herr P. kömt hiebei auf die Frage, ob es jemals ein moralisches Wunder gegeben haben dürfte; und dabei weiter S. 422 auf eine Anmerkung, welche wir nicht zurück lassen können. Ist in der Seele kein Mechanismus, in der Bedeutung, daß alle natürliche Veränderungen derselben nach psychologischen Gesetzen, und also nach vorhergegangenen hinreichenden Gründen dazu erfolgen: so giebt es keine Analogie in der menschlichen Seele. Und ist das nicht: so kan nicht unterschieden werden, was in derselben natürlich oder übernatürlich sey. Also kan kein psychologisches Wunder, selbst demjenigen, dem es widerfährt, gewis werden.

Wir zeichnen noch einige uns in dem H. selbst vorgekomne Gedanken aus. S. 333 ist er der Meinung, daß der Unterschied des Hebräischen im Moses und im Malachias die Entfernung dieser beiden Schriftsteller von einander bestätigt. Diese Anmerkung verdiente wol eine weitere Untersuchung. In einer Zeit von tausend Jahren solte freilich jede Sprache manche Veränderung erlitten haben: und Voltaire hätte gewis in seinem Evangile du jour einen Artikel daraus gemacht, wenn ihm davon etwas bekant geworden wäre. S. 342 hält H. für wahrscheinlich, daß die Nachrichten von der Schöpfung und den ältesten Begebenheiten des menschlichen Geschlechts mit hieroglyphischen Abbildungen begleitet auf Mosen gekommen sind. Diese Meinung

erhält nach und nach mehr Beifal: und mit derselben fält eine Menge von Spöttereien gegen die älteste Geschichte im Moses hinweg. Nach S. 355 sol dasselbe Volk, das von der Schöpfung der Welt bis zur Babylonischen Gefangenschaft nicht ein Jahr verlohren hat, so bald es keine Propheten mehr unter sich hatte, in seiner Zeitrechnung unrichtig und ungewis geworden seyn. Und S. 471 setzt H. dem Einwurfe, daß die Offenbarung nicht algemein ist, die Erwartung entgegen, daß sie es noch werden könne. Allein damit würde, wenn sie auch erweislich wäre, der Einwurf nicht beantwortet seyn. Vielleicht, wenn H. Meinung sich auf die von ihm beliebte Wiederbringung beziehet.

Wir glauben, unser gleich anfänglich über dies Buch mitgetheiltes Urtheil hinlänglich mit dem Inhalte desselben gerechtfertigt zu haben. Die Zusätze des Herrn P. geben demselben einen wirklichen Wehrt: und wir erwarten daher den zweiten Theil gerne und begierig, welcher einen Auszug der Glaubens- und Sittenlehre enthalten wird. Nach der Freimüthigkeit und Gründlichkeit, mit welcher der Herausgeber bereits in diesem seine Meinung gesagt hat, versprechen wir uns von ihm in dieser Absicht noch mehr Vergnügen in dem zweiten Theile. Und so haben wir seit kurzen zwei Engelländer, welche durch die Zusätze ihrer Uebersetzer uns erst interessant geworden sind: den Ferguson und den Hartley. Jener durch die vortreflichen Zusätze des Herrn Garve, und dieser durch die vom Herrn Pistorius.

LXXIII.

Fortgesetzte Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion, an Sr. Durchlaucht den Erbprinzen von Braunschweig und Lüneb. Braunschweig, im Verlage der Fürstl. Weisenhaus-Buchhandlung, 1772. 87 Seiten 8.

Es ist doch eine angenehme Lage, wenn ein Schriftsteller dergestalt den Beifal und das Vertrauen seiner Nation für sich hat, wie der Herr Abt und jetzige Vicepräsident Jerusalem: wenn er so darauf rechnen kan, gelesen und also nützlich zu werden. Der erste Theil von den Betrachtungen desselben über die vornehmsten Wahrheiten der Religion trat im Jahr 1768 ans Licht: und wurde so bald vergriffen, daß eine zweite Auflage gemacht werden muste, um die Liebhaber zu befriedigen. Wir wissen auch, daß er sowol außerhalb als in Deutschland sehr viel Leser erhalten hat: und der Herr Verfasser kan also gewis seyn, daß der Seegen davon ausgebreitet gewesen ist. Auch das angelegentliche Verlangen, mit welchem man die Fortsetzung überal gewünscht hat, kan zum Beweise dienen: und ohne gewissen ganz ungemessenen Lobsprüchen beizutreten, mit welchen seine Betrachtungen in manchen gelehrten Anzeigen erhoben und empfohlen worden sind, ist uns kein Werk bekant, in welchem die Gründlichkeit der Beweise und Widerlegungen dergestalt mit der

Anmuth des Vortrags verknüpft worden wäre, *als* in demselben. Es ist wahr, daß die Brauchbarkeit algemeiner geworden wäre, wenn weniger durchgängige Hinsicht auf den französischen Deismus genommen worden wäre: und hie und da dürfte der Beredsamkeit des Verfassers doch wol ein mehr überredender als überzeugender Beweis entwischt seyn. Allein dieses ist nur selten geschehen: und jenes rechtfertigt sich aus den Personen, für welche er zunächst sein Buch bestimt hat. Der Unglaube in unserm Vaterlande *ist mehr* Französisch als Englisch: und Voltaire und Rousseau sind gewis in den Händen vieler, die einen Cherbury und Tindal vielleicht nicht einmal dem Namen nach kennen. Wir entschuldigen auch einige Wiederholungen, und daß der Vortrag hie und da kürzer seyn *könte*. Dieser Fehler wird doch überal durch die Schönheit desselben wieder vergütet.

Nun zu der vor uns habenden Fortsetzung. Nach dem Plane des V. sol sein Werk drei Theile haben. In dem ersten hat er die natürliche Religion bewiesen und vertheidigt: in dem andern solte solches in Ansehung der mosaischen, und in dem dritten in Ansehung der christlichen Religion geschehen. Allein die Fortsetzung liefert nichts weiter, als die erste Betrachtung zum zweiten Theil, darin die Wahrscheinlichkeit einer nähern oder unmittelbaren Offenbarung GOttes an die Menschen überhaupt dargethan wird. Der Herr V. entschuldigt in der Vorrede die Langsamkeit der Fortsetzung mit seinen Gesundheitsumständen. Jeder Leser wird gewis inbrünstig wünschen, daß ihn GOtt zur Vollendung seines vortreflichen Werks stärken und erhalten

erhalten wolle. Denn was er von einer Abnahme seiner Kräfte hinzusetzt, davon haben wir in diesen Blättern nichts wahrgenommen. Unsrer Empfindung nach ist sich der V. nicht nur in denselben gleich geblieben, sondern wir haben sie gewissermaßen noch mit größerm Vergnügen gelesen, als die vorigen. Sie enhalten zuerst einen Beweis für die Wahrscheinlichkeit näherer götlichen Offenbarungen, und sodann die Beantwortung einiger Einwürfe dagegen. Der Beweis ist theils ein historischer, theils ein dogmatischer aus den moralischen Volkommenheiten GOttes. Wir wollen ihn entwerfen.

Der Anfang des menschlichen Geschlechts mus nicht nur mit einem Paar erwachsener Menschen gemacht worden seyn, weil sich Kinder gar nicht erhalten konten; sondern da der Mensch bei Ermangelung der thierischen Instinkte die Erkentnis von dem, was ihm nützlich oder schädlich ist, nicht anders als durch Unterricht und Erfahrung bekömt: so war zur Erhaltung der ersten Menschen einige unmittelbare Belehrung von Gott über die zu ihrer Erhaltung dienlichen Dinge unentbehrlich. Widrigenfals glaubten sie auf dem Wasser so sicher zu seyn als auf der Erden: und aßen sowohl Gras als Früchte von den Bäumen. Aber wie nun, wenn nicht der geringste götliche Unterricht über die Religion hinzu kam? Aus der Geschichte erhellet, daß, das jüdische Volk ausgenommen, die Vielgötterei und der entsetzlichste Aberglaube vor den Zeiten Christi algemein war. Und da nun ein vortrefliches Gemählde, wie die Menschen von der Vergötterung der Sonne, welches natürlich die erste und älteste Abgötterei

götterei war, weiter auf die Vergötterung der Gestirne, und von diesen immer weiter auf die Vergötterung berühmter Menschen und anderer Dinge verfallen sind: so wie es nach dem Urtheile des Hume der natürliche Gang des menschlichen Verstandes seyn muste, wenn er ohne Beihülfe des götlichen Unterrichts zu Gegenständen seiner Anbetung geleitet ward. Dabei zeigt der Herr V. wie in diesem algemein gewordenen Aberglauben die Religion für die Tugend ganz unnütz gewesen: daß man von den Göttern keine andere als leibliche Wohlthaten begehrt, und bei Vertheilung der Welt unter einer solchen Menge derselben keine Begriffe von einer algemeinen Vorsehung gehabt oder haben können. Und redet hierauf von der Ohnmacht der Vernunft und Philosophie dem Verderben zu steuren. Hume gesteht selbst, daß die richtige Erkentnis Gottes erst vor achtzehnhundert Jahren entstanden sei: und übersieht nur den Wohlthäter, welchem wir dieselbe zu danken haben. Wie nun das ein historischer Beweis für die Wirklichkeit einer ursprünglichen Offenbarung, und nicht vielmehr gerade für das Gegentheil? Herr Jerusalem erklärt für historisch erweislich, daß die Erkentnis eines einigen Gottes älter war, als die Vielgötterei: und verweiset auf die Ueberbleibsel dieser Erkentnis in dem Heidenthume. Und nun schließt er aus der Unzulänglichkeit der spätern ausgebildeten Vernunft zur Hervorbringung und Verbreitung dieser Erkentnis auf die Unzulänglichkeit der frühern zu derselben: und also auf die Wahrscheinlichkeit eines ursprünglichen götlichen Unterrichts darüber. Es versteht sich, daß in solchem Falle die Geschichte der Viel-

götterei

götterei anders zu machen ist, als wenn solche ohne einige anfängliche Belehrung der Menschen von Gott durch die sich selbst gelassene Vernunft erzeugt worden ist. Und diese Geschichte hat immer eine größere Wahrscheinlichkeit. So war der Begrif von einem höchsten Wesen einmal in dem Menschen überal gemacht; und die Vielgötterei erzeugte sich theils durch die alzugroße Verehrung der Mittelursachen seiner Wohlthaten, theils durch Vervielfältigung und Personificirung seiner Volkommenheiten und Wirkungen. Wir sind der Meinung, daß es zu einem historischen Beweise für die Wahrscheinlichkeit eines ursprünglichen von Gott gleich den ersten Menschen ertheilten Religionsunterrichtes gar keiner mühsamen Aufsuchung, der in dem Heidenthume übrig gebliebenen Spuren von der Erkentnis eines einigen Gottes bedürfe, sondern die Algemeinheit der doch in demselben zum Grunde liegenden Religionserkentnis überhaupt dazu hinreiche. Bei allem in die Augen fallenden wohlthätigen Einflusse und majestätischem Glanze der Sonne sehen wir doch nicht, wie die Menschen dadurch zu einer götlichen Verehrung derselben veranlaßt worden seyn solten, wenn ihnen nicht vorhin bereits dergleichen Verehrung gegen etwas außer der Welt eingedrückt worden war. Und wenn auch einige aufmerksame Beobachter des Himmels, wie Herr J. es vortreflich schildert, veranlaßt worden seyn solten, der Sonne götliche Volkommenheiten beizulegen, und also den Ton zu einer Religion, so zu reden, anzugeben: wie früh oder späte geschahe denn solches? Und durch was für Mittel wurde es algemein? Die Algemeinheit, der in allen auch den verderbtesten Religionen zum

zum Grunde liegenden Begriffe von einer höchsten zu verehrenden Macht von je her und überal scheint uns ohne eine gleich anfänglich vorgegangene Belehrung darüber unerklärlich zu seyn.

Der von dem Herrn V. hierauf aus den götlichen Volkommenheiten geführte Beweis löset sich in die Unwahrscheinlichkeit auf, daß Gott, da er die ersten Menschen zu ihrer Erhaltung schlechterdings nicht ohne einigen unmittelbaren Unterricht gelassen haben kan, gar nichts zur Religion als seiner wahren Absicht mit den Menschen hinzugethan haben solte. Und wenn doch der Naturalist die Erhaltung der Menschen ohne einige unmittelbare Belehrungen von Gott schlechterdings nicht erklären kan; so mus er sehr hartnäckigt seyn, wenn er solche darauf schlechterdings einschränkt, und der götlichen Weisheit nicht so viel Vorsorge für die Glückseligkeit als für die Erhaltung der Menschen zutraut. Er beruft sich auf die Unmöglichkeit der Sache wegen der Hinlänglichkeit der Vernunft zur Erkentnis Gottes. Aber die Vernunft ist nichts weiter als ein Vermögen: und Herr J. schreibt schön ein Auge, das aber Licht empfangen mus, um wirklich zu sehen: Hände, die aber um deswillen noch nicht gleich Uhren machen können. Die spätere ausgebildete Vernunft war so unzulänglich: wie denn die frühere noch rohe?

Aber woher denn der algemeine Aberglaube und Verfal, wenn Gott demselben durch einen unmittelbaren Unterricht von sich und dem ihm zu leistenden Dienste vorgebeugt hatte? Und wozu denn derselbe, wenn Gott

Gott doch den Verfal vorhersahe? Die erste Frage ist bereits mit der Geschichte des Aberglaubens beantwortet: und konten denn die Menschen nicht den anfänglichen götlichen Religionsunterricht vergessen? Was aber die andere Frage betrift: so konte Herr J. behaupten, daß sich die Grundwahrheiten der Religion auch in dem äußersten Aberglauben erhalten hatten, und also der götliche Unterricht nicht ganz verlohren gegangen ist. Er kömt aber sogleich darauf, daß Gott, damit er nicht völlig unterginge, die anfänglichen Offenbarungen von Zeit zu Zeit erneuert und fortgesetzt haben werde. Und damit auf den Punkt, welcher die Deisten am meisten empört. Wie auch nach völlig eingerichtetem Laufe der Natur und Vorsehung sol Gott noch fortgefahren haben, die Menschen unmittelbar zu unterrichten? Und damit zu drei Einwürfen vornemlich, welche sich der Wahrscheinlichkeit der Sache entgegenstellen. Der erste ist, daß es Gott nicht am Vermögen gefehlt haben könne, der Vernunft alle zu seinen Absichten mit den Menschen erforderliche Hinlänglichkeit anzuerschaffen: und es einen Mangel der Weisheit bewiesen haben würde, wenn er solches nicht gethan haben solte. Herr J. erwiedert hierauf vornehmlich, daß, wenn es auch an sich der Macht Gottes möglich gewesen wäre, die Erfahrung und Geschichte doch zeigen, daß er es nicht wirklich zu thun gut befunden habe. Hiernächst bemerkt er wohl, daß, wie die Vernunft zu andern nützlichen Aufschlüssen und Erfindungen, bei aller ihrer innern Hinlänglichkeit dazu, gewisse äußere Veranlassungen haben und bekommen müssen, also ein gleiches in Ansehung der Religion geschehen und nöthig

gewe-

gewesen seyn könne. Und endlich giebt er zu, daß es vernünftige Geschöpfe geben könne, deren Vernunft so hinlänglich sey, daß sie keiner Offenbarung bedurft haben; zeigt aber, wie es Gott sehr anständig gewesen seyn könne, den Menschen von einer geringern Stufe der Volkommenheit zu seiner Bestimmung zu führen: und überhaupt Wesen von ungleichem Grade der Volkommenheit darzustellen: sowohl Thiere als Engel, und Caraiben als Philosophen.

Ein zweiter Einwurf ist, daß die Offenbarung nicht algemein sey. Herr J. beantwortet ihn mit der durchgängigen Ungleichheit götlicher Gaben und Wohlthaten: mit dem Mangel algemeiner Fähigkeit zu richtiger Annehmung und Anwendung derselben: und mit den unzählbaren Wundern, welche nöthig wären sie algemein zu machen. Aber er vergießt nicht dem Irthum zu widersprechen, von welchem dieser Einwurf seine ganze scheinbare Stärke empfängt: dem Irthum, daß, wenn es nun eine götliche Offenbarung gäbe, die Erkentnis und Anwendung derselben allen Menschen ohne Ausnahme zur Seligkeit nothwendig seyn *müste*. Ohne also es deutlich zu sagen, daß die Offenbarung nicht zur Seligkeit der Menschen an sich, sondern nur zur Erleichterung und Vergrößerung derselben nothwendig war, setzt er solches wirklich voraus. Und so mus, unserer Einsicht nach, die Sache auch schlechterdings vorgestelt werden, wenn theils Gott darüber gerechtfertigt werden sol, daß er nicht mehr gethan hat, und fortgesetzt thut, um die Offenbarung algemein zu machen; theils die Schlüsse, welche aus der übrigen durchgängigen Ungleichheit der Gaben und Wohlthaten Got-

tes

tes gezogen werden, von einer beweisenden Kraft seyn sollen: was zur Erhaltung und Glückseligkeit der Menschen schlechterdings nothwendig ist, und so viel es ist, das und so viel verleihet ihnen Gott überal. Aber die zur Erhöhung und Vergrößerung derselben nützlichen Dinge sind nicht algemein. Also was und so viel zur Seligkeit der Menschen schlechterdings nöthig ist, verleihet Gott auch den Menschen überal; aber nicht was nur zur Erhöhung und Vergrößerung derselben bestimt war. Einige unmittelbare Offenbarung war dazu ganz unentbehrlich: und solche ist auch algemein geworden, und nach ihren Hauptsätzen überal erhalten worden. Wenn nun aber der Naturalist die Nützlichkeit und den götlichen Ursprung eines noch volkomnern Religionsunterrichtes um deswillen in Zweifel ziehen wolte, weil solcher nicht algemein ist: so müste er solches in Ansehung aller übrigen nur einem Theil der Menschen von Gott ertheilten Vorzüge und Volkolkommenheiten thun. Die Gottesgelehrten, welche noch fortfahren, die Seligkeit schlechterdings an die Offenbarung in der Schrift zu knüpfen, sind schlechterdings nicht im Stande, die Nichtalgemeinheit derselben zu vertheidigen, und veranlassen die grösten Anstöße an derselben. Rousseau, den Herr J. hiebei anführt, solte ihnen ein warnendes Beispiel seyn. Dieser Man erkent die Vortreflichkeit der heiligen Schrift und den verehrungswürdigen Charakter Jesu und der Apostel: und er redet davon mit einem Enthusiasmus, welcher seine Ueberzeugung davon beweiset. Und das alles hindert ihn nicht, sich blos an die Religion der Vernunft zu halten, weil er es für eine Lehre der Schrift hält, daß außer der Kir-

 che

che keine Seligkeit sey. Ja wenn das eine Lehre der Schrift wäre: so würden wir noch heute, was er ist. Eine Religion, welche Gott der algemeinen Menschenliebe und Gerechtigkeit beraubte, könte ohnmöglich eine götliche Religion seyn.

Der dritte Einwurf ist, daß götliche Offenbarungen doch Wunder wären, Wunder aber die von Gott selbst gemachte Ordnung der Dinge in der Welt unterbrechen würden. Dieser Einwurf ist der schlechteste, und durch Unterscheidung der Ordnung in der Welt und der Ordnung in der Natur auf einmal widerlegt. Wir halten uns daher bei demselben nicht auf. Der mitgetheilte Auszug von der Jerusalemschen Betrachtung erweiset, daß wohl der Inhalt nicht gerade neues oder bisher ungesagtes enthält. Aber die Wahl und die Art des Vortrags! Wir können doch unsern Lesern eine schöne Stelle nicht vorenthalten, welche in dem vorhin gemeldeten Zusammenhange mit dem Rousseau vorkomt S. 72. „So kennet Rousseau „das Evangelium, so kennet er dessen Urheber, so „mus er aber auch den Geist der Duldung und Sanft„muth, den von aller Partheilichkeit entfernten Geist „der algemeinen Menschenliebe dieses götlichen Men„schenfreundes kennen, der es zu seinem ersten Be„ruf machte, alle eingebildete ausschließende Vorrechte „eines Tempels, einer Secte, einer Nation aus der „Welt zu verbannen, und den Schöpfer der Welt „nicht als den Gott von einem einzelnen Volke; sondern „als den Vater aller Menschen bekant zu machen, der „hierauf das große Gesetz seiner Religion gründet, der „selbst darin, indem er sein Leben für alle Menschen

„zum

„zum Opfer hingiebt, das große Exempel wird, der
„diese algemeine Liebe wieder zum einzigen Cha-
„racter macht, woran er seine Jünger erkennen, wor-
„nach er sie richten, der einen jeden mit Weisheit und
„Liebe, nach dem Maas der ihm ertheilten Fähigkei-
„ten und Kräfte richten, den zwar, der ein volkomner
„Gesetz erhalten hat, nach diesem Gesetze richten, den
„zwar, der ihn als den götlichen Gesandten, als den
„Erlöser der Welt kent, kennen kan, und doch nicht
„an ihn glauben wil, verdammen, über Capernaum
„zwar ein schwerer Urtheil als über Tyrus und Sy-
„don aussprechen, der aber auch da, wo er nicht ge-
„säet hat, nicht erndten, von dem, der nur ein
„Pfund erhalten, auch nur ein Pfund fordern,
„auch aus Ungeduld das zerstoßene Rohr nicht
„zerbrechen, noch das nur noch glimmende Tocht aus-
„löschen wil, und dessen schonender Duldung und Sanft-
„muth auch Rousseau selbst alle seine Zweifel und Dun-
„kelheiten, die ihm nach einer redlichen und demüthi-
„gen Prüfung noch übrig geblieben wären, und um
„derentwillen er dis ganze götliche Evangelium auf ein-
„mal wieder aufgiebt, mit freudiger Zuversicht hätte
„überlassen können. Dies ist der Geist dieses Evangelii:
„so kennet ihn Rousseau: so mus er ihn kennen.„ Wir setzen
nicht mehr schöne Stellen hinzu. Wir müsten die ganze Be-
trachtung abschreiben. Und wer wird sie ungelesen lassen?

Aber so schön das alles ist; so wenig wünschen wir gleichwohl, unsere Gedanken frei zu sagen, Werke dieser Art vervielfältigt zu sehen. Nicht, daß wir keine weitere Beweisschriften für die natürliche und geoffenbarte Religion für nöthig oder nützlich hielten. Es

wird auch in dieser Absicht noch immer etwas zu entdecken und zu berichtigen seyn. Sondern daß wir in solchen die Wahrheit lieber ungeschmückt und ohne den Beistand der Beredsamkeit und Wohlredenheit behauptet zu sehen wünschen: und daher glauben, daß es genug sey, eine zugleich schöne und rednerische Vertheidigung derselben zu haben, dergleichen die Jerusalemsche ist. Zuvörderst ist solches doch nicht das wahre Mittel, eine recht ruhige und gründliche Ueberzeugung hervorzubringen. Die Beweisgründe werden so verkleidet und versteckt, daß sie kaum von jemanden, dem sie nicht vorhin bekant waren, hinlänglich bemerkt, verstanden und herausgezogen werden können. Wir haben die Proben mit gar nicht unfähigen Lesern gemacht. Hiernächst aber ist in wohlredenden Beweisen so gar schwer zu verhüten, daß nie Deklamation an die Stelle eines Beweises komme. Und selbst der vortrefliche Jerusalem hat dieses nicht vermieden. Nur in der vor uns habenden Betrachtung ist es wirklich weniger geschehen, als in den vorigen.

LXXIV.

Bekehrungsgeschichte des vormaligen Grafen und Königl. Dänischen geheimen Cabinetsministers Joh. Friedrich Struensee, nebst desselben eigenhändiger Nachricht von der Art, wie er zur Aenderung seiner Gesinnungen über die Religion gekommen ist.

Zum

Zum Druck gegeben von D. Balthasar Münter. Zweite Auflage, Kopenhagen und Leipzig 1772. 8. 312 S.

Nach einer kleinen vor ein paar Jahren ans Licht gestelten wohlgerathenen Schrift über die Buße der Missethäter, solten uns alle Bekehrungsgeschichte dieser Art verdächtig werden. Aber wir sind der Meinung, daß, wenn der Delinquent sonst nur ein wohlunterrichteter Mensch war, oder, wenn er es nicht war, den Unterricht noch bekommen kan, es doch gar wohl möglich sey, daß auch in einem Missethäter noch eine aufrichtige Reue und Besserung zu Stande komme. Und wir können den Vorschlag durchaus nicht billigen, die Strafe boshafter Verbrecher dadurch zu vergrößern, daß ihnen kein Geistlicher verstattet werde. Wir halten es für die gröste Grausamkeit, solchen Unglücklichen das einzige noch zu versagen, was ihren Schmerz lindern, und sie zur geduldigen Ertragung ihres schreckenvollen Zustandes vermögen kan. Und wir betrachten es als eine wichtige Empfehlung für die Religion, daß sie ihre wohlthätigen Ausflüsse auch selbst denjenigen nicht versagt, welche sich durch ihre Verbrechen in das äußerste Unglück gestürzt haben: daß, wenn alles durch Schuld oder ohne Schuld des Menschen verschwindet, die Religion noch bleibt, und den Unglücklichen vor der Verzweifelung bewahrt. Und wenn auch nicht jeder Missethäter des Trostes derselben in seinem ganzen Umfange empfänglich ist; so ist er desselben doch nie schlechterdings unempfänglich.

Schon der Gedanke, daß seine Bestrafung dem Willen Gottes gemäs, und er derselben nach einem göttlichen Verhängnis nicht entgangen sey, führt eine Verpflichtung zur standhaften und geduldigen Uebernehmung derselben mit sich.

In diesen Gedanken befinden wir uns durch die Bekehrungsgeschichte des unglücklichen Struensees aufs neue befestigt. Wir haben bei Durchlesung derselben alles das Vortheilhafte der Wahrheit gemäs befunden, was von derselben in verschiedenen öffentlichen Anzeigen gerühmt worden ist. Der Herr D. Münter hat die Bearbeitung des Grafen nach einem wohl überlegten Plane eingerichtet. Da derselbe bisher ein algemeiner Religionszweifler gewesen war: so fing er solche bei den nöthigen vorläufigen Ueberzeugungen von der natürlichen und geoffenbarten Religion an: erweckte in ihm hierauf busfertige Empfindungen seines bisherigen lasterhaften Zustandes: predigte ihm sodann die durch Christum gestiftete Versöhnung, und die zum Antheil an derselben nöthige Heiligung. Weislich verschob er verschiedene vom Grafen begehrte Erörterungen über den theoretischen Theil der christlichen Lehre bis nach hinlänglicher Ueberzeugung des Grafen von der Vortreflichkeit des praktischen Theils derselben. Und durchgängig finden wir in seinen Unterweisungen einen wohldenkenden Man, keinen gemeinen Geistlichen vor. Es ist wahr, daß er in dem gewöhnlichen Plane des Bekehrungsgeschäftes nichts verändert: und daher erst Buße, hierauf Glauben, und sodann den Stand guter Werke zu befördern bemühet ist. Es dürfte ihm auch manche Belehrung und Ueberzeugung des Grafen noch leichter

ge-

geworden seyn, wenn er weniger im Systeme gedacht hätte. Aber er vermeidet dabei doch durchgängig alle Schwärmerei: und preiset dem Grafen das vortrefliche Buch von dem Werthe der Gefühle im Christenthum als den schriftmäßigsten Unterricht von der Versicherung des Gnadenstandes an. Und in dem Unterrichte, welchen er ihm S. 259. über die Sacramente ertheilt, vermeidet er auf eine rühmliche Weise die Einmischung aller zur heilsamen Anwendung derselben unnützer theologischer Theorieen darüber. Was uns in seinem Verfahren besonders gefält, ist, daß er den Grafen von Anfang an zum Lesen und weitern Nachdenken über die angestelten Unterredungen angehalten, und ihm die besten Bücher jeder Art in die Hände gegeben hat. Etwas zuviel doch, wie es uns scheint, als daß der Graf jedesmal hinlängliche Zeit gehabt haben solte, das gelesene durchzudenken. Gleichwohl vermissen wir einen zusammenhängenden Unterricht vom christlichen Lehrbegrif, den wir manchen speciellen Schriften z. E. Newtons über die Weißagungen vorgezogen haben würden. Vielleicht ward es dem Herrn D. schwer, sich für ein dazu schickliches Buch zu bestimmen. Saurins kurzer Entwurf der Glaubens- und Sittenlehre, welchen der selige Gellert übersetzt hat, nimt sich doch in vielen Absichten aus. Nur die unerträgliche Form eines Catechismus: und freilich auch viel Theologie darunter, z. E. in dem weitläuftigen Unterrichte vom Abendmahl. Töllners katechetischer Text vermeidet diese Unbequemlichkeit: und jetzt können wir desselben Ueberzeugungen und Vorsätze, zusammengenommen als ein kurzes

System der natürlichen und geoffenbarten Religion empfehlen.

Vorzüglich hat uns die Erinnerung des Grafen an die besondern Tugenden gefallen, welche er seinen Umständen gemäs noch auszuüben hatte. S. 172. und dazu der Herr D. den eigenen Wunsch desselben, ein recht praktischer Christ zu werden, wohl genuzt hat. Wir zweifeln auch nicht, daß der Herr D. sich darüber in mehrern Unterredungen weit umständlicher ausgebreitet, und solches nöthiger befunden haben werde, als die Belehrungen über die Dreieinigkeit und Menschwerdung. Ja wir trauen ihm zu, daß er solche völlig weggelassen haben würde, wenn nicht etwas davon zur Hebung daher genommener Anstöße an der christlichen Lehre bei dem Grafen nöthig gewesen wäre. Wir sind der Meinung, daß von diesen geheimnisvollen Lehren allezeit entweder alles oder nichts gesagt werden mus: und beklagen den Gottesgelehrten, so oft er das erstere nicht kan, und das andere nicht darf.

Allein so lehrreich diese Bekehrungsgeschichte, und so unterrichtend solche für ähnliche Fälle ist; so wenig können wir sie eigentlich als eine Bekehrungsgeschichte eines Freigeistes betrachten, oder Freigeistern zu ihrer Ueberzeugung zu empfehlen rathen. Sie liefert freilich ein Beispiel mehr von dem Siege der Religion über die Freigeisterei, wenn es zu den entscheidenden Augenblicken komt. Aber es ist bekant, was die Freigeister dagegen einwenden: und in einer eigentlichen Bekehrungsgeschichte eines Freigeistes müsten wir ein zur Ueberzeugung hinreichendes Beispiel von dem

Siege

Siege des Glaubens über den Unglauben vorgestelt finden. Folglich scheinbare Zweifel vorgetragen und behauptet, und hierauf gründlich widerlegt und benommen seyn. Aber das ist hier nicht nöthig gewesen. Der Graf entdeckt zwar seine bisherige Ueberredung von der Materialität der Seele, und einige an der christlichen Religion habende Anstöße, z. E. daß sie nicht algemein ist. Allein er entwickelt zu wenig die Gründe seiner davon habenden Ueberredung, und giebt solche bald nach den Beweisen des Gegentheils auf. Es kan seyn, daß er darüber ausführlicher gewesen ist, als der Herr D. zu erzehlen nöthig befunden hat: und aus dem wohlgeschriebenen der Geschichte beigefügten eigenen Aufsatze des Grafen über seine vorgegangene Sinnesänderung, welcher von den Talenten des unglücklichen Mannes zeuget, vermuthen wir es beinahe. Aber zur Hebung ähnlicher Zweifel bei andern, und zu einem Unterrichte für ein zweckmäßiges Verfahren dabei, müste die Geschichte darüber umständlicher seyn. Hiernächst scheint uns auch die Widerlegung des Herrn D. nicht ihre ganze gehörige Volkommenheit gehabt zu haben. Der Graf klagt in der Folge wiederholentlich, daß er sich noch immer von seinen ehemaligen Zweifeln gegen die Immaterialität der Seele beunruhigt befinde. Nun billigen wir wol an sich, daß ihn der Herr D. blos auf die einmal empfangenen Ueberzeugungen vom Gegentheil verweiset: und es konten seine Zweifel blos Folgen seiner ehemaligen Gewohnheit zu zweifeln seyn. Aber wofern der Herr D. dem Materialismus nicht mündlich mehr entgegen gestelt hat, als er in seiner Geschichte meldet; so können wir kaum dem Argwohn wider-

widerstehen, daß der Graf mehr übertäubt und vom Gegentheil überredet, als wirklich überführt worden ist. Auch die Betrachtung über das zukünftige Leben im Jerusalem dürfte wol keine recht ruhige und gründliche Ueberzeugung hervorgebracht haben. Unserer Einsicht nach ist überhaupt das sicherste, die Ueberzeugung davon erst hinter die Ueberzeugung von der Offenbarung GOttes in der Schrift zu stellen: und wir würden in folgender Ordnung verfahren. Zuerst würden wir beweisen, daß die Lehre, daß die Seele eine vom Körper unterschiedene Substanz sey, möglich und selbst vernünftig wahrscheinlich sey. Zu dem Ende müsten wir beweisen, daß unter allen den Erscheinungen, auf welche sich der Materialist gründet, keine einige sey, die nicht mit derselben sehr wohl verbunden werden könne, und daß dagegen verschiedene übrig bleiben, welche aus der gegenseitigen Hypothese entweder gar nicht oder doch nicht eben so gut erklärt werden könne. Und nun weiter würden wir die Sache mit bloßer Hülfe der Vernunft und Erfahrung nicht treiben. Aber die Seele sey eine Substanz oder eine denkende Materie; so denkt sie doch Wahrheiten, und macht wahre Schlüsse. Also hat die Sache in die Beweise keinen Einflus, durch welche wir von der Existenz GOttes, von den götlichen Volkommenheiten, und von dem götlichen Ursprunge des in der Schrift befindlichen Religionsunterrichtes vergewissert werden. Nun dieser erwiesen, so ist die Substantialität und Unsterblichkeit der Seele erwiesen, und das giebt eine völlige Gewisheit. Wir befinden uns sehr versucht, unsere Gedanken bei dieser Gelegenheit auch über die gewöhn-

wöhnliche Bekehrungsmethode zu eröfnen, von welcher sich der Herr D. auch nicht entfernt hat, wenn wir nicht besorgen müsten, darüber aus einer Recension in eine Abhandlung zu gerathen. Wir wissen nicht, woher es so durchgängig üblich geworden ist, das ganze Bekehrungs- und Begnadigungswerk als die Bekehrung und Begnadigung eines Missethäters, und mit lauter von einem beleidigten menschlichen Oberherrn und einem menschlichen Gerichte entlehnten Bildern vorzustellen. Unser Heiland redet wol von einem Hirten, der das verlohrne Schaaf sucht, und wenn er es gefunden hat, mit Freuden zur Heerde zurückbringt, und von einem verlohrnen Sohne, der seinem beleidigten Vater seine Reue bezeugt, und darauf Verzeihung empfängt; aber nirgends stelt er GOtt als einen Richter vor, der besänftigt werden müsse, und den Sünder als einen Verbrecher, der Absolution suchen und erhalten müsse. Und wenn einige Stellen und Bekehrungsgeschichte des Alten Testaments diese Vorstellungsart begünstigen solten; so befinden sich alle christliche Lehrer durch Paulum angewiesen, daß die Religion des Evangeliums eine kindliche Religion seyn sol: daß nicht wie vorhin ein Geist der Knechtschaft, das ist Gesinnungen eines Knechtes zur Furcht, sondern ein Geist der Kindschaft, und das ist kindliche Gesinnungen in derselben gegeben oder zum Grunde gelegt werden. Wir würden die fast durchgängige Entfernung von diesem Apostolischen Unterrichte aus der gewöhnlichen Theorie von der Rechtfertigung, und der in dem Streite mit den Papisten behaupteten richterlichen Beschaffenheit derselben her-

herleiten, wenn sie nicht in der römischen Kirche so algemein wäre, als in der protestantischen. Der wahre und durchgängige Ursprung derselben ist vielleicht darin zu suchen, daß man die ganze Religion auf die Depenz von GOtt, als unsern höchsten Oberherrn und Gesetzgeber zu gründen pflegt, da man solche nach der Anweisung Christi und seiner Apostel auf das Verhältnis gegen GOtt als den Vater der Menschen gründen solte. Daher nun alles auf den Gehorsam eines Knechts und Unterthanen gerichtet, da es sich auf einen kindlichen Gehorsam vereinigen solte. Und daher denn weiter unsere Buße, unser Glaube, unser neuer Gehorsam, alles knechtisch und auf Furcht gegründet, da es auf Liebe gegründet seyn solte: und die Buße das erste in der gewöhnlichen Bekehrungsmethode, anstat daß die Liebe das erste seyn solte.

Aber bei dem allen sind wir dem Herrn D. für die Geschichte seines Amtes bei dem unglücklichen Manne Dank schuldig: und es enthält dieselbe sehr viel Lehrreiches: vielen Stof zur Pastoral- und Experimentaltheologie: davon wir gerne verschiedenes herauszögen, wenn wir nicht besorgen müsten zu weitläuftig zu werden. Die ganze Geschichte des unglücklichen Grafen ist lehrreich.

LXXV.

Jörgen Hee, Probst bei dem See-Etat, zuverlässige Nachricht von des hingerichteten Enewold Brandts Betragen und Denkungsart in seiner Gefangenschaft bis zu seinem Tode auf

auf dem Schafotte: nebst Briefen eines Unbekanten an Enewold Brandt, und dem über denselben gefälten Urtheil. Leipzig, 1772. 102 S. 8.

Der Herr Probst Hee gesteht selbst S. 35 und 47, daß er sich von dem Inhalte seiner mit dem Gefangenen gehabten Unterredungen nichts aufgeschrieben habe, und was er also davon erzähle, blos aus dem Gedächtnis erzähle. Wir sind daher nicht im Stande zu beurtheilen, ob er dabei einen Plan gehabt, und was für einen er gehabt hat. Ueberzeugungen scheinen weder nöthig, noch des Herrn Probstes Sache gewesen zu seyn. Der Graf Brandt eröfnet ihm die Anstöße, welche ihm die gemeine Lehre von der Erbsünde und von der Zurechnung des Sündenfals bisher verursacht hätten. Der Herr Probst beweiset ihm solche auf die gewöhnliche Art: und der Graf ist befriedigt. Er scheint also wol eben kein untersuchender Geist gewesen zu seyn. Dazu ist gleichwol die Nachricht, welche uns der Herr Probst von ihm ertheilet, brauchbar, daß wir die wohlthätige Beschaffenheit der Religion in allen selbst den finstersten Begebenheiten des Menschen auch an ihm verherlicht sehen. Von derselben gestärkt, übernahm er auch sein entsetzliches Schicksal mit Gedult und Standhaftigkeit. Ja das mus doch ohnstreitig das größte Geschenk des Himmels seyn, aus dessen Händen auch der Unglücklichste Trost empfangen, und das allein Verzweiflung verhindern kan.

LXXVI.

LXXVI.

Samlung zur dänischen Geschichte, Münzkentnis und Sprache, durch Johan Heinrich Schlegel, Professor und Königl. Historiograph. Erster Band, erstes Stück. Koppenhagen, bei Moller, 1771. 179 Seiten 8. ohne Vorrede.

Die Einrichtung dieses wichtigen Buchs, welches die Verdienste des berühmten Herausgebers und Verfassers (denn Hr. S. ist beides) um die dänische Geschichte ungemein erhöhet, und ihm alle Kenner der Geschichte von neuem verpflichtet, wird den mehresten unserer Leser aus einem in verschiedene gelehrte Blätter eigerückten Avertissement bereits bekant seyn. Hr. S. befolgt diesen Plan, bis auf eine den Deutschen sehr vortheilhafte Abänderung. Zu allem nemlich, was in dieser Samlung von ihm *selbst* herrührt, auch die Anmerkungen über dänische und lateinische Schriften nicht ausgenommen, bedient er sich der deutschen Sprache, da der erst bekant gemachten Nachricht zufolge einige Abhandlungen dänisch geschrieben werden solten.

Das gegenwärtige Stück enthält folgende sieben Artikel, die alle, wiewol nicht in gleichem Grade, merkwürdig sind:

I. Er-

I. Erklärung einer, in einem saubern Kupferstich beigefügten Medaille auf des Königs von Dännemark Reise nach England 1768. Die Medaille selbst ist von einem englischen Münzmeister. Auf dem Averse befindet sich das wohlgetrofne Brustbild des Königs, mit der Umschrift: Christianus VII. D. G. Dan. Norv. V. G. Rex. Der Revers zeigt zwei zusammengefügte Fülhörner, die mit Blumen, Aehren und Früchten prangen; innerhalb derselben umfassen zwo in einander gelegte Hände einen Caduceus mit der Legende: Concordia Regum Salus Populorum, und der Exergue: Adv. in Britann.

Herr S. erzählt bei dieser Gelegenheit von S. 3 bis 22, theils aus dem dänischen Staatsjournale, theils aus dem Gentlemans Magazine und andern englischen Monathsschriften, imgleichen aus mündlichen Nachrichten einiger Gelehrten, die diese Reise mitmachten, das Wichtigste von dem Aufenthalte des Königs in England. Zwischen durch sind doch einige unbedeutende Kleinigkeiten mit angeführt, z. B. S. 4. 8. 11. S. 14. 15. 16 lieset man die Diplome der Universitäten zu Cambridge und Oxford, durch welche dem Könige die Würde eines Doctors der Rechtsgelahrtheit ertheilt worden, und S. 17 eine Uebersetzung der Urkunden über das dem Könige gegebene Bürgerrecht von London.

II. Ueberschlag über die ganzen Einkünfte und Ausgaben des Königreichs verfertigt und ausgezogen den 24 December 1602, in dänischer Sprache, nebst einem lesenswürdigen Vorbericht und wichtigen Erläuterungen; von S. 23 bis 130.

Die

Die gesamte Einnahme betrug: 411,002½ Thl. 12 Schill. und die Ausgabe, 246,667 Thl. 1 S. folglich blieb ein Ueberschus von 164,335 Thl. 28 Schill. Der Herausgeber erinnert hiebei S. 127, daß die Ursache dieses Ueberschusses darinnen zu suchen sey, daß die Ausgaben fast blos auf Hofhaltung und Flotte giengen. Es war damals keine stehende Armee, und alle Ausgaben der Civil-Liste wurden von den Lehnen bestritten, und sind vor der algemeinen Berechnung der Einnahme schon abgezogen. Doch konte deswegen nicht eben der ganze Ueberschus zurück gelegt werden, weil die ungewissen Ausgaben viel wegnahmen. Dagegen müssen aber die Einkünfte des königlichen Antheils von Schleßwig-Holstein wieder zur Einnahme gerechnet werden. Ueberhaupt erhellet also so viel, daß das dänische Finanzwesen sich damals in sehr vortheilhaftem Zustande befand. Nach dem kaiserlichen Kriege 1625 bis 1629, und noch mehr nach dem schwedischen 1643 bis 1645 änderten sich die Umstände sehr.

III. Johan Elias Schlegels unvollendeter Aufsaß über die Abstammung des Oldenburgischen Hauses von den alten dänischen Königen bis S. 143.

IV. Etymologische Untersuchungen, welche man mit Vergnügen lesen wird, über diese Wörter: Danemand, Danisched, Dyd, Tugend; (ein untauglicher, untugendhafter Mensch heißt im Platdeutschen nicht blos Undögt, wie S. 150 bemerkt ist, sondern hin und wieder gerade, wie im Dänischen, Dögenicht, auch Dögenischt, Dögenist.) Skiod, der Schoos, Skiode, der Kaufbrief.

V. Brief-

V. Briefschaften zur Geschichte Königs Christian II. die in der Cottonischen Bibliothek zu London aufbewahret werden, von S. 155 bis 165. Man hat sie dem Conferenzrath von Klevenfeld zu danken, der sie eigenhändig auf der Cottonischen Bibliothek abgeschrieben. Sie sind in der That sehr merkwürdig, und erläutern verschiedene Puncte in der Geschichte Christi- stians II. Vorzüglich verdienet das S. 163 bis 165 befindliche Schreiben Heinrichs VIII an die dänischen Reichsräthe vom 10 April 1535 Aufmerksamkeit.

VI. Des dänischen Prinzen, Herzogs Johan, Renunciation bei seiner Abreise nach Rußland. Koppenhagen den 1 August 1602. S. 165 bis 174. Dieser Prinz, welcher zum Gemahl der Russischen Prinzessin Axinia Borissowna bestimt war, aber bald nach seiner Ankunft in Rußland starb, that hiedurch auf seinen Antheil von Schleswig und Holstein, und auf andre Erbstücke gegen gewisse hier angeführte Vortheile Verzicht. Es verdiente allerdings angemerkt zu werden, was der Herausgeber im Vorbericht zu diesem Art. S. 168 erinnert, daß Boris Godunow sich damals verschiedentlich den Kaiserlichen Titel beigelegt hat. Doch ist wahrscheinlich nur die Russische Titulatur: Zar, durch Kaiser übersetzt worden.

VII. Excerpta ex archivo Vaticano de pristino statu Groenlandiae. Herr Mallet hat diesen Auszug zu Rom gemacht. Wir bemerken aus demselben hier folgende Stellen: Prima, quae in pontificii archivi monumentis occurrit hactenus, mentio de episcopali sede Gardensi in Grönlandia, est anni

anni 1276 -- scribit Pontifex (anno 1448.) Pro parte dilectorum filiorum -- insulae Grönlandiae -- longe lacrymabilis querela nostrum turbavit auditum -- Quod in ipsa insula, cujus habitatores & incolae ab annis fere 600 Christianam fidem -- firmam & intemeratam -- servarunt, & quod tempore succedente in dicta insula -- Sanctorum aedes quam plurimae & insignis Ecclesia Cathedralis erectae fuerunt, in quibus divinus cultus sedulo agebatur; donec ex finitimis littoribus paganorum ante annos 30 classe navali barbari insurgentes cunctum habitatorum ibidem populum crudeli invasione aggressi, & ipsam patriam aedesque sacras igne & gladio devastantes, solis in insula Grönl. relictis ecclesiis parochialibus, qua latissimus dicitur extendi terminus, quas propter crepidines montium commode adire non poterant; miserandos utriusque sexus indigenas -- ad propria vexerunt captivos. -- Herr S. bemerkt S. 175 mit Recht, daß es ein Irthum ist, wenn P. Nicolaus V im Jahre 1448 schreibt, daß die Grönländer nun fast 600 Jahre dem christlichen Glauben zugethan gewesen wären, indem ihre Bekehrung erst in das J. Christi 986 fält.

Der Druck dieses nützlichen Werks macht Herrn Moller Ehre. Wir sehen der Fortsetzung desselben mit Verlangen entgegen, und bitten zugleich den Herrn Herausgeber, uns auf den zweiten Theil seiner vortreflichen Geschichte der dänischen Könige aus dem Oldenburgischen Stamme nicht gar zu lange warten zu lassen.

LXXVII.

LXXVII.

M. Johan Thunmans, ordentlichen Lehrers der Beredsamkeit und der Philosophie zu Halle, Untersuchungen über die alte Geschichte einiger nordischen Völker. Mit einer Vorrede herausgegeben von D. Anton Friedrich Büsching u. s. w. Berlin, im Verlage der Buchhandlung der Realschule, 1772. 20 Bogen und 2¼ Bogen Vorrede. 8.

Mit wahrhaftem Vergnügen zeigen wir unsern Lesern ein Buch an, welches in aller Absicht zu den wichtigsten und vorzüglichsten gehöret, die seit kurzem über die alte nordische Geschichte erschienen sind. Obgleich die umständliche und lesenswehrte Vorrede des Hrn. Oberconsistorialrath Büsching von dem Inhalte desselben schon Nachricht ertheilet; so halten wir es dennoch nicht für unnütz, hier einen hinlänglichen und genauen Auszug aus diesem Werke zu geben, um alle Freunde der nordischen Geschichte desto aufmerksamer auf dasselbe zu machen. Das ganze Buch besteht aus vier Abhandlungen, welche diese Aufschriften haben: Ueber den Ursprung der alten Preußischen und Lettischen Völker bis S. 92. Anmerkungen über die algemeine nordische Geschichte des Herrn Professors Schlötzer von S. 93 bis 220. Versuchte Erklärung

einer alten Preußischen Aufschrift bis S. 248. Ueber die gottesdienstlichen Alterthümer der Obotriten.

In der ersten Abhandlung zeigt der gelehrte Verf. unserm Bedünken nach mit guten Gründen*, daß das südwestliche Rußland, Litthauen, und der größeste Theil von Polen und Preußen die Stamsitze der Slaven gewesen sind, daß die Sprache der Letten mit der Slavischen im Grunde einerlei ist, und daß die Letten also keinen eigenen Völkerstam ausmachen, sondern Slaven, vermischt mit Finnen und Gothen, daß sie folglich keine alte Nation sind. Das sechste Jahrhundert sahe sie noch in ihrer Kindheit. Sie entstanden in den Gegenden, wo die Weichsel in die Ostsee fält, und breiteten sich von da in den folgenden Zeiten gegen Süden, Osten und Norden aus. Die ersten Bewohner dieser Gegenden waren Slaven oder Wenden. Herodot hatte bereits von diesem Volke an der Bernsteinküste gehört. Nicht von seinen Landsleuten, den Griechen, konte er diese Nachrichten bekommen haben. Aber die Phönicier hatten schon seit uralten Zeiten hier Handlung getrieben, und sind ohne Zweifel die ersten Entdecker der ältesten Einwohner Preußens. Aus eben der Quelle hatte Ptolemäus seine Kentnis von den Wenden an der Ostsee, die bei ihm der Wendische Meerbusen heißt; doch wohnten sie zu seiner Zeit nicht mehr daselbst. Nicht gar lange nach der Zeit, da Herodot schrieb, waren die Gothen und Finnen die einzigen Bewohner der südostlichen Küste des baltischen Meers. Sie hatten die alten Besitzer theils vertilgt, theils weiter ins Land hinein verdrängt. Pytheas von Marseille traf ungefehr 100 Jahre nach Herodot Gothen

then neben der Küste der Ostsee an. Mela versteht unter dem Codanischen Meerbusen gewis die Ostsee, und diesen Namen hat sie von den Gothen bekommen; des Mela Codanonia oder Codoniovia ist nichts anders, als das Land der Gothen, Gothonen oder Guttonen, wie Tacitus und Pytheas sie nennen. Nach des Mela Bericht sollen auch Teutonen in diesem Lande gewohnt haben. Von diesen aber weis man gewis, daß ihre Wohnsitze da lagen, wo jetzt Holstein und Meklenburg zusammenstoßen. Die Küste der Ostsee ist das Reidgotaland der Scandinavischen Völker im Mittelalter. Sie hies so, weil sie morastig und vom Meere durchbrochen war, von Ride oder Riet, ein Wassergraben, Wasserlauf. Die Aestier des Tacitus, die an der Bernsteinküste wohnten, gewis eine deutsche Nation, waren das östliche Theil der Gothen. (Wir pflichten hierinnen dem V. bei, und halten dies für wahrscheinlicher, als die Meinung derer, welche die Aestyer zu den Slaven zählen.) Hier, und nicht in Dacien, sind die Stamsitze der Gothen zu suchen. Wenden und Finnen waren ihre Nachbaren, von ihrem Verkehr mit diesen Völkern zeugt selbst ihre Sprache, wovon der Verf. S. 16 Beispiele anführt. Die in verschiedene Stämme vertheilten Wenden hatten den größesten Theil von Polen und andre gegen Osten liegende Länder inne. Gegen Norden gränzten sie mit den Finnen. Diese Finnen waren von je her eins der ausgebreitetsten Völker in der Welt, und sind unwidersprechlich das Stamvolk vom nördlichen Europa. Stämme von ihnen haben am Eismeer, an der sinesischen Gränze, an der Wolga, und zur Zeit der

Wanderungen am schwarzen Meere sich aufgehalten. Sie bewohnten das ganze Stück von Rußland, welches über 60. N. B. liegt, und alle Länder, die nordwärts um das Baltische Meer und an die Westsee sich erstrecken, wo sie außer den Gegenden, die sie jetzt inne haben, im 9ten Jahrhundert noch das ganze schwedische Norrland besaßen. Sie haben aber auch einen großen Theil der südlichen Ostseeküste bewohnt: das ganze Land von der Düna bis an die Memel wurde ehedem von Finnen bewohnt; ja sie haben so gar die Gegenden um die Deine und ganz Samland inne gehabt. Diese von dem V. erst gemachte Entdeckung wird S. 19 bis 24 gut bewiesen. Neben den Finnen saßen an der südlichen Ostseeküste die Gothen; und die Wenden wohnten tiefer ins Land hinein. So sah es noch aus zu Taciti Zeiten. Unmöglich existirte damals die lettische Nation, da das Land, so sie jetzt besitzt, von andern Völkern besetzt war, und sie von entfernten Gegenden nicht an die Ostsee gekommen ist. Der größte Theil der Gothen zog mit den Vandalen und andern verwandten und benachbarten Völkern aus den alten Wohnsitzen an der Ostsee gegen das schwarze Meer und nach Dacien. Nun drangen die Finnen und Slaven in ihre Sitze an der Ostsee, und theilten solche mit den noch zurückgebliebenen Gothen. Die Finnen kamen damals zuerst nach der Deine und nach Samland, und haben auch wahrscheinlich bei der Gelegenheit den Namen Esten erhalten, mit welchem nicht blos die Einwohner des eigentlichen Estlands, sondern auch die Liwen und Oeseler belegt wurden. Die Slaven wurden von den Acaziren, Chaziren, Chazaren, so aus Asien kamen, aus ihren bisherigen Wohn-

Wohnsitzen in Litauen und Polen verdrängt, und begaben sich nicht nur nach den dacischen Gränzen, sondern ebenfals nach der Ostsee hin, nach dem Lande der Gothen. Sie wuchsen bald mit den Gothen und Finnen zu einer Nation zusammen. (Solte dieses so ausgemacht seyn?) Die Gothen scheinen auch bisweilen Witen geheißen zu haben. Beide Namen: Gothen und Witen, sind von einerlei Bedeutung; beide heißen so viel, als die Menschen, oder das Volk. Witen und Widivarier sind im Grunde Ein Name. Die Endung varii, varier pflegte den Namen solcher Völker angehängt zu werden, welche aus ihrem Vaterlande vertrieben waren, und sich anderwärts niederlassen musten. Jordanes setzt ums J. 551 die Widivarier in die Gegend, wo die Weichsel sich in die Ostsee ergießt, wo zuerst die Gothen, und hernach die Gepiden, ehe sie wider die Römer gegangen waren, ihre Sitze gehabt hatten. Diese Widivarier sind die ältesten lettischen Bewohner von Preußen. Es ist wahrscheinlich daß die Ueberreste der Gothen oder Witen an der Weichsel den Namen Widivarier selbst angenommen haben, oder vielmehr, daß er ihnen von den ausgewanderten Landsleuten beigelegt, und den neuen Ankömlingen, die in der Folge Ein Volk mit ihnen ausmachten, zu Theil worden ist. Etwa 100 Jahre nach dem Jordanes gedenkt ihrer der Erdbeschreiber von Ravenna unter dem rechten Namen Witen. Das Land, so sie bewohnten, hies nach ihnen Witland oder Witteslaud, welcher Name zuerst bei Alfred dem Großen vorkomt. Was Alfred von der Verfassung, Lebensart und den Sitten der Preußen und

andrer Letten erzählt, stimt völlig mit dem überein, was neuere Schriftsteller von ihnen berichten. Mit den Kampfspielen, die sie bei den Begräbnissen anstelleten, waren die Trisnen der Kriviczen, Radimiczen, Wäticzen und alten Severier fast einerlei. -- Der Mönch Alberich erwähnt Witlands bei dem J. 1228, und unterscheidet es ausdrücklich von Samland und dem eigentlichen Preußen; 36 Jahre hernach wird dieses Landes zum letzten mal gedacht. In einer Urkunde des Bischofs Heinrichs von Samland, und einer andern des Großmeisters Anno von Sangerhausen heißt die Gegend, wo das Dorf Lochstedt liegt, Wittlandis- oder Witteslandes-Ort, das Ende von Witland. Nun läßt sich die Ausdehnung des alten Witlands bestimmen. Er erstreckte sich längst dem Ufer der Ostsee und des frischen Hafs von Weichselmünde an bis gegen Lochstedt. Dies ist das Land, wo man die Stamsitze der Letten suchen mus; dieses Gemisches von Gothen, Finnen und Slaven. Hier wuchsen drei so verschiedene Nationen in Eine zusammen, und man fieng an, eine Sprache zu reden, welche, ob sie gleich von derjenigen, die von dem zahlreichsten dieser Völker gesprochen ward, das meiste beibehalten, dennoch nach Verlauf einer so geraumen Zeit von einer ehedem geschehenen Vermischung aus dreien die deutlichsten Spuren trägt.

Auch die algemeine Tradition der lettischen Völker ist für diese Meinung; sie giebt die Gegenden an der Weichsel als die Stamsitze der Letten an. Da sol ihr erster Regent Widwut die Nation verfeinert, und ihr heilsame Gesetze gegeben haben. Von da sollen

feine

seine Söhne in das jetzige Litauen, Schamaiten, Kurland, und Letland gezogen seyn, und diese Länder bevölkert haben -- die ältesten Namen dieses Volks, Widivarier oder Witen und Gothen waren allen Stämmen eigen. Wid-semme, mit welchem Namen die Letten jenseits der Düna ihr Land belegen, hat hievon seine Benennung erhalten. Gothen (Gudai Guddai) war auch der Name des ganzen Völkerstammes. Jetzt ist dieser Name zwar noch unter den Preußen jenseits der Pregel und bei den Litauern gebräuchlich; er ist aber mehr ein Schimpfname, den diese Letten gern von sich auf die Polen und Russen bringen möchten. Die andern Benennungen haben sie theils von ihrer Lage, als Preußen, Podlachier, theils nach den alten Namen der Länder, die sie bewohnen, als Kuren, Samländer, theil aus andern Ursachen bekommen. Die Namen Letten und Litauer sind einerlei, und weder so alt, als die erstgedachten, noch der ganzen Nation eigenthümlich gewesen. Sie wurden ehedem nur den Völkern gegeben, die hinter der Memel saßen; jetzt heißen nicht nur auch die noch übrigen Preußen so, sondern man braucht den Namen Letten, um den ganzen Völkerstam zu bezeichnen, der vor Alters zwischen der Weichsel und der Aa wohnte. Vermuthlich komt dieser Name von Lieds oder Lihdums, Lata oder Lada (eine Rödung, Rode) her, und Liet uwninkai, und Latwi (Latweti, Latweeschi) bedeutet also so viel, als Bewohner ausgereuteter Gegenden -- drei Viertel der lettischen Sprache sind sichtbarlich Slavischen Ursprungs. Auch hat diese Sprache mit der Gothischen und Finnischen viele Aehnlichkeit, ungeachtet

 manche

manche hieran zweifeln, und insonderheit Herr Schlözer in Ansehung der letztern das Gegentheil behauptet. Hr. Th. beweiset seine Meinung überzeugend durch ein Verzeichnis verschiedener Wörter aus der Gothischen, Finnischen und Lettischen Sprache von S. 48-92.

Die zweite Abhandlung ist eine Beurtheilung der Meinungen, welche Hr. Schlözer über die Stamvölker des nordlichen Europa in seiner algemein nordischen Geschichte vorgetragen hat. Herr Th. erkent den Werth dieses wirklich höchst wichtigen und schätzbaren Werks volkommen, sagt seine Zweifel oder entgegen gesetzten Meinungen wo nicht immer, doch mehrentheils in bescheidenem, anständigen Tone, und führt seine Beweise für dieselben an.

Das Verzeichnis der Slavischen Völkernamen, welches Hr. Schlözer aus Krügers Origg. Lusaticis liefert, ist sehr unvolständig und unrichtig; viele wirkliche Stämme sind ausgelassen, einige Völker haben blos einem Schreib- oder Druckfehler ihr Daseyn zu verdanken, die Völker sind mit den Pagis verwechselt, und wenigstens einem Drittheile sind ihre Wohnsitze unrecht angewiesen. Nach Hrn. Schlözer erstreckten sich die ältesten Wohnungen des Slavischen Völkerstammes durch Deutschlands östliche Hälfte vom Ausflus der Elbe bis an die Weichsel, und niederwärts bis ans Adriatische Meer; doch erscheinen die Slaven nicht vor dem 6ten Jahrhundert in der Geschichte von Deutschland. Herr Th. sagt, daß diese Länder zu der Zeit, da die Slaven zuerst in der Deutschen Geschichte erscheinen, unwidersprechlich von Deutschen Völkern bewohnt waren, und beweiset dieses S. 103. Die Römer

mer kanten Deutschland weiter, als bis an die Donau und den Rhein. -- Als die Deutschen gröstentheils aus jenen Gegenden weggezogen, oder vertilgt waren, rückten ihre Nachbaren, die Slaven, in ihre Stelle wieder hinein. Die meisten von ihnen kamen nicht Nationen, sondern Familien- und Haufenweise, und erhielten, nachdem sie mit der Zeit zu Völkerschaften geworden waren, von dem Lande, worin sie wohnten, von dem nächsten Flusse oder See, oder von andern zufälligen Umständen erst einen Namen. Doch sind wahrscheinlich die Obotriten, die Lütizer, Soraben und Tschechen schon bei ihrer Einwanderung wirkliche Nationen gewesen. -- Die Vermuthung des Hrn. S., daß die Römer in Pannonien, in Carnien, im Norico mit Slaven öftere Kriege geführt, ist eine bloße Vermuthung. (Dafür giebt sie ja aber Hr. S. auch nur aus.) Der Anführer der Gothen hies Rhadegais, nicht Rhadegas -- seine Truppen waren Gothen, nicht Slaven, -- die Slaven erscheinen zuerst im nordlichen Dacien zu Anfange des 6ten Jahrhunderts, sie gehen im J. 527 zum ersten mal über die Donau, und eher darf man sie nicht nach den noch westlichern Gegenden versetzen. Ums J. 611 haben sie in Noricum und Venetien festen Fus gesetzt, und sich in der Grafschaft Cilli niedergelassen. Im J. 630 besaßen sie schon die Unter- und Mittel-Crain, und hatten damals einen eignen Fürsten über sich, der aber ohne Zweifel ein Longobardischer Vasal war. -- In den folgenden Zeiten haben sie das übrige von der Crain und Steyer, ganz Cärnthen und ein Stück vom jetzigen Friaul inne gehabt; aber immer als Unterthanen der alten Landesherrn

herrn. In Nieder-Oesterreich saßen sie mit Avaren vermischt bis an die Ens -- die Soraber-Slaven kamen 534 als Colonisten in die den nordthüringischen Sachsen zugefallenen Länder jenseits der Elbe, waren auch im Anfange den Sachsen in Nordthüringen steuerpflichtig. Hernach musten sie mit diesen die Oberherschaft der Franken erkennen. Im J. 630 in dem Kriege zwischen Dagobert und dem Tschechischen Fürsten Samo fielen die Soraber-Slaven von jenem ab, und vereinigten sich mit Samo. Die Tschechen und Mähren scheinen ebenfals erst 534 sich in den Ländern, die sie jetzt bewohnen, fest gesetzt haben. -- Die Obotriten, Lützen und Pommern haben sich höchst wahrscheinlich nicht eher als um 650 im nordlichen Deutschland niedergelassen, wo sie sich immer mehr und mehr ausbreiteten, bis endlich die Trave, und nach 804 die Lewensaue die Gränze ihrer Besitzungen ausmachte. --

Der Name Crain ist freilich rein Slavonisch, wie Hr. S. behauptet hat, aber er ist nicht mit Carnien einerlei, sondern eine wörtliche Uebersetzung von Marca Winidorum oder Marchia Slavonica; es ist derselbe Name und dasselbe Land. Carnien heist nicht eine Ecke, nicht etwas, das zu äußerst liegt, wie Hr. S. meint, sondern ein gebürgichtes, felsichtes Land, wie schon Leibniz gesagt hat. Constantin führt die Dalmatischen Slaven nicht aus dem Norico her, sond rn behauptet gerade das Gegentheil; Hr. S. hat ihn unrecht verstanden. Daß die Slaven erst im 6ten Jahrhundert in Illyrien eingewandert sind, ist eine gewisse Wahrheit, so sehr auch Hr. S. diesen Satz lächerlich

lich zu machen sucht -- Rugier und Heruler waren nicht dasselbe Volk, wie Hr. S. dem Popowitisch nachschreibt -- Nestor sagt nicht, daß die Stammsitze der Slaven an der Donau gelegen hätten; seine Meinung war nicht, die Epoche der Russisch-Slavischen Nation mit dem fünften Jahrhundert anzufangen, die er schon in der Mitte des ersten von Kiew bis nach Nowgorod wohnen läßt. Er hat auch nicht behauptet, daß die Slaven von je her in Illyrien, Noricum und dem östlichen Deutschlande gewohnt hätten --

Erst im 6ten Jahrhundert findet man Slaven an der Donau; im 5ten waren noch keine da. Sie zogen vom Dneh'r, Don- und Weichsel nach der Donau, nicht umgekehrt. Polen, Preußen, Litauen und das südliche Rusland sind ihre Stamsitze gewesen -- die Wilzen waren nie mit den Pommern ein Volk -- die Krainer wurden niemals Ucrani genant. Hrn. S. Erklärung der Namen Wid-semme (Letland) Semgallen, und Iggaun-semme (Estland) ist unrichtig. (Den großen Unterschied zwischen Ingaunta-zeme und Iggaun-semme sehen wir jedoch nicht ein.) Die Meinung des Hrn. S., daß die Dacier Gothen gewesen, beruht auf unzulänglichen Gründen. Hrn. S. Zweifel und Fragen vom Alter der Runen in Norden sind gröstentheils unnütz -- die Slavische Geschichte kan nicht im 5ten Jahrhundert anfangen, da nicht eher als gegen Ende des 10ten unter einigen von ihnen ein Geschichtschreiber auftrat. Daß Olga 955 in Constantinopel getauft sey, zieht Hr. Th. sehr in Zweifel, und sagt zugleich, sie sey 946 und nicht 955 in Constantinopel gewesen. Uns dünkt, diese Meinung,

nung, welche den Russischen Berichten gerade zu widerspricht, hätte besser erwiesen werden müssen, als geschehen ist, wenn sie als wahr solte angenommen werden. Das bloße Stilschweigen Constantins kan sie wohl nicht hinlänglich beweisen, da so viele Zeugnisse die Taufe der Olga als gewis geschehen versichern. Endlich bemerkt Hr. Th., daß man schon vor der Mitte des 13ten Jahrhunderts eine Altpreußische Grammatik gehabt habe; er nent noch eine Lettische Grammatik außer der vom Hrn. S. angeführten; er erwähnt einer Uebersetzung der Bibel in die Krainische Sprache, und führt noch zwei Finnische Wörterbücher und ein Epirotisches an.

In der dritten Abhandlung erklärt der gelehrte V. eine alte Preußische Aufschrift, welche der große Bayer in den Comm. Acad. Scient. Petrop. bekant gemacht, aber zu erklären nicht gewagt hatte. Herr Th. macht seine Meinung überaus wahrscheinlich, und bringt für dieselbe Beweise und Erläuterungen vor, die man nicht ohne Nutzen und Vergnügen lesen wird.

Die vierte Abhandlung ist gegen Hrn. Masch Erklärung der gottesdienstlichen Alterthümer der Obotriten gerichtet. Herr Th. zeigt, daß Hr. Masch, dessen sonstigen Verdiensten er alle Gerechtigkeit wiederfahren läst, einem Unternehmen von der Art nicht gewachsen gewesen. Hr. M. eignet die Alterthümer, von welchen hier die Rede ist, den Obotriten zu, weil seiner Meinung nach die Rhedarier und Tollenser nur einzelne Stämme dieses Volks gewesen sind. Allein hierinnen irret er. Diese Völkerschaften wurden ganz gewis unter dem algemeinen Namen Wilzen

oder

oder Lütizen mit begriffen. Sie haben nie unter Obotritischer Herschaft gestanden. Gedachte Alterthümer müssen Rhetraisch oder Lütizisch heißen; Obotritisch können sie auf keine Weise genant werden. Die Wenden verstanden allerdings die Kunst, Schmelzöfen zu bauen, und große Figuren zu modelliren und zu giessen. Auch zweifelt M. ohne Grund, daß die gegossenen Götzen der Griechen und Römer jemals in menschlicher Lebensgröße gewesen wären -- man hat einige Tausend dergleichen gehabt.

Die Wenden haben nicht 800 oder gar über 1000 Jahre im nordlichen Deutschlande gewohnt, sondern nur etwas über 500 Jahre. Die Lage von der Stadt Rhetra an der Gränze der Tollenser bestimt Hr. M. richtig. Der Bericht Dithmars von dieser Stadt ist dem des Adam von Bremen weit vorzuziehen -- Rhetra ist weder 955 noch 1157 zerstöhret, sondern nur einmal, nemlich 1127 oder 1128, und an ihre Stelle ist die Festung Prilwiz angelegt -- Thor war seinem Ursprunge nach keine Germanische, sondern eine Finnische Gottheit -- unglaublich und unerwiesen ist, was M. von der Cimbrischen Wasserfluth erzählt.

Nicht nur Dithmari, sondern auch die Isländischen Schriftsteller kanten die Wendischen Runen. (Winda-Runir.) Wie alt aber diese Schrift im Norden sey, und wo sie ihren Ursprung gehabt habe, läßt sich nicht mit Gewisheit ausmachen. Das kan nicht geläugnet werden, daß die Angelsachsen sich ihrer schon vor ihrem Uebergange nach Britannien bedient haben, und daß sie auch bereits zu Anfange des 9ten Jahrhunderts in Schweden gebräuchlich gewesen sind.

Die-

Diejenigen Runen, welche man auf dem goldenen Horn, auf den in Seeland und Fühnen gefundenen Münzen, und auf dem Beaucastlischen Monument in Cumberland antrift, und welche mit den Buchstaben der alten Spanier eine volkomne Aehnlichkeit haben, gehören zu den ältesten in Norden. --

Die Rhedarier besaßen das meiste von Vorpommern, und große Stücke von Brandenburg und Meklenburg. Die Wenden hatten gemeiniglich nur kleine Tempel, die man mit den Tempeln der Griechen und Römer nicht vergleichen darf. Sie waren von Brettern, oder gar von Schindeln zusammengesetzt, und hießen daher Gontinae oder Continae, von Gontá die Schindel. Der Rhetráische Tempel war von Holz sehr künstlich zusammengesetzt, und ruhete, stat alles Fundaments, auf Hörnern wilder Thiere. Die Eintheilung, die Hr. M. von den Göttern der Wenden macht, ist ungegründet und unnatürlich. Halbgötter, wenigstens nach dem Begriffe, welchen wir uns nach den Griechen und Römern davon zu machen pflegen, kanten die Wenden nicht. Sie glaubten an gute und böse Gottheiten, und diese hatten bald eine größere, bald eine kleinere Gewalt; aber sie waren doch immer in ihren Augen ganze Gottheiten -- kein König Haquin in Schweden hat einen Tempel des Thors in Westgothland zerstöhret. --

Das Angeführte mag hier genug seyn von dem Inhalte dieses merkwürdigen Buchs. Daß Herr Th. in vielen, ja den mehresten Stücken Recht habe, lehret der Augenschein und eine sorgfältige Erwägung seiner Gründe. Ob aber in allen, ob er seine Quel-

len

len allezeit richtig anführe, ob sie immer das wirklich sagen, was er sie sagen läßt, und ob nicht einigen seiner Meinungen der zureichende Beweis noch fehle? Die Entscheidung dieser Fragen wollen wir andern überlassen. Ueberhaupt genommen macht dieses Werk seinem Verfasser wahre Ehre, und zeigt ihn als einen wahrheitsliebenden, einsichtsvollen und forschenden Geschichtskundigen. Wie sehr wäre es zu wünschen, daß über mehrere einzelne Theile der Geschichte dergleichen Untersuchungen angestellet würden!

LXXVIII.

Geschichte des osmanischen Reichs von seiner Stiftung an bis auf gegenwärtige Zeiten. Nach dem Französischen des Hrn. de la Croix, mit Verbesserungen von Joh. Christoph Friedrich Schulz, Professor der morgenländischen- und griechischen Litteratur, wie auch der Alterthümer auf der Universität zu Giessen ꝛc. Dritter und letzter Band Leipzig bei Schwickert 1772. 8.

Wir schränken uns hier auf die Anzeige dieses Bandes ein, da wir mit Grunde voraussetzen, daß die Einrichtung des ganzen Werks und der Inhalt der vorhergehenden Bände den meisten schon, solte es auch nur aus andern Journalen seyn, bekant ist. Daß dieses Werk, so wie Hr. S. es uns gelie-

 fert

fert hat, zu den vorzüglich brauchbaren in seiner Art gehöre, dürfen wir nicht erst beweisen. Gegenwärtiger dritter Band enthält die Fortsetzung der Geschichte des osmanischen Reichs vom Mohämmed dem vierten bis auf den jetzigen Kaiser Muztafa III. von S. 1-228. Geschichte der Sultane von Egypten bis S. 318. Einen kurzen Entwurf der Geschichte von Rusland bis S. 374. Ein Verzeichnis der berühmtesten Türkischen Schriftsteller aus dem 13. 14. 15. 16. und 17ten Jahrhundert nebst der Anzeige ihrer vornehmsten Schriften bis S. 411. Ein Verzeichnis der vornehmsten Schriftsteller von der Geschichte und dem Zustande des Türkischen Reichs. Durch dieses Verzeichnis, welches Hrn. S. eigne Arbeit und mit vieler Sorgfalt verfertigt ist, hat dieser fleißige Gelehrte sich alle Liebhaber der Geschichte verbunden. Die neueste Türkische Geschichte von 1730 an, wo das Original aufhört, ist ganz von Hrn. S., seine Quellen führt er nicht an. Wir wünschten, er hätte dies gethan; nun weis man nicht, in wie weit man sich auf ihn verlassen könne. Von den Kindern Muztafa III S. 226 ist Fatime ausgelassen, welche 1772 im Mai starb. Der Vorwurf, welcher Hrn. S. im XVII Bande der Algem. Deutschen Bibliothek wegen der Russischen Geschichte gemacht wird, daß solche von da an, wo Schlözers kleine Weltgeschichte (N. 2.) auf hört, gänzlich aus den Lomonossowischen Jahrbüchern abgeschrieben sey, ist zu hart. Diese Jahrbücher sind zwar, wie der Augenschein lehret, sehr stark hiebei genutzt, und es ist allerdings unbillig von Hrn. S. gehandelt, daß er diese Quelle verschweigt. Aber abgeschrieben ist

doch

doch diese Geschichte aus Lomonossow nicht. Hr. S. führt vieles an, was Lomonossow nicht hat, und läst manches weg, was man in diesem findet, verschiedenes, was er nicht hätte auslassen sollen. Die Geschichte von Peters I. Tode an konte er nicht einmal aus Lomonossow ausschreiben, weil dieser mit Peter I. schließt. Uebrigens ist die neue Russische Geschichte nicht so abgefaßt, wie wir sie hier gewünscht hätten. Verschiedene nichtswürdige Kleinigkeiten und Anecdoten, welche in einen so kurzen Entwurf nicht gehörten, sind eingemischt, und dagegen manche wirklich erhebliche Sachen weggeblieben, auch laufen hie und da Unrichtigkeiten mit unter. Dem Wunsche, welchen Hr. S. am Ende äußert, daß jemand aus den von ihm angeführten 39 von der Verfassung des Türkischen Reichs handelnden Schriftstellern eine brauchbare Statistik dieses merkwürdigen Reichs verfertigen möge, treten wir gern bei. Vielleicht wäre Niemand geschickter, ihn in Erfüllung zu setzen, als Herr S. selbst.

LXXIX.

Francisci Pubitschka, Priesters von der G. J. chronologische Geschichte Böhmens. Erster Theil, welcher das heidnische Böhmen enthält. Mit Kupfern und einer Landkarte 1770. 442. S. Zweiter Theil, welcher das christliche Böhmen enthält. Mit Kupfern 1771. 428 S. in 4. Leipzig und Prag bei Höchenberg und Compagnie.

Durch dieses nützliche Werk macht sich Hr. P. um die Geschichte seines Vaterlandes ungemein verdient. In der Einleitung von S. 1 bis 50 handelt er von der ältesten Slavischen und Böhmischen Geschichte; bis auf das 9te, ja bis aufs 10te Jahrhundert herscht darin ziemlich viel Dunkelheit. Die Slaven sind ohne Zweifel aus einem andern Land in Böhmen eingewandert. Der Name Böhmen ist nicht erst bei ihrer Ankunft entstanden, sondern weit älter. Er komt von den alten Bojis her, und bedeutet so viel, als die Heimat oder das Vaterland der Bojer. Die übrigen Ableitungen desselben, welche der V. kurz anführt, werden von ihm mit Recht als lächerlich oder zu wilkürlich verworfen. Daß die Slaven schon vor dem J. 496 nach Deutschland gekommen, wie der V. behauptet, ist wohl, wie manche andre in der Einleitung vorgebrachte Meinungen, so erwiesen nicht, als er glaubt. Der Name der Slaven komt erst im 6ten Jahrhundert beim Procopius und Jornandes vor, doch ist er lange vorher bei den Slaven selbst gebraucht, ehe er unter den Ausländern üblich wurde. Hr. P. fängt seine Geschichte mit dem J. 480 an, in welchem die Slaven aus Sarmatien nach Böhmen gekommen seyn sollen. Er widerlegt die Meinung derer, welche dies Volk aus Illyrien oder Croatien in Böhmen wandern lassen, und beweiset, daß die Slaven nicht unter Czechi Anführung nach Böhmen kamen. Hierauf wird umständlich von den Zichen und Czechen, von den Sitten und der Religion der alten Slaven gehandelt, und der V. führt die ganze Böhmische Geschichte chronologisch

gisch fort bis auf das J. 873, mit welchem sich der erste Theil schließt. Bei dem J. 550 wird von Czech, den bekantermaßen einige zu den historischeu Undingen zählen, so wie andre dagegen sich viele Mühe gegeben haben, seine Existenz zu erweisen, weitläuftige Nachricht ertheilet. Hr. P. führt fast alle Beweise für und wider denselben an, entscheidet aber selbst nichts. Noch neuerlich hat der Fürst Jablonowsky in seinen Vindiciis Lechi & Czechi es ziemlich wahrscheinlich gemacht, daß allerdings ein Czech gelebt habe. Doch an der ganzen Sache liegt nicht viel; man glaube das eine, oder das andre. Interessanter für den Kenner der Geschichte sind die Nachrichten, welche von dem so genanten Heiligen Cyrillus vorkommen. Cyrillus und sein Bruder Methodius brachten es in Chersone in Erlernung der Slawonischen Sprache zur Volkommenheit; Cyrillus erfand die Slawonischen Buchstaben, und übersetzte die Bibel in die Slawonische Sprache. Er kam mit seinem Bruder im J. 862 oder 863 aus Bulgarien nach Mähren; sie bekehrten die Mähren zum christlichen Glauben und tauften ihren Herzog Radislaus und seiner Schwestersohn Swatopluc. Cyrillus selbst ist nie in Böhmen gewesen: er gieng auf Päbstlichen Befehl 867 nach Rom, und ist daselbst vor dem J. 870 gestorben. Man siehet hieraus, daß Herberstein sich geirret habe, wenn er die Erfindung der Kunst, Slawonisch zu schreiben, in den Ausgang des 9ten Jahrhunderts setzt.

Der zweite Theil fängt mit dem J. C. 874 an, und endigt sich mit dem J. 967. Merkwürdig sind die Nachrichten von der Taufe des H. Borziwoj, welche

 von

von den Geschichtschreibern in so sehr verschiedene Jahre gesetzt wird. Der V. untersucht die streitigen Meinungen hierüber, und bestimt endlich unserm Bedünken nach mit Recht, daß die Taufe dieses Fürsten im J. 874 geschehen sey. Von S. 288 und folgenden kommen wichtige Bemerkungen über die alten Böhmischen Münzen vor. Hr. P. wiederlegt die Meinungen, welche der Verfasser des neueröfneten Groschenkabinets in Ansehung derselben geäußert hatte, mehrentheils glücklich. Im Anhange zu diesem Bande sind verschiedene Briefe im Originaltexte beigefügt, welche die Lehre des heil. Methodius und die Klagen der deutschen Bischöfe über die Bischöfe von Mähren betreffen.

Die Schreibart in diesem Werke ist gut, und man hat in allem Betracht Ursache, die baldige Fortsetzung desselben zu wünschen. Nach dem Plan des V. sollen noch fünf Theile folgen. Wir haben das Zutrauen, sie eben so gründlich bearbeitet, und so sauber gedruckt zu sehen, als diese beiden.

LXXX.

Schriften, die in Sachen des ehemaligen Grafen Johan Friedrich Struensee bei der Königl. Inquisitions-Commission zu Koppenhagen wider und für ihn übergeben sind, mit der von ihm eigenhändig entworfenen Apologie und dem über ihn gefälten Urtheile. Gedruckt im Jahre 1772. 8¼ Bogen 8.

Außer

Außer dem in Form eines Briefes abgefaßten Vorbericht findet man hier des Generalfiskals Klagschrift wider den Grafen Struensee; des höchsten Gerichtsadvocaten U - - Vertheidigungsschrift für denselben, des unglücklichen Grafen eigne Defensionsschrift an die über ihn niedergesetzte Commission, das über ihn gefällete Urtheil, und die, wie ein gewisser Schriftsteller sagt, allergnädigst darauf erfolgte königliche Approbation desselben.

Jedes dieser Stücke ist sehr merkwürdig, jedes in besonderer Rücksicht, und alle zusammen genommen können dem denkenden und mit der neuesten Verfassung Dänemarks, insonderheit mit dem neuesten Zustande des Dänischen Hofes einigermaßen bekanten Leser Stof zu mancherlei Betrachtungen geben. --

Die Klagschrift des Generalfiskals fängt sich gleich so an: „So gewis und wahr es nach dem algemeinen Sprüchworte ist, daß strenge Herren nicht lange regieren, so gewis ist es auch, daß diese strenge Herren in solcher kurzen Zeit so viel Böses stiften können, als in einer doppelt so langen Zeit nicht wieder zu ersetzen ist." Hernach heist es einmal: „die Zugrunderichtung der Familien war gleich einer That des Würgengels. Wer war aber dieser Würgengel? Es war J. F. Struensee, der dreisteste Mensch, den man sich erdenken kan, und der in dieser Hinsicht mehr, als den Namen Vir unius seculi verdienet, vormals ein Medicus, jetzt ein Graf." An einem andern Orte: „seine (Struensees) Arznei für den Staat wurde für eine Quacksalberei ange-

angesehen. Seine Verdienste wurden als todte Fliegen in einer Apothekerkruke betrachtet."

Dergleichen, und noch weit seltsamere, weit possierlichere Stellen, um kein passenders Wort zu gebrauchen, kommen mehrere in dieser Schrift vor. Auch hat der Vertheidiger des Grafen Struensee solche nicht aus der Acht gelassen, ob er gleich, wie sich das von einem Manne in einem so schlüpfrigen Posten nicht anders erwarten lässet, sehr gemäßigt und algemein davon redet. Die eigne Verantwortung des Grafen Struensee ist bescheiden, jedoch freimüthig geschrieben, und enthält untrügliche Merkmale einer lobenswürdigen Offenherzigkeit. Sie verdienet sehr gelesen zu werden, zumal da sie manche Puncte in Rücksicht auf jene sonderbare Revolution, die sich mit Struensees Unglück endigte, aufkläret. Das Urtheil über diesen Man ist bekant genug. Wir enthalten uns, unsre Meinung darüber zu sagen, und lassen es unentschieden, welchen Werth der eigentliche Urheber desselben, den mancher unsrer Leser so gut kennen wird, als ihn der Recensent kent, sich dadurch bei dem unpartheiischen und freidenkenden Publiko erworben habe. Ob übrigens die Bekantmachung dieser Piecen die Wirkung hervorbringen werde, welche de Herausgeber sich davon verspricht, „den verhaßten Character des Struensee und die verwegene Rolle, die er gespielt, näher zu zeigen und ins Licht zu setzen, und zugleich allen, die außerhalb Dänemark jetzo Struensee ganz ungescheut aus bloßem Unverstande beklagen, oder sonst über dieses und jenes murren, die Augen besser zu öfnen," überlassen wir der eignen Beurtheilung der Leser. Wir

zwei-

zweifeln sehr, und bitten unsre Leser nur, außer dieser Schrift sich zugleich Hrn. Münters Bekehrungsgeschichte des vormaligen Grafen Struensee, und die Nachrichten bekant zu machen, welche im Journal Encyclopédique vom Jahre 1772 T. I. Pars III. T. II. P. I. II. T. III. P. I. T. IV. P. II. III und T. V. P. I. von der merkwürdigen in diesem Jahre in Dänemark vorgefallenen Revolution enthalten sind, alles genau gegen einander abzuwägen und durchzudenken. Alsdenn werden sie eher in den Stand gesetzt werden, sowohl über den Character Struensees, als über die ganze blutige Hof-Cabale ein ziemlich richtiges Urtheil, in so fern jetzt solches möglich ist, zu fällen.

LXXXI.

Besondere Nachrichten von den Opfern der Staaten sowohl, als auch von den Opfern der Gerechtigkeit dieses achtzehnten Jahrhunderts; besonders aber von denen in Dänmark in diesem Jahre hingerichteten gewesenen Grafen Struensee und von Brandt. Pelim 1772. 16½ Bogen 8.

Eine sonderbare Compilation irgend eines müssigen Kopfes, der es indessen nicht an Käufern gefehlet haben wird. Sie handelt ja von Mordgeschichten,

Hinrichtungen, Conspirationen, Erdbeben, Mondreisen -- von Struensee und Brandt. Empfehlungen genug für eine gewisse Classe von Lesern! Wir würden von dieser Schrift blos den Titel hergesetzt haben, wenn wir nicht wegen einiger wenigen in derselben vorkommenden Nachrichten und ihres uns völlig unbekanten Verfassers selbst wegen es für Pflicht hielten, sie etwas näher anzuzeigen. Die Geschichte derjenigen Leute besonders zu beschreiben, welche im gegenwärtigen Jahrhundert „Opfer der Staaten und der Gerechtigkeit“, wie der V. sich sehr uneigentlich und algemein ausdrückt, geworden sind, welche eine Zeitlang eine glänzende Rolle spielten, oder auch nur durch eine besonders verwegene That sich auszeichneten, und endlich ihr Leben auf eine tragische Weise beschlossen, alles, was von der Geschichte solcher Leute zerstreut in vielen Werken und Brochüren enthalten ist, mit gehöriger Auswahl und Behutsamkeit zu sammeln, und selbst zu bearbeiten, ist kein unebner Einfal. Eine solche gut gemachte Samlung, wäre sie auch weiter nichts als Samlung, könte wenigstens denen sehr nützlich seyn, welche nicht im Stande sind, alle die Quellen, aus denen sie entstanden wäre, selbst zu nutzen: man träfe hier von jedem der beschriebenen Männer alles Merkwürdige im Zusammenhange an, was man oft mühsam aus vielen Schriften heraus suchen mus. Bearbeitete ein guter Geschichtschreiber diese Materie, und ständen ihm vollends noch ungebrauchte Quellen zu Gebot: so könte daraus eine sehr lehrreiche, höchst wichtige Geschichte werden, welche einen überaus merkwürdigen Theil der neuesten Geschichte überhaupt betrachtet

ket enthalten würde. Zu einer solchen Geschichte hat unser V., nach diesem Buche zu urtheilen, gar keine Talente. Ja, wir zweifeln, ob es ihm glücken würde, nur eine solche Samlung zu verfertigen. Er wirft alles durch einander, zuverlässige und schlechte Nachrichten, Wahrheiten und bloße Gerüchte, schreibt alles ab, wie ers findet, was nur einigermaßen eine Verwandtschaft mit seinem Süjet hat, zieht manches mit Gewalt herbei, was gar nicht hieher gehörte, und untermischt das Ganze mit häufigen Reflexionen, in einem Stil, der schön seyn sol, in der That aber affectirt und unangenehm ist. Beweise hievon dürfen wir nicht weit suchen. Den Eingang macht er mit einer Remarque über unser Jahrhundert, sagt, daß dasselbe das philosophische genennet würde, daß es an großen und außerordentlichen Begebenheiten reich wäre; diese Begebenheiten wären aber einer solchen Mischung unterworfen, daß man zwar die Handlungen der Sterblichen sähe, die Verbindungen und Wirkungen derselben aber in eine Hülle eingekleidet fände, welche die unpartheiische Richterin, die Zeit, und zwar erst nach langen Jahren, an den Tag bringen würde. Hierauf redet er vom österreichischen Successionskriege, vom letztern Kriege, von der polnischen Königswahl, vom Untergang von Lima, vom lißbonschen Erdbeben, vom Ravaillac, dieser Schande des sechszehnten Jahrhunderts, wofür man das siebenzehnte lesen mus. Heinrich IV wurde vom Ravaillac ermordet 1610. Bei der Gelegenheit komt eine alltägliche Reflexion über den Aberglauben. „An der Spitze der Staatsopfer dieses Jahrhunderts" steht denn der unglückliche

Zare.

Zarewitsch Alexei. Dieser Prinz wurde nicht, wie der V. sagt, am $\frac{30 \text{ Jun.}}{11 \text{ Jul.}}$ 1717, sondern am $\frac{26 \text{ Jun.}}{7 \text{ Jul.}}$ 1718 enthauptet. Am $\frac{30 \text{ Jun.}}{11 \text{ Jul.}}$ geschahe die Beerdigung desselben. Uebrigens ist alles, was der V. vom Zarewitsch anführt, wörtlich aus dem 3ten Theil des Büschingischen Magazins genommen, freilich der besten Quelle, die er wählen konte. Wenn er nun nur vollständig genug excerpirt oder abgeschrieben hätte: so könte diese Nachricht doch denen nutzen, die völlig Fremdlinge in der russischen Geschichte sind, und das Büschingische Magazin entweder nicht kaufen wollen oder nicht kaufen können. Aber auch solcher Leute Neugier, für die doch eigentlich hier geschrieben zu seyn scheint, wird nicht befriedigt, weil der V. seine Leser zu wenig mit den vorhergegangenen Begebenheiten, welche den Grund von dem tragischen Schicksale des Zarewitsch enthielten, bekant macht. Er schreibt bisweilen zu übereilt und unvorsichtig ab. So steht z. B. S. 7 „die Ursache der Aufführung des Alexei -- ist diese: Es war der Misbrauch der Religion, die Pfaffen und die Mönche, und diese Quelle so vielen Unglücks ist in einigen Geständnissen des Alexei, die wir erzählt haben, genugsam angezeigt." So konte es wol im Büschingischen Magazin heißen, wo die Geständnisse des Zarewitsch vorher angeführt waren, aber der V. hatte von diesen Geständnissen vorher kein Wort gesagt. Wozu sol S. 10 die aus Büsching angeführte Nachricht von dem Tode der Kaiserin Catharina I? Diese Monarchin wurde ja kein „Opfer des Staats oder der

Ge-

Gerechtigkeit." Was sind S. 11 einige Garden von Preobrazinsky? Eins von den Garderegimentern heißt Preobraschenskoi. Elisabeth führte nicht „einige Regimenter" an, als sie sich des Thrones bemächtigte. — Fünf Dragoner unter Anführung eines muthigen Kaisers und tapfern Generals sind, wie unser V. meint, vermögend, die größte Staatsveränderung in Rußland hervorzubringen. Was wil er doch damit sagen? Er behauptet, in Rußland werde das Volk, weil es noch immer zum Despotismus geneigt ist, weit eher beruhigt, als in Regierungen, in welchen der Monarch nicht unumschränkt hersche, oder gar der große Adel sich der Regierung mit anmaße. Montesquieu, den er unten anführt, widerspricht ihm geradezu. Hierauf komt eine Nachricht von dem Gesetzbuch des Königs von Sardinien, aus dem Altonaer Merkur. Wie kommen alle diese und die gleich folgenden Sachen hieher? Woher mag der V. den Character des Herzogs Biron S. 15 genommen haben? Der zuverlässige Manstein schildert ihn ganz anders. Hernach folgen einige abgebrochene hier ebenfals ganz deplacirte Nachrichten von den Grafen Münnich (der hier immer Münch heißt) und Osterman, von der Revolution unter Peter III. (der nie Fedor Federowitsch geheißen hat) viel Falsches auf Hörsagen Hingeschriebenes oder aus sehr trüben Quellen, wie z. E. die Memoires de Pierre III, Genommenes, was der Recensent aus sicheren Nachrichten widerlegen könte, wenn es der Mühe lohnte; vom Tode Carls XII allerlei Zweifel, schöne Remarquen, Noten und eine Menge Allegata. Wohin verirret sich doch der V.? S. 30 in der Note

werden

werden Paykul, Patkul, Görz, Buddenbrock, Löwenhaupt, Horn, Brahe, Byng, als Opfer des Staats und der Gerechtigkeit obiter angeführt. Bald nachher heißt es: „In keinem Jahrhundert werden so viele Bösewichter oder Enthusiasten, welche sich an der Majestät vergriffen haben, als in dem unsrigen, gefunden werden. Und zwar in dem Jahrhundert, in welchem der Philosoph den Verstand der Sterblichen erleuchtet u. s. w. In dem Tone, oft noch im geschmacklosern, sind die meisten Reflexionen. Nun erzählt der V. die That des d' Amiens 1757 aus dem Mercure historique, fügt auch ein paar bisher ungedruckte Nachrichten, wie er sagt, hinzu, die eben nicht wichtig sind. Dann wird von der Verschwörung wider den jetzigen König in Portugal gehandelt, aus den Braunschweigischen Anzeigen -- von dem Unternehmen gegen den König von Polen, wo zugleich eine längst verlachte Prophezeiung eingerückt ist -- von den unbekanten Ländern des Süd- und Nord-Pols -- vom Nadir-Schah. Er hies nicht Nadir-Culikan, wie ihn der V. nent; sein eigentlicher Name war: Nader oder Nadir Kuli; in der Folge hies er Tähmas, Kuli-Khan, und seitdem er König in Persien geworden war: Nadir-Schah, Nadir der König. Unser V. macht ihn zu „einem Affen Alexanders." Wie flüchtig mus er doch seinen Hanway gelesen haben! Nadir war wirklich ein großer Man, in gewissem Betracht mehr, als Alexander. Endlich komt der V. auf seinen vornehmsten Gegenstand, die Geschichte des unglücklichen Struensee. Er sagt oft, daß er hofte, die zuverlässigsten Nachrichten zu geben, und etwas zu sagen,

gen, was viele Leser noch nicht gewußt hätten, und sagt doch dergleichen nur sehr wenig, und schreibt aus längst bekanten Piecen und aus Zeitungen alles mit hin, was jeder schon gelesen hatte. Nachdem vieles, hier am unrechten Orte stehendes von Uhlefeld, Greifenfeld und Juel aus Holberg und der algemeinen Welthistorie abgeschrieben und geschwatzt worden, erzählt er die Geschichte des Grafen Struensee bis zu Ende des Jahrs 1769. Außer vielen sehr unzuverläßsigen und gemeinen Quellen hat er hiebei wirklich einige gute genutzt; daher trift man auch hier verschiedene merkwürdige und interessante Nachrichten an. Man mus sie aber aus dem Schwal von schlechten Dingen, Remarquen und ganz fremden Materien mit Mühe heraus suchen. Diese Nachrichten zeigen wenigstens so viel, daß es dem Grafen Struensee nicht an Einsicht, Weltkentnis und Geschicklichkeit gefehlt, daß er keinen so schlimmen Character gehabt habe, als manche ihm andichten wollen, auch nie vor seiner Erhebung so ausschweifend und unanständig gelebt habe, als von ihm ausgesprengt worden -- daß die dänische Geistlichkeit den Fal des Grafen nicht gesucht oder befördert habe. -- Vom Justitzrath Struensee heißt es S. 128: „Seine Verantwortung sol -- bündig, treffend und mänlich geschrieben seyn." Diese wenigen Nachrichten sind aber auch das einzige, was achtenswehrt an dem ganzen Buche ist. Diese Zusätze und die erste Beilage zu diesem Buche, welche das dänische königliche Gesetz dänisch und deutsch enthält, hätten füglich wegbleiben können. Die Zusätze sind ganz unerheblich, und das königliche Gesetz war ja in beiden Sprachen schon be-

kant

kant genug. Dennoch wil es der V. in der Fortsetzung dieses Werks lateinisch und französisch mittheilen. Wir verbitten dieses. Auch in diesen beiden Sprachen hat man es längst gelesen, und Schmaußens Corpus juris gentium Acad. und die Lettres sur le Dannemarc, aus welchen der V. die Uebersetzungen gewis abschreiben würde, sind in jedermans Händen. Die zweite Beilage möchte eher hingehen, weil sie wichtiger in Beziehung auf den Grafen Struensee ist. Sie ist aus der Monathsschrift zum Nutzen und Vergnügen genommen. Der V. wil seine Arbeit in zwei Abtheilungen fortsetzen. Die erstere sol die Geschichte des Gr. Struensee von dem J. 1770. 1771 bis zum 17ten Januar 1772, und die zweite das übrige davon enthalten. Er mag immer fortfahren, nur nicht auf die Art, wie er angefangen hat, ohne Plan, ohne Zusammenhang, ohne Wahl. Er liefere entweder noch unbekante, aber sichere und interessante Nachrichten von dem unglücklichen Grafen, und denen, die in sein Schicksal mit verwickelt wurden; oder wenn er hiezu nicht im Stande ist, so suche er aus allen schon bekanten Nachrichten das Beste mit Genauigkeit und Vorsicht zusammen, bringe es in Ordnung, und schreibe im simpeln ungekünstelten Styl eine zusammenhangende Geschichte des Gr. Struensee, ohne alle Reflexionen, die ihm fast nie glücken, und ohne alle Einmischung fremder Dinge. Kan oder wil er auch dieses nicht: so lasse ers lieber bei der ersten Abhandlung bewenden. Die Anzahl solcher Leute, welche dergleichen Schriften, wie die gegenwärtige, mit Vergnügen lesen, ist zwar nicht die geringste, aber ihr Beifal bringt dem Schriftsteller wenig Ehre.

LXXXII.

LXXXII.

Directorium Historicorum medii potissimum aevi post Marquard. Freherum & iteratas Joh. Dav. Koeleri curas recognovit, emendavit, auxit M. Geo. Christo. Hambergerus &c. Göttingae, 1772. 4.

Herr Professor Hamberger hat durch diese mühsame und so sehr gut ausgeführte Arbeit all'n Freunden und Kennern der Geschichte einen überaus großen Dienst erwiesen. Die neueste Edition von Frehers Directorio, so wie vom sel. Köhler dieses Werk, wovon Freher eigentlich nur den Entwurf gemacht hatte, vermehrt und verbessert war, vom J. 1734 ist bekant genug. Schon damals erschien es durch die lobenswürdigen Bemühungen des fleißigen und gelehrten Köhlers in einer ganz andern und vortheilhaftern Gestalt. Wie vieles ihm aber dennoch an seiner Volkommenheit noch gefehlt habe, lehret die gegenwärtige neue Besorgung desselben vom Hrn. H. und eine genaue Vergleichung mit jener Ausgabe, welche der Recensent angestellet hat. Hr. H. hat überal verbessert, berichtiget, vermehrt, und mit einem Worte dieses nützliche Buch erst recht brauchbar gemacht. Wie manche Gelehrte würden bei halb so viel angewandter Mühe und gemachten Verbesserungen sich selbst eine lange Lobrede gehalten haben. Hr. H. thut das Gegentheil, und

und drückt sich in der Vorrede über seine wirklich grossen Verdienste um dieses Werk sehr bescheiden aus, welches ihm zu desto grösserer Ehre gereicht. Mit Recht hat Hr. H. auf die Schriftsteller, so Deutschland betreffen, ein vorzügliches Augenmerk gerichtet; auch aus italiänischen Schriftstellern hat er dasjenige beigebracht, was zur Erläuterung der deutschen Geschichte dienen kan, und mit derselben in Verbindung steht. Daß die Namen der Kaiser am Rande beigefügt sind, und Köhlers directorium chronologico-diplomaticum, so wie Sagittarii diss. de praecipuis scriptor. historiae Germ. weggelassen ist, billigen wir sehr. Weniger hat es uns gefallen, daß Hr. H. das Köhlerische Verzeichnis der Schriftsteller des vorigen und jetzigen Jahrhunderts nicht beträchtlich hat vermehren, und die neuesten nicht hinzusetzen wollen. Eine solche Vermehrung würde freilich noch sehr viele Mühe verursacht, und das Buch um ein Grosses stärker gemacht haben, aber zugleich ungemein nützlich gewesen seyn. Und niemand wäre wol mehr, als Hr. H., einer Arbeit von der Art gewachsen.

LXXXIII.

Betrachtungen über die neuesten historischen Schriften. Vierten Theils erster Abschnit. Altenburg, in der Richterschen Buchhandlung, 1772. 165 S. in 8.

Dieses

Dieses Journal erhält sich noch immer in seinem bekanten Wehrte. Nicht nur seiner Volständigkeit wegen, sondern auch wegen der Wahrheit und Gründlichkeit nicht eben aller, aber der mehrsten Recensionen wird es jedem Liebhaber historischer Wissenschaften nöthig. Im gegenwärtigen Abschnit sind folgende Schriften umständlich beurtheilt. Sorgens Anlage zu einer Geschichtskunde des Römisch-Deutschen Reichs. Der Verfasser dieses in seiner Art einzigen Buchs erhält sein verdientes Lob, doch werden gegen verschiedene Puncte gegründete Erinnerungen gemacht. Die gottesdienstlichen Alterthümer der Obotriten u. s. w. Der Recensent ist nicht an allen Orten des Hrn. Masch Meinung, glaubt aber, daß es zu weit gegangen sey, wenn man behaupten wolte, Hr. Masch wäre der Man nicht, der die Erklärung einer so schweren Sache hätte unternehmen sollen. Dieses hat jedoch Hr. Thunman in dem von uns angezeigten Werke hinlänglich, wie wir glauben, bewiesen. Uebrigens treten wir darin gern dem Recensenten bei, daß der Kunstrichter sich immer an die Stelle des Verfassers setzen müsse. Das solte freilich von allen Recensenten geschehen. Geschieht es aber immer? Haben selbst die Verfasser dieses Journals in den vorhergehenden Theilen diese Regel allezeit beobachtet? Mit Vergnügen finden wir hier einige Erinnerungen des Recensenten wider Hrn. Masch, welche die Wahrheit dessen, was Hr. Thunman gegen eben denselben angemerkt hat, bestätigen. Pubitschka chronologische Geschichte Böhmens, zweiter Theil.

 Cha-

Characteristik der vornehmsten europäischen Nationen. Dieses Buch, welches bei manchem Guten so viel Falsches und Unreifes enthält, komt hier noch besser weg, als in verschiedenen andern gelehrten Blättern, obgleich seine Mängel nicht ungerügt gelassen sind. Die vom sel. Kloß besorgte Ausgabe des Saxo Grammatikus. Abhandlung von den liefländischen Geschichtschreibern. Walchii Antiquitates symbolicae &c. Dann folgen kurze Anzeigen von einer Menge historischer Schriften, die in der Schweiz, in Ungarn, den Niederlanden, in Großbritannien, Italien, Polen, den nordischen Reichen und Frankreich erschienen sind. Bei der Nachricht S. 112 von Vie du Cardinal d' Ossat. Paris 1771. 2 Vol. 8. bemerken wir, daß, wie wir zuverlässig wissen, ein deutscher Gelehrter jetzt mit der Uebersetzung dieses merkwürdigen Buchs beschäftigt ist. Er wird eigne verbessernde oder erläuternde Anmerkungen hinzufügen. Wir haben Hofnung, den ersten Band schon in der nächsten Michaelsmesse ans Licht treten zu sehen. Von S. 134 an kommen Anzeigen historischer Disputationen, Programmen und andrer kleinen Schriften; den Beschlus macht, wie gewöhnlich, die Geschichtszeitung. Wir wünschen, daß die Verfasser dieses Journals ihre rühmlichen Bemühungen noch lange fortsetzen mögen.

LXXXIV.

LXXXIV.

Samuel Georg Gmelins, Doctors der Arzneigelahrtheit u. s. w. Reise durch Rußland zur Untersuchung der drei Naturreiche. Erster Theil. Reise von St. Petersburg bis nach Tscherkask, der Hauptstadt der donischen Kosacken in den Jahren 1768 und 1769. St. Petersburg, gedruckt bei der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften. 182 S. gr. 4. und 40 Kupfertafeln.

Die Geschichte überhaupt und die Naturgeschichte insonderheit hat durch dieses wichtige Buch einen beträchtlichen Zuwachs erhalten. Wir zeichnen hier nur das Merkwürdigste von dem Inhalte desselben aus. Herr Gmelin trat seine Reise am 23ten Junius 1768 an. Sein Gefolge bestand aus vier Studenten, einem Apotheker-Provisor, einem Zeichner, einem Ausstopfer der Thiere, einem Jäger und einem Commando Soldaten.

Unter der Damerde der Waldayischen Gebürge (S. 5) liegen Kalksteine schichtweise, welche mit Seleniten vermischt sind; man trift auch Alaunerzte unter ihnen an. Dann folgt gemeiniglich Thon, darauf Thon und Kalkerde unter einander, allezeit in Schichten, mehr oder weniger tief. Bolus, Mergel und eine blaulichte Erde mischen sich mit darunter, aber

Kalk und Thon machen die Hauptsache aus. Man gelangt endlich auf das Dach der Erzte, welches aus schwärzlicht blauem Schiefer besteht, auf welchen die Metalle in Schiefern und Kiesen folgen. Mit Eisen und Kupfer scheinen die Waldayischen Flöze hauptsächlich angefüllet zu seyn. Kupferreiche Sandsteine und eine ungeheure Menge Ocker findet man ebenfals in den Flözen. Quarzsteine zeigen sich bei einigen Flözen öfters auf dem Kalksteine und in der Verbindung mit demselben. Da, wo die Waldayischen Gebürge in ihrer Breite am niedrigsten sind, finden sich viele und vortrefliche Steinkohlen. Bei dem Pola-Flus, wo sich die Flözgebürge in das platte Land verlieren, findet man schon Spuren von Salzquellen. Jenseits des Lowatflusses in der ganzen Gegend von Stararussa hat man deren schon mehrere entdeckt. Die Waldayischen Flöze haben eine sehr vortheilhafte Lage, sie steigen sanft, und erheben sich in einem weiten Umfange nur nach und nach zu einer mäßigen Höhe. Der Aecker- und Wiesenbau gedeihet auf diesen Gebürgen recht gut. -- Unter den Einwohnern befinden sich viele Finnen und Carelen. Buchen und Eichen wachsen daselbst häufig, Fichten und Tannen weniger. Atriplex haſtata, mit Fischen und Fleisch gekocht, vertrit bei einigen Einwohnern die Stelle des Sauerkohls. Die kleinen Flusmuscheln werden in großer Menge in einigen dort in der Nähe befindlichen Flüssen gefunden, und es würde hier der Mühe wehrt seyn, die künstliche Vermehrung der Perlen nachzumachen.

Tula (S. 18. 19.) ist eine schöne Stadt, ein gro-

großer und beträchtlicher Handelsort, der gegen 4000 großentheils begüterte Kaufleute hat. Sein Handel besteht in europäischen Waaren, griechischen Weinen, und türkischen Producten. In der dasigen kaiserlichen Gewehrfabrik arbeiten 6000 Menschen, und die Zahl der Einwohner überhaupt wird auf 30,000 geschätzt. Dedilow, 30 Werst von Tula, ist ein höchst elender Ort von ungefehr 2000 Einwohnern. Auf dem berichten Theile dieser Stadt ist eine Wassergrube, die ehedem eben Land war, auf welchem Häuser standen. Vor vierzig Jahren drangen plötzlich unterirdische Gewässer in die Erde, machten sie mürbe, spühlten Land und Häuser in einer Nacht weg, und verwandelten die Stelle in einen See. Die ganze umliegende Gegend ist morastig. -- Bei dem Dorfe Nikitzkoi (S. 22.) brent Torfmoor nun schon über ein halbes Jahr, und man hat sich bisher vergebens bemühet, dieses Feuer zu dämpfen; dreißig Häuser waren bereits ein Raub desselben geworden. Beschreibungen und Abbildungen des Erdhaasen, der Biesamratze, einer Mittelart zwischen dem Bieber- und Mausgeschlechte, des orientalischen Hamsters S. 26. 28. 32. Von den Mammonsknochen S. 35. 79. 80. Diese Mammonsknochen oder Mamutsknochen sind nicht, wie einige geglaubt haben, Sibirien eigen. Ausgemacht ist es aber nun, nach Hrn. G. Bemerkungen, daß sie nichts anders als Ueberbleibsel von Elephanten sind, folglich fallen die Meinungen einiger Gelehrten, welche sie für Knochen eines großen, aber vom Elephanten verschiedenen Thiers halten, worüber man Fischers Sibirische Geschichte in der Einheit nachlesen kan, weg.

In der Gegend der Stadt Kastinsk, dreißig Werst von Woronesch, am Don, werden viele dieser Knochen gefunden. Die Sibirischen und diese Donischen haben vielleicht einerlei Ursprung. Auch die Sibirischen liegen mehrentheils an Flüssen. Hr. G. konte doch kein ganzes Skelet zusammen bringen. Kastinsk ist von lauter Odnodworzi bewohnt, einer Mittelgattung zwischen Edelleuten und Bauern, die jedoch auch keine bloße Bürger sind. Hr. G. meint, daß sie vielleicht Edelleute gewesen, und mit der Zeit verarmt sind. S. 38. 39 redet der V. von der Veränderung der Farbe einiger Thiere in den nordlichen Ländern. Wir müssen aber gestehen, daß uns seine Meinung nicht befriedigend genug scheint. Auch ist es so ausgemacht nicht, als Hr. G. glaubt, daß man in warmen Gegenden gar keine Beispiele von dieser Farbenveränderung hätte. -- Von einer Art von Cochenille, die sich an den Wurzeln des Erdbeerkrauts und am Fünffingerkraut ansetzt S. 41. Abbildung und Beschreibung der wilden Pferde S. 44. folg. Es giebt dergleichen in der Gegend von Bobrowsk 100 Werst von Woronesch. Die größesten von ihnen sind kaum so groß, als die kleinesten Russischen. Ihr Kopf ist nach Proportion sehr dick. Ihre Ohren sind sehr spitzig, bei einigen lang, fast wie Eselsohren; ihre Mähne ist sehr kurz und kraus: der Schweif ist etwas kürzer, als bei zahmen Pferden. Sie sind mausfarbig, die Füße aber sind unterhalb ihrer Mitte bis an die Klauen schwarz. Ihre Haare sind sehr lang, und so dicht, daß man mehr einen Pelz, als ein Pferdefel anzufühlen glaubt. Sie laufen weit geschwinder, als

als ein gutes zahmes Pferd. Eine Truppe hat allezeit einen Hengst zum Anführer. Ist dieser erlegt: so wird es den Jägern leicht, sich der übrigen zu bemächtigen. Zum Reiten sind sie schlechterdings nicht zu gebrauchen, sie laufen neben einem andern Pferde sehr schwer, und sterben meistens das andre Jahr nach ihrer verlohrnen Freiheit. Aus dem, was S. 44 und 47 gesagt ist, mus man schließen, Hr. G. habe nicht gewußt, daß es auch in Deutschland noch jetzt wilde Pferde giebt. Abbildung und kurze Beschreibung des langschwänzigten Falken, dessen noch von keinem Ornithologen gedacht worden, S. 48. Einige Nachrichten von den griechischen Separatisten, welche unter dem Namen Roßkolniki bekant sind, S. 56. 57. Hr. G. setzt ihren Ursprung schon in die Zeiten des Großfürsten Wolodimers, welches jedoch, unsrer Meinung nach, näher bewiesen werden müste. Sie sind ein rohes, abergläubisches, halsstarriges Volk, das von der Eigenliebe so sehr beherscht wird, daß sie sich bei aller ihrer Unwissenheit allein für weise halten. Aus ihrem Bart machen sie sehr viel; der Gebrauch des Thee und Caffee ist ihnen ein Greuel, vorzüglich aber hassen sie Rauch- und Schnupftoback. Man läßt sie jetzt ungestöhrt bei ihren Grillen gegen einen doppelten Tribut, den sie erlegen müssen. Sie ernähren sich hauptsächlich von der Handlung, und man trift selten Arme unter ihnen an.

In der Ukraine S. 86. 87 wird sehr viel Salpeter gewonnen. In Ostrogozk oder Ribna S. 90 wird jährlich eine unglaubliche Menge Branteweins abgezogen.

Die Malorossianer sind eifrig in ihrem Gottesdienst, umgänglich, sehr zur Musik, und noch mehr zum Trinken geneigt. Die Lustseuche ist in ganz Klein-Rußland die algemeinste Krankheit; man gebraucht dort gegen dieselbe das Quecksilber-Sublimat schon seit langen Jahren. Auch ist es in der Ukraine schon lange gebräuchlich, den Kindern die Blattern einzuimpfen. Man bindet ihnen die Pocken so lange fest, bis man eine Hitze an ihnen wahrnimt, worauf der Verband abgenommen wird. Das Heraustreiben der Blattern befördert man durch den Gebrauch des Honigs und Meths. Die eingeimpften Kinder gehen in der freien Luft herum, und essen und trinken, als wenn ihnen nichts geschehen wäre.

Bei Ostrogozck ist eine deutsche Colonie von ungefehr 330 Seelen. Die meisten sind Würtemberger und Pfälzer.

Nachrichten von der politischen Einrichtung von Woronesch S. 99 folg. Es befinden sich daselbst unter andern fünf Tuch- und eine Vitriolfabrik. Die kleinen orientalischen oder sibirischen Mandeln (amygdalus nana) S. 112 schmecken volkommen wie die bittern Mandeln. Man könte das beste Mandelöhl daraus pressen. Sie halten das Petersburgsche Clima aus. Von einer merkwürdigen mineralischen Quelle bei Libitzke Sawode und dem berühmten Libizkischen Eisenwerk, welches dem Fürsten Repnin gehört S. 113. Beschreibung und Abbildung von einem Echio S. 119. Das donische Frauenzimmer bedient sich desselben stat einer Schminke, reibt mit der frischen Wurzel die Wangen, und diese bekommen dadurch eine zierliche rothe

rothe Farbe. Diese Wurzel hat einen solchen Ueberflus von einem carmesinrothen Safte, daß es der Mühe wehrt wäre, ihre Farbetheile mehr zu untersuchen, und dadurch den Gebrauch weiter, als zum Schminken auszudehnen. Dieses Echium scheint das Italicum Linn. zu seyn.

Beschreibung der Kropfgans S. 123. Sie ist sehr groß, doch aber nicht unbeholfen. Die Gestalt ihres Leibes gleicht der Gänsegestalt, der Schnabel aber verräth ein eignes Geschlecht. Er ist horizontal plat, einen Schuh lang, und an seiner Spitze mit einem starken gekrümten Fortsatz versehen. Ihre sackigte Kehle kan die Kropfgans nach Belieben ausdehnen, so wie es die Größe der zu verschluckenden Fische mit sich bringt. Sie liebt nur große Seen zu ihrem Aufenthalt. Sie hat einen sehr langsamen Gang. Ihre Brust hängt hervor, und durch diese beiden Eigenschaften hat sie das Ansehen eines Schwans.

Bei Paulowsk fand sich die Testudo geometrica. Sie ist von mittelmäßiger Größe, und klein. Ganz große werden selten gefunden. Die geometrischen Figuren an ihrer Schaale stellen ein Viereck, oder ein Parallelogram vor.

Der schmal- und breitblätterichte Euonymus sind nach Hrn. G. Meinung zwei besondere Pflanzen, welche sich beide durch Saamen fortpflanzen. Beschreibung und Abbildung des Slepez, einer Mäusegattung S. 131. Der Slepez verbindet die Mäuse mit dem Maulwurf, wie die Biesemratze den Bieber mit der Spitzmaus.

In Kasanka fängt die unbebaute Steppe an, wel-

welche in einem fort bis nach Tscherkask dauert. An verschiedenen Orten derselben sind Spuren von aus der Erde efflorescirenden Salzen, besonders vom gemeinen Küchensalze und von Salpeter. — Aus dem Parenchyma der mitleren Rinde des schwarzen Pappelbaums werden Propfen gemacht. Aus eben demselben verfertigen auch die Cosacken wegen der ungemeinen Leichtigkeit, die es besitzt, kleine an den Angeln der Netze befindliche Hölzer oder Balken, wodurch dieselben im Wasser aufrecht erhalten werden.

Beschreibung des Störs und des Sewrugen S. 139. 142. Beschreibung und Abbildung des Charadrius himantopus S. 152. Beschreibung der rosenfarbenen Drossel (Turdus roseus) S. 153. Beschreibung eines Besuchs, welchen Hr. G. bei der Chalmuckischen Vicechanin abstattete S. 156. 157. 158. Im zweiten Theil dieses Werks wird der Verfasser mehr von den Kalmucken erzählen, und beträchtliche Beiträge zu ihrer Geschichte liefern. Die Sprache der Cosacken ist ganz und gar Rußisch, welche aber die Geringern mit dem Malorossianischen vermischt reden. Die Gesichtsbildung des Cosacken ist Russisch, und vielfältig mit der Tatarischen vermischt, welches daher rührt, daß ehmals Tataren in ihrem Lande gewohnt haben. Man sieht auch unter ihnen oft halb kalmuckische und halb cosackische Gesichter. Die donischen Völker sind meistens von starker Leibesbeschaffenheit, mittelmäßiger Größe, und untergesetzt. Die Kleidung der Cosacken geht wenig von der Rußischen ab. Ihre Religion ist die Griechische. Die Einrichtung der Cosacken ist ganz kriegerisch.

Die Anzahl derer, so aufsitzen können, beträgt 50,000 Man. Ihre Waffen sind Picken, Pfeile, gutes Schiesgewehr und Säbel. Ein Cosack bekomt im Felde, außer dem Proviant, zwölf, ein Fahnenträger funfzehn, ein Obrister hundert, und der Anführer zwei hundert Rubel jährlichen Gehalt. Ein cosackisches Pferd mus in vier Minuten wenigstens eine Werst zurück legen. Die Anzahl der cosackischen Stanitzen erstreckt sich über hundert. Sie sehen mehr den Dörfern als Städten ähnlich, und haben weder Mauern, noch Wälle, noch Pallisaden. Einige haben jedoch Canonen, die bei ihrem Anfang und Ende aufgepflanzt sind. Die vornehmsten sind: Kasanka, Pantisbenskaja und Cimlienskaja. Jede Staniza hat ihr eignes Kirchspiel; die Kirchen sind hoch, weitläuftig, und bestehen aus einem Hauptgebäude, an welches sich einige kleinere anschließen; sie sind, wie die meisten Häuser, von Holz. Es ist sehr zierlich, reinlich, und für Reisende sehr bequem in den Häusern der Cosacken. Der Befehlshaber einer jeden Staniza ist der Ataman, welcher jährlich aus den Cosacken gewählt wird. Er übt die erste Gerichtsbarkeit aus, und schlichtet alle geringere Streitigkeiten. In wichtigen Fällen berichtet er an die Tscherkaskische Canzlei. Des Atamans Collège, oder vielmehr sein Executor ist der Jessaul. Er macht den Cosacken die Befehle des Atamans kund. Die fälligen Strafen werden in der Stanizsnaja (Rathhaus) vertrunken. Diese Staniznaja und der Tabun sind die beiden öffentlichen Plätze bei jeder Staniza. Hier geschehen die algemeinen Versam-

samlungen und Berathschlagungen. Die Staniznaja ist zugleich das Gefängnis. Künste, Wissenschaften und Manufacturen sind dem Cosacken unbekant. Der Ackerbau wird nur zur Nothdurft getrieben; daher entsteht bei Miswachs große Noth. Hin und wieder trift man bei den Steppen Gärten an, in welchen das schmackhafteste Obst wächset, wovon das späteste noch im August volkommen reif wird. Es wird fast alles roh verbraucht, und selten etwas davon getrocknet.

Tscherkask, die Hauptstadt der donischen Cosacken, liegt neben dem Ausflusse des Don, nicht weit von der gewesenen Festung St. Anna, und ist jetzt hundert und ein Jahr alt. Sie kan jezo in Ansehung ihrer Größe mit andern Russischen beträchtlichen Städten um den Vorzug streiten. Sie ist nicht mehr die Handelsstadt mit den Türken; die Festung St. Dmitri hat sich jetzt diesen Namen zugeeignet.

Die lezte Kupfertafel ist eine volständige Charte vom Lande der donischen Cosacken.

Der zweite Theil dieses Werks wird eine Beschreibung der Reise von Tscherkask bis Astrachan und des Aufenthalts des V. in der Hauptstadt dieser asiatischen Stathalterschaft enthalten.

LXXXV.

LXXXV.

Die Geschichte von Hindostan aus dem Persischen von Alexander Dow, Esq. und nach der zweiten englichen Ausgabe ins Deutsche übersetzt. Erster Theil. Leipzig 1772. in gr. 8. 428 S. und 28 S. Vorrede, nebst einem Titelkupfer, welches den gegenwärtigen Beherscher von Hindostan Schah Allum auf dem Throne vorstellet, und einer algemeinen Landcharte von Hindostan und den angränzenden Ländern.

Eine angenehme Erscheinung, die man lange gewünscht hatte. Wir zeichnen hier erst einige merkwürdige Puncte aus der Vorrede des Hrn Dow aus. Es ist bekant, daß Herr Dow sich eine Zeitlang in Kriegsdiensten der Englischen Ostindischen Compagnie in Bengalen aufgehalten hat. Um sich zu Unterhandlungen desto geschickter zu machen, und aus andern Ursachen legte er sich auf die Erlernung der orientalischen Sprachen, besonders der Persischen, welche die gelehrte Sprache des Morgenlandes ist. In derselben sol man viele historische Schriften, und unter andern auch von den indianischen Staaten, haben. Aus vielen Persischen Schriftstellern von Indien verfertigte Mahomed Casim Ferishta von Delhi, ein mohammedanischer Geschichtschreiber, der unter der Regie-

Regierung des Jehangire zu Anfange des vorigen Jahrhunderts berühmt war, außer andern Werken auch einen Auszug der Geschichte von Hindostan. Die Lehrer des Hrn. Dow gaben ihm die Werke des Ferishta zur Uebung in die Hände; hiedurch ist die Uebersetzung der Geschichte von Hindostan veranlaßt. Hr. Dow übernahm diese Arbeit um so lieber, da der Grosmogol, welcher ihn seiner Freundschaft würdigte, ihn ersuchte, den Engländern einen Begrif von seinen Vorfahren auf dem Throne von Indien *beizubringen*. Wenn gleich Ferishta sein Werk eine Geschichte von Hindostan nennet: so ist es doch eigentlich nur eine Geschichte des mohammedanischen Reichs in Hindostan; keine algemeine Erzählung der Sachen der Indier. Was er von Indien vor dem ersten Einfalle der afghanischen Muselmänner sagt: ist höchst unzureichend. Diese Nachricht des Ferishta von den alten Indiern, welche großentheils auf das Mahabarit, ein historisches Gedicht, sich gründet, hat Hr. Dow in der zweiten Englischen Ausgabe ganz weggelassen, und an ihre Stelle eine kurze Einleitung vorausgesetzt. Man mus dem Ferishta nicht glauben, wenn er behauptet, daß bei den Indiern keine Geschichte von größerem Ansehen sey, als das Mahabarit, und daß es ihnen an guten inländischen Annalen fehle. Ferishta, als ein Mohammedaner, der, wie alle seine Glaubensgenossen, mit vielen Vorurtheilen wider die Anhänger der Brahminischen Religion eingenommen war, redet hier nicht aufrichtig. Es sind viele hundert Bände in der Shanscritasprache vorhanden, welche von den alten Indiern handeln, und man hat starke Ursache, zu glauben,

daß

daß die Indler ihre wahre Geschichte weiter zurückfüh- ren können, als jede andre Nation vermögend ist. Die Mohamedaner wissen aber nichts von der Indischen Gelehrsamkeit. Eben daher bedarf auch der schätzbarste Theil von dem Werke des Ferishta, seine Geschichte des mohammedanischen Reichs in Hindostan, noch einer sorgfältigen Prüfung und Vergleichung mit andern Nachrichten, weil er seine Erzählungen aus lauter mohammedanischen Schriftstellern sammelte, die alle mit der Shanscrita oder gelehrten Sprache der Brahminen ganz unbekant waren. Die Urkunden der Shanscrita enthalten Nachrichten vom westlichen Asien, die sehr abgehen von allem, was je ein Stam der Araber der Nachwelt überliefert hat; und es ist äußerst wahrscheinlich, daß die erstern, bei genauer Untersuchung, eine größere Glaubwürdigkeit und ein höheres Alterthum zeigen werden, als die leztern.

Ob indessen die Hindus eine wahre Geschichte von größerem Alterthum, als andre Nationen besitzen, beruht blos auf dem Ausspruch der Brahminen, bis man mit ihren Urkunden besser bekant seyn wird. Ihre Ansprüche gehen sehr weit hinaus, und sie versichern einmüthig, daß die jüdische und mohammedanische Religion gegen das, was in den Bedas (ihren heiligen Büchern) enthalten ist, nur Ketzereien wären. Sie liefern eine sehr unständliche Nachricht von dem Ursprunge der jüdischen Religion, in solchen Urkunden, die von ungezweifeltem Alterthume sind. Raja Tura, sagen sie, der in die ersten Zeiten des Cal Jug gesetzt wird, hatte einen Sohn, der von dem Indi-

schen Glauben abfiel, weswegen er von seinem Vater gegen Westen verbannet wurde. Der Abtrünnige schlug seine Wohnung in einem Lande auf, welches Mohgod genennet wird, und pflanzte die jüdische Religion fort, welche der Betrüger Mahommed immer noch mehr verunstaltete. Der Cal Jug fieng ungefähr vor vier tausend acht hundert sieben und achtzig Jahren an. Es verdiente wohl, untersucht zu werden, ob diese ganze Geschichte sich nicht auf den Tarah und seinen Sohn Abraham beziehen könte. Ferishta ist, wider die Gewohnheit der orientalischen Geschichtschreiber, die gemeiniglich sehr ins Weitläuftige und Wortreiche verfallen, oft zu gedrungen, und bisweilen trocken. Nur in einigen Stellen bedieht er sich, nach Art der Morgenländer, gar zu schwülstiger und metaphorischer Ausdrücke, und diese hat Hr. Dow in eine gemäßigtere Schreibart umgeändert, ohne jedoch im geringsten von dem eigentlichen Sinne des Verfassers abzuweichen. Der falsche Geschmack der orientalischen Schriftsteller, vermöge dessen sie in ihrer Schreibart die so genante poetische Prose sehr lieben, nahm vor ungefähr 500 Jahren seinen Anfang, als die Gelehrsamkeit zugleich mit der Macht der Khaliphen in Asien in Verfal gerieth. Hr. Dow hat Bücher, die vor dieser Zeit von den Morgenländern geschrieben sind, in welchen der Ausdruck schön und mänlich ist. Der berühmte Abu Fazil, stat jenen fehlerhaften Geschmack zu verbessern, suchte ihn durch seine blühende Schreibart in der Geschichte der Regierung des Ackbar noch mehr auszubreiten. Uebrigens haben keine Fürsten in der Welt mehr Freigebigkeit und Achtung gegen die

Gelehr-

Gelehrten bewiesen, als die mohammedanischen Könige von Hindostan. Diese vor uns liegende Geschichte enthält hievon häufige Beweise. Und gleichwol haben die Geschichtschreiber in diesen Landen mit größerer Freiheit von Personen und Sachen geschrieben, als die Schriftsteller in den Abendländern jemals zu thun gewagt haben. --

Die öftern Wiederholungen der eignen Namen, welche im Ferishta vorkommen, hat Hr. Dow in der zweiten Ausgabe seines Buchs gröstentheils vermieden, auch das Werk dadurch noch brauchbarer gemacht, daß er am Ende jeder Regierung eine kurze Anzeige von dem Zustande des übrigen Asiens hinzugesetzt hat. Von S. XX. an in der Vorrede lieset man einen merkwürdigen Abris von der Verfassung des mohammedanischen Staats in Hindostan. Der König ist der höchste und einzige Richter in allen Dingen, und wird durch kein Gesetz eingeschränkt. Das Leben und Eigenthum aller seiner Unterthanen ohne Ausnahme hängt schlechterdings von seiner Wilkühr ab. Doch sind die vornehmen Omrahs oft zu mächtig, als daß sie bestraft werden könten; und die geringen Unterthanen sind nicht nur Sclaven vom Könige, sondern auch von den Gouverneurs der Provinzen. Diese Stathalter, welche den Titel Nabobs führen, haben in ihren Gerichtsbezirken die Macht über Leben und Tod, und sind mit einem königlichen Ansehen bekleidet. Alle Ländereien in Indien sind ein Eigenthum des Königs, einige Erbländer der Indischen Fürsten ausgenommen, über welche sie, als das Reich in seinem Flor war, die unumschränkte Gerichtsbarkeit gegen Erlegung eines jährlichen Tributs

 hatten,

hatten. Der König ist der algemeine Erbe aller seiner Unterthanen. Sind aber Kinder von diesen vorhanden: so wird ihnen in den meisten Fällen ihr väterliches Vermögen gelassen. Auch das Vermögen der Kaufleute und Künstler wird nicht leicht von der Krone eingezogen. Die Thronfolge hängt, wie in Rusland, lediglich vom Willen des Monarchen ab. Zwischen rechtmäßigen und natürlichen Prinzen wird kein Unterschied gemacht. Der Vezier ist der erste Staatsminister. Alle Edicte und öffentliche Verordnungen müssen nach der königlichen Unterzeichnung sein Siegel passiren. Er hat auch die Aufsicht über die königliche Schatzkammer. Bisweilen wird ein Vackiel Mutuluck vom Könige ernennet. Dieser Staatsbediente besitzt eine noch größere Macht, als der Vezier, indem er nicht nur über die bürgerlichen, sondern auch über die militärischen Angelegenheiten die Oberaussicht hat. Diese letztern gehören niemals zu dem Amte eines Veziers, sondern der Amir ul Omrah oder Burshi ist der unabhängige Generalfeldmarschal und Zahlmeister der Truppen. Europäer können sich schwerlich vom dem ganzen Umfange der Macht eines Vackiel Mutuluck einen hinlänglichen Begrif machen. In seinen Händen ist die ganze Gewalt des Königs, und dieser behält nur den Königlichen Titel und die Zeichen der Königlichen Hoheit. Der König von Hindostan giebt zweimal des Tages Audienz vom Throne. Alle Bitschriften ohne Unterschied werden angenommen. — Die Mohammedaner in Hindostan haben keine andere geschriebene Gesetze, als die, welche im Coran enthalten sind; doch giebt es unter ihnen einige aufgezeichnete

Ge-

Gebräuche, nach welchen verschiedene Dinge geschlichtet werden, und in welchen das Volk von den Canongoes unterwiesen wird. In jedem Gebiete oder Pergunna ist eine Cutchery oder ein Gerichtshof angeordnet. Diese Gerichtshöfe sind sehr geldbegierig, und sogar die gesetzmäßige Taxe zur Entscheidung einer Sache, welche das Eigenthum betrift, beträgt schon den vierten Theil vom Werthe der streitigen Sache. Der Proces ist sehr geschwind, und die Urtheile sind meistens billig. Ehdem musten, wenn der König zu Felde zog, die Nabobs der Provinzen mit ihren Truppen sich zu der königlichen Fahne begeben. Jeder Nabob errichtete seine eigne Fahne, und machte ein besonderes Lager aus, das nur seinen Befehlen unterworfen war. Alle Morgen erschienen die Nabobs bei dem Königlichen Zelt, und bekamen ihre Befehle von dem Amir ul Omrah, der sie unmittelbar vom Könige erhielt. Kriegszucht darf man bei den Hindostanischen Armeen nicht suchen. Blos die Armee des großen Sultan Baber macht hierinnen eine Ausnahme. Seine Truppen waren nach einem sehr regelmäßigen und meisterhaften Plan errichtet, und die Anordnungen seiner Schlachten waren vortreflich. Ein Europäer mus sich beim ersten Anblick wundern, wie man die orientalischen Armeen von 2, bis 300, 000 und dreimal so viel Soldaten und Begleitern auf dem Marsche und im Lager mit den erforderlichen Lebensmitteln und Fourage versorgen könne. Man hat aber hiezu besondre Einrichtungen getroffen. Jeder Nabob ernent, wenn er zu Felde zieht, einen Officier, Cutwal, welcher die Aufsicht über die Bazars oder Märk-

te, die zu seinem Lager gehören, führt. Zu gleicher Zeit erhält ein jeder Befehlshaber über ein Corps Truppen die Erlaubnis, eine Flagge zu einem Bazar aufzustecken, und seinen eignen Cutwal unter der Aufsicht des Generalcutwals zu ernennen. Diese Cutwals bevolmächtigen die Käufer, Marketender und Kornhändler, welche dafür gern eine Taxe bezahlen, um ihre Waaren unter dem Schutze der verschiedenen Flaggen zu verhandeln. Die Marketender und Kornhändler führen die Lebensmittel aus allen Ländern zusammen, und versorgen damit das Lager. Der Sold der hindostanischen Soldaten ist hoch, indem jeder monatlich 60 bis 200 Rupien bekomt. Sie können daher die Lebensmittel gut bezahlen; und eben deswegen wagen die Provinzen rund umher alles, um großen Gewin zu machen. Die Fruchtbarkeit von Hindostan selbst ist die große Quelle, durch welche die Armeen stets überflüssig versorgt werden, indem dieses Land jährlich zwei bis drei Erndten hervorbringt.

So viel von der Vorrede. Die Geschichte von Hindostan selbst ist in diesem ersten Bande in zwei Theile getheilt. Der erste enthält in 17 kurzen Abschnitten die Geschichte der Hindus vor dem ersten Einfalle der Mahommedaner in Hindostan. Gleich Anfangs findet man die seltsamen und fabelhaften Erzählungen der Indier von ihrem Ursprunge, und eine Probe ihrer alten Geschichte. Wir enthalten uns, hievon etwas anzuführen, um Zeit und Papier nicht unnützer Weise zu verschwenden. Ueberhaupt ist dieser ganze erste Theil bei weitem so wichtig nicht, als der folgende.

Erst

Erst in den ersten Jahrhunderten der Hedschrah werden die Nachrichten des Ferishta glaubwürdig, welches aber, wie schon gesagt, mehr der Unwissenheit der Mohammedaner in der Shanscrita, als den Mangel guter alter Urkunden unter den Indiern beigemessen werden mus. Merkwürdig ist es, was S. 25 angeführt worden, daß die Chronologie der Indier mit der, welche der große Newton fest setzte, genau zutrift. Nach S. 26. sol Delu die Stadt Delhi ungefähr 400 Jahre vor Christi Geburt erbauet haben -- Der zweite Theil liefert die Geschichte des mohammedanischen Reichs in Hindostan, von der Stiftung des Reichs Ghizni an, bis auf das Jahr der Hedschrah 799 oder, wie hier gerechnet ist, nach Christi Geburt 1398, da nach andern das J. 1398 mit dem Jahre 801 der Hedschrah zutrift. Diese Geschichte wird in 41 oder eigentlich 40 Abschnitten erzählt. Denn auf den 31sten Abschnit, der sich S. 346 endigt, folgt gleich der 33ste. Das Schicksal Indiens ist, wie durch diese Geschichte bestätiget wird, von je her gewesen, auf seinen westlichen Gränzen von Ausländern beherscht zu werden. Es ist bekant, daß es hier Perser, Griechen, Parther, Araber zu seinen Oberherrn gehabt habe. Seit 975 regierten daselbst die Sultane von Ghizni, bis 1185. Nasir ul-dien Subuctagi war der Stifter des Reichs Ghizni. S. 45 um das Jahr 1185 oder 1186 kam die Regierung Hindostans vom Hause Ghizni auf das Haus der Sultane in Ghor S. 170. Diese pflegten die Stellen ihrer Befehlshaber und Stathalter mit ihren Hausbedienten zu besetzen, welches lauter gekaufte Sclaven waren; und diese machten sich denn in sehr

kurzer Zeit unabhängig. Mahomed Ghori nahm den Cuttub ul Dien Abieck an Kindesstat an, und setzte ihn über Indien; Mamood, Mahomeds Enkel erklärte diesen ihm zu mächtig gewordenen Cuttub zum Könige von Hindostan 1205 S. 203. Auf den Cuttub folgen verschieden Türkische Sclaven, welche sich zu den höchsten Stellen des Reichs erhoben, und hierauf des Thrones bemächtigt hatten. Des Cuttub Sohn Aram bestieg zwar nach seines Vaters Tode den Thron von Delhi, behauptete solchen aber kaum ein Jahr, und wurde vom Altumsch verdrängt S. 208. Mit Tuglick I. S. 362. gelangte ein neuer Stam von Sclaven zum Thron von Delhi ungefähr 1322. Unter der 27 jährigen Regierung seines Sohnes, des tyrannischen und grausamen Mahomed III. welcher im J. der Hedschrah 752, d. i. 1351, starb, gieng es sehr verwirrt und äußerst despotisch zu. Unter seinem Nachfolger Ferose III. gelangte das Reich wieder zu einiger Ruhe und Stärke. Aber nach seinem Tode 1389 giengen die Verwirrungen von neuem an; und es entstanden blutige bürgerliche Kriege unter den Candidaten der Krone. Sein Sohn Mahomed IV. und dessen Sohn Mahomed III. behauptete endlich den Thron; hatten aber nicht viel mehr als den Königlichen Titel, die meisten Provinzen waren in den Händen der Großen. Die Stelle eines Staatsverwesers hatte Eckbal an sich gerissen. Der Staat befand sich in der äußersten Verwirrung und Anarchie. An jedem Orte, sagt Ferishta, entstand bürgerlicher Krieg, und zween Könige (Mamood und Nuserit) hielten sich in einer Hauptstadt auf. -- Es war eine beständige Schlacht zwischen den

beiden

beiden Städten Delhi und Feroseabad, welche letztere es mit dem Muserit hielt; fast täglich wurden einige tausend getödtet -- Verschiedene Gouverneurs der Provinzen nahmen an diesem innerlichen Kriege keinen Theil; sie behielten aber die Einkünfte für sich und legten hiedurch den Grund zu ihrer Macht und Unabhänglichkeit. Eckbal nahm endlich den Mamood in Verhaft, lies ihm nichts als das Leben und den königlichen Titel, demüthigte den Muserit und Tatar, die sich der höchsten Gewalt anmaßeten, und bemühete sich darauf, die Regierung zu Delhi wieder in Ordnung zu bringen, als die Nachricht einlief, daß Timur über den Indus gegangen wäre, in der Absicht, Hindostan zu erobern. Inzwischen hatte Saring, Gouverneuer von Dewalpoor, sich im westlichen Indien eine Herschaft errichtet, deren Sitz zu Moultan war. Mahomed Jehangire, Tamerlans Enkel, eroberte Moultan nach einer halbjährigen Belagerung, Saring muste sein Heil in der Flucht suchen, und sein Land blieb unter der Bothmäßigkeit der Moguls. So sahe es aus zu Ende des 14ten Jahrhunderts, womit sich dieser Band schließet.

Von denen hier abgehandelten Regierungen der Hindostanischen Monarchen sind einige vorzüglich interessant und merkwürdig. Dahin rechnen wir: die Regierung des tapfern und staatsklugen Mahomed Ghiznawi, dieses großen, gerechtigkeitsliebenden Fürsten, der Verdienste achtete und belohnte, wo er sie antraf, der ein Vater seines Volks und ein Schrecken seiner Feinde war; die des Musaood I, Ibrahim I, Mahomed Ghori, des grosmüthigen und freigebi-

gen Cuttub ul Dien Abieck, der großen, aber unglücklichen und bedauernswürdigen Sultana Rizia, des Balin, Alla des Ersten, der mehr ein seltsamer, außerordentlicher, als großer Mensch war, ungelehrt, aber scharfsinnig und staatsklug, tapfer, aber zugleich grausam, niederträchtig und betrügerisch, prächtig, aber dabei stolz im äußersten Grade; des Wüterichs Mahomed 3. und die Regierung Ferose 3. Kein König von Indien hat je mehr Gelehrte an seinem Hofe gehabt, eine schönere Armee gehalten, und größere Pracht gezeigt, als Sultan Mahomed Chiznari. Schon unter seiner Regierung im eilften Jahrhundert sol man im Orient den Gebrauch der Flinten gekant haben; die morgenländischen Schriftsteller schreiben die Erfindung derselben einem gewissen Lockman zu. In der Geschichte des Cuttub wird eines weißen Elephanten gedacht, welcher sich unter der dem Fürsten von Benaris, den Cuttub schlug, abgenommenen Beute befand. Ferishta merkt an, daß dieses der einzige weiße Elephant gewesen sey, von welchem man jemals in Hindostan gehört habe. Mahmood II. hatte ganz wider die Gewohnheit der Indischen Fürsten keine Concubinen. Seine Gemahlin muste alle häusliche Verrichtungen selbst thun, und er weigerte sich, ihr hierinnen die geringste Erleichterung zu verschaffen. Denn, sagte er, ich bin nur ein Vormund des Staats, und darf daher demselben keine unnöthige Kosten verursachen. Schön sind die Lehren, welche Balin seinem Sohne Mahomed gab. Wir führen zum Beweise einige derselben an:

„Re-

„Regiere deine Leidenschaften durch Vernunft, und hüte dich, deinem Zorn Raum zu geben. Der Zorn ist zwar bei allen Menschen gefährlich, aber bei Königen ist er das Gewehr des Todes."

„Wende den öffentlichen Schatz zum Dienste des Staats an, mit derjenigen klugen Haushaltung und gütigen Freigebigkeit, welche die Vernunft einem Gemüthe einflößen wird, das alzeit die Absicht hat, Gutes zu thun."

„Schärfe den Gottesdienst durch dein Beispiel ein, und las das Laster und den Unglauben niemals unbestraft, damit sie sich nicht erheben mögen."

„Sey alzeit aufmerksam auf die Geschäfte des Staats, damit du die Hintergehung von listigen Ministern vermeidest."

„Spare keine Mühe, Leute von Genie, Gelehrsamkeit und Tapferkeit zu finden. Du must sie durch Wolthaten aufmuntern, damit sie die Seele deines geheimen Raths, und das Schwerdt deiner Macht seyn mögen."

Alla I. gerieth auf den wunderlichen Einfal, eine neue Religion, nach Mohammeds Beispiel, zu stiften, und die Eroberung der Welt zu unternehmen, lies sich auch schon den zweiten Alexander nennen. Die Vorstellungen des alten Richters Alla ul Muluck hielten ihn von der Ausführung dieser thörichten Entwürfe zurück. Die berühmtesten Indischen Gelehrten, insonderheit Dichter, sind bei jeder Regierungsgeschichte sorgfältig angemerkt; die traurige Geschichte des berufenen Dervisch Seid Molah wird unter Ferose II. Regierung umständlich erzählt. Ueberhaupt genommen

giebt

giebt dieses Werk eine sehr nützliche, angenehme und lehrreiche Unterhaltung. Betrübend und ekelhaft ist es zwar jedem fühlbaren Gemüthe, so viele Beispiele der unmenschlichsten Grausamkeit in dieser Geschichte zu finden; man wird aber dafür durch die Erzählung vieler höchst wichtigen Begebenheiten, und mancher edlen, grosmüthigen Handlung schadlos gehalten. Auch diese Geschichte giebt häufige Beweise von der Wahrheit, daß der Despot, sobald er sich einfallen läßt, als ein solcher zu handeln, seinen eignen Thron *untergräbt*, und daß kein Volk geneigter zu Empörungen und schwerer zu beherschen sey, als dasjenige, welches in einer sclavischen Abhängigkeit von seinen Monarchen gehalten wird.

Ferishta ist weder ein Schmeichler, noch ein abergläubischer Schriftsteller, sondern gehört zu den *guten* und pragmatischen Geschichtschreibern. Er erzählt sorgfältig die Veranlassungen der Begebenheiten, so weit er ihnen hat nachspüren können, führt zwar bisweilen Fabeln an, lacht aber selbst darüber, verschweigt keine gute Seite der Regenten und Minister, tadelt aber auch ihre Fehler mit großer Freiheit und Unpartheilichkeit. Beispiele hievon findet man S. 61. 68. 135. 152. 166. 204. 226. 310. 315. 395. 412. und an vielen anderen Stellen.

Die Deutsche Uebersetzung lässet sich recht gut lesen; nur bisweilen merkt man, daß sie Uebersetzung ist. Von ihrer Genauigkeit können wir nicht urtheilen, da wir keine Gelegenheit hatten, eine Vergleichung mit dem Englischen Original anzustellen. Einige Wörter scheinen unrichtig ausgedrückt zu seyn. So hätte

z. B.

z. B. Chin im Deutschen vielleicht durch Schin, oder Tschin ausgedrückt werden sollen. Die eignen schätzbaren Abhandlungen, welche Hr. Dow jedem Bande dieser Geschichte vorgesetzt hat, wil der Deutsche Uebersetzer in einem besondern Bande liefern. Wir hoffen, daß man am Schlusse des ganzen Werkes ein volständiges Register hinzufügen werde, welches zur völligen Brauchbarkeit desselben unentbehrlich ist.

LXXXVI.

Geographisches, historisches, physicalisches und moralisches Mancherlei, in verschiedenen Abhandlungen. Erster Theil. Leipzig bei Böhme 1773. 362 S. in 8.

Der Inhalt dieser Samlung entspricht dem Titel volkommen. Abwechslung genug in den Materien, aber auch, welches wir ungern hinzusetzen, starke Abwechslung in Rücksicht auf den Werth dieser Materien! Man trift hier ganz gute Sachen, viel mittelmäßiges und schlechtes in einem seltsamen Gemisch unter einander an. Gegenwärtiger Theil enthält folgende 22 Stücke: Beschreibung von Constantinopel. Der Verfasser meint S. 2. daß die osmanischen Türken zu den allerunbedeutendsten und unbekantesten Völkern gehört hätten. Dieses kan nur unter einer starken Einschränkung und in Absicht auf die erste Entstehung dieses

ses merkwürdigen Volks behauptet werden, und als-denn gilt es von vielen andern Nationen so gut, als von den Türken. Tatarei sol man schreiben, nicht Tartarei, wie hier geschieht, Mohammed, Mohämmed, oder Muhammed, nicht Mahomed. Die Beschreibung vom heutigen Constantinopel selbst scheint ziemlich richtig zu seyn, enthält aber bei weitem nicht alles Merkwürdige dieser türkischen Hauptstadt. Nachricht von den Sitten, Gebräuchen und der Religion der Russen vom Abt d'Auteroche von S. 27 bis 70. Wie sind doch die Verfasser auf einen so unzuverlässigen Reisebeschreiber, als Chappe d'Auteroche, verfallen! Der Aufsatz ist vol von Ungereimtheiten und Unwahrheiten. Der flüchtige, leichtsinnige Franzos sahe alles oben hin an, und lies sich auch vieles aufbinden. Beschreibung des Dachses. Von der Lenkung der Leidenschaften S. 79. Der Verf. ist gar nicht mit der heutigen Musik und Dichtkunst zufrieden; aber gewis aus unrichtigen und unüberlegten Gründen. Wer behauptet denn wohl, außer ihm, daß einer der vornehmsten Zwecke unsrer Musik sey, das Herz unreiner Eindrücke fähig zu machen? oder, daß die Reinigkeit und Keuschheit sich nicht so reitzend in Versen ausnehme, wie die Unreinigkeit? War denn in alten Zeiten die Schaubühne mehr, als jetzt, auch für Leute von mittelmäßigen Einsichten, eine Tugendschule? Ueberhaupt ist diese ganze Abhandlung nicht viel werth. Numan und Zeineb. S. 89. eine orientalische Erzählung von gewöhnlicher Art, die indessen für eine gewisse Gattung von Lesern unterhaltend seyn kan. Beschreibung des Bibers und der Fischotter S. 109.

S. 109. Ein paar Narheiten aus China. S. 120. womit wenigen gedient seyn wird. Rosalinda S. 126. Ein Mährgen von sechs Seiten, ohne Erfindung und Neuheit, auch nicht wahrscheinlich genug. Begebenheiten der Mis Rutland von S. 132 bis 218. Dies ist eins der besten Stücke in der ganzen Samlung, welches auf eine angenehme Weise unterhält. Die Schilderung des jungen Williams scheint übertrieben. Ist es möglich, daß man gegen eine so liebenswürdige und tugendhafte Frau so handeln könne, als Williams sich gegen Mis Rutland beträgt? Solte auch der verderbteste Mensch bei so vieler Nachsicht, Grosmuth und Zärtlichkeit, als die Frau Williams für ihren unwürdigen Man äußert, immer unempfindlich bleiben? Die Allegorie S. 219. ist nicht übel gerathen. Einige wunderbare Begebenheiten aus der Naturhistorie. Von der Furcht vor dem Tode. Ganz gute, algemeine Anmerkungen. Beschreibung des Damhirsches. Doris und Thersander; eine griechische Erzählung. S. 143. die wir mit Vergnügen gelesen haben. Die Ungemächlichkeiten eines einsamen Lebens S. 262. Wieder recht gut gemeinte, auch nützliche, aber ganz bekante Wahrheiten. Kurze Nachricht von den sieben Weisen aus Griechenland. Ein Brief über die Menschlichkeit. S. 276. mögte es fähig seyn, die darin angerühmte Tugend gemeiner zu machen! Salah, oder die Gefahr der Angewohnheit. Die Erfahrung; eine moralische Erzählung. S. 297. Etwas besser, als die vorhergehende. Eine ganz gute Abhandlung von dem Wohlklange im Lesen. S. 319. Tai und Cherick Benadi, zween Araber.

her. S. 352. Eine kurze, rührende Erzählung. Anecdoten einiger Caliphen. S. 356.

Manchen Lesern wird die Fortsetzung dieser Samlung angenehm seyn: wir wünschen nur, daß die Verfasser künftig sorgfältiger auswählen, und in Ansehung ihrer Quellen behutsam zu Werke gehen mögen.

LXXXVII.

Codex Diplomaticus Brandenburgensis. Aus Originalien und Copialbüchern gesamlet und herausgegeben von Philip Wilhelm Gerken. Salzwedel, auf Kosten des Herausgebers. Tomus I. 1769. T. II. 1770. T. III. 1771. T. IV. 1772. 4.

Ob gleich die erstern Bände bereits vor einigen Jahren ans Licht getreten sind, so holen wir sie doch des Zusammenhanges wegen nach, und zeigen kurz den Inhalt des ganzen Werks, so weit es jetzt heraus ist, an. Herr Gerken, der sich schon durch andre Schriften rühmlichst bekant gemacht hat, leistet durch dieses schätzbare Werk der Geschichte einen sehr wichtigen Dienst. In der lesenswürdigen Vorrede zum ersten Theil rühmt er die großmüthige Unterstützung, welche der Preußische Minister, Freiherr von Herzberg, ihm bei seinem Unternehmen hat widerfahren

fahren lassen, und handelt darauf mit Einsicht und Gründlichkeit von den nöthigen Eigenschaften und Pflichten eines Urkunden-Herausgebers. Gegenwärtige vier Theile enthalten folgende Stücke:

Tomus I. Diplomatarium monasterii Hildesleve. Diplomatarium Miscellaneum. Copiarium membranaceum Saec. XIV ex Archivo regio Berol. Diplomatarium monasterii Himmelsted.

Tom. II. Diplomatarium miscellaneum. Diplomatarium monasterii Chorin. Diplomatarium Meso-Marchicum e Copiario membranaceo Sec. XIV. Chartularium Caroli IV imperat. Fragmentum Copiarii chartacei Sec. XIV. Diplomatarium Palaeo-Marchicum.

Tom. III. Des Freiherrn von Herzberg merkwürdige Abhandlung von den alten Siegeln der Markgrafen und Churfürsten von Brandenburg, besonders von dem zweiköpfichten Adler, den man auf dem Siegel des Wenceslaus, Königs in Böhmen und Markgrafen von Brandenburg, antrift. Diese Abhandlung ist aus dem VIIIten Theil der Memoires der Akademie der Wissenschaften zu Berlin übersetzt. Diplomatarium Magdeburgico-Marchicum. Diplomatarium Neo-Marchicum ex Cod. Sec. XIV. Diplomatarium Mecklenburgico-Holsatico Marchicum ex Copiario Sec. XIV. Diplomatarium Palaeo-Marchicum.

Tom. IV. Diplomatarium Magdeburgico-Marchicum. Diplomatarium Magdeburgicum.

Supplementum Codicilli diplomatum in Tomo II. Reliquiarum Dni de Ludewig. Diplomatarium Episcopatus Lubusani. Chartularium civitatis Münchbergensis. Diplomatarium Palaeo-Marchicum. Den mehresten Stücken ist ein kurzer erläuternder Vorbericht vorangesetzt. Der zweite Theil ist mit einem chronologischen Verzeichnis aller in den beiden ersten Theilen enthaltenen Urkunden, und mit einem sehr vollständigen dreifachen Register verse hen. Eben dergleichen findet sich zu Ende des vierten Theils über die beiden letztern Theile, wodurch denn das Werk vollkommen brauchbar gemacht worden. Wir wünschen Herrn G. zu baldiger Fortsetzung desselben Gesundheit, Muße und fernere Unterstützung.

LXXXVIII.

D. Vincente Bacallar y Sanna, Marquis von San Felipe, Vicomte von Fuente-Hermosa u. s. w. Beiträge zur Geschichte von Spanien unter der Regierung des Königs Philip V. In zween Theilen. 1 Th. 324 S. 2 Th. 364 Seiten. Aus dem Spanischen übersetzt. Mietau, Hasenpoth, und Leipzig, bei Hinz, 1772. 8.

Ein angenehmes Geschenk, wodurch wir beträchtliche Ergänzungen der neuern Spanischen Geschichte

schichte erhalten haben! Der Verfasser dieser Beiträge, der Marquis von San Felipe, ein gebohrner Sardinier, trat schon in seiner Jugend in Carls II Dienste. Nach dem Tode dieses Monarchen erkante er den Herzog von Anjou für den rechtmäßigen König von Spanien, und blieb demselben beständig treu. Er ist vor ungefehr zwanzig Jahren zu Madrid gestorben. Philip V lies alle Exemplare des gegenwärtigen Buchs in Beschlag nehmen, und nöthigte den Sohn des Verfassers, alles, was noch vom Manuscript übrig war, auszuliefern. Philip wünschte die Unterdrückung dieses Werks theils aus Achtung für einige vornehme Spanische Häuser, von welchen sehr freimüthig darin gesprochen wird, theils deswegen, weil der Marquis von S. F. die Eifersucht, welche der Bruder Philips über dessen Erhebung zur Königswürde gehegt haben sol, gar zu ernsthaft darin behauptete.

Im Jahre 1756 erschien eine Französische Uebersetzung dieses Buchs, und aus derselben, nicht aus dem Spanischen Original, ist es allem Ansehn nach ins Deutsche übersetzt. Der Französische Uebersetzer hat für gut gefunden, einige Veränderungen mit seinem Original vorzunehmen. Er hat nemlich die Beschreibungen von Belagerungen, Schlachten und Märschen, welche sich nicht unmittelbar auf Philip V bezogen, weggelassen, er hat den Titel des Werks geändert, und alle die Stellen gemildert, in welchen der Verfasser den vorher erwähnten Argwohn gegen den Bruder Philips V geäußert hatte. Diese leztere Aenderung hätte nicht geschehen sollen. Gewundert haben wir uns doch, daß ein Franzos es

für rathsamer gehalten, den Beinamen des Muthigen, welchen San Felipe Philip V auf dem Titel gegeben hatte, zu unterdrücken. Der Französische Uebersetzer bemüht sich übrigens in seiner Vorrede, welche auch der Deutschen Uebersetzung vorgedruckt worden, einige vom Herzog von Orleans unternommene Schritte zu rechtfertigen, welche dahin abzweckten, sich eines Theils der Spanischen Monarchie zu bemächtigen, und ertheilt dem Spanischen Ministerio unter dem vorigen Könige große Lobsprüche. In den vor uns habenden beiden Theilen wird von der Spanischen Geschichte vom Jahre 1699 an bis zu Ende des J. 1710 gehandelt. Obgleich viele, ja die mehresten der angeführten Begebenheiten bekant genug sind: so lieset man sie hier doch mit Vergnügen. Man findet aber auch manche merkwürdige Intriguen, manche beim ersten Anblick unbedeutende Vorfälle erzählt, welche den Grund von wichtigern enthielten, und nicht so bekant waren. Und hauptsächlich in dieser Rücksicht ist das Buch achtungswehrt.

Carls II erste Gemahlin, Marie von Orleans, sol Ludwig XIV das Geheimnis verrathen haben, daß Carl unfähig sey, Kinder zu zeugen. --

Sonderbare und ärgerliche Beispiele von dem Misbrauche, welchen man von der Schwäche des bedauernswürdigen Carls II machte, werden S. 12. 13 erzählt. Der König lies sich wirklich weis machen, daß er vom Teufel besessen wäre. -- Sturz des Grafen von Oropesa S. 17. 18. 19. Französische und Oesterreichsche Intriguen am Spanischen Hofe wegen Bestim-

stimmung der Thronfolge S. 20 und folg. Theilungsvertrag der Spanischen Monarchie, von Ludwig XIV entworfen S. 36. 37. Nach unserm Verfasser sahe derselbe ganz anders aus, als nach dem Berichte andrer Geschichtschreiber. Außerordentliche Gewalt des klugen, aber ehrgeizigen und harten Cardinals Porto-Carrero S. 50 folg. Der Französische Minister zu Madrid wird S. 51 Blecourt genennet, vorher S. 25 hies er Blicourt; sein rechter Name war Blécour. Das bekante Testament Carls II, dessen Inhalt S. 47 angeführt ist, wurde so geheim gehalten, daß der kaiserliche Gesandte nichts davon erfuhr, als bis es zu spät war S. 52. In der Härte des Cardinal Porto-Carrero und des Präsidenten von Castilien D. Manuel Arias, ist der wahre Grund von allem Uebel zu suchen, welches Spanien bald nach dem Tode Carls II leiden muste S. 77 folg. Die Colonie del San Sagramento, über welche in den neuesten Zeiten so viel Streit entstanden ist, wurde mit allem Zubehör 1701 an Portugal abgetreten. Elend war der Zustand der ehedem so mächtigen Spanischen Monarchie beim Ausbruch des Successionskrieges S. 95. 96. „Man hatte die Schifbaukunst vergessen. -- Philip V besaß keine andre Schiffe, als die, durch welche der Handel nach Indien geführt wurde. Die wenigen noch vorhandenen Galeeren waren in unbrauchbarem Stande. Im ganzen Königreiche Neapel befanden sich kaum sechs volständige Compagnien Soldaten, ohne Kriegserfahrung und Disciplin. 500 Man vertheidigten Sicilien, kaum 200 waren in Sardinien, noch weniger auf Mallorca, Indien war gar nicht mit Truppen versehen. --

hen. -- Die Mauern aller festen Plätze in Spanien waren verfallen, von Roses bis Cadiz fand man kein Schlos, keine Schanze, die eine Besatzung oder Geschütz gehabt hätte. Die Seehaven waren äusserst vernachlässigt, die Vorrathshäuser, Arsenale, Werkstätte von allen Kriegsbedürfnissen und Materialien entblößet. Die Macht der ganzen Monarchie betrug etwa 20,000 M., und ihre ganze Seemacht bestand in dreizehn Galeeren, wovon man sieben auswärts angekauft hatte. Orry, ein sehr geschickter Financier, aber zu heftig und ungestüm, komt nach Spanien, das dasige verfallene Finanzwesen in Ordnung zu bringen, 1701. Den Talenten des Großbritannischen Königs Wilhelms III läßt der Verf. S. 135. 136 zwar überhaupt Gerechtigkeit wiederfahren, beurtheilt aber diesen wahrhaftig großen Fürsten in einigen Stücken offenbar zu hart und partheiisch. Welcher nicht mit Vorurtheilen eingenommene Mensch wird es dem Verf. zugeben, daß Wilhelm ein Tyran gewesen sey, weil er nach dem Tode seiner Gemahlin den Engländischen Scepter behalten, und daß derselbe zu dieser Beibehaltung der Regierung nicht das geringste Recht gehabt habe? Er war ja nicht blos Gemahl der Königin von England, sondern wirklicher, feierlich anerkanter König; nicht nur seiner Gemahlin, sondern auch ihm selbst war die Regierung auf Lebenszeit übertragen, und nur unter dieser Bedingung hatte er sie angenommen. Er hatte förmlich wider allen Antheil an der Regierung protestirt, wenn man sie ihm nicht auf seine Lebenszeit anvertrauen wolte. Und dieses war durch eine feierliche Acte geschehen. Ja, man war noch weiter

weiter gegangen. Man hatte zwar den Prinzen und die Prinzessin von Oranien beide zusammen für König und Königin von England erklärt, man hatte aber dem Prinzen vorzüglich, fast ausschlüssig, die Reichsverwaltung aufgetragen. Nach dem Tode der Königin entstanden einige Bewegungen gegen Wilhelm; allein auch damals erklärte das Parlament, daß der König allerdings zur fernern Reichsverwaltung auf eben dem Fus, wie bisher, berechtigt sey. Der hier angeführte Prinz George von Dännemark, der Königin Anna Gemahl, befand sich in einem ganz andern Verhältnis, als Wilhelm III, und der Verf. irret sich, wenn er meint, diesem Prinzen sey dadurch, daß man ihn nicht als König erkante, eine große Beleidigung oder Unrecht wiederfahren. Die Politik Wilhelms III war gewis nicht weder blind noch falsch, wie unser V. vorgiebt, ohne Beweis darüber zu führen. Schlacht bei Luzara S. 150-156. Eugen focht hier mit 30,000 Man gegen 50,000. Merkwürdige Eroberung von Barcellona 9 October 1705. S. 301-305. Unser Verf. weis nichts von der bekanten den Grafen von Peterborough betreffenden Anekdote, welche Voltaire bei diesem Vorfalle erzählt. Sie ist indessen dem Character Peterborough's volkommen gemäß. Die Truppen Königs Carls begiengen, nach des Verf. Berichte Th. II. S. 7. in Barcellona die größesten Ausschweifungen; doch rechtfertigt der Verf. den König Carl selbst, der, nach seinem Urtheile, eine billige Denkungsart besaß, aber jene Ausschweifungen nicht verhüten konte, weil die Truppen blos vom Grafen Peterborough Befehle annahmen. Sonderbare

und unerhörte Beweise der Treue der liederlichen Weibspersonen von Madrid, für die Sache Philips V, werden S. 42 erzählt. Schlacht bei Almanza am 25 April 1707, wo der Marschal von Berwick über die Engländer und Portugiesen siegte S. 93-98. Einnahme von Neapel durch den Graf Daun S. 123-128. Philip V vernichtet die Privilegien von Valencia und Arragonien, und unterwirft diese Provinzen den Castilianischen Gesetzen S. 143. In Hinsicht auf Arragonien mus dieses nur von den Privilegien verstanden werden, welche dieses Königreich sich bis dahin noch erhalten hatte. Verschiedene und wichtige Freiheiten desselben hatte aber schon Philip II 1591 und 1592 auf Veranlassung eines Aufstandes in Saragossa, welchen der bekante D. Antonio Perez bewirkt hatte, theils aufgehoben, theils sehr eingeschränkt. Sieg Königs Carl und des Grafen von Stahrenberg über Philip V und den Marquis de Bay bei Saragossa 20 August 1710. S. 289-293. Philip hatte 19,000, Carl aber 25,000 Man. Der Marquis de Bay sol aus unbekanten Ursachen gewünscht haben, geschlagen zu werden. Einzug Carls in Madrid, wo man ihn sehr ungern sahe, und schlecht empfieng S. 320. Schreckliche Beispiele von dem Hasse der Spanier gegen die engländischen und deutschen Soldaten. -- Glückliche Unternehmungen des kühnen Partheigängers, D. Joseph Vallejo, der beinahe Carln aufgehoben hätte S. 323. Seltsam ist es, daß man Philippen funfzig Tage Zeit lies, seine äußerst verfallene Sache herzustellen, und eine Armee von 20,000 M. zusammen zu bringen; aber der Graf Stahrenberg verlohr

zu Madrid in Unthätigkeit und Müssiggang alle Früchte seiner Siege. Castilien und Andalusien, und von Privatpersonen der Graf Aquilar und der Marquis Castelar gaben damals sehr rühmliche Beweise ihrer Treue und Ergebenheit für Philip V, den sie für ihren rechtmäßigen Beherscher erkant hatten. Abzug Königs Carl aus Madrid S. 332. Den engländischen und holländischen Befehlshabern, vorzüglich Stanhope, hatte man es zu danken, daß die Stadt nicht geplündert wurde. Action bei Brihuega, wo Stanhope sich mit 4,800 Man gefangen geben muste S. 347. Schlacht bei Villaviciosa 10 December 1710. S. 349 folg.

Die untermischten Reflexionen des Verfassers sind meistens sehr kurz und gut; doch sind uns einige vorgekommen, die wir ganz gern entbehrt hätten. Eine gewisse Partheilichkeit gegen das österreichische Haus leuchtet überal hervor, und Philip dem V wird zu sehr geschmeichelt. Wenigstens hat die Folge seiner Regierung alle die Lobsprüche nicht bestätigt, welche ihm hier in so reichem Maaße ertheilt werden, und es ist gewis nicht seiner Thätigkeit zuzuschreiben, daß Spanien unter ihm an Macht und Ansehn zunahm. Wir hoffen die baldige Fortsetzung dieses Werks, von welchem wenigstens noch zwei Theile zurück sind.

LXXXIX.

Practischer Catechismus, zur christlichen Sittenlehre für das Landvolk, nebst moralischen Regeln, zur feinern Bildung desselben. Leipzig, bei Johan Gotfried Müllern, 1772. 12 Bogen in 8 nebst der Vorrede.

Die Vorrede dieses Buchs, welche allein ein und dreißig Seiten ausmachet, ist eine Widerlegung einer kleinen Schrift, welche im vorigen Jahre zu Frankfurt am Mayn, unter dem Titel: Catechismus der Sittenlehre für das Landvolk, ans Licht trat. Ein christlicher Politicus in T. wird redend eingeführt, welcher sehr viele Erinnerungen über diese Schrift macht, jedoch mit aller Bescheidenheit ohne anzügliche Bitterkeiten. Der Verfasser des frankfurtschen Catechismus hatte gesagt: daß alle Lehren und Ermahnungen dahin gehen müsten, dem Menschen die Tugend liebenswürdig zu machen, weil sie dadurch unauslöschlich in ihr Herz geschrieben würde, um ihnen zu zeigen, wie unzertrenlich der Vortheil eines jeden mit der Tugend verbunden wäre. Hierüber werden nun verschiedne Bedenklichkeiten geäußert. Allein es ist doch in der That dieser Satz sehr wahr, und der christliche Politicus scheint den frankfurtschen Verfasser nicht genug verstanden zu haben, oder letzterer hat sich nicht deutlich genug ausgedrückt.

Wir haben das Buch nicht bei der Hand, daß wir jezt dieses so genau bestimmen könten. Alle die Widerlegungen, welche hier angebracht werden, sind wirklich keine, und der frankfurtsche Verfasser wird sie leicht beantworten. Eine jede Tugend, sie sey welche sie wolle, bringt mir einen wahrhaftigen Vortheil, und ist es kein irdischer sogleich erscheinender, so ist es doch das unaussprechliche süße Vergnügen, das ich empfinde, wenn ich was Gutes thue, weil ich dadurch Handlungen verrichte, welche der Natur meiner Seele völlig gemäs sind, und sie also glücklich machen, so wie Essen und Trinken angenehme Empfindungen in meinem Körper hervorbringen. Das war auch wirklich die Ursache, warum GOtt die Tugend befahl, (denn er befiehlt nichts aus Eigensin, oder weil er wil, daß dieses gut und jenes böse seyn sol) weil sonst der Mensch nicht glücklich seyn konte. Der Einfal, warum man z. E. Bäume pflanze, wenn man schon zu alt ist, Früchte davon zu genießen; warum der Samariter dem Verwundeten half, ohne irdischen Vortheil davon zu haben, ist hier nicht treffend. Ist denn der Gedanke eine Kleinigkeit, wenn ich mir selbst sagen kan, ich habe für die Nachwelt gesorgt? Und waren denn nicht die Dankstbränen des verwundeten Juden dem Samariter Belohnung genug? Wir kennen die Natur unsrer Seele nicht genug, um genau zu sagen, warum in allen Fällen die Ausübung einer Tugend, ohne den mindesten irdischen Vortheil, ihr doch so süße Empfindungen verursache; aber wir fühlen es doch, wenn nicht schon die Seele durchs Laster verderbt ist, denn geht es ihr wie einem Febricitanten, dem schmeckt alles

alles bitter, auch was im gesunden Zustande ihm sonst sehr schön schmeckte. Es ist nicht wahr, daß jemals das Laster einem Menschen durch irdischen Vortheil wahrhaftig reizend geworden ist. Die Schrift sagt selbst, die Gotlosen haben keinen Frieden. Man mus freilich Gutes thun, weil es GOtt haben wil, aber man mus es auch wissen, warum es GOtt haben wil, nemlich, weil man nicht anders glücklich werden kan; und was es sey, daß man in einem gewissen Verstande sagen könne, daß solche Tugend interessant sey. Ist denn bei einem Wesen, dem GOtt den Wunsch der Glückseligkeit in seine Brust geleget hat, eine Handlung ohne solchen eigennützigen Gedanken möglich? Und liebten wir uns selbst, wenn wir ihn nicht hätten? Es gefält uns nicht, blos das zum Bewegungsgrunde der Tugend zu machen, weil uns GOtt dafür belohnen wil. Das hieße als ein Mietling gedacht. GOtt belohnt aus Gnaden, weil wir ohnedem Gutes thun müssen, wenn auch keine Belohnungen wären; und dieser Gedanke der Belohnung sol uns freilich allezeit erfreuen, aber nicht einzig und allein der Bewegungsgrund unserer guten Handlungen seyn. Denn belohnte auch GOtt nicht aus Gnaden, und wäre dennoch eine Unsterblichkeit der Seelen, so müste doch derjenige, der hier Gutes gethan, ohngeachtet aller seiner Fehler es in der Zukunft doch viel besser haben, als der Bösewicht.

Der christliche Politicus verspricht nun eine bessere Sittenlehre fürs Landvolk zu machen, und verschiedne Dinge, die er an dem frankfurtschen Buche, und auch manche mit Grund tadelt, zu verbessern.

Und

Und das ist nun dieses Buch. Es theilet sich in zwei Abschnitte. Der erste enthält diesen moralischen Catechismus, und der zweite Regeln zur moralischen Bildung, die aber von einem andern Verfasser sind.

Der Inhalt des moralischen Catechismus ist: 1) die Einleitung, alsdenn vier Abschnitte. Der erste von den Grundlehren der christlichen Moral. Der zweite vom menschlichen Verderben und der Gnadenhülfe GOttes zur christlichen Tugend. Der dritte von den algemeinen Mitteln zur wahren Tugend. Der vierte von den Hindernissen, Bewegungsgründen und Kenzeichen der christlichen Tugend.

Das Buch ist überhaupt recht gut geschrieben, gründlich, deutlich, leicht, in einer passenden Sprache, und verdienet in den Händen aller Landleute zu seyn, die aus seiner Durchlesung überhaupt viel Nutzen haben werden. Hin und wieder sind Beispiele angebracht, die uns sehr wohl gefallen haben, weil sie dem Landman, für den dies Buch doch geschrieben ist, sehr verständlich seyn müssen, indem sie größtentheils aus seinen Beschäftigungen und Umständen hergenommen sind. Aus dem Worte Catechismus solte man fast schließen, daß diese Schrift in Frage und Antworten abgefasset wäre. Das ist sie nicht, sondern in zusammenhängenden Absätzen geschrieben, die aber leicht, wenn man wolte, in Frag und Antworten könten zergliedert werden, und es wäre sehr gut, wenn die Lehrer in den Schulen auf dem Lande solches thäten; oder, da es die wenigsten könten, wenn der V. sich entschlösse, den Landleuten zum Besten, und den Schulmei-

stern

stern zur Anleitung, ein solches Werk zu verfertigen. Das hätten wir gewünschet, daß der V. zuweilen auch den natürlichen Grund der Tugend neben dem Befehle GOttes angeführt hätte. Es erheitert den Verstand, und macht es keinen Bewegungsgrund zur Tugend mehr, so zeiget es uns doch allezeit die Liebe GOttes, die uns allezeit, und nichts als das befahl, was uns wirklich glücklich machte, und was in unsrer Natur, unserer Seele und unserm Körper, und der menschlichen Gesellschaft ihren Grund hat.

Wir wollen doch eine Stelle aus diesem Buche anführen, um unser Urtheil zu rechtfertigen; wir wählen eine solche, da der V. selbst Bewegungsgründe zur Tugend aus ihrer Liebenswürdigkeit herleitet, und also viele Gedanken seiner Vorrede selbst widerleget. Sie stehet auf der 112 Seite. Nachdem er gesagt hatte, daß man von der Tugend und den Religionswahrheiten allezeit mit Ernst und Ehrerbietung reden, und aus den Lastern nie einen Scherz machen müsse, fährt er also fort: „Vernunft und Schrift „verbindet uns über dieses, daß wir die Tugend in ihrer „liebenswürdigen und schönen Gestalt fleißig betrach„ten, und das Laster mit seinen häslichen Farben und „Nachwehen uns vor Augen stellen. Ihr seyd, lieben „Leute, hiezu auch fähig. Wisset ihr nicht, daß gute „Werke und löbliche Thaten gelobet und gerühmet „werden. Wie viel höret ihr jetzt denen zum Ruhme „nachsagen, welcher mit so vielen ansehnlichen Geld„summen und andern milden Beiträgen die schmach„tenden Armen in unserm Lande unterstützet haben? „Wie viel thränenden Segen (der Ausdruck ist unna-

„tür-

„türlich) wünschet man den Wohlthätern und den men„schenfreundlichen Personen, welche sich dabei viele „Beschäftigungen und Sorgen gemacht haben. Ich „bin völlig davon überzeuget, daß ihr dieses empfindet. „Sol man nun nicht bei allen tugendhaften Werken, „mit möglichster Achtsamkeit und Bewegung darauf se„hen, daß das Gute liebenswürdig, löblich, rühm„lich, nützlich, edel und verehrungswürdig, das Bö„se hingegen abscheulich, verachtungswürdig, schäd„lich, unanständig und schändlich sey u. s. w.?" Dieses ist eine Probe von der Schreibart des V., ob nun schon, wie man sieht, der Styl etwas weitschweifig und schleppend ist, so sind doch die Sachen gut, und ein redliches Herz blicket allenthalben hervor. Die moralischen Regeln zur feinern Bildung des Landvolks, welche diesem Buche angehänget sind, sind ohngefehr auf einem Bogen enthalten. Es sind folgende Hauptabschnitte darin befindlich: Der Hausvater, die Ehegattin, für die Kinder, für das Gesinde; sie sind recht gut geschrieben, und verdienen gelesen, und noch mehr fleißig ausgeübt zu werden.

XC.

Johan Gotlieb Töllners, der Gottesgelahrtheit und Weltheisheit öffentlichen Lehrers auf der Universität zu Frankfurt an der Oder, katechetischer Text, oder Grundlegung

gung des christlichen Lehrbegrifs für Unstudierte. Züllichau, auf Kosten der Weisenhaus- und Frommannschen Handlung, 1765. 23 Bogen in 8.

Wir holen die Recension dieses guten Buchs etwas spät nach; aber es verdienet doch aus aller Betrachtung eine Stelle in unsrer Bibliothek, und es ist besser, es etwas spät zu recensiren, als es gar zu versäumen. Unter den vielen katechetischen Anweisungen, die seit verschiednen Jahren zum Vorschein gekommen sind, haben auch viele ihre sehr große Mängel; Ordnung, Deutlichkeit, Auswahl der Materien, eine nicht gar zu tiefe Gelehrsamkeit, aber auch nicht eine gar zu große Leichtsinnigkeit in der Behandlung der Materien, kurz eine glückliche Mittelstraße werden bei manchen vergeblich gesuchet. In diesem katechetischen Texte hat der Herr Verfasser diesen Mängeln abzuhelfen gesuchet. Er schreibt nicht für ganz einfältige Kinder, welchen die ersten Wahrheiten der Religion erst müsten gelehrt werden, sondern für Erwachsene, und Leute von mehrern Einsichten, die aber doch noch zur Anzahl der Unstudierten gehören, wenigstens sich auf die Theologie nicht besonders gelegt haben. Wie groß der Schade sey, wenn auch solchen die Religion nicht ordentlich, deutlich und vernünftig gelehrt wird, zeiget eine tägliche traurige Erfahrung, und das tägliche Ueberhandnehmen des Unglaubens, wenigstens des Leichtsins in der Religion. Er schreibt für

Leute,

Leute, Alte und Junge, die zwar Fähigkeit genug, aber nicht Zeit, noch Kräfte noch Beruf haben, sich eine genaue theologische Kentnis zu erwerben; für Hauslehrer, ihre erwachsene Untergebnen darnach zu unterrichten; für Prediger, welche ihre erwachsnere Catechumenen, wie die Confirmanden sind, darnach unterrichten können, und auch für die höhern Klassen der Schulen, wo ein völlig akademischer Vortrag zur Unzeit angebracht seyn würde, und wo doch die Theologie gründlich gelehrt werden mus, weil viele der Lernenden, die sich der Theologie nicht besonders widmen, nachher leider fast gar keinen Unterricht in derselben mehr nehmen, und also hier allerdings vorzüglich gut unterrichtet werden müssen. So wie der Herr V. ein solches katechetisches Lehrbuch beschreibet, so hat er es auch volkommen wohl ausgeführet. Man stelle sich aber kein Buch dabei vor, welches in Fragen und Antworten zergliedert sey, wie katechetische Bücher zu seyn pflegen. Es ist ein katechetischer Text, wo die Wahrheit an einander hängend ausgeführet wird, welcher in Paragraphen abgefaßt ist, wo die folgenden Paragraphen sich auf die vorhergehenden beziehen, und öfters darauf berufen. Ein Buch, welches die Stücke und Ordnung enthält, worüber, und wie ein Lehrer katechisiren sol. Und nach der Absicht des Hrn. V. hat uns auch diese Methode sehr gut gefallen, und ein Lehrer müste sehr unwissend seyn, wenn er nicht leicht jeden Paragraphen in Frage und Antworten zergliedern könte, und ein solcher Lehrer, der das nicht könte, müste Gewissens halber sein Lehramt aufgeben, und verdienet solche wichtige Stelle nicht. Diese gan-

ze Schrift ist in vier Bücher, und jedes Buch wieder in verschiedne Hauptstücke abgetheilet. Das erste Buch handelt von den Gründen der christlichen Religion, und dieses Buch hat wieder zwei Hauptstücke: 1) von der natürlichen Erkentnis GOttes; 2) von der heiligen Schrift. Das zweite Buch von den christlichen Glaubenswahrheiten; hier sind auch zwei Hauptstücke: 1) von den durch die heilige Schrift bestätigten Glaubenswahrheiten; 2) von den der heiligen Schrift eignen Glaubenswahrheiten. Das dritte Buch von den christlichen Lebenspflichten; fünf Hauptstücke: 1) von den christlichen Lebenspflichten überhaupt; 2) von den Pflichten gegen GOtt; 3) von den Pflichten gegen uns selbst; 4) von den algemeinen Pflichten gegen andre Menschen; 5) von den besondern Pflichten gegen andre Menschen. Das vierte Buch von den Mitteln der christlichen Religion; drei Hauptstücke: 1) von dem Hören und Lesen, überhaupt von der Betrachtung des götlichen Worts; 2) vom Gebät; 3) von den Sacramenten. Dieses ist der Inhalt des ganzen Buchs, und wenn man die Aufschriften der Capitel überhaupt betrachtet, so siehet man, daß nichts darin vergessen worden, welches nöthig und nützlich war. Wir wollen uns nun über einige Stücke desselben etwas weitläuftiger einlassen.

Das erste Hauptstück des ersten Buchs redet vom Daseyn GOttes, vorzüglich wird dieses aus der Betrachtung der Welt bewiesen, Beweise und Betrachtungen, die der Absicht dieses Buchs angemessen, und überhaupt immer die einleuchtendsten sind. Von der

Er-

Erhaltung der Welt. Von den Eigenschaften GOttes, die zum Theil aus beiden ganz vortreflich hergeleitet werden. Aus allem diesen folgert der Hr. V. ganz natürlich, daß wir schuldig sind, GOtt zu lieben und zu vertrauen. Er kömt nachher auf die Nothwendigkeit der Religion, und von da ganz natürlich zur heiligen Schrift, hier zeigt er ihre Nothwendigkeit aus den vielen Wahrheiten, die uns die Vernunft nicht lehret, und die wir doch zu wissen begierig seyn müssen, und aus unserer völligen natürlichen Unwissenheit, wie wir GOtt wegen unsrer Sünden versöhnen sollen. Er kömt nun ganz natürlich auf die Bibel, und redet von ihrer Götlichkeit, die er aus den Weißagungen und Wundern der Verfasser der götlichen Bücher beweiset. Aus dem Beweise der Götlichkeit der heiligen Schrift zieht er nachher wichtige Folgen für alle Christen. Im zweiten Buche, wo der Herr Verfasser im ersten Hauptstücke von den Glaubenswahrheiten handelt, die zwar die Vernunft schon erkennet, welche aber die Offenbahrung erörtert und bestätiget, redet er von der Schöpfung; von den Engeln, von der Erhaltung und Regierung GOttes, sowol algemeinen als besondern. Nun ferner von GOtt, in wie fern er aus der heiligen Schrift auch erkant wird, und von seinen Eigenschaften, von der Dreieinigkeit GOttes. Nun etwas von dem Ebenbilde GOttes, welches die Menschen an sich trugen. Im zweiten Hauptstücke dieses zweiten Buchs, redet er von der Sünde, der Erbsünde und wirklichen Sünde, also auch vom Falle des Menschen, von der Zurechnung der wirklichen Sünde, von den Strafen derselben, den natürlichen und wilkührlichen, von dem

Mitler, und also von JEsu Christo, seinen Eigenschaften und Verrichtungen, und Vortheilen, die er uns erworben hat. Nachher, wie wir es anzufangen haben, diese zu erhalten; also von der Bekehrung, von dem Glauben an JEsum Christum, von der Rechtfertigung, von dem götlichen Gnadenberuf, von der Beharrung im Guten, von den seligen Folgen dieser Beharrung der Seligkeit der Gläubigen. Nachher vom jüngsten Tage, der Auferstehung, vom ewigen Leben und ewigen Tode. Wir haben die Einrichtung dieser beiden Bücher weitläuftiger anzeigen wollen, um den Weg dadurch zu zeigen, den der Herr V. genommen hat, und einen kurzen Begrif von seiner Ordnung und Deutlichkeit zu geben. Möchten doch viele Lehrer sich solche Ordnung zum Muster nehmen! auch viele Prediger, die doch das Wort GOttes vorzüglich deutlich und ordentlich ihrer Gemeine, sowol im Predigen als Catechisiren, vortragen sollen, so würde man nicht noch manchmal solche höchst klägliche Catechismuslehren hören, aus denen das Kind nichts begreift, der Zuhörer nichts lernt, worüber der denkende Christ sich ärgert, und der Freigeist spottet, die also weit mehr Schaden als Nutzen stiften.

XCI.

Der Bibelfreund, eine theologische Wochenschrift zweiter Theil. Arnstadt gedruckt im Fürstlichen Waisenhause 1771. Zwei und funfzig halbe Bogen und 1½ Bogen Vorrede und Register in 8.

Unter

Unter den vielen Wochenblättern, die seit einigen Jahren zum Vorschein gekommen sind, finden sich, wie einem jeden nachdenkenden Leser bekant ist, sehr viel mittelmäßige, manche schlechte, und nur sehr wenige recht gute. Dieses Wochenblat, das wir jetzt mit vielem Vergnügen durchgelesen haben, gehöret gewis unter die recht guten, und macht seinem Verfasser wahre Ehre. Ordnung, Gelehrsamkeit (und mehr als gemeine) Deutlichkeit, Gründlichkeit und Erbauung, dieses sind seine sich auszeichnenden Eigenschaften, und es verdienet daher, daß wir etwas weitläuftig davon reden, und unsere Leser, die es noch nicht kennen solten, damit bekanter machen. Der Herr Verfasser fähret auf die rühmlichste Art fort, dasjenige zu leisten, was er in dem ersten Theile angefangen hatte. In der Vorrede, die einen Bogen lang ist, antwortet er sehr bescheiden auf einige Einwürfe, die ihm wegen verschiedener Erklärung einiger Stellen der heiligen Schrift in dem 91sten Stücke der theologischen Berichte von neuen Büchern von einer Geselschaft zu Danzig gemacht waren; man solte allezeit auf eine solche Art, auf gemachte Einwürfe und Erinnerungen antworten; dieses würde das Mittel seyn, die Wahrheit am besten herauszubringen, die so oft durch bittre Recensionen, und eben so bittre Antworten noch mehr vedunkelt wird. Bei der Stelle Habacucs am 2ten v. 4 sind wir allerdings der Meinung des Herrn Verfassers, daß dieselbe auf die Befreiung von der babylonischen Gefangenschaft ziele, und keinesweges von dem zukünftigen Messias handle, der ganze Zusammenhang zeiget nach unsrer

Meinung dieses sehr deutlich, und die ganze Erklärung wird dadurch leicht und natürlich, welches sie sehr empfielet. Man mus keine Erklärung vom Messias im alten Testamente suchen, wo sie sich nicht natürlich darbeut, und wenn es auch noch so viel alte und neue Theologen gethan haben, weil man durch gezwungene Erklärungen der guten Sache allezeit schadet. Ueber die Stelle Röm. IX, 14 = 24 sind wir der Meinung des Recensenten, wie auch über Röm. VI, 3 = 5. über Joh. XIV, 16. und Matth. XI, 11 = 15. Wir kommen zu der Wochenschrift selbst. Die Stellen der heiligen Schrift, welche in diesem zweiten Jahrgange erkläret werden, sind theils, nach dem sie selbst beschaffen sind, erbaulich, oder auch critisch betrachtet, und enthalten eine Menge guter Gedanken, richtiger und natürlicher Erklärungen und einer gründlichen Gelehrsamkeit in sich: am Ende einer jeden Materie pflegt eine erbauliche Betrachtung angehänget zu seyn, die ganz ungezwungen ist, und uns sehr wohl gefallen hat. Man mus also keine erbauliche Betrachtungen einrichten, wenn man würklich erbauen, und nicht in einen Klagethon verfallen wil, welcher keinen vernünftigen Menschen rühret, und welchen man doch so oft in geistlichen Büchern, und in so vielen Predigten findet. Wir wollen von einigen wichtigen Stücken einen Auszug hieher setzen, um andre begierig zu machen, dis gute Buch selbst zu lesen. Das zwei und sechzigste Stück enthält die Erklärung der Worte Jesu, Joh. VIII, 56: Abraham eur Vater war froh u. s. w. Der Herr V. erkläret den Tag Jesu für denjenigen Tag, da Abraham die Erfüllung der Weißagung von der Geburt Isaaks erlebte, die

die ihm durch einen der drei Männer, die ihm im Hayn Mamre erschienen, gegeben war, und berufet sich mit Recht auf die Stellen 1 B. Mos. XVIII, 10-14. und 1 B. M. XXI, 1. 2. 3. die er mit einander verbindet. Freilich konte durch das Sehen des Tages Jesu nicht das Sehen der Herlichkeit Gottes nach dem Tode Abrahams verstanden werden, das hat er mit allen Gläubigen gemein, auch nicht ein Fürbild oder Gesicht von dem Messias, auch nicht die Aufopferung Isaaks, auf die leztere konte er sich vorher nicht freuen, ob er schon als ein Gläubiger gehorsam war, und sich beruhigte, auch nachher sich zu freuen die gegründeteste Ursachen hatte, und es bleibt keine andre natürliche Erklärung als diese, die der V. anzeiget, übrig, die freilich schon bekant ist, aber doch hier recht gut ausgeführet, und mit Gründen, die von den Juden, mit denen Jesus redete, hergenommen werden, bestätiget wird.

Im vier und sechzigsten und fünf und sechzigsten Stücke wird die Stelle Apost. Gesch. X, 34. 35. 36: Nun erfahre ich mit Wahrheit, u. s. w. erkläret, und überhaupt von der merkwürdigen Geschichte der Bekehrung des Hauptmans Cornelius gehandelt. Hier sind wir mit dem Herrn V. nicht einerlei Meinung, ob er schon seinen Gedanken mit manchen ganz plausibel scheinenden Gründen zu unterstützen suchet. Er glaubet, daß Cornelius vor seiner Bekehrung schon ein Proselyt gewesen sey. Und zwar von der Art, welche den wahren Gott Israels bekanten, ob sie sich gleich nicht beschneiden ließen, und an das jüdische Ceremonielgesetz nicht banden. Es ist wahr, Lucas legt Petro eben das Wort in den Mund, welches er nachher von Paulo sagen

läßt, und welches in dem Munde Pauli die Proselyten bedeuten solte; οι φοβȣμενοι τον Θεον sagt Paulus Apost. Gesch. XIII, 16. und Petrus sagt in der Anrede an den Cornelius v. 35 sondern allerlei Volk, wer ihn fürchtet und recht thut, ist ihm angenehm ὁ φοβȣμενος αυτον. Solte aber wohl daraus folgen, daß dieser Ausdruck nur einen Proselyten bedeuten solte, weil in einer Anrede des Paulus, die Lucas nachher erzählt, Proselyten damit gemeinet werden? Wie oft kömt das nicht vor, daß man bei einer Gelegenheit durch einen besondern Ausdruck eine gewisse Art Leute versteht, welchen dieser Ausdruck nicht so eigenthümlich zukömt, daß sonst niemand anders dadurch kan bezeichnet werden. Der Ausdruck Petri, in allerlei Volk, wer Gott fürchtet und recht thut, ist ihm angenehm, mus nach der Meinung des Recensenten buchstäblich erkläret werden, ist im strengen Verstande wahr, und wird keinesweges zum Indifferentismus führen. Solten denn nicht solche Menschen, die ihren Einsichten getreu leben, die sie wegen unwiderstehlicher Hindernisse, Mangel der Erkentnis, Schwachheit des Verstandes, gewaltsamer Vorurtheile der Erziehung nicht besser haben konten, nicht Gotte angenehm seyn, dem Gott, der billiger ist als alle Menschen, und nur ein Pfund von dem fodert, der nur dies eine Pfund hatte, aber es auch getreu verwaltete. Selbst das Gesicht der reinen und unreinen Thiere, das Petrus vorher sahe, scheinet der Meinung derer das Wort zu sprechen, die Cornelium für einen Heiden halten. Man läugnet darum nicht, daß er nicht vieles von den Juden gehöret, manches aus ihrer Religion mag angenommen haben,

auch

auch nur einen Gott geglaubet, und auch von Christo vieles gehöret haben mag; die Klügern unter den Heiden glaubten ohnedem die Vielgötterei nicht, und die Lehren verschiedner Philosophen waren, bei manchen Fehlern, doch auch in manchen Stücken sehr gut, die Lehren der Juden waren bekant genug, und Christus selbst wurde bei seinem Leben schon sehr bekant. Von allen diesen Dingen muste Cornelius nothwendig gehöret haben, und hatte gewis vieles davon angenommen, und folgte seinen Einsichten, ohne sich förmlich für einen Proselyten zu bekennen, daß er aber darum die Schriften des alten Testaments als eine götliche Offenbarung angenommen habe, das glauben wir nicht.

Im fünf und siebenzigsten, sechs und siebenzigsten, sieben und siebzigsten und acht und siebzigsten Stücke, erkläret der H. V. die merkwürdige Stelle Röm. VIII, 19-25. wo von dem ängstlichen Harren der Creatur geredet wird. Ueber diese Stelle sind sehr viele sonderbare Meinungen geschrieben worden, daß man wol allein ein Buch damit ausfüllen könte, wie einem jeden, der nur einige Kentnis in theologischen Wissenschaften hat, bekant genug ist. Der H. V. hält mit dem Herrn Doctor Ernesti und Walch dafür, daß durch die Creatur κτισις, die zu den Zeiten Pauli zu Christo wahrhaftig bekehrten Heiden zu verstehen wären. Er wiederleget vorher alle andern verschiedenen Meinungen, da man bald unter diesem Worte leblose oder unvernünftige Creaturen verstanden, bald die Worte Pauli als eine Prosopopöie betrachtet hat, und trägt diese Erklärung vor, und bestärkt sie mit vielen Grün-

den. Es würde zu weitläuftig seyn, sie zu erzählen, und wir verweisen den Leser auf diese Schrift selbst. Wir begnügen uns, die Stelle anzuführen, und die Erklärung des Herrn Verfassers daneben zu setzen.

Die Stelle Pauli lautet also.

Denn das ängstliche Harren der Creatur, wartet auf die Offenbahrung der Kinder Gottes: sintemahl die Creatur unterworfen ist der Eitelkeit, ohne ihren Willen, sondern um des willen, der sie unterworfen hat auf Hofnung. Denn auch die Creatur frei werden wird, von dem Dienste des vergänglichen Wesens, zu der herlichen Freiheit der Kinder Gottes, denn wir wissen, daß alle Creatur sehnet sich mit uns, und ängstet sich noch immerdar. Nicht allein aber sie, sondern auch wir selbst, denn wir haben des Geistes Erstlinge, sehnen uns bei uns selbst nach der Kindschaft, und warten auf unsers Leibes Erlösung. Denn wir sind wohl selig, doch in der Hofnung. Die Hofnung aber

Die Erklärung des Hrn. V. welche die Meinung Pauli ausdrücket; und die wir aus den verschiednen Stellen dieser drei Blätter ziehen wollen, ist:

„Verlangt ihr von der unerweislichen Größe der zukünftigen ewigen Herlichkeit einen eben so deutlichen als überzeugenden Beweis; so berufe ich mich zuförderst, auf das so inbrünstige Verlangen nach dieser Herlichkeit, welches sich auch selbst bei gläubig gewordnen Heiden findet. Auch diese warten auf nichts sehnlicher, als daß doch diejenige Zeit, in welcher die Seligkeit der vollendeten Kinder Gottes in ihr völliges Licht wird gesetzt werden, je eher, je lieber kommen möge, sie sehnen sich deswegen nach der Herlichkeit des zukünftigen Lebens, und nach dem

aber, die man siehet, ist nicht Hofnung, denn, wie kan man des hoffen, das man siehet. So wir aber des hoffen, das wir nicht sehen, so warten wir sein durch Geduld.

dem Auferstehungstage, weil sie die große Macht der sinlichen Vorstellungen über ihre Seele zwar erfahren, und durch dieselben nur gar zu oft zur Sünde gereizet werden, aber dennoch nicht mit Willen und Vorsatz der Sünde und Sinlichkeit dienen, sondern vielmehr dies ihr angebohrnes Elend beseufzen, und sich dabei dadurch trösten, daß eben der Gott, der sie als elende, schwache und zur Sünde geneigte Menschen habe lassen gebohren werden, ihnen auch durch seinen Sohn, den sie als ihren Erlöser verehren, die Hofnung gemacht habe, daß auf die gegenwärtige Unvolkommenheit dereinst eine desto größere Volkommenheit folgen sol. Daher ihr, die ihr der Geburt nach Juden seyd, dürft nicht meinen, als ob ihr allein an der Auferstehung der Gerechten zum ewigen Leben einen gesegneten Antheil haben, und durch dieselbe auch in Ansehung eures Leibes der großen und unvergänglichen Glückseligkeit werdet theilhaftig werden. Auch ein jeder zum Christenthume bekehrter Heide wird, wenn er im Glauben und in der Gotseligkeit bis ans Ende beharret, nicht nur im Tode von diesem sterblichen schwachen Leibe, der hier nicht wenig zu seinem Verderben beitrug, befreiet werden, sondern auch in der Auferstehung eben sowohl einen weit volkomnern und bessern Leib erhalten, als die übrigen Seligen. Sie werden mithin dereinst auf ewig von allen den Unvolkommenheiten und Beschwerlichkeiten, die sie hienieden beunruhigten, befreiet

seyn.

seyn. Wir behaupten wegen der bisher angeführten Ursachen das, was wir vorher erinnert haben, wohlbedächtig, denn wir wissen gewis, daß in diesem gegenwärtigen Leben ein jeder rechtschafner Christ, wenn er gleich seiner Geburt und Abstammung nach ein Heide ist, nach nichts mehr als nach der Herlichkeit des zukünftigen ewigen Lebens sich sehnet, und derselben mit dem schmerzlichsten Verlangen entgegen sieht. Es sehnet sich aber nicht allein ein jeder zum Christenthum bekehrter Heide aufs innigste nach der *zukünftigen Herlichkeit*, sondern es findet sich auch dieses Verlangen in allen, welche die Erstlinge des Geistes (d. i. die erst ausgetheilten Gaben des heiligen Geistes) die Apostel und Juden bekommen haben, und so seufzen wir auch selbst bei uns, und erwarten die Kindschaft; nemlich die Erlösung unsers Leibes auf das sehnlichste. Denn wir wissen gewis, daß auch wir die Seligkeit, welche in jener Welt zukünftig ist, erlangen werden, aber wir genießen sie noch nicht würklich und völlig, sondern in der Hofnung. Wenn man das, was man erwartet, schon besitzet, so kan man nicht sagen, daß man darauf hoffet, denn bei der Hofnung wird allezeit vorausgesetzt, daß wir dasjenige Gut, welches unser Glück ausmachet, noch nicht besitzen."

Wir treten dieser Erklärung von ganzem Herzen bei. Wir bemerken noch überhaupt bei dieser Wochenschrift, daß alle abgehandelte Stücke von der Aufmerksamkeit des Verfassers zeigen, nie etwas rohes und unausgearbeitetes zu liefern, welches doch oft bei einer guten Wochenschrift der Fehler einzelner Stücke ist,

wün-

wünschen ihm zu der fernern Fortsetzung Gesundheit und Muße, und glauben daß wir ihm den fernern Beifal der Gelehrten so wohl als des Publikums überhaupt versprechen können.

XCII.

Ludewig Christoph Schmahlings, Predigers zu Trebra und Grazungen, der Königl deutschen Geselschaft zu Göttingen, und der Geselschaft der freien Künste zu Leipzig ordentlichen Mitglieds, vermischte Schriften erster Theil. Leipzig bei Christian Gottlob Hilscher 1772. 27 Bogen in 8.

Herr Pastor Schmahling theilet uns in dieser Schrift den dritten Theil seiner Schrift mit, welche er Ruhe auf dem Lande genennet hat. Es enthält diese Schrift drei Abschnitte, der erste enthält wohlgemeinte Vorschläge die Barbarei vom Lande zu vertreiben. Der zweite enthält die Lebens- und Todesgeschichte Herrn Johan Conrad Hakens, Rektors der Schule zu Nordhausen, und seines Schülers Otto Carl Friedrich Schmahlings. Dieser leztere ist ein Sohn des Herren Verfassers. Der dritte handelt von der Unsterblichkeit der Seelen. Dieses Stück ist ursprünglich von Isaak Hawkins Brown Esquire in lateinischen Versen geschrieben, von Soame Jennings Esquire

quire in englische Verse übersetzet. Ein Man von Stande, sagt Herr S. hat es nun aus dem Englischen ins Deutsche übersetzt (besser wäre es gewesen, es aus dem Lateinischen zu übersetzen) es dem Hrn. Pastor gegeben, und ihm erlaubet es bekant zu machen; aber ohne seinen Namen zu nennen. Wir wollen diese Abschnitte nach einander durchgehen, und erzählen, *was* der H. V. darin gesagt hat. Wohlgemeinte Vorschläge die Barbarei vom Lande zu vertreiben. Nach einer ziemlich langen Beschreibung der *Annehmlichkeiten* des Landlebens, und der Unschuld der Sitten verschiedener Bewohner der Dörfer, werden auch die Unwissenheit und die schlechten Sitten vieler unter ihnen in einer noch weit längern Beschreibung geschildert. Das letztere scheinet uns etwas übertrieben zu *seyn*, der Recensent dieser Schrift hat auch auf dem Lande gewohnt, aber also arg machten es nur sehr wenige, und eine algemeine Verachtung der andern Landleute folgte ihnen beständig nach, und solche schlechte Leute giebt es auch hin und wieder in den Städten. Der Herr Verfasser zeiget nun, wie die Erkentnis und Sitten der Landleute zu verbessern wären, er redet von dem Umgange, den vorzüglich der Prediger mit seiner Gemeine haben müsse, von den Unterredungen mit Ihnen; von seinem Betragen bei ihren Vergnügungen, wenn er dazu gebeten wird, und saget hier sehr viel gutes und treffendes, welches er durch sein eignes Exempel erläutert. Er spricht von der Verbesserung der Schulen, von den mehrentheils schlechten Schulmeistern, Sachen die leider nur alzu wahr sind. Indessen manchmahl fordert er doch etwas zu viel von einem solchen Manne. Wir

sehen

sehen es nicht ein, warum es auch gut wäre, wenn ein solcher Man auch griechisch verstünde. Die deutsche Bibel ist völlig gut genug übersetzt, daß ein Ungelehrter und auch ein Landschulmeister alles daraus lernen kan, was er nöthig hat, seinen Untergebnen die Glaubens- und Lebenswahrheiten daraus zu erklären. Der Hr. V. beschreibt darauf seine Schulen, das Schulexamen, welches er hält, die Vorbereitung seiner Confirmanden, seine Catechisation und Besuchung der Schulen, und führet darauf einige Beispiele seiner Catechisationen an: von dem Nutzen der Schulen, über das erste Gebot und über die Heilsordnung. Alles leicht, gut und natürlich. Ueberhaupt sieht man, daß der H. V. ein Man ist, der mit Wärme und Eifer die gute Sache der Religion schreibt, dem das Beste seiner Gemeine am Herzen liegt, und der mit unermüdeter Sorgfalt sich befleißiget es zu befördern. Wolte Gott, daß alle seine Amtsbrüder ihm darin glichen, so würden die bittern Vorwürfe von selbst wegfallen, welche manchmal übeldenkende Leute gegen die Geistlichkeit gemacht haben, und von welchen wir bekennen müssen, daß auch noch jetzt bei unsern erleuchteten Zeiten manche Glieder derselben sie nur gar zu sehr verdienen. Wir wünschen herzlich, daß diese Vorschriften von vielen gelesen, beherziget, und befolget werden mögen.

Das andre Stück, welches die Lebens- und Todesgeschichte des Herrn Rektor Hakens zu Nordhausen, und des eigenen Sohnes des H. V. in sich fasset, hat uns nicht so gut gefallen. Es scheinet uns nicht wichtig und interessant genug fürs Publikum zu seyn, ob

es schon dem H. V. äußerst wichtig seyn muste. Eigentlich enthält es nur die Lebens- und Todesgeschichte seines Sohns, weil der eher als sein Lehrer der Herr Rektor Hake zu Nordhausen gestorben war. Dieses letztern Lebensbeschreibung sol in dem nächsten Theile folgen. Wir bemerken auch unpartheiisch, daß uns auch die Lehrart, wornach dieses Kind in seiner ersten Jugend unterrichtet wurde, nicht recht gefallen hat. Rousseau wolte, sein Eleve solte bis zu einem gewissen Alter fast nichts lernen, das heist die Sache von der einen Seite übertreiben; Hr. S. scheinet sie von der andern Seite zu übertreiben, und lernt dem Kinde in der zarten Jugend zu viel. Man mus keinem Kinde eher schwerere Sachen vortragen, bis es sie begreifen kan, auch nicht einmal wenn es sie in der ganz zarten Jugend auch begreifen könte. Die Gehirnfiberchen werden dadurch zu stark angegriffen, und ein ungesunder Körper, und sehr oft ein frühzeitiger Todt sind davon die natürlichen und gewöhnlichen Folgen.

Der dritte Abschnit handelt von der Unsterblichkeit der Seele. Wir haben es schon im Anfange der Recension gesagt, wie der Hr. V. dieses Stück erhalten hat. Das gefält uns nicht, daß es eine Uebersetzung von einer Uebersetzung ist. Das beste Stück verliehrt dadurch gewaltig. Indessen ist doch in dieser Uebersetzung der Stil rein, edel, fließend und natürlich. Die Gründe, welche hier von der Unsterblichkeit der Seelen vorgetragen worden, sind die gewöhnlichen, die theils aus der Natur der Seelen, und aus ihren Wünschen hergenommen werden, theils sind es auch die bekan-

bekanten moralischen von der Gerechtigkeit, Gütigkeit und Weisheit Gottes. Aber sie sind recht gut gesagt, und wir sagen dem Hrn. V. Dank, daß er uns dieses Stück in unserer Muttersprache mitgetheilet hat.

XCIII.

Auszug aus Herrn Johan Albrecht Bengels erbaulichen Reden über die Offenbarung Jesu, die er herausgegeben im Jahr 1747 als eine kurze Anleitung zum richtigen Verstand, und gesegneten Gebrauch dieser herlichen Offenbarung. Hamburg gedruckt und zu bekommen bei Johan Philip Christian Reus. 1772. 14 Bogen in 8 mit der Vorrede.

Ein Auszug, der würklich recht gut hätte unterbleiben können. Man streitet sich noch, ob die Offenbarung Johannis ein canonisches Buch sey, und von dem heiligen Apostel Johannes herkomme. Und es ist noch zweifelhaft, welche Parthei den Sieg erhalten wird. Lasset uns diesen wichtigen Punkt erst zu berichtigen suchen, der am allernothwendigsten ist. Man hat viele Auslegungen über dieses dunkle Buch geschrieben. Manche Ausleger sind ins thörichte, fast ins rasende gefallen, manche haben geträumt, und man fin-

det sehr wenige, deren Erklärung nur erträglich ist. Ueberhaupt scheinet dieses Buch gar nicht für unsre Zeiten geschrieben zu seyn, wenn man auch sein canonisches Ansehn ganz ungezweifelt beweisen könte. Die Reden des sel. Herrn Doctor Bengels, die im Jahr 1747 heraus kamen, sind bekant. Ein Liebhaber derselben machet, weil sie im Buchladen vergriffen sind, einen Auszug daraus, ein andrer läst diesen Auszug drucken, und so ist dieses Buch entstanden. Der Verfertiger dieses Auszuges entschuldiget sich in der Vorrede, wenn er etwa ein andres Wort, als der sel. Doctor Bengel in seinen Reden gebraucht hat, in diesen Auszug gebracht hätte, und siehet überhaupt diese ganze Erklärung über die Offenbarung Johannis als eine sehr wichtige Sache an. Uns ist sie so nicht vorgekommen, und wenn man sich solcher Feiheiten im Erklären gebraucht, bald rückwärts bald vorwärts geht, die Zeiten nach seinem eignen Willen bestimt, ohne in dem Buche, das man erklärt, dazu Data zu finden; bald die Tage, von denen geredet wird, als Jahre, bald als bloße Tage ansiehet, kurz sich alles erlaubet, weil man durchaus wolte, daß das Buch eine solche Prophezeihung, als man voraus setzte, in sich enthalten solte, so kan man jedes in einer bildlichen Sprache geschriebenes Buch zu jeder Weißagung, die man verlanget, machen. Denen zu gefallen, welche die Reden des sel. Dr. Bengels nicht gelesen haben, wollen wir einen kurzen Auszug aus dieser Schrift machen, und sie alsdenn selbst urtheilen lassen, ob man auf diese Art erklären müsse, und ob das in der Offenbahrung steht, was der sel. Herr D. Bengel, (ein sonst großer Man)

darin

darin zu finden glaubte. Im Anfange dieses Buchs ist eine Tabelle, welche den Inhalt der Offenbahrung und das Verzeichnis der Gesichter enthält, die sich darin befinden. Nun kömt die Erklärung der Offenbahrung selbst in verschiednen Absätzen; über jedem Absatz steht ein Stück des Textes der Offenbarung, nach der Uebersetzung des sel. D. Bengel. Erstlich eine Erklärung über die Präliminarien (wie er sie nennet) der Offenbahrung, das ist über die ersten drei Capitel, worin sich die Briefe an die sieben verschiednen Gemeinen befinden. Diese Briefe sind erbaulich und mit Nutzanwendungen erkläret. Obschon die Nutzanwendungen öfters weit besser hätten seyn können, und man nur sehr oft den Klageton findet, der keinen vernünftigen Menschen rühret und bessert: nun ein summarischer Inhalt der ganzen Offenbahrung oder eine Erzählung der verschiedenen Gesichte, und denn fangen sich die ausführlichen Betrachtungen an.

Das 4te Capitel der Offenbahrung vom 1 bis 6ten Vers. Eine Erklärung der verschiednen Bilder, womit sich dieses Capitel anfängt. Daß der Anblick desjenigen, der auf dem Stuhle sitzt, wie Jaspis und Sardis anzusehen sey, sol die Heiligkeit und Herlichkeit Gottes anzeigen, welche dem Menschen erschrecklich ist, und der Regenbogen um den Stuhl die Leutseligkeit; das leztere Bild mag richtig erklärt seyn, aber das erstere wirklich nicht; durch die sieben Fackeln vor dem Stuhl sol der heilige Geist vorgestelt werden. Neben zu sind verschiedne erbauliche Betrachtungen angebracht, wovon uns viele nicht erbauet haben, weil sie nicht dahin gehören.

Das 4te Capitel vom 7-11 Verse. Eine sonderbare Erklärung der vier Thiere, die sich vor dem Throne finden. Die drei paar Flügel, die sie haben, bedeuten die drei Haupttugenden eines heiligen Geschöpfs, Respekt, Demuth und Gehorsam. — Warum mögen die doch mit Flügeln verglichen werden?

Das 5te Capitel 1-5. Eine Erklärung des Buchs in der Hand des, der auf dem Throne saß. Nach den Gedanken des Recensenten *stellet dieses Bild* die götliche Alwissenheit vor, die sich wol mit einem volgeschriebnen und versiegelten Buche vergleichen läßt, weil GOtt allein die zukünftigen Dinge bekant sind. Viel mehr wagt aber auch der Recensent nicht aus diesem Buche zu erklaren, weil er es nicht versteht, und sehr viele seiner Leser werden eben dieses Bekentnis thun.

Das 5te Capitel 6-10. Ganz erbauliche Betrachtungen über das erwürgte Lam, ein Bild des Erlösers, und über das Gebät der Aeltesten vor dem Throne.

Das 5te Capitel 11-14. Aehnliche Betrachtungen, manchmal sehr verblümt.

Das 6te Capitel 1-2. Der auf dem weißen Pferde sitzet, sol der römische Kaiser Trajan seyn, und daß er eine Krone bekömt, sol die Annehmung vom Nerva zu seinem Sohne bedeuten, dabei eine bei den Haaren herbeigezogne erbauliche Betrachtung.

Das 6te Capitel 3-4. Das rothe Pferd bedeutet

deutet überhaupt Krieg, auch noch unter der Regierung Trajans, vorzüglich den Krieg in Dacien, der jetzigen Wallachei und den herumliegenden Gegenden.

Das 6te Capitel 5. 6. Unter dem schwarzen Pferde wird eine Theurung, die unter dem Trajan in Egypten entstand, angedeutet.

Im 7 und 8ten Vers wird der Tod geschildert, das sol die Vorstellung einiger Landplagen seyn, die unter dem Trajan entstanden. Am Ende der Erklärung sagt der V., daß durch die vier ersten Siegel ein kurzer Begrif aller Natur- und Weltgeschichten angezeiget werde, der weit über unsern Begrif hinausreiche. Auf die Art kömt man freilich am besten weg, wenn man was erklären wil, und nicht genau weis, was man davon sagen sol. Wir wollen fortfahren, nun überhaupt noch von dieser Erklärung zu reden, ohne die einzelnen Stellen der Capitel anzuführen.

Im 6ten Capitel im 9-11 V. Sol es nun ins Unsichtbare gehen. Von den seligen Todten im 5ten Siegel wird gesagt, daß sie jetzt eine Vertröstung aufs Zukünftige, und auch gleich eine wirkliche Gnadenbelohnung bekommen. So bald eine Seele aus dieser in jene Welt selig übergehet, so hat sie einen guten Antrit an ihrem neuen Ort, aber sie wird nicht auf einmal völlig abgefertiget, sondern es giebt eine gute Zeit nach der andern, ob wir schon keine umständliche Erkentnis davon haben. Woher mag der Verfasser das wol gewust haben? Die kleine Zeit, die sie noch ruhen sollen, V. 11, sol 1111$\frac{1}{9}$ Jahre bedeuten, von Anno 97 angehen, und sich 1208 endigen,

 wo

wo die Waldenser von den Päbsten verfolget wurden. Bei dem 12 und 14 V. des 6ten Capitels oder der Aufthuung des 6ten Siegels weis sich der V. nicht zu helfen, das jüngste Gericht sol hier nicht vorgebildet seyn, sondern nur, wie viel Schrecken jemand empfinde, welcher in Sünden stirbet. Solches Schrecken der Sünder sol sich bei jedem Sünder befinden, er sey vornehm oder gering, und das sol der 15 V. bis zu Ende des Capitels bedeuten. Und vielleicht auch sonst keiner findet das darin, wenn man natürliche Erklärungen sucht.

Das 7te Capitel. Die vier Engel, deren im Anfange dieses Capitels gedacht wird, sollen vier böse Engel seyn, welche die Juden plagen sollen. Wer die Versiegelten insonderheit sind, weis der Verfasser nicht, und die Erfüllung dieser Weißagung sol gleich nach der Verfertigung der Offenbahrung angegangen seyn. Aber welche Ordnung! vorher solten die Weißagungen erst in die Zeit des Trajans treffen, und nun andere, die ihnen in der Ordnung folgen, gleich nach der Vollendung des Buchs erfüllet werden. Das heißt doch wirklich eine Erklärung bei den Haaren herbeiziehen, weil man erklären wil; vieler anderer Gründe dawider zu geschweigen. Ueber das Folgende des Capitels ist eine erbauliche Betrachtung, die jeder machen konte, und sonst nichts gesagt.

Das 8te Capitel. Die Stille einer halben Stunde, womit die Prophezeihung anfängt, bedeutet die Wichtigkeit des folgenden Siegels, warum nicht eben so gut, wenn ja die Offenbahrung eine geprophezeihete Kirchengeschichte seyn sol, eine Ruhe in der Kirche. Von dem folgenden bis zum 6ten Verse ist

nichts

nichts erhebliches gesagt. Nun fänget sich die Erzählung der sieben trompetenden Engel an. Die Wirkung des Schals der ersten Trompete geht wieder auf die Juden, und bedeutet ihre Verfolgungen, die sie unter den Kaisern Trajan, und vorzüglich Adrian, wegen des falschen Messias Barcochab ausstanden, da in Asien über tausend wohlbewohnte jüdische Oerter verbrant und zerstöhret wurden. Die Wirkung des Schals der zweiten Trompete trift das Abendland, und bedeutet die Einfälle der Gothen und andrer mitternächtigen Völker, die im dritten Jahrhunderte in das römische Reich fielen, und in welchen Kriegen der Kaiser Decius ums Leben kam. Die Weißagung der dritten Trompete zielen auf Afrika. Der große Stern ist Arius, der zu Alexandrien lehrte, und die Unglücksfälle, die hier verkündiget werden, bedeuten die heftigen Unruhen, die am meisten im 4ten Jahrhunderte über seine Lehre entstanden. Nun trompetete der vierte Engel. Schade, daß nicht schon Amerika erfunden war, man würde die Weißagungen von der vierten Trompete vermuthlich dahin ziehen. Jetzt bedeuten sie die Unruhen im 5ten Jahrhunderte, da die barbarischen Völker die Stadt Rom einnahmen, und dem abendländischen Kaiserthum hiemit ein Ende machten. Nachdem der fünfte Engel posaunet hat, flieget ein Adler durch den Himmel, der ein dreifaches Weh über die Menschen, wegen der Bedeutung der übrigen drei Trompetenstimmen, ausrufet. Was dieses bedeute, weis der V. nicht zu erklären.

Das 9te Capitel. Der fünfte Engel posaunet, ein Stern fält vom Himmel, das bedeutet einen heili-

gen Engel, er thut die Oefnung des Abgrunds auf, woraus erschreckliche Geschöpfe kommen, sie haben die Macht, die Menschen fünf Monathe zu beleidigen, und haben einen König, Abbadon, oder auf Griechisch Apollyon, über sich. Diese Weißagung sol auf die Juden zielen, und die Verfolgungen, welche sie im 6ten Jahrhundert in Persien erdulden musten, bedeuten. Unter den Heuschrecken werden die Persianer verstanden, und in ihrer Beschreibung glaubt der V. die Tracht, Harnische und Gestalt der Persianer *zu finden*. Jeder der fünf Monathe sol 16 Jahr bedeuten, *und* warum? Weil die Verfolgung der Juden in Persien im Jahre 510 anfieng, und bis 589 dauerte, das macht 80 Jahr aus. Wie viel Einbildung ohne Gründe dazu! Der sechste Engel trompetet, und nun fängt sich das zweite Weh an. Die Beschreibung davon steht im 13 = 16 Verse dieses neunten Capitels. Dieses sind die Saracenen. Der Tag, Monath und Jahr bedeuten 213 Jahre. Die vier losgelaßnen Engel bedeuten vorzüglich die vier Caliphen, die nach Mahomets Tode regierten, und seine Generale gewesen waren. Von Mahomets Tode an 632 bis 850 währet diese Periode. Die folgenden Verse dieses Capitels bis zu Ende beschreiben den Aufzug und die Gestalt der Saracenen, die endlich auch nach Europa übergiengen, und viel Unheil stifteten, bis sie von Carl Martel bei Tours aufs Haupt geschlagen wurden. Die Götzen, deren im 20sten Verse dieses Capitels gedacht wird, bedeuten den Bilderdienst in der römischen Kirche, welcher zu dieser Zeit sehr eifrig getrieben wurde.

Das zehnte Capitel fängt sich nun an. Der Engel hat ein Antlitz wie die Sonne, und auch Füße wie Feuerflammen. Aber um den Leib ist er mit einer Wolke bekleidet. Das sol bedeuten, eine dunkle Zeit, vor und nach einer heitern. Die sieben Donner sind sieben Mächte im Himmel. Johannes darf ihre Weißagungen nicht niederschreiben. Es sol keine Zeit mehr seyn, sagt der Schwur des Engels. Das heißt nicht, es sol der jüngste Tag hereinbrechen, sondern, weil eine Zeit 1111$\frac{1}{9}$ Jahr bedeuten sol, so mus ein Non Chronus etwas weniger seyn. (Das begreifen wir nun nicht.) Dieser Non Chronus fängt sich Anno 800 an, da sollen nun alle Prophezeihungen der 7ten Trompete erfüllet werden, und es können, sagt der V., schon Leute gebohren seyn, die dieses erleben können. Die Könige, denen Johannes weißagen sol, sind die vielen abendländischen Kaiser und Fürsten von Anno 800 an. Ohngefähr 1000 Jahr sol der Non Chronus währen, also um Anno 1800 zu Ende gehen.

Das 11te Capitel. Der V. weis nicht, was die 42 Monden eigentlich bedeuten sollen, die Messung des Tempels GOttes sol zwar auf den jerusalemschen Tempel zielen, und die heilige Stadt Jerusalem seyn, aber sie ist ihm schon zu lange in der Gewalt der Türken, er mag die zwei und vierzig Monathe nehmen wie er wil. Endlich sagt er, der kläglichste Theil der Zerrüttung fält nur in die zwei und vierzig Monathe. Wie man sich doch helfen kan, wenn es durchaus seyn mus! Denn sind die 42 Monathe nur gemeine Monathe, und eben das, als die 1260 Tage der Weißagung der beiden Zeugen GOttes, wovon gleich nach-

her geredet wird, also viertehalb gemeine Jahre. Die zwei Fackeln sollen noch zwei Gemeinen, eine aus Israel, eine aus Juda, bedeuten. Ein Thier, das aus dem Abgrunde steiget, wird sie tödten, weil dieses Thier spät im 17ten und 18ten Capitel vorkömt, so wird auch diese Geschichte oder der Tod der zween Zeugen in die späteste Zeit des Thiers gehören. (Aber warum ist sie denn schon hier erzählt, es mus doch keine Unordnung in der Weißagung seyn?) Was das heißt, nach $3\frac{1}{2}$ Tagen werden sie *wieder lebendig* werden, davon wird wenig gesagt. Ganz kurz: sie gehören zur ersten Auferstehung.

Nun kömt das dritte Weh, und der siebente Engel trompetet, im Anfange des zwölften Capitels. Diese Trompete ist das allerwichtigste. Hier in diesem Capitel steht nur der summarische Inhalt der Geschichte der 7ten Trompete. Die weitere Ausführung gehört in das letzte Capitel.

Das 12te Capitel. Das Weib mit der Sonne bekleidet ist die christliche Kirche. Der Mond ist unter ihren Füßen, hier gilt nichts fleischliches. Die Krone von zwölf Sternen sind die zwölf Stämme Israels. Der monatliche Sohn, der gebohren wird, ist Christus, nicht nach seiner Person, sondern nach seiner Macht. Ueberhaupt bedeutet dieses Zeichen, den Ausbruch der Macht Christi. Der Drache ist der Teufel. Die zehn Hörner sind zehn ihm zugethane Mächte; die sieben Häupter, sieben böse Eigenschaften, welche er besitzet. Die Sterne, welche er mit seinem Schwanze herunterwirft, bedeuten die christlichen Reiche,

che, die der Satan durch die Saracenen im siebenten und achten Jahrhunderte zernichtet hat. (Hier geht der Verfasser in seiner Erklärung abermal zu weit.) Bald beкömt die Sache durch den Sieg Carl Martels bei Tours ein ander Ansehn. Doch kömt die Sache noch nicht völlig zu Stande. Das Kind wird entrückt zu GOtt, und das Weib fliehet in die Wüste. Die Wüste ist Europa in seinen morgenländischen und mitternächtlichen Ländern, der besondere Ort in der Wüste ist Böhmen, da hat sie eine Nahrung 1260 Tage lang. Das sind prophetische Tage und 677 gemeine Jahre, die gehen an von 940 bis 1617. Anno 940 ward die christliche Religion durch Otto den Großen in Böhmen festgestellet, und da war eine feine christliche Gemeine (unserer Meinung nach nicht) bis sie von den Verfolgern des Evangelii 1618, 1620 bis 1627 zerstöret wurde. Die 1260 Tage sind verflossen, aber die Zeit, zwo Zeiten und die halbe Zeit, deren Vers 14 gedacht wird, noch nicht. (Mein GOtt! welch eine Einbildung, und rück- und vorwärts erklären, nur seine Meinungen zu behaupten.) Ueber den Streit der Engel im Himmel mit dem Drachen, der auch in diesem Capitel vorkömt, sagt der V. viel Dinge, die hier gar nicht her gehören, und sehr herbei gezogen werden, und wo wir uns nicht aus finden können, so wie aus dem, das darauf noch weiter von einer Zeit, zwo Zeiten und einer halben Zeit gesagt wird. Wir wollen uns unterwinden, weiter fortzuschreiben, ohngeachtet uns die Lesung dieser Erklärung sehr ekelhaft wird. Die $3\frac{1}{2}$ Zeiten des Weibes in der Wüsten sind 777 Jahr völlig. Sie hat im 10ten Secu-

Seculo angefangen. Der Schus des Wassers aus dem Munde des Drachens, oder die Verfolgungen, geschahen um das Jahr 1000 im Morgenlande, und so lange bis der Drache in den Abgrund geworfen wird, nach 777 Jahren (das müste nun nach dieser Erklärung sehr bald geschehen, denn 1777 ist nicht mehr weit) die Türken und ihre Ausbreitung sollen nun das Christenthum bald überwältiget haben, das ist der Strom aus dem Munde des Drachen, und die Creuzfahrten (die taugten doch wirklich nicht viel!) die Hülfe, welche die Erden dem Weibe geleistet.

Das 13te Capitel. Nun sind wir im eilften Jahrhunderte, und die 3½ Zeiten des Weibes in der Wüsten haben angefangen. Sie haben angefangen 1058. Das Thier ist das Pabstthum, die Hörner sind Könige, und die Häupter gehören dem Thiere selbst, oder die Reihe vieler Päbste, und wie es nachher weiter unten aus dem Abgrunde steiget, ein einziger Mensch unter ihnen. Eines seiner Häupter wird wund, aber bald wieder heil. Im Anfange widersetzte man sich der Macht des Pabstes, die man aber doch endlich gelten lies. Was die 12 Monden sind, weis der V. nicht eigentlich, auch nicht, was das zweite Thier ist, das aus dem Abgrunde aufsteiget, und wie ein Lam aussiehet, und als der Drache redet. (Der sel. Herr D. Heumann in Göttingen hielt es in seinem Collegio über die Offenbahrung, welche Vorlesungen er als ein großes Mysterium theologicum betrachtete, und sehr geheim zu halten empfahl, für die Jesuiten.) Indessen mus man es doch nun nach gerade wissen,

denn

denn die 666 hält der Verfasser für eigentliche Jahre, die von Gregorius VII anfangen.

Das 12te Capitel. Der Anfang bedeutet die Reformation. Der Engel, der V. 6 durch den Himmel flieget, ist vermuthlich Johann Arndt. (Luthern haben manche zu diesem Engel gemacht, vielleicht ist ihm der Herr V. nicht so günstig gewesen, als dem sel. Arndt, der freilich ein guter rechtschafner Man war, aber in seinen erbaulichen Schriften so viel dunkles, mystisches, verblümtes und übernatürliches hatte, und es als ein Rosencreuz haben muste, daß sie auch manche Leute stat eines vernünftigen Gottesdienstes zu einem unnatürlichen verleitet haben.) Babel, die nun fält, ist Rom. Das wird vorausgesagt, daß das nun bald geschehen solte. Was im XIV Cap. V. 9-11 das Bild des Thiers sey, weis der V. noch nicht, wir werden es aber bald erfahren. Auch weis der V. noch nicht, was der 20ste Vers sagen wolle.

Das 15te Capitel enthält im Anfange einen Lobgesang. Nun folgen die sieben Schaalen des Zorns GOttes. Die Weißagungen werden dunkel, weil sie auf die Zukunft gehen. Im XVI Capitel im 12-16 V. wird wahrscheinlich die Niederlage der Türken durch Persien, Indien und Rußland angezeiget. Die Zornschaale des 7ten Engels ist die wichtigste, und zeiget den Fal Roms an.

Durch das Weib, das auf dem scharlachrothen Thiere sitzet, wovon das XVII Capitel redet, wird das Pabstthum verstanden, aber es sol zu den päbstlichen Greueln noch eine neue Bosheit kommen, die Könige,

die

die sonst ihm angehangen, werden es endlich zernichten, und denn endlich selbst in ihr Ende rennen.

Das 18te Capitel lehret ferner, wie Rom solle zerstöret werden.

Im 19ten Capitel singen die Heiligen darüber dem gerechten GOtte ein Loblied. Am Ende des 18ten Capitels wird geweißaget, wie JEsus Christus das Thier nebst den falschen Propheten, einen *einzeln sehr* bösen Menschen nebst seiner Rotte, *zerstören wird.*

Im 20sten Capitel wird angezeiget, daß der Teufel 1000 Jahr gebunden werden solle, das heißt 1000 Jahr ihm gänzlich die Macht benommen werden, die Bekehrung der Juden und Heiden zu verhindern. Die heiligen Märterer werden erweckt, und *regieren* mit Christo im Himmel tausend Jahr. Diesen Vorzug haben sie voraus vor den übrigen, denn werden erst die übrigen Todten erweckt. Nun wird der Satan wieder los, er geht aus, die Nationen zu verführen, er übt seine Gewalt erschrecklich zum andern male aus, aber dieses wird nur eine sehr kurze Zeit geschehen. GOtt verhindert bald die Bosheit der Ruchlosen, und der Satan wird auf ewig gebunden. Nun wird im XX Capitel im 11-15 V. die Auferstehung der Todten und das letzte algemeine Gericht beschrieben. Gutes und Böses wird von einander geschieden werden, und das Böse an seinen besondern Ort kommen. In den folgenden Capiteln werden nun die Seligkeiten der Gläubigen in unterschiedenen Bildern beschrieben. Im 22sten Capitel ist endlich der Beschlus der Offenbahrung und leicht zu verstehen.

Das

Das ist der kurze Inhalt der Erklärung der Offenbahrung. Scheinet unsern Lesern hin und wieder der Auszug verworren, so ist das unsre Schuld nicht, das Buch ist so verworren, und es hat uns viele Mühe gekostet, oft nur zu verstehen, was der Verfasser sagen wolte. Man sieht hieraus, wohin sonst große Leute gerathen können, wenn sie ihrer Einbildung zu freien Lauf lassen, und anfangen zu träumen.

XCIV.

Der aufrichtige Jubelirer, oder volkomne Anweisung aller Arten Edelgesteine, Diamanten und Perlen recht zu erkennen, ihren wahren Wehrt zu schätzen, die rechte Art sie zu schneiden, und allen dabei vorfallenden Betrug entdecken zu lernen. Nebst einer aus dem englischen übersetzten Abhandlung von Diamanten und Perlen. Frankf. am Mayn, bei Keßler, 1772. Octav, 17 Bogen Text, 2½ Bogen Kupfer.

Die auf dem Titel erwähnte aus dem Englischen übersetzte Abhandlung, ist Jefferies bekante Schrift, nach der zu Danzig 1756 in groß Octav herausgekommenen Uebersetzung von Wort zu Wort abgedruckt. Auch die Kupfer sind die zu Jefferies Schrift gehörigen, so wie die dem ganzen Werke vorgesetzte

gesetzte Vorrede, die also gar nicht zum Ganzen, sondern nur zum letzten Theile dieses Buchs paßt.

Vom Jefferies wollen wir nichts weiter sagen; das übrige des Buchs ist ziemlich elend. Erst von den Edelsteinen überhaupt, ihrem Ursprunge u. s. w. außerordentlich schlecht. Dann folgt ein erbärmliches alphabetisches Verzeichnis der Edelsteine mit kurzen Anmerkungen darüber. Hierunter hätte man wol nicht Blutstein, Braunstein, Korallen, Natterzungen (die man eben nicht von Maltha zu holen braucht) Talk, u. m. d. gl. gesucht. Nun von den einzelnen Edelsteinen insbesondere, doch gar nichts von dem zur Naturgeschichte derselben gehöriges, sondern nur Jubelier-Nachrichten, die auch eben nicht immer einen großen Kenner verrathen. Das Buch hätte wol können ungedruckt bleiben. Fast scheint es auch nur ein neuer Abdruck eines alten Werkes zu seyn.

XCV.

Die Kunst, alle Küchenkräuter und Wurzeln zu trocknen und in Kartuse zu verpacken; um dadurch ein neues Nahrungsmittel anzuzeigen, mitgetheilt von Joh. Georg Eisen, Pastor zu Torma in Liefland. Riga, bei Hartknoch, 1772. 2½ Bogen in klein Octav.

Dem Titel zufolge solte man erwarten, aus der kleinen

kleinen Schrift die Kunst, von der er redet, zu lernen; aber wirklich lernt man nichts weiter daraus, als daß es gut ist, wenn man die Kunst weis, und daß Hr. Eisen sie wohl versteht. Das Einzige sagt er uns indessen doch noch, daß die Küchenkräuter nicht im Sonnenscheine, nicht in der Luft, nicht im Ofen, sondern oben auf dem Stubenofen von unten getrocknet werden müssen. Hernach packt sie Hr. E. in papierne Pakete, wie den Toback, oder in Kartusen, die er verfertigen lehrt. Das Feilhalten von solchen Kartusen mit trocknen Gemüsen darf indessen der Meinung des Erfinders zufolge nicht allen und jeden Preis gehalten werden; darum behält er noch das eigentliche Kunststücke für sich zurücke. Der Vortheil davon ist, daß sich die Gemüse solchergestalt immer conserviren, im Kriege, auf Reisen, zur See u. s. w. leicht bei sich führen, und sich sehr geschwind kochen lassen, indem sie in fünf, zehn bis funfzehn Minuten, höchstens in einer halben Stunde, gar werden. Von der wässerichten Natur der Kürbisse zeugt doch das, was Hr. E. hier erzählt, daß ein Pfund davon bis auf ein halb Loth eintrocknet. Endlich hat unser Verf. auch Krebse getrocknet. Tausend Stück davon trocknen auf zehn bis funfzehn Pfund ein, und davon kan man zwanzig bis dreißig Pfund gute Krebsbutter machen.

XCVI.

Dissertatio inauguralis botanico-medica, sistens plantarum solanacearum ordinem, quam -- -- publico examini submittit Jo. Frid. Stromeyer, Goett. 1772. 5 Bogen in Quart.

Die Absicht dieser Dissertation ist hauptsächlich, zu zeigen, wie die zur Familie des Nachtschattengeschlechtes gehörigen Gewächse (plantae luridae Linn.) auch in den Kräften und Wirkungen auf den menschlichen Körper übereinkommen. Erst wird die Bildung dieser Gewächse, im Ganzen genommen, nebst ihren übrigen Eigenschaften bestimt, und von den medicinischen Kräften geredet. Sie treiben die Masse der Säfte im Körper auf, beschleunigen den Kreislauf des Geblüts, erwärmen, befördern die Absonderungen, machen das Athemholen geschwinder und beschwerlicher, determiniren das Blut hauptsächlich nach dem Kopfe zu, und machen daher Schwindel, Zuckungen, Wuth und Schlaf; und die Ursache dieser leztern Wirkungen möchten auch wol in einer eignen Kraft dieser Gewächse, womit sie auf die Nerven wirken, zu suchen seyn. Aeußerlich erweichen sie. Vom IX § an zeigt nun der Verf., wie diese Kräfte und Wirkungen bei allen zu dieser Ordnung gehörigen Geschlechtern bald in einem größern, bald in einem geringern Grade, anzutreffen sind.

XCVII.

XCVII.

Jo Ant. Scopoli, S. C. R. Apost. Majest. in montanisticis & monetariis consiliarii &c. dissertationes ad scientiam naturalem pertinentes, Pars I. Pragae sumpt. Gerle, 1772. Octav, 7½ Bogen Text und 6 Bogen Kupfer.

Herr Scopoli hatte von Zeit zu Zeit seine Bemerkungen in der Naturgeschichte, in kurzen Schriften zusammengefaßt, in seinen fünf annis historico-naturalibus bekant gemacht. Ein jeder, der sich mit der Naturgeschichte gründlich beschäftigt, kent den großen Wehrt der Bemühungen des Hrn. Scopoli, und weis, wie wichtig seine anni insbesondere sind. Nun wil er fortfahren, ein ähnliches Werk unter dem obenstehenden Titel herauszugeben, das also als eine Fortsetzung von den annis anzusehen, und nur im Titel allein von ihnen unterschieden ist. Gegenwärtige Samlung, die sich und ihren Verfasser selbst lobt, enthält:

I. Tentamen mineralogicum de schematibus metallorum p. 7. Eine Untersuchung über den verschiedenen Zustand, worin man die Metalle unter der Erde findet. Hr. S. theilt sie ein in metalla perfecta, laruata, mineralisata und calcinata. Der Wismuth werde jederzeit gediegen gefunden, er könne

 gar

gar nicht mit dem Schwefel vereinigt werden, und es sey also vererzter Wismuth unmöglich. Hingegen gebe es keinen gediegenen Zink, Kupfer, Blei, Eisen oder Zinn; was man gediegenes Kupfer nenne, sey jederzeit Cementkupfer. In keinem Cementwasser aber stecke volkommenes Kupfer, sondern nur Kupferkalk, mit welchem sich das Brenbare aus dem Eisen beim Niederschlagen verbinde, und so erst wahres Kupfer ausmache. Verlarvte Metalle nent der Verf. diejenigen, welche zwar volkommen ausgebildet, aber so mit einem fremden Körper vermischt und eingehült sind, daß sie erst durch Zuschläge und durch Feuer davon geschieden werden müssen. Es giebt dergleichen verlarvtes Quecksilber, Silber und Gold, und dies leztere wird fälschlich für vererztes Gold angesehen. Zur Vererzung wird hingegen erfordert, daß der Schwefel das Metal so genau durchdringt, daß, wenn er davon geschieden ist, nicht das Metal selbst, sondern ein metallischer Kalk übrig bleibt. Hier ist also das Metal nicht eigentlich im Schwefel aufgelößt. Gold, Silber, Quecksilber und Platinna können nach unsers Verf. Meinung also gar nicht vererzt vorhanden seyn, und eben so wenig Wismuth und Zink. Auch kan ein Metal das andre nicht vererzen (diejenigen Mineralogen aber, welche Hr. S. wegen dieses Ausdrucks tadelt, z. E. Cronstedt, nahmen aber das Wort, vererzt, in einer ganz andern Bedeutung); überhaupt nimt Hr. S. kein anderes Vererzungsmittel, als den Schwefel an. Verkalkt ist ein Metal, wenn seine Erde ohne mit Schwefel verbunden zu seyn angetroffen wird. In diesem Zustande findet man jederzeit den

Zink,

Zink, oft das Eisen, nicht selten das Kupfer, selten aber das Blei. Die gediegenen Metalle erfordern, wenn sie rein dargestellet werden sollen, nichts als eine Scheidung des Fremdartigen; die verlarvten erfordern blos einen dem Metalle die Larve abziehenden Zusatz; die vererzten bedürfen zweener Zusätze, eines reducirenden und eines das Fremde absondernden; die verkalkten Metalle endlich brauchen nur blos einen reducirenden Zusatz.

Tentamen II. De minera argenti rubra; vom Rohtgülden, pag. 24. Sehr schöne und sorgfältig angestelte Versuche, aus welchen Hr. S. folgert, dies Erz bestehe etwan aus 32 Theilen Silber, 25 Theilen Schwefel, 14 Theilen Arsenik, 26 Theilen verkalktes Eisen und drei Theilen Kalkerde. (Aber ohne Zweifel ist nicht alles Rothgüldenerz in allen Gegenden so genau einerlei.)

Tentamen III. De sinopi hungarica, sinopl dicta, p. 39. Wieder sehr zahlreiche und mannigfaltige Versuche, mit diesem mineralischen Körper, den man eigentlich noch für ziemlich unbekant anzusehen hat, so wie auch Versuche, die Hr. S. mit zween rothen Jaspissen und zwo rothen Erden angestellet hat, um ihre Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit mit dem Sinopel zu entdecken. Alles mit der Sorgfalt und Genauigkeit eines Pots. Der Sinopel enthält zufolge dieser Versuche 1) Blende, 2) Kies, 3) Eisenkalk, 4) Kupferkies, 5) Bleiglanz, 6) gediegen Silber, 7) Silber mit Schwefel verlarvt, und 8) gediegen Gold. Die Erde des Sinopels ist theils kieselartig, theils thonicht.

Plantae subterraneae, pag. 84. Hr. Scopoli theilt sie in plantas generis manifesti, & obscuri. Von den erstern nimt er folgende Geschlechter an: Mucilago, Lycogala, Stemonitis, Mucor, Byssus, Usnea, Clavaria, Manina, Sphaeria, Elvela, Merculius, Poria, Boletus, Petrona, Agaricus. Die leztern theilt er wieder in filamentosas, coralloideas, foliaceas und anomalas. Diese schöne Abhandlung leidet nicht wohl einen Auszug. Die zu jedem Geschlechte gehörigen Arten werden sorgfältig bestimt, und ihre Unterscheidungsmerkmale angegeben; auf den zahlreichen Kupfern werden sie selbst vorgestelt.

XCVIII.

Jo. Ant. Scopoli Flora carniolica, ed. II. Vindob. 1772. bei Kraus, 64 Bogen mit vielen Kupfern, in zwei Bänden.

Da ein jeder Kräuterkenner theils schon diese wichtige floram carniolicam kent, theils sonst weis, was von ihrem unermüdeten Verfasser zu erwarten steht, so wollen wir diese zwote Ausgabe des Buches nur ganz kurz anzeigen. Sie hat ansehnliche Verbesserungen und Vermehrungen erhalten, und enthält eine Menge von Arten, theils genauer bestimt, als sie es vorher waren, theils zuerst beschrieben. Und freilich

sich lebt Hr. S. in einer Gegend, die ihm neue und seltne Pflanzen genug darbietet, welche auch seinem forschenden Geiste nicht entgehen konten.

XCIX.

Opuscula varia de latinitate Jurisconsultorum veterum junctim edidit & animadversiones adjecit Carolus Andreas Dukerus Lips. apud Friedr. Gotth. Jacobaeerum 1773. 1 Alph. 6 B. 8.

Dies bekante Buch, das sich schon selten gemacht hatte, verdiente eine neue Auflage. Der Herausgeber, der sich, nach der Unterschrift der Zueignungsschrift Johan Peter Schmid nennet, und wie man aus derselben sieht, ein Theologe ist, kan sich wegen der Besorgung dieser neuen Ausgabe gewis den Dank des Publikums versprechen. Wir hätten zwar gewünschet, daß ein Herausgeber einer neuen Edition dieses Dukerschen Werks die ansehnlichen Bemühungen neuerer Gelehrten um die Rettung der Latinität der alten Juristen genutzet, ihre Bemerkungen diesem Buche mit einverleibet, und Dukern selbst, der in seinen Anmerkungen zwischen viel gutes, auch viel mittelmäßiges hat, und der oft die Latinität der alten Juristen mehr entschuldiget, als vertheidiget, verbessert

 hätte;

hätte; doch wollen wir dieses, da es von Hrn. S. wohl nicht zu erwarten war, der zukünftigen Zeit überlassen. Vielleicht macht uns noch wohl einmahl ein fleißiger critischer Juriste damit ein angenehmes Geschenk.

Hr. S. hat inzwischen die Holländische Ausgabe dieses Buchs nicht blos wieder abdrucken lassen. Er hat die am Ende derselben befindlichen Zusätze gehöriges Orts eingerücket, und an den Seiten die Seitenzahl der Holländischen Ausgabe beigefüget. So viel wir bemerket, ist der Druck auch ziemlich correct. In der Vorrede handelt Hr. S. von den Nutzen des Röm. Rechts in der theologischen Gelahrtheit, in der Geschichte der Juden und bei der Erklärung der alten Schriftsteller. Die beigebrachten Beispiele hätten können noch um ein ansehnliches vermehret, und in Absicht der Kirchengeschichte, wobei niemand die Nothwendigkeit der Kentnis des Römischen Rechts, besonders des Codex und der Novellen in Zweifel ziehen wird, verschiedenes auffallendes beigebracht werden.

C.

Dissertatio inauguralis juridica de materna potestate in liberos de Germanorum legibus & more, quam pro capessendis Doctoratus privilegiis ac honoribus publicae disquisitioni submittit Joannes Jacobus Rothhan Moeno-Francofurtanus. Goett. 1772. 113 S.

Der

Der Hr. V. hat mit vielem Fleis dasjenige, was hin und wieder in Teutschland in Landesgesetzen und Statuten von dieser Materie vorkomt, gesamlet, und daraus die Säze gezogen, die er ausgeführet hat. Nur hätten wir gewünschet, daß er dasjenige, was algemein in Deutschland üblich ist, und welches das eigentliche jus Germanicum ausmachet, genauer bestimt, und von demjenigen, was nur einer oder anderer Provinz besonders eigen ist, abgesondert hätte. Denn wenn eine Provinz oder Stadt den Müttern in Absicht ihrer Kinder besonders etwas zueignet; so wird solches nicht gleich ein jus Germanicum. Man wil zwar dadurch den Nutzen der Samlungen verschiedener Landesordnungen über einen Rechtspunkt nicht zweifelhaft machen; so viel ist doch aber auch gewis, daß man, seitdem das Teutsche Privatrecht mehr bearbeitet worden, und die algemeine Brauchbarkeit des Römischen Rechts bestritten ist, wiederum in einen andern Fehler verfallen ist, und dasjenige sogleich für juris Germanici ausgiebt, worin doch nur diese oder jene Stadt und Provinz von dem Römischen Rechte abgehet. Diese sehr beschrieene Ungewisheit der Jurisprudenz ist dadurch noch vermehret worden, und wenn gleich Kenner sich dadurch nicht gleich irre machen lassen; so werden doch leichtgläubige Jünglinge in der Jurisprudenz dadurch auf Abwege geführet, oder gewinsüchtigen Sachwaltern Gelegenheit gegeben, eine ungerechte Sache damit zu verhüllen. Doch zur Sache selbst. Nachdem der Hr. V. bemerket, daß die Teutschen die Römische väterliche Gewalt nicht schlechterdings angenommen,

men, sondern dieselbe mehr nach dem götlichen und natürlichen Rechte gebildet; so beschreibt er (§. 2.) die Rechte der Mutter über ihre Kinder, welche darin bestehen, daß sie, gleich dem Vater, befugt ist, dieselben standesmäßig zu erziehen, und ihre Handlungen zum Besten der Familie und zum Nutzen des Staats einzurichten. Bei einer Collision geht des Vaters Wille vor. Nach dem Tode des Vaters aber hat sie auch alle Rechte desselben. Die deutschen Gesetze, indem sie von der Gewalt der Eltern sagen, erkennen die mütterlichen Rechte an, und schärfen den Kindern die Ehrfurcht gegen beide Eltern ein (§ 4.) die Gesetze der Burgundionen, Longobarden, u. s. w. thun ein gleiches (§. 5.) und die Geschichte der mitlern Zeiten, Stadt- und Landgesetze, wie auch Zeugnisse der bewährtesten Rechtslehrer bestätigen die Rechte der Mutter. (§. 6-8.) Sie kan pupillariter substituiren (§. 13.) und genießet den Usumfructum in den Gütern der Kinder, so wohl nach dem gemeinen Sachsenrechte (§. 15.) als auch nach den Fränkschen, Würtenbergischen, Frankfurtschen, Nürnbergischen, Hamburgischen und andern Rechten (§. 15-23.) Und ob zwar nach den Römischen Gesetzen die Einwilligung der Mutter bei Verheirathung der Kinder nicht erfordert wurde, so ist sie doch, nach den alten deutschen Gesetzen, und den meisten Stadt- und Landrechten nothwendig; so daß auch in einigen Ländern, als den Fürstl. Braunschweigischen, eine ausdrückliche Einwilligung der Eltern, mithin auch der Mutter nöthig ist. (§. 24-37.) Solte der mütterliche Consens nicht ertheilet seyn; so kan zwar die Mutter die Ehe trennen, aber keiner der Verehligten kan un-

ter

ter diesem Vorwande das Band der Ehe wiederum zerreissen; (§. 38.) ist die Mutter aber todt; so hören alle Folgen des mangelnden Consensus auf, weil das Recht ihre Einwilligung zu versagen nur personel ist. (§. 39.) Im §. 40 wird der Einwurf des Gundlings, daß die Einwilligung der Eltern in die Ehen der Kinder kein Beweis der elterlichen Gewalt sey, weil ehedem der Brüderconsens auch nothwendig gewesen, aus dem mundio der alten Deutschen gut gehoben. In dem §. 41. 42 wird die Frage abgehandelt; ob ein Klostergelübde der Kinder ohne der Eltern Einwilligung und Vorwissen gültig sey, welches er von den unter elterlicher Gewalt noch stehenden Kindern billig geleugnet hat. Nach Deutschen Rechten stehet der Mutter auch die Befugnis zu, ihren Kindern im Testamente Vormünder zu setzen, auch wenn sie dieselben nicht zu Erben eingesetzet (§. 44.) sie ist in subsidium zu deren Alimentation verbunden; (§. 45.) kan sie, gleich dem Vater, züchtigen, sie in ein Zuchthaus bringen lassen: (§. 46.) und sie auch emancipiren. (§. 47.) Dies ist kürzlich der Inhalt dieser Abhandlung, den wir hergesetzet haben, um dem Verlangen einiger Recensenten unserer Bibliothek, die von Dissertationen einen Auszug gewünschet, ein Genüge zu thun.

Nun noch einige Bemerkungen, die wir beim Durchlesen dieser Schrift gemacht haben. In dem §. 2. behauptet der Hr. V. daß Justinianus eine mütterliche Gewalt über die Kinder anerkant habe, welches die Worte des §. fin. I. de nupt. in potestate parentium und die ganze Verbindung der Worte dieses §. anzeigen solle. Allein nicht zu gedenken, daß

Justi-

Justinian in dem §. 10. I. de adopt. und §. 3. I. de hered. qual. ausdrücklich sagt: daß die Mutter keine Gewalt über die Kinder habe; so sieht man doch gleich, daß die Worte in potestate parentium nur auf eine väterliche Gewalt allein zu deuten sind. Die abgehandelte Materie verglichen mit dem §. 3. I. de patria pot. leidet keine Ausdehnung auf die Mutter, und die folgenden Worte: postea curiae datus potestati patris subjicitur, bestärken dieses. Warum der Hr. V. diese Worte für seine Meinung anführet, ist nicht einzusehen. Wenn von einer potestate die Rede ist; bedeuten parentes nur väterliche Ascendenten.

In dem §. 3 behauptet der Hr. V. daß liberi vulgo concepti, concubinarii ac incestuosi in der Gewalt der Mutter wären, und daß diese dasjenige verwalte, was dergleichen Kinder aus einer Schenkung oder einem Testamente erhalten. Hier sind wir anderer Meinung. Daß liberi naturales nicht in der Mutter Gewalt gewesen, ist aus dem §. 10. I. de adopt. ganz klar. Gab es keine potestas materna in den Römischen Rechten; so waren auch die vulgo concepti ac incestuosi ihr nicht unterworfen. Sie waren wie jene sui juris, wie Mercerius Opinionum L. 2. c. 8. ausgeführet hat. Matrem sequi im L. 19-24. D. de statu hom. bedeutet nicht, in die Gewalt der Mutter kommen. Füglicher kan es erkläret werden, zu der Familie der Mutter gerechnet werden, welches L. 196. D. de verb. Signifi. zu bestärken scheint.

Ist der Satz des §. 9, daß die unitas personarum zwischen Vater und Sohn bei den Römern nicht alge-

algemein gewesen, wie wir gerne zugeben wollen, sondern nur höchstens in dem Falle anzunehmen sey, ubi patri per filium acquiritur richtig, so kan diese fictio nicht blos auf das peculium profectitium gehen, sondern es mus dieselbe auch das peculium adventitium mit in sich fassen, weil, nach alten Rechten, dieses dem Vater auch erworben wurde. Besser ist es aber, diese ganze Fiction bei Seite zu setzen, und die Phönomena, die man daraus zu erklären sucht, aus der väterlichen Gewalt mit Rivinus aufzuhellen.

Im 10ten §. ist gezeiget, daß ein filius familias nach einigen deutschen Landesgesetzen von seinem peculio adventitio testiren könne, welches ihnen nach Römischen Rechten nicht erlaubt gewesen. Die Ursach, -- filius enim, vivente patre, nullum jus in haec bona habet, sed hoc omne soli patri competit. L. 1. §. 21. D. de collat. Wäre dieses, zu Justinians Zeiten aufgehobene Gesetz die Ursach des Verbots des Testaments eines filii familias; so würde doch wohl zu Justinians Zeiten ein solcher letzter Wille gültig gewesen seyn müssen. Es mus also, da dieser Kaiser das Verbot in den Institutionen (pr. I. quib. non est perm. fac. test.) wiederholet, die filii familias aber durch den L. 6. pr. C. de bonis quae lib. schon das Eigenthum in den bonis adventitiis erhalten hatten, eine andere Ursach vorhanden gewesen seyn, warum ein filius familias kein Testament in Betref dieser Güter machen können, welche vermuthlich in der Verordnung der XII Tafeln, daß nur patres familias ein Testament machen könten, anzutreffen. Freilich waren die

XII

XII Tafeln zu Justinians Zeiten nicht mehr in Observanz. Allein ist dies denn der einzige Fal, daß Justinian die Folgen eines Gesetzes beibehalten, da das Gesetz selbst schon außer Kraft gewesen?

CI.

Dissertatio inauguralis de auctoritate judicis circa jusjurandum in judicio delatum relatumque, quam Praeside Georgio Ludovico Boehmero D. Regi a consiliis justitiae intimis & Juris Antecessore --- pro licentia summos in utroque jure honores capessendi, publico eruditorum examini submittit Joannes Henricus Lamprecht Hamburgensis. d. VIII. Aug. 1772. Goettingae. 29 S.

Neues ist in dieser Dissertation nicht vorgebracht, auch ist die ganze Materie bei weitem nicht darin erschöpft worden. Was aber darin abgehandelt ist, ist gut auseinander gesetzet. Die §. 10. x) befindliche Erklärung des L. 5. C. de rebus cred. ist hart, und die verworfene Brunnemannische Erklärung ist weit bequemer. Wenn man mit Russardo stat videantur, *debeantur* lieset, welche Lesart dem gleichen L. 20. C. de fidej. gemäs ist; so fält die Schwierigkeit weg.

CII.

Dissertatio inauguralis juridica de adquisitione hereditatis dementi delatae, quam Praeside Gustavo Bernhardo Becman Juris utriusque Doct. Philos. Mag. & utriusque Prof. Publ. ordin. nec non Consil. aul. reg. pro summis in utroque jure honoribus rite obtinendis publico eruditorum examini submittit auctor Carolus Hermannus Frehse Rostochiensis. d. 5 Sept. 1772. Goettingae. 112 S.

Es hat diese schwere und verwickelte Materie das Glück gehabt, von einer geschickten Hand bearbeitet zu werden. Ohne die Genauigkeit und richtige Entwick-lung der verschiedenen Fälle, die allenthalben der Hr. V. vor Augen gehabt hat, würde nie diese Sache so glücklich ins Licht gesetzet worden seyn, als in dieser der zierlichen Jurisprudenz zur Ehre gereichenden Abhandlung geschehen ist. Hin und wieder wird diese Materie von den Rechtslehrern berühret, aber ausgeführt hat sie keiner, wie der Hr. V. sagt, als Joh. Christoph Pesler in einer 1750 zu Frankf. gehaltenen Dissert. de successione ad furiosum devoluta. Dem ohnerachtet ist ihm noch Materie genug übrig geblieben, um nicht das zu sagen, was dieser schon gesagt hat. Wir wollen, da diese Materie es

wohl

wohl verdienet, dem Hrn. V. nachgehen und den Inhalt dieser Schrift kürzlich darstellen.

Nachdem die Begriffe des Wahnsinnes, dessen Eintheilung und Grade bestimmet sind, werden die Fälle entwickelt, die in der Folge abgehandelt werden. Zuerst wird von der adquisitione delatae hereditatis directae und dann von der Fideicommissaria gehandelt. Jene wird wieder nach dem Römischen Rechte von Justinians Zeiten so wohl nach dem jure civili als praetorio, und dann nach den Justinianischen Verordnungen beurtheilet, wobei der Hr. V. besonders die Fälle bemerket, ob eine Erbschaft einem Wahnsinnigen unmittelbar, so wol als Notherben als wilkürlichen Erben, und hier wieder als keiner fremden Herschaft unterworfenen, oder als eines andern Gewalt unterworfenen, oder mittelbar durch andere seiner Gewalt unterworfene anheimgefallen. Ist der erste Fal, kömt eine Erbschaft als Notherbe unmittelbar auf ihn; so erwirbt er sich diese Erbschaft ipso jure, es mogte der Wahnsinnige zur väterlichen Familie gehören oder ein Knecht seyn. (§. 7. 8.) In andern Fällen, als wilkürlicher Erbe, besonders, wenn er sui juris war, konte er keine Erbschaft erlangen, denn er konte sie nicht antreten, weil die Antretung der Erbschaft eine überlegte Erklärung, daß man Erbe seyn wil, erfodert. (§. 9.) Eben so wenig konte die Genehmigung des Curatoris dergleichen Antretung gültig machen, weil solche eine wissentliche Handlung zum voraus sezet (§. 10.) und der Curator für sich allein konte Nahmens des Wahnsinnigen die Erbschaft auch nicht antreten, weil die Geseze ausdrücklich sagen: hereditatem civilem

vilem nobis delatam per liberum hominem nobis acquiri non posse. (§. 11.) Im §. 12. 13. werden die Ursachen dieses Gesetzes, welches dem Rechte der Natur zu wiederstreiten scheinet, untersuchet. Der Hr. V. setzt solche darin, daß ohne unser Vorwissen uns kein Eigenthum und Verbindlichkeit erworben und aufgedrungen werden könne, und bestreitet die Meinung derjenigen, die solche in der cretione und aditione hereditatis, als eines actus legitimi, welcher durch keinen dritten verrichtet werden konte, setzen. (Der Beweis darüber, daß Theodosius, oder besser Arcadius, die Cretion schon aufgehoben, da doch nachher noch kein Vormund pro infante eine Erbschaft acquiriren können, als welches erst durch L. 18. C. de jure delib. eingeführet worden, mithin ein anderer Grund vorhanden seyn müsse, ist nicht hinreichend. Arcadius hob, wie L. 8. C. Th. de matern. bon. ergiebet, die Cretion nur in bonis maternis & materni generis auf; in andern Erbschaften blieb sie. Der Hr. V. ist durch L. 17. C. de jure delib. verführet worden, und hat nicht bemerket, daß dieses Gesetz interpoliret ist.) Fiel eine Erbschaft einem Wahnsinnigen, als wilkürlichem Erben anheim, so konte er, wenn er alieni juris war, auch diese Erbschaft nicht erwerben, weil er sie nicht antreten konte. Der jussus des Herren oder Vaters war in solchem Falle zwar bei vernünftigen Personen nothwendig; bei Aberwitzigen konte er aber den Mangel der Antretung der Erbschaft selbst nicht ersetzen. (§. 14.) Im §. 15. 16. komt der Hr. V. auf die mittelbare Erwerbung der Erbschaft, wenn etwa ein Knecht oder einer, der zur Familie eines Wahnsinnigen ge-

gehöret, zum Erben ernant worden, und zeigt, daß, ob zwar nach dem strengen Rechte der Aberwitzige eine solche Erbschaft nicht erwerben könne, dennoch nach einem Rescripto D. Pii, und zwar, wahrscheinlicher Weise, mit Genehmigung des Curatoris des Wahnsinnigen, damit ihm keine lästige Erbschaft zufalle, solches geschehen könne. Mit Recht behauptet hiebei der Hr. V., daß eine solche Erbschaft, nach dem jure Pandectarum, dem Vater, und nicht dem Sohne acquiriret werde. Was nach dem jure *Praetorio* Rechtens gewesen, wird vom 17ten bis 23sten §. ausgeführet. Es konte nach demselben kein Wahnsinniger eine bonorum possessionem edictalem, welche ihm unmittelbar als einem homini sui juris zukam, weder durch sich, noch durch einen andern erhalten, weil ein, demselben fehlender, freier Wille, dazu erforderlich war. (Der Unterschied unter B. P. edictalem und decretalem ist hier nicht deutlich genug angezeiget. Besser wäre es zu sagen, daß erstere ohne Untersuchung, diese aber nach vorgängiger Untersuchung gegeben wurde. Auch ist es irrig, daß B. P. edictalis nur ordinaria gewesen. Auch decretalis war es, da extraordinaria ex LL. und SCtis herkam.) Eben so wenig konte ein Wahnsinniger alieni juris dergleichen B. P. erlangen, wobei wohl bemerket wird, daß obschon ein Vormund für seinen Pupillen dergleichen erhalten konte, dennoch auf Rasende und Aberwitzige solches nicht zu ziehen sey. Jedoch kam der Prätor den Wahnsinnigen darin zu Hülfe, daß er ihnen B. P. decretalem, den Besitz, nicht aber das Eigenthum der Erbschaft gab, und verordnete, daß die Frist, binnen welcher solche

gesu-

gesuchet werden muste, so lange der Wahnsin daurete, nicht ablaufen solte. Daher denn nach Ableben des Wahnsinnigen, oder, wenn er, nach wieder erlangter Vernunft, der Erbschaft entsaget, die fructus percepti & percipiendi, an den nachgesetzten Erben erstattet werden musten. Auch muste Vorstand geleistet werden. Eben so wenig konte ein Wahnsinniger durch einen seiner Gewalt unterworfenen eine B. P. ganz erwerben, weil eine Genehmigung, die er nicht ertheilen konte, dazu nöthig war. Doch blieb solche während des Wahnwitzes suspendiret.

Nun folgt das Justinianische Recht. Justinian hat in L. F. C. de curat. fur. welcher mit Merillio mit Recht für keine Decision gehalten wird, in der Hauptsache keine Aenderung gemacht. Nur verordnete er, daß es eine Pflicht eines Vormunds seyn sol, eine, seinen Pupillen zuträgliche, B. P. zu suchen, da es vorher von seinem Gutbefinden abhing, es zu thun oder nicht. (§. 25. 26.) In dem §. 28 wird die Frage untersuchet, ob ein Wahnsinniger, der bei Absterben des Vaters schon aus der väterlichen Gewalt getreten, die väterliche Erbschaft ipso jure acquirire? Der Hr. V. verneinet diese Frage, und wiederleget diejenigen, die anderer Meinung sind. Er pflichtet auch der Meinung derjenigen bei, die dafür halten, daß heute zu Tage die Kinder, die separatam oeconomiam haben, die väterliche Erbschaft nicht ipso jure acquiriren. §. 29. bemühet sich der Hr. V. darzuthun, daß auch ein Wahnsinniger den Pflichttheil nicht ipso jure acquirire, und §. 30 wird die Theodosianische Trans-

 mission

mission der Erbschaft von Ascendenten auf Descendenten erkläret, und dabei bemerket, daß bei Erbschaften eines Wahnsinnigen, wenn sie nicht auf Descendenten transferiret wird, oder nicht von Ascendenten herkomt, die Regul eintrete: hereditas non acquisita non transmittitur. (Da also eine Erbschaft eines Ascendenten auf einen Descendenten ipso jure transmittiret wird, ohne daß ein wahnsinniger Vater solche erst acquiriren darf; so folgt auch wohl, daß er, nach den Grundsätzen des V., eine legitimam in diesem Falle transmittiren könne, ohne solche acquiriret zu haben. Die cretio und aditio hereditatis, die als actus legitimi verursachten, wie wir dafür halten, daß ein Wahnsinniger keine Erbschaft acquiriren konte, traten bei der Acquisition des Pflichttheils ja auch nicht ein. Und wenn gleich die querela inofficiosi testamenti eine Art der hereditatis petitionis ist; so folgt doch nicht, daß bei einem Pflichttheile alles dasjenige eintreten müsse, was bei der Erbschaft selbst Rechtens ist.) In dem §. 31 wird gezeiget, daß eine solche, einem Wahnwitzigen zugefallene, Erbschaft auf den nachgesetzten Erben, wenn dergleichen ernennet ist; oder, wenn etwa verbundene Erben (conjuncti heredes) da sind, auf den Miterben jure accrescendi; oder auf die nächsten Erben des Erblassers, es sey in causa testamenti oder intestati verfalle. Man sieht bei dieser Proximität nicht auf die Zeit des Ablebens des Erblassers, sondern auf die Zeit, da es gewis geworden, daß der Wahnsinnige die Erbschaft nicht antreten werde. In dem §. 32 bemühet sich der Hr. V. zu beweisen, daß, obschon nach dem alten Rechte ein Vater, Nahmens

mens seines wahnsinnigen Sohnes eine diesem zugefallene Erbschaft nicht antreten können, Justinianus doch solches geändert habe. Es wird daher L. 8. pr. C. de bonis quae lib. auch auf diesen Fal gedeutet, weil es gleichviel sey, der Sohn wolle die Erbschaft nicht antreten, oder er würde dafür gehalten, daß er sie nicht antreten wolle. (Dieser Erklärung können wir nicht beipflichten. Justinian hat in diesem Gesetze alle Fälle auf das genaueste entwickelt. Da er diesen Punkt unberührt gelassen, so ist keine Correction des alten Rechts, wohl aber zu vermuthen, daß er es dabei habe wollen bewenden lassen.)

In dem §. 33 geht der H. V. endlich zu den fideicommissarischen Erbschaften über, und zeigt in den folgenden §§. daß ein Wahnsinniger, wenn er mit einem Fideicommis belastet ist, in allen Fällen zur Antretung einer Erbschaft verbunden sey. Ist ein solcher aber ein fideicommissarischer Erbe, und es sind Persohnen, die seiner Gewalt unterworfen sind, zu Erben eingesetzet; so erwirbt er sich eine solche Erbschaft ipso jure (§. 36). Auch wenn er unmittelbar zu einem fideicommissarischen Erben eingesetzet ist, mus ihm nach der Justinianischen Entscheidung das Fideicommis präſtiret werden. (§. 37.) Der Curator acquiriret aber nur, Namens des Wahnsinnigen, provisionaliter (§. 38.) und es kan der Aberwitzige solches, wenn er zu Verstande gekommen, repudiiren. Er kan es aber auf seine Erben transferiren, wenn er gleich während des Wahnsinnes stirbt, welches (§. 39.) wider Pesler aus dem Grunde erwiesen wird, weil ein fideicommissum purum, so bald es deferiret ist, auch transferiret

ret wird. L. fin. §. 7. C. de Curat. Fur. handelt nur von der hereditate directa. Da übrigens die jura infantum vortheilhafter als die Rechte der Wahnsinnigen sind; so kommen in einer Collision einem wahnsinnigen Kinde auch die Rechte eines Kindes zu statten (§. 40. 41.)

CIII.

Leopold Friedrich Fredersdorf, Herzogl. Braunschweig-Lüneburgischen Justizamtmans des Stifts Amts Walkenried, Anweisung für angehende Justizbeamte und Unterrichter. Erster Band. Lemgo, 1772. 716 S. 4.

Es fehlet zwar nicht an Anleitungen für Justizbeamte, nachdem Philoparchus, Estor, Prechtel und andere dieses Fach bearbeitet haben. Ob aber dadurch dem Mangel einer brauchbaren Anweisung, worin der Umfang der Geschäfte eines Justizbeamten in Absicht der herschaftlichen Angelegenheiten, der Verbesserung des Wohls der Unterthanen, der Landpoliceisachen, des processualischen Verfahrens und der Behandlung der außergerichtlichen Geschäfte gezeiget, abgeholfen sey, ist eine andere Frage. Wegen des altfränkischen Kleides des erstern, des verwirten Gemisches des andern, und des auf Bayern zu sehr eingeschränkten Vortrages des letztern wird man wenig

Nutz-

Nutzbares aus diesen Anweisungen ziehen können. Von der sichtbaren Unvolständigkeit dieser Bücher wil man nicht einmal sagen. Alle dergleichen Schriftsteller haben überdem es bishero darin versehen, daß sie mehr die Theorie des Rechts, die man doch bei einem Justitzbeamten voraussetzen mus, abgehandelt, als gezeiget haben, wie die, einem solchen Bedienten vorkommende Geschäfte, auf eine geschickte Art behandelt werden müssen. Von dieser nutzbahren Seite betrachtet läst der Hr. V. seine Vorgänger weit hinter sich. In einem faßlichen, ordentlichen, der Sache angemessenen ungekünstelten Vortrage hat er in diesem Buche den ganzen Umfang der Geschäfte eines Justitzbeamten auf dem Lande (denn für Stadtunterrichter, die mit Landsachen nichts zu thun haben, ist dies Buch eigentlich nicht geschrieben, ob zwar auch diese sich sehr viel daraus zu Nutze machen können) vorgetragen. Es ist schon ein gutes Vorurtheil für dieses Werk, daß der Hr. V. selbst ein Justitzbeamter ist, der aus eigener Erfahrung den Umfang seiner Geschäfte angeben, und die besten practischen Regeln abstrahiren können. Eben daher findet man, mit Hindansetzung aller unbedeutenden Fragen und deren Entscheidungen, nur das Wesentliche, und was im gemeinen Leben täglich vorkömt, bemerket.

Der Endzweck dieses Werks ist, blos Anfängern eine Anleitung zu ihren Amtsverrichtungen zu geben. Der Hr. V. entschuldiget damit, daß er so viel Bekantes und Leichtes gesagt, und so oft in das Detail gegangen sey. Wir zweifeln nicht, daß ein jeder

billiger Beurtheiler bei dieser oder jener Kleinigkeit, die ihm in diesem Werke, in Absicht der Formulare von Bescheiden, Protokollen, gerichtlichen Schreiben u. d. m. vorkommen werden, diesen Zweck vor Augen haben wird, und solten wir auch hierin irren; so werden doch alle Anfänger, wohin wir auch, ohne Bedenken, alle noch so erfahrne Juristen rechnen, die erst anfangen, die Bahn eines Richters zu beschreiten, (denn auch diese ist für ihnen neu, und weil sie neu ist, schwer) diese Geschäftigkeit des V. im kleinen mit Dank erkennen.

Der Inhalt dieses Buchs selbst ist in drei Theile abgetheilet, welche zwei Bände ausmachen sollen. In dem vor uns habenden ersten Bande ist der erste Theil und des zweiten Theils erster Abschnit vorgetragen worden. Der erste Theil handelt, außer der vorläufigen Betrachtung über die Eigenschaften und den Dienst eines Justitzbeamten, die Beschäftigungen eines Justitzbeamten, die das Algemeine des ihm anvertrauten Amts betreffen, in sieben Capiteln ab. 1) Von der Fürsorge eines Justitzbeamten für das algemeine Beste der Unterthanen. Hier äußert der Hr. V. zwar nicht neue, doch gute und richtige Sentiments von der Bevölkerung und Entvölkerung eines Amts, von der Gesundheit der Unterthanen, ihrem Handel und Wandel, Viehzucht u. s. f. 2) Von demjenigen, was ein J. B. in Ansehung der Landeshoheits-Rechte zu beobachten hat, wo dasjenige, was bei der Aufnahme der Juden, bei den Heerstraßen, dem jure collectandi, Werbungen, Mühlen, Forstrechte, jure sacrorum u. s. f. zu beobachten, abgehandelt wird; 3) von den Gränz-

Gränzsachen; 4) von den vorfallenden Territorial-streitigkeiten. Beide Materien sind sehr genau abgehandelt; 5) von demjenigen, was ein J. B. in Ansehung der algemeinen Sicherheit des ganzen Amts und zu Abwendung anderer landverderblichen Uebel zu beobachten hat; 6) von Lagerbüchern und deren Einrichtung; und 7) von Publication der landesherrlichen und anderen Befehle.

Dem zweiten Theile, der den Proces betrift, sind vier Präliminar-Abhandlungen, die die Conscribirung der Protokolle, die an die Obern zu erstattende Berichte, und an Auswärtige zu erlassende Schreiben, die Registraturen und den Gerichtschreiber oder Actuarium angehen, vorgesetzet, worauf im ersten Abschnitte dieses zweiten Theils die algemeinen Grundsätze des Pocesses und das erste Verfahren in demselben abgehandelt wird. Hiemit schließet sich dieser erste Band. In dem zweiten Bande wird das zweite Verfahren, die Suspensivmittel, das Executionsverfahren, der summarische Proces, die im Gerichte zu errichtende Contracte und zu ertheilende Confirmationen, die übrigen in Gerichten vorkommende Beschäftigungen eines J. B., als Errichtung der Inventarien, Taxation der Güter, Erbvertheilungen, die Commissionen und das commissarische Verfahren, noch vorkommen. Auch wird in diesem Bande der dritte Theil, welcher sich mit den geistlichen Sachen, den gemeinen Sachen, den Policeisachen, den Forst- und Jagdsachen beschäftigen sol, abgehandelt werden. Hierauf sol ein Register das ganze Werk schließen.

So weit wir jetzt dies Werk übersehen können,

ist alles auf eine gründliche Art dergestalt abgehandelt worden, daß die theoretischen Grundsätze, die der Hr. V. oft mit einem warmen Patriotismo ausgeführet hat, durch eine damit verbundne brauchbare practische Anwendung erläutert sind. Allenthalben, wo es nöthig, sind Exempel in moderner Tracht beigefügt worden. Der Proces besonders ist dergestalt abgehandelt worden, daß allenthalben die Theorie vorausgeschicket, hierauf Formulare der abgehandelten Materie folgen, und darauf auf dasjenige Rücksicht genommen ist, was der Richter für Verfügungen zu machen habe, welchen die Formulare der Bescheide angehänget sind. Was die Hauptsache des Processes betrift, ist ein Proces in einer Erbschaftsklage ganz durchgeführet worden; in Nebenpuncten sind andere Formulare genommen. Bei der abgehandelten Theorie des Processes hat der Hr. V. sich lediglich an das jus commune, als an die Quellen gebunden, und, wie er sagt, kein Gesetz angeführet, welches er nicht mit Fleis durchgelesen hätte, daher er für die Richtigkeit der Anführungen einstehen könte. Zugleich ist aber auch dasjenige bemerket, wo es auf die angenommene Praxin ankömt, oder wo die Gesetze ausdrücklich nichts verordnet haben, und hier sind die bewährtesten Rechtslehrer angezogen worden. Als ein Braunschw. Unterthan hat der Hr. V. in diesem ganzen Werke auf die Fürstl. Braunschw. Verordnungen Rücksicht genommen, und aus denselben bemerket, wo sie die theoretischen Sätze bestätigen oder davon abgehen. Den Braunschweigischen Landen wünschen wir daher zu einem so nutzbahren Werke vorzüglich Glück.

Dies

Dies ist die Gestalt dieses Buchs. Wir hoffen, daß unsere Leser, nach dem, was wir davon gesagt haben, dasselbe nun werden übersehen können. Es würde zu viel erwartet seyn, wenn dasselbe ganz ohne Flecken seyn solte. Wir haben verschiedenes darin bemerket, worin wir wol mit dem Hrn. V. nicht eins seyn würden, besonders in einigen theoretischen Grundsätzen des Processes. Auch einige Formulare hätten können füglich wegbleiben, bei welchen man zum voraus setzen konte, daß sie in einer jeden Amtsregistratur anzutreffen seyn würden; andere hätten ohne Schaden noch wol eine Verkürzung leiden können, wohin z. E. die unnöthigen Eingänge der Partheischriften, und die zu weitläuftige Bemerkung derselben in den Decreten, auch die weitläuftige Anführung der Gelegenheit eines Berichts, woraus ein Anfänger leicht eine knechtische Nothwendigkeit schließen möchte u. s. f. zu rechnen. Da diese Mängel aber so beträchtlich nicht sind, der Nutzbarkeit des Buchs dadurch auf keine Weise etwas abgeht, und durch so viel brauchbares, welches man in vielen andern Büchern mit Mühe oder wol vergebens suchet (z. E. p. 434 den Unterscheid einer Compensations-Exception und der Reconvention) vergütet werden, so wollen wir solche übergehen.

Doch können wir nicht verschweigen, daß wir zur Bequemlichkeit im Lesen gewünschet, daß die Formulare mit andern Lettern unterscheidungsweise gedruckt seyn möchten. Wir wünschen, daß solches bei dem Drucke des zweiten Bandes, wenn es nicht schon zu spät ist, noch geschehen möge.

CIV.

CIV.

Dissertatio inauguralis juridica de jure principis circa molas, praesertim in terris episcopatus Osnabrugensis, quam praeside Georgio Henrico Ayrero, Philos. & J. V. D. Consiliario Iustitiae Intimo Jur. Antec. -- pro summis in utroque jure honoribus rite consequendis publico eruditorum examini submittit Carolus Franciscus Kramer. Osnabrugensis. Goettingae, 1772. 72 S.

Der Inhalt dieser Streitschrift ist vierfach. Es wird darin theils von der Verschiedenheit der Mühlen; theils was nach dem Rechte der Natur, der römischen und teutschen Rechte, Privatpersonen für Befugnisse haben, solche anzulegen; theils was einem Landesherrn, vermöge seiner Sorge für das algemeine Beste, -- denn dies ist mit Recht der Gesichtspunkt, woraus die eingeschränkte Befugnis der Privatpersonen nicht nach Gutbefinden Mühlen anlegen zu dürfen, beurtheilet werden mus -- deshalben für Rechte zustehen; und theils was im Bisthum Osnabrück deshalben Rechtens sey, gehandelt. Die Schrift ist ziemlich volständig gerathen; neues ist aber eben nicht vorgebracht. Sie zeuget von einer besonders großen Belesenheit, doch hätte dieselbe hin und wieder, ohne Schaden, sparsamer angebracht werden können.

Der

Der verdienstvolle Hr. G. J. R. Ayrer hat bei dieser Gelegenheit, als Decanus, eine prolusionem de molarum initiis herausgegeben, welche wir noch mit anzeigen wollen. Der fleißige Polyd. Vergilius hat von dem ersten Erfinder der Mühlen nichts zu sagen gewust. Er wird auch, wegen Mangel der alten Nachrichten, wol unbekant bleiben. Der Hr. G. J. R. setzt inzwischen das Alterthum der Mühlen so hoch hinauf, als die Beackerung der Felder selbst ist, und glaubt, daß nicht nur gleich nach der Sündfluth, sondern schon zu Cains Zeiten, der, nach den Zeugnissen der h. S., sich mit der Bearbeitung des Feldes abgegeben, Mühlen müssen vorhanden gewesen seyn. Freilich keine Mühlen von jetziger Art, als welche erst in der Folge der Zeit erfunden worden; sondern Handmühlen. Plinius, der die Erfindung dieser Art Mühlen den Volsiniern zuschreibt, macht daher dieselbe zu neu. Was sonst noch von den Mühlen bei den Ebräern vorkomt, wird hier aus einander gesetzet; wie von den Griechen, Römern und andern Völkern die Einrichtung derselben verbessert werden, verspricht der Hr. G. J. R. bei nächster Gelegenheit weiter auszuführen.

CV.

Dissertatio inauguralis medicam sistens analysin chemicam aquarum Jenensium &c.

So wenig wir sonsten akademische Probeschriften anzeigen, so können wir doch nicht umhin, derjenigen zu gedenken, welche neulich der Sohn des um die Mathematik und Naturlehre so berühmten Hrn. Prof. Succow's in Jena, Herr Georg Adolph Succow, auf dem medicinischen Catheder, unter dem Vorsitze des Herrn Hofrath Nicolai, vertheidigte. Der Herr V. hat alle seine Vorgänger genutzt, und ist ihm fast keiner entwischt, als z. B. Marggraf, Waller, Bergius, Lucas, Ståhling, Schütte, u. a. m. Die Versuche, welche mit den Wässern in und um Jena angestellet werden, verrathen keine gemeine Kentnisse in der Chymie, und in einer angehängten Tabelle werden die Bestandtheile dieser Wässer auf das genaueste angegeben. Bei dieser Gelegenheit bediente sich der Hr. V. unter andern desjenigen menstrui, welches Meyer in seinem Buche von der nähern Erkentnis des ungelöschten Kalkes angeführet, und aus dem wässerichten Salmiakgeiste und dem Berlinerblau zusammengesetzt ist. Dieses Menstruum ist eines der stärksten reagentium, und entdeckt die geringste Spur von Eisentheilen im Wasser, durch einen blauen Niederschlag. Eben so schlägt es auch das Gold, welches sich aufgelöset im Wasser befindet, schön blau nieder. Das Silber fält pfirsichblüt, und das Quecksilber unter gehörigen Umständen ebenfals blau nieder.

CVI.

Das beste Hülfsmittel zur gründlichen Beantwortung der von einer Königl. preußischen Akademie der Wissenschaften u. s. w. aufgegebenen Preisfrage: Welches der wahre Endzweck ist, zu welchem die Natur den Arsenik in den Bergwerken bestimt zu haben scheinet, von Johan Gotfried Jugel. 96 Seiten in 8. Bei dem Antiquarius Vieweg.

Die Beschreibung einiger ungarischen Bergwerke ist noch das erträglichste in diesem Werklein. Der V. ist außerdem als ein Alchymiste leider bekant! doch ist sein Styl noch so ziemlich, im Verhältnisse mit andern ähnlichen Schriftstellern erträglich. Wenn werden doch dergleichen Leute aufhören, alchymistischen Unsin zu predigen, und anfangen, die Scheidekunst, wie die übrigen vernünftigen Menschenkinder, zu treiben?

CVII.

Die Kunst, Salpeter zu machen, und Scheidewasser zu brennen; aus eignen Erfahrungen herausgegeben von Johan Christian

Si-

Simon, Oecon. & Chymiae cultore. Mit Kupfern. Dresden, in der Waltherischen Hofbuchhandlung, 1771. 266 Seiten in 8.

Der V. ist zwar nicht sonderlich bekant, allein der Recensent kent ihn als einen sehr geschickten Scheidekünstler. Ehe die Unruhen in Polen angiengen, erschien bei Gröll in Warschau ein Bändchen physisch-chymischer Abhandlungen von einer Gesellschaft Naturforscher und Chymisten daselbst, worinnen einige schätzbare Aufsätze befindlich sind, welche diesen Herrn Simon zum Verfasser haben, und von desselben gründlichen Einsichten in die Scheidekunst hinlängliches Zeugnis geben.

Wenn man erwägt, wie große Summen für Salpeter jährlich aus Deutschland zu Einkaufung des ostindischen Salpeters geschickt werden; so mus man dem Herrn V. für die Bekantmachung dieses Buchs, worinnen von der künstlichen Erzeugung des Salpeters mehr, als je von seinen Vorgängern, gesagt worden, vielen Dank sagen. Die erste Abtheilung begreift eine Betrachtung über die Anlegung einer Salpeterfabrike, nebst den Vortheilen, welche unter gehörigen Bedingungen davon zu erwarten, und welche aus sichern Grundsätzen und eigenen Erfahrungen angestellet worden. Im ersten Capitel wird eine kurze Naturgeschichte des Salpeters geliefert. Schon Glauber hielt die Verfertigung des Salpeters in großer Menge für Deutschlands Wohlfahrt, und er hat hierin nicht

geirret,

geirret, wenn nur seine Vorschläge und fehlerhafte Schlüsse, welche er aus kleinen Versuchen gezogen, ihn nicht gehindert hätten, auf den wahren Weg zu kommen. Die meisten deutschen Salpeterfabriken sind noch folgenden Mängeln unterworfen: 1) sind sie meistentheils in Absicht auf die ganze Einrichtung unrecht angelegt, 2) werden solche noch über dieses schlecht betrieben und abgewartet, und gereichen 3) die meisten derselben den umherliegenden Unterthanen zur grösten Last, ohne den Nutzen des Landesherrn zu befördern. Die Luft ist das vornehmste und thätigste Werkzeug zur Erzeugung des Salpeters, da sich hingegen die Erde, die vorhergehende Fäulnis ausgenommen, nur leidend verhält. Eine Salpeterwand mus oft drei, vier und mehrere Jahre stehen, ehe sie gänzlich zum Auslaugen verbraucht werden kan; da hingegen lockere und gut zubereitete Salpetererde schon im Jahre hinlänglich gesätiget, und zum Auslaugen fertig ist. Wie viel der Regen und Schatten den Salpeterwänden schade, ist jederman bekant. Zu der fehlerhaften Einrichtung der Salpeterfabrike gehört vorzüglich der große Aufwand der Feurung. Der V. hat seine Kessel so nutzbar gestellet, daß er jetzo nur in einer Woche so viel Holz gebraucht, als sonst in zwei Tagen verbrant wurde. Hierher gehört auch der nöthige Zusatz von Asche und Kalk in gehöriger Menge, wobei die meisten Salpetersieder fehlen. Das Küchensalz, welches bei vielen so häufig gewonnen wird, hat bei des V. Einrichtung kaum $\frac{1}{6}$ oder $\frac{1}{8}$ betragen. Auch dieses mus nicht als unnütz betrachtet werden, sondern man mus es wieder in Fäulnis zu bringen wissen, und dadurch neuen Sal-

Salpeter erhalten. Dieses erfordert aber Einsicht, Erfahrung, Kentnis der Natur, Aufmerksamkeit und Fleis. Bei dieser Gelegenheit wird Herr von Justi abgefertiget, welcher behauptete, er könne schon in vier Wochen reichhaltige Salpetererde fertigen. Dergleichen ungegründete Muthmaßungen, welche auf der Studierstube der Gelehrten ausgeheckt worden, haben schon manchen ehrlichen Man um sein Capital gebracht. Viele neuangelegte Salpeterwerke sind auch dadurch wieder ins Stecken gerathen, weil die Angeber derselben nicht alle nöthige Kentnisse, sowol zur Anlegung überhaupt, als auch zur Zubereitung und gehörigen Bearbeitung der Erde insbesondre, gehabt haben. Hierher gehört auch der alzukleine Raum bei einem größern Werke, wenn man den Erdhaufen nicht Plaz genug verschaffen kan. Salpeterwerke, welche Nuzen schaffen sollen, müssen in solchen Gegenden angelegt werden, wo die Materien wohlfeil und in Menge zu haben sind, und wo die Feurung mit geringen Kosten zu halten ist. Die vornehmsten zur Erzeugung des Salpeters nöthigen Materialien sind Asche, Kalk, Mist und Urin von allerhand Thieren, Schlam oder morastige Erde aus Stadtgräben, Fischteichen, Schleusen, Canälen, Sümpfen, Abgänge aus dem Thierreiche, z. B. aus den Schlachthäusern, Schut von alten Gebäuden, gebrauchte Seifensiedererde, rückständige Lauge und andere Sachen mehr. Diese Dinge mus der Anleger einer guten und ergiebigen Salpeterfabrike alle geschickt zu ordnen, zu vertheilen und zu vermischen wissen. Nach des V. Anschlag beträgt eine Fabrike, so 400 Centner Salpeter jährlich

giebt,

giebt, in sechs Jahren 6600 Reichsthaler, wenn der Centner Salpeter zu zwanzig Rthlrn verkauft wird.

Der natürliche Salpeter, welchen man theils in gewissen Erden, theils an Mauern, Wänden, Gewölbern, Erdhausen u. d. gl. als ein zartes weißes Salz gewahr wird, ist nichts anders, als ein verdicktes saures Salzwesen, welches durch die vorbeistreichende Luft theils herzugebracht, theils von seiner überflüssigen Feuchtigkeit befreiet, mit gewissen faulenden Ausdünstungen verbunden, und durch diese Verbindung geschickt gemacht worden ist, an und in den ihm bequemen Erdarten sich anzulegen. Schon dieser rohe Salpeter stößt durch die Zumischung des Vitriolöls rothe Dämpfe aus. Dieses nitrum lanuginosum bestehet aus dem Salpetersauren, und einem flüchtigen Laugensalze, nach der Meinung des V. Der Recensent weis aber aus sicherer Erfahrung, daß keine Spur vom flüchtigen Laugensalze dabei befindlich, welches auch letzthin der Herr Bergrath Cartheuser in seinen mineralogischen Schriften gewiesen. Die verschiedenen Meinungen von der Generation des Salpeters müssen wir übergehen. Was der V. im zweiten Capitel von den zu einer Salpetererde erforderlichen Materialien sagt, möchte wol ein wenig zu sehr bestimt gesagt seyn, wenn es heißt: Kein Salpeter kan ohne Fäulnis erzeugt werden, es mag nun dieselbe entweder von vegetabilischen oder animalischen Theilen ihren Ursprung haben. Wie, wenn aber der Recensent aus gewissen Pflanzen, ohne Zusatz eines alkalischen Salzes, und ohne die mindeste Fäulnis, einen nach allen

seinen Bestandtheilen wahren Salpeter vorzeigen könte? Die zu der Vermehrung der Generation des Salpeters nützlichen Gewächse und Stücke aus dem Thierreiche werden S. 39. 40. 41 ausführlich erzählt. Unter allen diesen Stücken verdient der lebendige Kalk die meiste Aufmerksamkeit, wie der V. solches mit des sel. Apotheker Meyers in Osnabrück eigenen Worten anführt. (S. Meyers chymische Versuche zur nähern Erkentnis des ungelöschten Kalks u. s. w. S. 366.) Auch ist dasjenige, was der berühmte Wallerius über diesen Gegenstand gesagt, nicht vergessen worden. Für große Städte würde es sehr vortheilhaft seyn, wenn der Schlam aus den Stadtgräben und öffentlichen Schleusen zur Erzeugung des Salpeters benutzt würde! Noch vortheilhafter ist es, wenn neben einer Salpeterhütte zugleich eine Potaschenhütte angelegt wird, denn es kan nichts nützlichers und vortheilhafters seyn, als zwei dergleichen Hütten neben einander, denen ein geschickter Man vorgesetzt ist. Das Einsieden der Salpeterlauge mus nicht mit heftigem Feuer und gewaltigem Aufwallen geschehen, dieses ist eine Regel, welche bei allen Crystallisationen der Salze zu beobachten ist. Der rohe Salpeter wird durch heftiges Kochen größtentheils in ein unschmackhaftes und irdisches Wesen verwandelt, welches auf den Kohlen wenig brent, und zu einer weißen Erde calcinirt werden kan. Durch den sogenanten Pfuhleimer wird die Lauge während dem Kochen am besten gereinigt. Die brennende Kraft des Salpeters wird sehr vermehrt, wenn man solchen in gutem Weinessig auflöset, und wieder anschießen läßt, dieses gilt hauptsächlich,

wenn der Salpeter zu Feuerwerkssachen gebraucht werden sol.

Die verschiedenen Vermischungen des Salpeters mit andern brenbaren Materialien zur Feuerwerkerei gehören nicht zu unserm Zwecke.

Die Kunst Scheidewasser zu brennen nach der zweiten Abtheilung des Buchs wird umständlich und nach vernünftiger Erfahrung abgehandelt. Wenn der Vitriol, welcher zur Bereitung des Scheidewassers gebraucht werden sol, seiner wässerichten Theile nicht genug beraubt worden; so erhält freilich das Scheidewasser dadurch einen merklichen Unterschied in Ansehung des Salpetergeistes. Die gewöhnlichste Weise in Deutschland Scheidewasser zu brennen geschiehet vermittelst irdener Retorten. In Engelland und Holland hingegen vermittelst eiserner Töpfe in Gestalt unserer Branteweinsblasen. Die Gradier- und Cementierwasser werden hier umständlich mit angeführt. Bei dieser Gelegenheit wird die Bereitung der sogenanten naphta nitri aus Bernhards chymischen Versuchen erzehlet. Diese naphta zieht das farbigte Wesen aus verschiedenen Metallen. Zulezt handelt der V. von der Zubereitung und dem Nutzen desjenigen, was bei der Verfertigung des Scheidewassers übrig bleibt, nebst einigen physisch-chymischen Arbeiten und Versuchen, welche mit dem Salpetergeiste angestellet werden können. Die dritte Kupfertafel ist aus dem obenangeführten Bernhard.

CVIII.

Rede von dem wechselsweisen Einfluß der Naturkunde und Chymie auf die Wohlfahrt eines Staats in Erweiterung der Künste und Wissenschaften, am Geburtsfest Sr. Churfürstl. Durchl. in Bayern am 28 März 1770 abgelesen von Ludwig Rousseau, Demonstrator der Chymie zu Ingolstadt, und Mitglied der Churbayerischen Landwirthschaftlichen zu Alten-Oettingen, zweite Auflage. Nürnberg, bei Wolfgang Schwarzkopf, 1771.

Hominum studia ad amplificationem rerum nostrarum prompta, ac parata, virorum praestantium sapientia, & virtute excitantur.

Cicer. offic. II.

So bald die Wissenschaften in Italien ihren Wohnplatz aufschlugen, so fieng es an in Griechenland Nacht zu werden, und viele der unentbehrlichen Künste erloschen mit ihren Urhebern. Rom fieng an eine witzige Mutter von Erfindungen zu werden, und die Hauptstadt von einem Reiche, das sich endlich fast der ganzen Welt bemächtigte, und welche sie vielleicht länger würde behauptet haben, wenn die bezwungenen Völker der alten Gewohnheit nach mehr durch Gelehrsamkeit als Regiersucht wären beherschet worden.

Die-

Dieses ist der Eingang der so geschmackvollen Rede des Herrn V., worauf er die Regierung Ludwig des vierzehenden mit der Regierung seines gnädigsten Churfürsten neben einander stelt, und zeigt: (S. 5) wie so unvermerkt die Gelehrsamkeit eine scheinbare Oede in eine fruchtbare Gegend verwandelt werden kan, wenn sie von Großen unterstützt wird.

Die Naturkunde nebst der Chymie haben in Ansehung der anfangenden Künste sowol, als der übrigen Wissenschaften, in den ersten Zeiten, das meiste zur Bequemlichkeit der Menschen beigetragen. Dieses sehen wir an der Erfindung der Gährung, des Brodtbackens, Bierbrauens, der gegohrnen Getränke u. s. w. Ein durchdringender Geist findet den Uebergang aus einer Wissenschaft, aus einer Kunst in die andere, wo der eingeschränkte Kopf nicht die geringste Gemeinschaft vermuthet. Die Erdarten verdienen einen vorzüglichen Rang in Betrachtung der mineralischen Körper, wodurch die niemals vertrocknende Quelle des algemeinen Reichthums, d. i. der Ackerbau in Aufnahme gebracht werden kan. Bei dieser Gelegenheit werden die preiswürdigen Anstalten der Hannöverischen Kammer gerühmt, welche dem um die Chymie sehr verdienten Herrn Andreä auftrugen, die verschiedenen Erdarten im Churfürstenthum Hannover zur Aufnahme und Verbesserung des Ackerbaues zu untersuchen. Der Mergel, die Kalkerde, der Thon, nebst deren vielfachem Nutzen, werden hier nach der Reihe erzehlet.

Daß die Philosophie und Arzneiwissenschaft seit hundert Jahren schnellere Schritte zu ihrer Volkommenheit gethan, als vorher in tausenden, beweisen die zur Entblößung der Natur verfertigten Werkzeuge, als z. B. die Sehröhre, Sehelinsen, Spritzen und dergleichen mehr.

Es würde zu weitläuftig seyn, mehreres von dieser wohlgerathenen Rede auszuzeichnen. Liebhaber der Scheidekunst müssen solche ganz lesen. Uebrigens müssen wir gestehen, daß wir einen Gelehrten von so viel Fähigkeiten, wie Herr Rousseau, in Ingolstadt nicht vermuthet hätten.

CIX.

Chymische Versuche über das Meyerische acidum pingue von D. Wilhelm Heinrich Sebastian Bucholz, ordentlichem ausübenden Arzte zu Weimar, der Kaiserl. Akademie der Naturforscher, der Königl. Preuß. Gesellschaft zum Nutzen der Wissenschaften zu Frankfurt an der Oder, der Churbayerischen Akademie der Wissenschaften zu München Mitgliede.

Diese Schrift gehört zu denenjenigen, welche nach des sel. Apotheker Meyers in Osnabrück Tode, vor und wider dessen Meinung vom caustico oder dem acido pingui herausgekommen. Der V. gebraucht größten-

größtentheils das Wort causticum, und wir glauben, daß dieses Wort dasjenige Wesen, so Meyer acidum pingue nante, am besten ausdrückt. Bei Gelegenheit wird auch derer Schriftsteller, die vor und wider Meyers Meinung gewesen, gedacht, und gezweifelt, ob zur eigentlichen Kalkwerdung des rohen Kalksteins nichts weiter gehöre, als die Austreibung der fixirten Luft, welche Meinung die Herren Jaquin und Well so ungestüm, und oft mit Grobheit, wie letzterer gethan, vertheidigen. In dem ersten Theile untersucht der V. das Verhältnis verschiedener ätherischer Oele gegen das Causticum, als eine Fortsetzung derjenigen Versuche, welche Meyer in seinem schönen Buche: Chymische Versuche zur nähern Erkentnis des ungelöschten Kalks, der elastischen und electrischen Materie, des allerreinsten Feuerwesens u. s. w. Hannover und Leipzig, 1764. in 8. S. 75 u. ff. angeführet. Die Bereitung des kaustischen Salzes wird weitläuftig beschrieben, wie auch die Pflanzen, welche nach verschiedener Schriftstellermeinung Kampher liefern könten. Schon vor Meyern wies der Director der Königl. Preuß. Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Herr Marggraf, daß der Kalk zur Raffinirung des Kampher geschickt sey, und diese Meinung wird hier durch ähnliche Versuche bestätiget.

Der erste Versuch betrift die Vermischung des kaustischen Salzes mit dem ächten Wacholderöle (oleum juniperi e baccis) da zwei Unzen dieses Oels mit einer Unze gepülverten kaustischen Salzes vermischt werden; so erhielt das Oel eine rothe Farbe, und die

Mischung erhitzte sich eben so, als wenn rauchendes Nordhäuser Vitriolöl, oder das noch dünnere englische Vitriolöl mit Weingeiste vermischt werden. Diese Mischung wurde in ein Sandbad gestellet, und einige Tage digeriret, worauf die Mischung schwerflüssiger schwarz wurde, und dem äußerlichen Ansehen nach dem Peruaner Balsam gleich kam. Der Geruch war wenig verändert. Nach geendigter Destillation befand sich in der Vorlage ein Loth eines sehr weißen, subtilen sehr leichtflüssigen Oels in Gesellschaft eines halben Loth Wassers. Daß alkalische Salze die Bestandtheile der ölichten und wässerichten Theile ätherischer Oele trennen können, werden Beispiele angeführt. Das herübergegangene Oel, noch angenehmer als das Wacholderöl, das Harz, so in dem Kolben bei dem kaustischen Salze zurückgeblieben war, hatte den Geruch von Muskatnusöl angenommen. Das übergegangene Oel wurde auf das zurückgebliebene Harz und kaustische Salz zurück geschüttet, von neuem überdestillirt, es erschien aber keine Spur vom Kampher. Dieses subtile Oel wurde vom Wasser geschieden, und nochmals über eine Unze gepülverten lebendigen Kalk abgezogen, um die Condensation der ölichten Theile nach Marggrafs und Meyers Meinung zu bewerkstelligen; allein auch dieses war vergebens, und wurde bei dieser Operation abermals ein Quentchen Wasser vom Oele geschieden.

Da dem V. die Hofnung aus diesem Oele Kampher zu scheiden vereitelt worden, so nahm er einen ähnlichen Versuch mit dem ätherischen Rosmarinöle vor, und erhielt seinen Endzweck. Zwei Unzen ächtes

ätherisches Rosmarinöl, wurde auf die vorige, beim Wacholderöle angezeigte Weise, mit einer Unze kaustischen Salzes vermischt; in die Sandkapelle gestellet, und einige Tage digerirt, hernach so viel, als übergehen wolte, abdestillirt. Die übergezogenen zehen Quentchen sehr weißen Oels hatten den wahren Kamphergeruch, und am Ende der Destillation erschienen in dem Helme Kampherkrystallen, und zwar in solcher Menge, daß der Schnabel des Helms verstopft wurde. Dieser Kampher hatte alle dem Zeylanischen zugehörige Eigenschaften. Das abdestillirte Oel wurde von neuem über kaustisches Salz abgezogen, und lieferte noch mehr Kampher. Die reichste Ausbeute gewährte der lebendige Kalk, als dieses Oel von neuem über denselben abdestillirt wurde. Der V. war hiermit zufrieden, nachdem er von der Möglichkeit überzeugt worden war. Freilich hätten diese Versuche weiter getrieben und gezeigt werden sollen, was eigentlich das Condensirende bei dem kaustischen Salze oder dem lebendigen Kalke sey? Vermuthlich ist es die reine einfache Lichtmaterie?

Im zweiten Theil wird gewiesen, daß Meyer sich geirret, wenn er das acidum pingue oder sogenante causticum blos und allein im Küchenfeuer sucht. Schon der Apotheker Well in Wien hatte im Merze voriges Jahrs vermittelst des Brenspiegels rohen Kalkstein in wahren lebendigen Kalk verwandelt, eben dieses leistet der V. hier, und sein Kalk hatte alle Eigenschaften, die vom lebendigen Kalke gefordert werden können. Auch verwandelte derselbe die rothe Mennige in wahre Glette (Lithargirium) welche mit dem

dem Salmiak vermischt, sogleich das flüchtige Harnsalz durch den Geruch entdeckte, (ein Beweis vom caustico ohne Küchenfeuer) und welches causticum Meyer für bloße Ausflüsse aus dem Küchenfeuer gehalten. Der blätterichte Gypsspath oder Gypsstein wurde durch die concentrirten Sonnenstrahlen in wahren gebranten Gyps, welcher hernach mit Wasser angemischt zu einer, wie gewöhnlich, festen Masse wurde, verwandelt. Eben so verhielt sich der fadichte Gypsspath. Der gewöhnliche rohe Kalkstein wurde zwar nicht in so kurzer Zeit in lebendigen Kalk verwandelt, als Herr Well angegeben, es ist aber hier zu merken, daß des V. Brenspiegel von ungleich kleinerem Durchmesser, als der Wellische war. Indessen hatte dieser Kalk doch alle die dem lebendigen Kalke nöthigen Eigenschaften, denn das Wasser davon bekam ein Salzhäutchen (cremor calcis.) Dieses Wasser färbte den mercurium dulc. schwarz, und den ätzenden Sublimat pomeranzenfarbigt, lösete etwas Schwefel im Auripigment auf, welcher mit Essig sich niederschlagen lies, und währendem Niederschlagen veroffenbarte sich der gewöhnliche faule Eiergeruch sehr deutlich.

Da nun in reinem Sonnenfeuer kein solches Feuerwesen, wie sich der sel. Meyer einbildete, befindlich (denn es sol nach desselben Theorie dieses Feuerwesen zugleich salzigter Natur seyn, und kan also wol nicht nach den Versuchen des Herrn Well durch eine mit Wasser gefülte Glaskugel dringen) so mus sehr natürlich folgen, daß die Materie, durch deren Verbindung mit der Kalkerde lebendiger Kalk wird, nicht von eben dieser

ser Art seyn könne. Noch weniger gewint hierdurch die Theorie derer Herrn Blak, Jaquin, Well, u. a. m. welche die Erscheinungen, so man beim lebendigen Kalke wahrnimt, von der fixen Luft herleiten wollen, sondern die Natur dieses Wesens wird anders bestimt, als es nach der Meinung des seligen Meyers seyn solte.

Die weiße Kreide, die Austerschaale (conchae ostreae) und andere ähnliche Dinge, wurde ebenfals durch die concentrirten Sonnenstralen in lebendigen Kalk verwandelt.

Der V. lösete auch Muschelschaalen im Salpetergeiste auf, und fand, daß etwas braunes schmierigtes beim Durchseihen im Filtro blieb, welches er für Gallerte, oder thierisches Brenbares hielt. Diese Austerschale schlug derselbe nach Marggraffischer Vorsicht (S. Marggrafs chymische Schriften zweiter Theil S. 151. 152. 153.) mit der verdünten Vitriolsäure nieder. Dieses ausgesüßte Muschelpulver wurde eine Stunde lang in einem Schmelztiegel calcinirt, und der V. beobachtet, daß solches das harnichte vom Salmiak nicht so fertig los machte, als rohes Muschelpulver, welches ebenfals eine Stunde war calcinirt worden.

Hier wird den abgeschiedenen gallertartigen Wesen die Ursache dieser Veränderung beigemessen, und wir glauben nicht ohne Grund. Der V. sagt darüber: (S. 69.) das phlogiston oder Brenbare dieser Körper, wenn es vermittelst der Lichtmaterie mit der Kalkerde innigst vereiniget wird, solte dieses Zusammengenommene nicht dasjenige Wesen ausmachen, welches wir

wir das causticum nennen? und welches der Grund derjenigen Erscheinung ist, welche wir beim ungelöschten Kalke wahrnehmen?

Bei dieser Gelegenheit werden die Versuche, welche Herr Direktor Marggraf mit den leuchtenden Steinen (S. Marggraf am angeführten Orte) unternommen, wiederholet, aber fruchtlos.

Der letzte Abschnit enthält Versuche mit dem rothen Präcipitate, und wird gegen Herrn Wiegleb einen sehr geschickten Apotheker in Langensalza *behauptet*; die rothe Farbe dieses Giftes rühre *nicht* vom acido pingui her, sondern die concentrirten Sonnenstralen leisten eben dieses. Der V. lösete Quecksilber in Scheidewasser auf, lies die Auflösung bis zur Trockne verdampfen, hielte dieses in den Brenpunkt, und erhielt in kurzer Zeit volkommen rothen Präcipitat. Einige Versuche beweisen auch, daß nicht die geringste Spur einer Salpetersäure mehr beim rothen Präcipitate befindlich, sondern daß es die reine einfache Lichtsmaterie sey, welche die Farbe vorbringt, und welche auch eine Auflösung in Regenwasser bewürkt. Diese Materie wird alsdenn mit dem Namen causticum belegt, wenn sie in dieser Verbindung mit verschiedenen Körpern eine feurigfressende Schärfe hervorgebracht hat. Mit Regenwasser digerirter Präcipitat, wurde nach dem Durchseihen mit Kalkwasser niedergeschlagen, das niedergeschlagene ausgesüßt, und dieses verquickte einen holländischen Dukaten.

CX.

CX.

Mineralogische Abhandlungen von Friedrich August Cartheuser Hochfürstl. Hessischem Bergrath und Professor zu Gießen. Bei Johan Philip Krieger 1771. in 8. 190 S.

Liebhaber der Naturkunde müssen Versuche, Beobachtungen und Anmerkungen über diese oder jene Mineralien, welche von Männern, die Fähigkeiten dazu besitzen, gemacht werden, nicht anders als angenehm seyn. Denn dadurch wird die Wissenschaft und Kentnis der unterirdischen Körper immer mehr erweitert und aufgekläret, und die Zeit her herausgekommenen Mineralsysteme erlangen dadurch eine mehrere Richtigkeit und Volständigkeit. Der V. handelt im ersten Abschnitte vom weißen Eisenspat. (ferrum intractabile, spatosum, albicans Linnaei) Dieses Mineral wird hauptsächlich im Fürstenthume Siegen, und der Oesterreichischen Provinz Steyermark gefunden. Der weiße Eisenspat von Mergeborn im Nassau Siegenschen verliert im Feuer etwas über den vierten Theil von seinem Gewichte. Schwefel oder Arsenik ist nicht in seiner Mischung. In den drei Mineralsäuren kan dieser weiße Eisenspat unter gewissen Umständen aufgelößt werden. Die meisten Eisenminern theilen dem Glase, wenn sie unter die Glasgemenge gesetzt werden, eine schwarze Farbe mit, und eben also

so verhält sich der meiste Eisenspat. Dieses aus dem Eisenspat abgesonderte Eisen, ist vorzüglich zum Stahlmachen geschickt, weil es reiner ist, als das aus dem gemeinen Eisenstein geschmolzene Eisen. Die Eisenblüte mus nicht mit diesem Eisenspate vermischt werden.

Der mergelartige Kupferschiefer wird im zweiten Abschnitte betrachtet, welche Cancrinus schon beschrieben. Die vornehmste Eigenschaft dieses Kupferschiefers ist, daß er mit sauren Geistern fertig aufbrauset, führet auch gemeiniglich etwas Erdharz (bitumen) bei sich. Diese mergelartigen Kupferschiefer haben weder Arsenik noch Schwefel bei sich, und können sogleich ohne Rösten geschmolzen werden. In Vitriolgeist aufgelößter mergelartiger Kupferschiefer lieferte einen schönen blauen Vitriol.

Der dritte Abschnit beschäftiget sich mit den schwefelichten und arsenikalischen Theilen der Eisensteine, und der Entbehrlichkeit des Röstens derselben. Der Schwefelgehalt ist blos zufällig und rührt von einem darunter brechenden oder eingesprengten Schwefelkies her. Eben so verhält es sich mit dem Arsenik beim Eisensteine, wenn Mispickel darneben bricht.

Im vierten und fünften Abschnitte wird vom gediegenen Kupfer und Eintheilung der Eisensteine gehandelt, welches zu weitläuftig seyn würde hier einen Auszug davon zu geben. Der Chrysolith, wovon im sechsten Abschnitte gehandelt wird, gehört unter diejenigen Edelsteine, welche im Feuer ihre Farbe behalten. Der V. führt hiervon Beispiele aus eignen angestellten

Ver-

Versuche an. Dieser Stein mus nicht mit dem Chrysopras vermengt werden.

Edelgesteinproben lieferte der siebente Abschnit. Scheidewasser mus ächten Edelgesteinen nichts anhaben. Ein wahrer Edelstein wiegt jederzeit mehr, als ein Crystal oder Flus von eben der Größe. Hierzu komt noch ihre Härte und ihr besonderer starker Glanz, welche Eigenschaften keinen andern Steinen durch die Kunst mitgetheilet werden können.

Von den Bestandtheilen des rohen ursprünglichen Salpeters handelt der achte Abschnit. Der in den Salpetererden befindliche rohe ursprüngliche Salpeter oder das nitrum embryonatum besteht nicht in einem flüchtigen urinösen alkalischen Salze, wie Stahl, Pietsch und einige andere glaubten. Der V. hat sich durch Versuche überzeugt, und bestehet derselbe aus nichts als einer kalkartigen Erde und dem Salpetersauren. Bei dieser Gelegenheit erzehlt der V. S. 128 gar recht, daß die aus der Mutterlauge mit Vitriolöl niedergeschlagene Erde keine wahre Magnesia, sondern eine gypsartige Erde wird.

Zähe Schlacken von Eisenminern werden nach dem 9ten Abschnitte durch den Zuschlag von Gypssteinen leichter zum schmelzen gebracht.

Der zehente und eilfte Abschnit untersucht die Dendriten und den Ursprung des Bernsteins. Im leztern wird das Marggrafische Experiment von der Vermischung des Bernsteinöls und Salpetergeistes, woraus ein Biesamgeruch entstanden, angeführet. Der Bernstein ist, wie die meisten Naturforscher glauben, ehe er hart geworden, eine Art vom Petroleo.

Den Beweis hiervon nimt der Herr V. von der Aehnlichkeit des destillirten Bernsteinöls mit dem Bergöle oder Petroleo, und der wenigern Uebereinstimmung mit den Oelen aus dem Gewächsreiche, w. z. B. oleum pini, oleum templinum u. d. gl. Denn diese lassen sich unter gewissen Umständen in Weingeist auflösen, jene mineralischen Oele aber nicht. Harzöl, mit dem rauchen Salpetergeist vermischt, lieferte zwar eine an Farbe und äußerlichem Ansehen nach ähnliche Masse; es war aber bei weitem kein Bernstein, noch weniger entstand der gewöhnliche Biesamgeruch.

CXI.

Johan Jacob Well's, Apothekers in Wien, Rechtfertigung der Blakischen Lehre von der fixirten Luft gegen die vom Herrn Wiegleb, Apotheker in Langensalza, darwider gemachten Einwürfe. Wien, im Kraußischen Buchladen, 1771. 164 S. in 8.

Der V. ist als ein sehr geschickter Apotheker bekant. Er bemühet sich im gegenwärtigen Buche die bekante Theorie des Engelländers Black über die zu erklärende Aetzbarkeit des Kalks, die er von einem Abgange der im rohen Kalksteine nothwendig gegenwärtigen fixirten Luft herleitet, zu vertheidigen, und die Meyerische Theorie von der fetten Säure (acidum pin-

pingue) gegen Hrn. Wiegleb zu bestreiten. Wir können indessen nicht umhin, zu gestehen, daß uns die Meyerische Erklärung (ungeachtet sie nach neuern Versuchen auch ihre Mängel hat) weit gründlicher als die Blackische vorkomt, weil diese sehr vielem Zweifel unterworfen ist, und überhaupt bei den wenigsten Erscheinungen, die der lebendige Kalk macht, zu gründlichen Erklärungen der Erscheinungen angewendet werden kan. Das Schäzbarste, was uns der V. im gegenwärtigen Büchlein liefert, ist die Verkalkung des rohen Kalksteins vermittelst eines Brenspiegels S. 5. und dadurch verliert freilich der meyerische Begrif, den sich der sel. Man von dieser fetten Säure machte, um ein großes; aber nichts destoweniger gewint der V. dadurch zu Gunsten der Blackischen Lufthypothese, denn fast alle Erklärungen der Erscheinungen scheinen ängstlich gesucht, und gleichsam mit den Haaren herbeigezogen zu seyn. Der Strahlenkegel würde durch eine gläserne mit Wasser angefülte Kugel auf den rohen Kalkstein geleitet, und dennoch wurde dieser in kurzer Zeit zu lebendigem Kalke. Diese Versuche wurden späth im Jahre, als den 18ten und 20ten December, gemacht. Im zweiten Abschnitte wird wider die gänzliche Auflösbarkeit des Kalks im Wasser spöttelnd geeifert. Freilich komt hier auch der Unterschied der Kalksteine in Betracht, und ihre Auflösbarkeit von dem mehr oder weniger sich dabei befindlichen fremden Gestein her. Wenn Hrn. Well der Wieglebsche Versuch nicht gelungen ist, ein Pfund lebendigen Kalk in 600 Pfund Wasser völlig aufzulösen, so ist dieses kein Beweis von einer Unwahrheit, womit Wiegleb be-

beschuldiget wird. Der dritte Abschnit begreift die Zerschmelzung des gelöschten Kalks im Sauren ohne Aufwallung. In diesem Abschnitte wird der V. äusserst heftig, und eifert wider die mittelsalzigte Natur des Kalks mit Ungestüm. Endlich ruft er aus: Unpartheiische Kenner mögen urtheilen, wo sich überhaupt und insbesondere mehr Ungereimtes findet, ob in der Blackischen oder in der Meyerischen Lehre oder Hypothese, wie man lieber wil. Der vierte Abschnit enthält die Niederschlagung des Kalkwassers an der Luft, und wird kräftiglich nach der Blackischen Meinung erkläret. Diese Niederschlagung läßt sich auch durch das vermittelst eines Röhrchens geschehene Einblasen in das Wasser bewirken. Artige Versuche sind im neunten Abschnitte enthalten, wodurch gewiesen wird, daß die kaustischen Salze einige Auflösungen in Säuren niederschlagen, und hingegen einige nicht.

CXII.

Diss. de Haemorrhagiarum therapia, praeside Ern. Godofr. Baldinger, d. XIV Nov. 1772. defend. auctor Jo. Christian. Frid. Scherff, Ilmenav. 38 S. 4.

Herr Sch. hat einen pathologischen Abschnit vorangeschickt, welcher von den Ursachen, den Abwechs-

wechslungen der Blutflüsse unter sich, und den Wirkungen der Blutflüsse gehandelt wird, alles kurz und gut. Sodan bringt Hr. alle practische Räthe und Hülfsmittel unter einzelne Abschnitte, und bestimt die Fälle näher, wenn und wo dieselbe angewendet werden können oder nicht. Besonders ist die Rede von allen Arten des Blutlassens, denen Laxiermitteln, Clystieren, allen Arten der Bäder und dem Unterbinden; denen sogenanten Temperirmitteln, denen Krampf- und Schmerzstillenden Mitteln; denen demulcirenden und verdickenden Mitteln; von denen auflösenden Mitteln; von denen stärkenden, anziehenden, anhaltenden und zulezt von den topischen Mitteln. Der Hauptendzweck des Hrn. Verf. ist, wie es der Plan genugsam anzeigt, die Fälle sorgfältig zu bestimmen, wie nach der Verschiedenheit der oft sich ganz entgegengesezten Ursachen der Blutflüsse ganz verschiedne und sich entgegengesezte Curmethoden anzuwenden sind, der Blutflus mag im übrigen eine Benennung führen, welche er wil. Eigentlich macht diese genauere Kentnis der algemeinern Therapie den volkomnen und geschickten Arzt in der Praxi, der sich gewis in allen vorkommenden Fällen sicher wird zu helfen wissen, und je mehr er sich die Kentnisse dieser Art eigen gemacht, je glücklicher wird er heilen können, und wenn er auch die Krankheit unheilbar finden solte, so wird er sie doch glücklich zu mindern wissen, und niemalen dem Kranken, der sich ihm anvertraut, Schaden zufügen.

CXIII.

Tractatus medico-legalis de stupro in usum eorum, qui jurisprudentiae & medicinae operam dant, praecipue vero eorum, qui in foro versantur -- auct. J. A. Gerstlacher, med. D. & Phys. Schorndorfiensi. *Erlangae*, ap. Walther. 1772. 80 S. 4.

Neues ist eigentlich in dieser Schrift nichts zu finden, aber was läßt sich auch hier Neues sagen? Die Billigkeit in Beurtheilung der Schriften wird ein vorzüglich Gesetz des Rec. seyn, und er wird niemanden sein Verdienst absprechen. Die Begriffe von Sachen, wovon hier die Rede, sind deutlich angegeben und entwickelt worden, und vielleicht ist der Hr. Verf. nur alzu sorgfältig und ausführlich gewesen. Nichts Unrichtiges ist dem Recensenten vorgekommen. Ueberal verweiset der Hr. Verfasser auf Rechtslehrer und Schriftsteller der gerichtlichen Arzneiwissenschaft, und nent die Quellen, woraus er die Bestätigung seiner Lehren genommen. Das Buch ist blos für Anfänger bestimmet, und nach diesem Gesichtspuncte mus es auch betrachtet werden.

CXIV.

Peter Joseph Bucholz, Samlung auserlesener Briefe zur Erhaltung der Gesundheit, und durch den Bau und die Erziehung der Gewächse sich in kurzer Zeit zu bereichern, aus dem Französischen übersetzt. Erster Theil. Nürnberg, bei Schwarzkopf, 1772. 432 S. 8.

Der Verf. gehört zu den Schreibern, die gerne viel schreiben -- aber unser Verf. schreibt oft flüchtig, oft läuft auch in seinen Büchern etwas Falsches mit unter -- denn das nimt ein Franzose so genau nicht, und er findet doch immer seinen Uebersetzer. Das Werkchen, so wir vor uns haben, ist von sehr gemischtem Inhalt, und in Briefen oder Schreiben vielmehr. Hauptsächlich ist die Rede von Pflanzen, welche zur Speise, zum Futter vor Vieh, zum Färben, zur Mahlerei, zur Arznei vor Menschen und Vieh dienen; denn mit beiden meint es der Verf. recht herzlich gut, und wird hoffentlich aus lauter Patriotismus noch manches Werkchen schreiben. Neun hundert Meilen ist unser Verf. schon zu Fuße gereiset (S. 3) um zu einer Schrift den Stof zu sammeln. Besonders wird vom Vogelbeerbaum, von der Erle, vom afrikanischen Hirsen, dem Quassiabaum, der Acmelle und einigen andern Gewächsen, so wider den Stein dienen, dem Erbsenbaum gehandelt. Die andern Theile sind uns noch nicht zu Händen gekommen.

CXV.

Franc. Jacobi, Med. D. descriptio methodi mercurium sublimatum corrosivum tutius copiosiusque exhibendi. Monasterii, apud Perrenon, 1772. 24 S. 8.

Die bisherige Sublimatsolution erweckt vorzüglich wegen des Spiritus frumenti Ekel. Herr Hofman in Münster, der sich durch einige Schriften berühmt gemacht, löset den Sublimat in Wasser auf, macht mit Semmelkrume Pillen daraus, welche weit besser und ohne allen Ekel zu nehmen sind, auch sich lange halten, ohne zu verderben. Sonst war es schon längst üblich, das versüßte Quecksilber mit Semmelkrume in Pillen zu geben; und diese Methode hat allerdings ihren Vorzug vor der Auflösung im Spiritu frumenti, dem eigentlich die unangenehme Wirkungen zur Last gelegt werden. Herr J. hat in Boerhavens Schule aus dessen Munde den Sublimat rühmen hören, auch hat B. in seinen Elem. Chem. T. 2. 198 denselben schon empfohlen. Hr. J. hat schon längst einen alten Wundarzt gekant, welcher in dem Decoct von der Contrayerve den Sublimat auflösete, und denn Tropfenweise gab, noch ehe Hr. von Haen dessen Gebrauch bekantmachte. Gedachte Pillen haben nie den Speichelflus erweckt, wie wol alle andere Quecksilberzubereitungen. Durch die Pillenform wirkt

der

der Sublimat nur erst nach und nach, da er in allen Arten der Auflösungen den Magen mit einemmal angreift, und daher, glaubt Hr. J., entstünden alle die üble Folgen, welche man von dessen Gebrauch wil angemerkt haben. Selbst größere Dosen dieser Pillen sind ohne Schaden genommen worden. Man kan diese Pillen noch mit einem Oelzucker vermischen, oder mit Zucker vermischt in Pulverform geben. Hr. J. bestätigt zuletzt noch den nützlichen Gebrauch seiner Pillen durch einige Beobachtungen.

CXVI.

Zweifel über einige in der ausübenden Arzneikunst im nördlichen Deutschland bemerkte Gegenstände, Lehrsätze, Moden. Bunzlau, 1772. 86 S. 8.

Unser unbekanter Verfasser meint es gut, die Praktiker von einem gewissen Schlendrian abzubringen, und zu beweisen, daß sie einige Grundsätze für algemein wahr annehmen, die sehr eingeschränkt und viel zu unbestimt sind. -- Aber es ist eine ilias post Homerum, und der Verf. hätte nicht nöthig gehabt, den Herrn von Haller zum Schiedsrichter aufzurufen, denn auf allen guten Akademien werden jetzt bessere Grundsätze vorgetragen, und die Moden, die hier be-

stritten werden, sind fast ganz aus der Mode, dagegen aber haben sich jetzt ganz andre herschende Moden in die practische Arzneikunst eingeschlichen, welche mit mehrerm Rechte geahndet zu werden verdienten. Unser Verf. scheint mit der neuern Litteratur und dem neuern Zustande der practischen Medicin nicht genugsam bekant zu seyn. Hier sind die Sätze, wobei er zweifelt:

Fieberrinde; Wassertrinken ohne Durst; Wirkung des kalten Wassers; Motion; Sitzen; *güldne Ader*; Frühjahr- und Herbstaderlassen der Gesunden; dünnes Geblüt zur Gesundheit nothwendig; dickes Geblüt Quelle der Ungesundheit; Hypochondrie; Gesundheitsreisen; Friesel; feuchte Luft. Läßt sich nun über diese Sätze noch wol etwas sagen, das nicht *schon* hundertmal gesagt worden, und niemand wird *diese* Sätze im algemeinen Verstande als wahr annehmen, es müste denn irgend ein noch lebender Hofmannischer Schüler seyn, der, seitdem er von Halle weg ist, kein neueres Buch gelesen. Und das läßt sich doch kaum denken.

CXVII.

Adversaria medico-practica. Vol. III. P. I. Lips. apud haeredes Weidmanni & Reich, 1772. 192 S. 8. und eine Kupfertafel.

De vigore & debilitate corporis animalis in uni-

universum, ist vom Hrn. Prof. Ludwig, und betrachtet die Ernährung thierischer Körper durch lymphatische Säfte, mit angestelter Vergleichung der Ernährung der Pflanzen. Eine Stelle S. 25 ist merkwürdig, wo es heißt: Sententiam *dudum explosam* de initiis delineationis-corporum naturalium, a creatione prima pendentibus non amplius urgebimus. -- Die Herschaft der Nervenkräfte auf alle Theile des thierischen Körpers schätzt Hr. L. sehr hoch, und dehnt sie bis auf Sehnen und Ligamente aus, die außer der Schnelkraft noch lebendige Kräfte dadurch erlangen sollen. Von der Beimischung des Nervensafts zur Lymphe erwartet Hr. L. auch wichtige Wirkungen. De diaphysibus ossium cylindricorum laesis, exfoliatione separatis, & callo subnato restitutis. Die Verf. versprechen dereinst die chirurgische Abh. aus denen adversariis besonders deutsch herauszugeben. Hr. L. erzählt hier einige merkwürdige Fälle, und begleitet solche mit chirurgischen Räthen, die aber vor einen volständigen Auszug hier zu weitläuftig seyn würden. Melancholico maniacorum & epilepticorum demortuorum sectiones tradit *Jo. Ern. Greding*, continuatio IV. & ultima. Sie sind mit vieler Genauigkeit angestelt und abgefaßt. Oft fanden sich Wassersuchten im Unterleibe und Feuchtigkeiten, auch Verwachsungen des Zwerchfels mit benachbarten Theilen, Fehler am Zwerchfel, widernatürliche Lagen der Eingeweide, des Netzes, und eine widernatürliche Beschaffenheit eines oder mehrerer dieser Theile. Hr. Gr. geht jedes Eingeweide einzeln sorgfältig durch, so auch die Därme, beschreibt ferner die Steine u. s. w.

was

was sich Widernatürliches gefunden. Aber wir können nicht abschreiben. Oratio de officio medici erga moribundos, 1759 in solenni doctoris inauguratione recitata. Enthält ein Stück von der Politik des Arztes am Krankenbette, wie sich zumal der Arzt früh gewöhnen sol, künftige und oft plötzliche Gefahren früh voraus zu sehen, und sich darauf gehörig vorzubereiten, damit er nicht überrascht und unthätig gemacht wird. Beschleunigen sol der Arzt keineswegs den Tod, aber selbst die *Zufälle des Todes* sol er zu lindern suchen. Der Arzt hat die Pflicht vor die Bestellung gerichtlicher Testamente zu sorgen; und das Gemüth des Sterbenden zu erheitern. Von dem Arzte erwarten die Seelsorger Nachrichten über den physischen Zustand des Kranken, die *ihnen wichtig* sind. Von dem Betragen des Arztes gegen die *Umstehende* und Todscheinende ist zulezt die Rede. De specificis medicamentis observationes nonnullae. Es wird die Kraft derselben billig eingeschränkt, wie der Curcumae bei der Gelbsucht, der Chinarinde bei Fiebern und dem Brande, des Kamphers in bösartigen Fiebern, des Mohnsafts bei Krämpfen.

CXVIII.

Josephi Quarin, Sacr. Caes. Reg. Apost. Mai. Inf. Austr. Regim. Consil. Sanit. & in Nosocom-Fratr. Misericord. Phys. methodus medendarum Febrium. Vindob. ap. Graeffer. 1772. 158 S. 8.

Ein

Ein sehr nützlich Buch, das neben den Annis medicis eines Störk mit Recht seinen Platz behauptet. Es ist keine Prahlerei, daß es sich auf eine ausgesuchte Belesenheit und zwanzigjährige eigne Erfahrung gründet. Es folgt noch ein zweiter Theil über die Entzündungen und chronische Krankheiten. Hr. Q. hat einen guten dogmatischen Vortrag, und dies kleine Buch verdiente in den Händen aller practischen Aerzte zu seyn, und genußt zu werden. Die Curmethoden sind gut, und die Arzneiformeln auserlesen und wirksam. Die Gemählde der Fieber sind der Natur getreu. Blos in wenigen theoretischen Sätzen ist Herr Q. nicht überal von Fehlern ganz frei, aber die haben wenig Einflus auf die Praxis. So z. B. ist es zu algemein: celerior sanguinis motus cum laesione functionis febris audit. Denn es giebt doch Fieber, wo der Puls viel langsamer als im gesunden Zustande schlägt. Der Rec. zeichnet einiges aus. Oft ist die Ipecacuanha zum Brechen allerdings nicht wirksam genug, und erfordert einen kleinen Zusatz von Brechweinstein. Die Fiebercur Hrn. Q. ist sehr schön Hippocratisch-Boerhavisch, und er verordnet in den schicklichen Fällen die Abführungen weislich, wodurch so oft Fieber in der Brut erstickt werden, die sonst von den Practikern vernachlässigt worden. Die Rinde ist im Decoct oft wirksamer als in der Substanz oder im Extract. Die Orchis Morio L. ist eben so kräftig als die Salab. Die verschiedne Arten des Faulfiebers sind recht faßlich vorgetragen worden, und überhaupt ist das ganze Buch so populär, daß es allen und jeden faß-

faßlich und überzeugend seyn mus. Wieder von dem sehr vernünftigen Gebrauch der Brechmittel und dem Schaden des Mohnsafts. Denn vom Vorzug der Mineralsäure in Faulfiebern, und denn vom rechten Gebrauch der Chinarinde, und den Blasenflüssen, auch des Kamphers, dessen Anwendung hier sehr gut bestimt wird. Dem bösartigen Fieber ist ein eigner Abschnit gewidmet, und Hr. Q. sieht es also nicht wie ein bloßes Faulfieber, oder gar wie ein bloßes accidens an, wie jezt Mode werden wil. Hr. Q. unterscheidet drei Arten des bösartigen Fiebers. Einmal, wo eine Entzündung sich mit einmischt; noch einmal, wenn die Fäulnis sich zugesellt, und im dritten Fal dünkt ihm die Ursache im Sero oder in den Nerven zu liegen, und hiernach wird die Cur bestimt. Von dem heißen Verhalten allein scheint der Friesel nicht zu entstehen. Vorzüglich sind bei demselben die absorbentia schädlich. Die Flecken sind oft ein Zufal bei Faulfiebern, wo die erste Wege unrein sind -- sie sind öfters beim Faulfieber, selten beim bösartigen, und am seltensten beim Entzündungsfieber vorhanden. Auch hier ist die Cur verschieden. Wenn Cotunni sagt, Kinder bekommen im Mutterleibe die Blattern nicht, so zweifelt der Rec. hieran noch. Das wiederholte Aufschneiden der Blattern wird billig gerühmt. Man hat bei den Blattern mehr auf die Zufälle als die verschiedene Stadia zu sehen. Daß uns das Diacodium eine ganz unnütze Sache, erinnert Hr. Q. mit Recht. Und doch giebt es Hr. von Haen seinen Blatterkranken Pfundweise, wie man in der ratio medendi nova mit Verwunderung siehet. Das angeführte Schweistreibende Spiesglas sieht Hr. Q. nicht vor unnütz an. Der Abschnit

schnit von den kalten Fiebern ist sehr volständig und deutlich. Von denen Arsenikdropfen hat Hr. Q. viele üble Folgen gesehen.

CXIX.

Anton Störks, Kaiserl. Königl. Hofraths- und Leibarztes, Abhandlung von der Einpfropfung der Kinderblattern. Wien, bei Trattner, 1771. 124 S. gr. 8.

Herr Störk hat auf Befehl der Kaiserin in dem Lustschlosse Hetzendorf am 7ten Mai 25 Cadeten der Militärakademie eingepfropft, und nachher noch mehrere, bis endlich 106 Personen. Beide Kaiserl. Maj. besuchten die Eingepfropfte oft, und alles geschah unter Swietens Aufsicht. (Was Hr. v. Haen hiebei gedacht hat, ersieht man aus dem ersten Theil der ratio medendi nova.) Hr. St. beschreibt zuerst die Methode seiner Einpfropfung, denn die Erscheinungen, so darauf folgten, erzählt 52 Krankengeschichten, und zieht daraus am Ende nach seiner Gewohnheit Corollarien, von denen wir die wichtigsten hier auszeichnen. Es ist keinem Eingepfropften ein übler Zufal begegnet, nur viere hatten eine große Anzahl Blattern. Besonders ist, daß funfzehn die Blatterkrankheit ohne Ausbruch der Blattern überstanden. Halbjährige und neugebohrne Kinder kamen so glücklich

durch

durch als ältere, und mehrere kleine Kinder bekamen während dem Blatterfieber ihre Zähne ganz leicht. Nur bei zweien erschienen ungewöhnliche Zufälle, und ein Kind starb nach dem Blatterfieber am Keichhusten. Hr. St. hat nicht vorbereitet, brauchte während der Krankheit keine Arznei, und die Lebensänderung war natürlich. Daß nicht auch die eingepfropfte Blattern zuweilen bösartig werden können, läugnet Hr. St. gar nicht. Einige, die wenige, die mehr, und auch die, so bei dem Blatternfieber keine Blattern *hatten*, sind nachher ein, zwei auch dreimal wieder eingepfropft worden, aber es erfolgten keine zweite Blattern, so wenig als die natürliche Blattern zum zweitenmale ansteckten. Die freie Luft hindert den Ausbruch der Blattern nicht, aber sie mindert die Anzahl derselben, und macht sie gutartiger. Am besten wird im Frühjahr eingepfropft. Herr St. hat keine Krankheiten nach der Einpfropfung entstehen sehen, und man schreibt mit Unrecht nachher erfolgte Krankheiten auf Rechnung der Einpfropfung. Einzelne Unglücksfälle werden nicht geläugnet. Daher sol man niemand zur Einpfropfung mit Gewalt bereden. Dieser kurze Auszug beweiset genugsam, wie lehrreich dieses Buch sey, und wie sehr es verdiene gelesen zu werden.

CXX.

Neuer Hausarzt für die Damen, aus dem Englischen übersetzt. Altenburg, 1772. 168 S. kl. 8.

Der

Der Rec. würde nicht gerathen haben, dieses Buch zu übersetzen. Denn die Damen werden dies Buch gewis nicht verstehen, und es ist immer zu unbestimt verfaßt, und zu viel gefordert, daß auch Frauenzimmer von den größten Einsichten ihr eigner Arzt seyn könten. Man wird dies dem Rec. leicht zugeben, und ihn der Mühe überheben, die Deduction aus der Pathologie zu führen. Das Buch selbst ist gar zu unbestimt abgefaßt, und da also nothwendig die Curmethoden verkehrt angewendet werden, so ist Unheil fast unvermeidlich, und selbst in den Händen junger Aerzte könte es Schaden stiften, wenn sie nicht aus einer guten Schule kommen, und diejenigen, welche es gehörig verstehen, bedürfen dieses Unterrichts gar nicht, und finden hier nichts, das nicht schon bekant wäre. Nur ein Paar Beispiele S. 79 und 81. Wie unbestimt und viel zu algemein sind hier Mittel wider die Gelbsucht und Wassersucht empfolen, die nur im besondern Fal zu geben sind? Bei der Wassersucht weiter nichts als einen laxirenden Bissen aus Jalappa und Colomel zu empfehlen, das ist doch wol Dreistigkeit und Unbehutsamkeit. Gerade, als ob die Abführung der Wässer die einzige und wichtigste Sache bei der Cur der Wassersucht wäre. Unser Engländer schreibt in allen Capiteln so flüchtig, als der Französische Schmierer.

CXXI.

C. A. Kloeckhof, Med. D. Opuſcula medica omnia, iterum edidit J. C. T. Schlegel, Med. D. & Pract. Longoſaliſſ. Jenae & Lipſ. 1772. 8.

Unter zweien Titeln finden ſich in dieſer Samlung: Opuſc. med. 1) hiſtoria febris epidemiae Culenburgenſium, anni 1741; 2) de venaeſectionis termino in acutis; 3) de ſtrepitu in pectore inter potandum, de prolapſu ad pedes, & ſimilibus acutorum ſymptomatis; 4) de Criſibus; 5) de morbis acutis recidiuis. Ferner de morbis animi, ab infirmato tenore medullae cerebri, diſſertatio. Aus der Vorrede erſehen wir, daß die neuen Abdrücke beider dieſer Schriften völlig nach den Blatſeiten mit der vorigen Ausgabe übereinkommen, und jede Schrift von dem Verleger auch einzeln verkauft wird, die jetzt deshalb von neuen abgedruckt worden, weil die vorige Auflage in den deutſchen Buchläden nicht mehr zu haben war. Allerdings iſt man dem Herausgeber für die Bekantmachung der Kloeckhofiſchen Schriften Dank ſchuldig. Die wichtigſte iſt die Beſchreibung der Culenburgiſchen Epidemie, welche mit der letztern unter uns herſchenden viel Aehnlichkeit hat, auch iſt die Abhandlung von der ſpätern Aderlas lehrreich, und K. verdient daher ſeine gute Stelle in den auserleſenen Büchersamlungen der practiſchen Aerzte.

CXXII.

Enumeratio ſtirpium agro Tubingenſi indigenarum, auctore J. F. Gmelin, med. D. Tubingae, 1772. 334 S. ohne die Regiſter. 8.

Dergleichen Schriften haben ſonſt mehr ihren Localnutzen, und bereichern ſelten die Wiſſenſchaften, wenn ſie nicht neue Pflanzen oder neue Entdeckungen bekant machen. Hr. G. Verzeichnis iſt um ein Drittel ſtärker, als das, ſo ehedem Duvernoy herausgab. Die Namen der Pflanzen ſind hier linneiſch, und die Ordnung auch nach dem Syſtem des Linné. Daneben hat Hr. G. die griechiſche, franzöſiſche, engliſche, holländiſche, deutſche Trivialnamen überal beigefügt, und, um dies Verzeichnis intereſſanter zu machen, aus den beſten ökonomiſchen Schriftſtellern überal den Nutzen der Pflanzen angezeigt. Dieſe gute Beleſenheit und Auswahl einer großen Menge ökonomiſcher Anmerkungen, geben dieſer Schrift eine algemeine Brauchbarkeit, und machen ſie zu einem gemeinnützigen Handbuche für mehrere Leſer.

CXXIII.

Salomon Schinz, M. D. Sendſchreiben an Herrn Anton von Störk, über die Einpfropfung der Kindsblattern. Zürich, 1773. 5 Bogen 8.

Herr Schinz hat bekantlich ehedem den Timsdale übersetzt, und mit Anmerkungen versehen, welche Hr. S. hier eigentlich weiter fortsetzt. Folgende Fragen werden hier untersucht: Ob es zuträglich, die Eiterung bei den Einschnitten der Einpfropfung zu verhüten, oder nicht? Ob in allen Zeitpunkten die freie Luft zuzulassen? Ob bei dem Ausbruch der eingeimpften Pocken Laxiermittel zu geben? Ob bei der Pockenkrankheit das Fieber nothwendig sey *oder nicht?* Diese Fragen untersucht Hr. S. mit aller behutsamen Sorgfalt eines rechtschaffenen und gewissenhaften Arztes. Die gehörigen Abführungen, wenn Anzeigen vorhanden sind, reichen oft allein zur Vorbereitung hin. Man würde sie mit Schaden unterlassen. Uebrigens schränkt sich die ganze Vorbereitung blos auf die Verbesserung eines etwaigen kränklichen Zustandes ein, damit bei den Pocken alsdenn keine Verwickelung der Zufälle sich einfinde, außerdem ist sie Charlatanerie, macht Gesunde krank, und hat auch wol den Tod veranlaßt. Das Pockenfieber ist theils eine untrenbare Wirkung von der Einpfropfung, theils ist das mäßige Fieber allerdings critisch, tödtet aber, wenn es zu heftig wird. Die freie Luft mindert das Fieber allerdings, daß es nicht zu heftig wird, erfordert aber in der Schweiz Behutsamkeit, weil die Witterung sich dort oft plötzlich ändert. Das Abführen beim Ausbruch ist unnütz und schädlich.

Die Haut ist zum Auswurf besser geschickt, als der Darmcanal. Zulezt beweiset Hr. S., daß zuweilen

weilen die alte, zuweilen die neue Methode der Einimpfung selbst, den Vorzug verdiene, und bestimt die Fälle genau, wo jede vorzüglicher angewendet wird. Hr. S. hat sein eignes Kind glücklich eingepfropft.

CXXIV.

Anmerkungen über die Einimpfung der Blattern, durch Beobachtungen erläutert von Peter Campen, Prof. zu Gröningen u. s. w. aus dem Holländischen, mit Kupfern. Leipzig, bei Weidmans Erben und Reich, 1772. 142 S. 8.

Eine sehr wichtige Schrift, die man dem lesenden Theil der practischen Aerzte nicht genug empfehlen kan. Hr. C. untersucht die wichtigsten Fragen bei der Einpfropfung sehr sorgfältig, und beantwortet solche mit größter Einsicht. Von den Vorurtheilen, die sich in Holland der Einpfropfung widersetzten, ließt man S. 2 artige Nachrichten. In drei Monaten wurden über 400 glücklich eingepfropft. Hr. C. lehrt S. 9, die Blattern verwickeln sich nicht mit andern Krankheiten, und diese haben immer ihren eignen Gang behalten. Oft war blos eine gute Diät zureichend, noch mehr, einigen lies Hr. C. so gar Fleisch zu. Heitre Luft ist zuzulassen, rauhe aber schädlich. Verschiedne Arten der Mittheilung des Blatterzunders erwiesen sich

gleich wirksam. Oft hält die Krankheit ihren ordentlichen Lauf, ohne Blattern zu bilden. Zweimalige Blattern giebt es allerdings (S. 11) aber der Zufal ist sehr selten -- seltner als man glauben solte. Hr. C. glaubt auch, daß die inneren Theile von den Pocken nicht frei sind.

Das Gemählde der natürlichen Pocken ist sehr schön, und noch mehr, Hr. C. hat den Populärton ganz in seiner Gewalt. Kinder unter einem *Jahre* bekommen die meisten Pocken. Die *beste Zeit zum Einimpfen* ist vom zweiten Jahre bis zum zwanzigsten. Alles das Resultat der Erfahrung. Im Winter und Sommer war der Erfolg der Impfung gleich erwünscht. Die Vorbereitung ward unterlassen. Blos einigemale wurden abführende Mittel verordnet: die andren Arzneien haben nie was besonders gefruchtet. Hr. C. hat sich nicht hindern lassen, Kinder *einzuimpfen*, die chronische Zufälle hatten, und der Erfolg war immer glücklich. Nach der Farbe der Haut läßt sich mit Gewisheit mehr sagen, wie viel an der Zahl jemand Pocken bekommen wird. Wer rothbraun und undurchsichtig von Farbe, bekomt viele Blattern, auch die, welche eine glänzende, dunkle und undurchsichtige Haut haben, und Säuglinge die meisten, selbst über tausend Blattern, ältere kaum funfzig oder hundert. Die Ursache ist unbekant. Aber ohne äußerste Noth sind daher Säuglinge nicht einzupfropfen, und so gar mus man sie vor der natürlichen Ansteckung zu verwahren suchen. Auch ist es unschicklich, Schwangere einzupfropfen. Die weibliche Reinigung scheint weniger Aufmerksamkeit zu verdienen. Schon Angesteckte

haben

haben von der Einpfropfung keine Vortheile zu gewarten, sie verschlimmert aber auch die Krankheit nicht, denn selbst jedes Einathmen ist eine neue Ansteckung. Bei schon Angesteckten erfolgt kein zweiter Ausbruch durch die Einimpfung. Da die Merkmale schwer sind, ob jemand die Pocken schon gehabt, und wenn er sie schon gehabt hätte, die Einimpfung keine Wirkung äußert, so nimt man diese immer sicher vor im zweifelhaften Falle, denn sie vereitelt alle Furcht.

Obgleich zweimalige Blattern wirklich sind, so ist auch da die Einimpfung immer der natürlichen Ansteckung vorzuziehen. Es giebt kein Mittel, die Blattern vom Gesicht abzuhalten, und die Einimpfung ist das einzige, weil sie überhaupt die Zahl der Pocken mindert. Gatti geht zu weit, wenn er glaubt, die Kälte mindere die Anzahl der Pocken bis auf wenige. Fusbäder helfen nichts, die Zahl der Pocken im Gesicht zu mindern. Unter neunzig konten fünfe, selbst durch Wiederholung der Einimpfung, nicht angesteckt werden. Mehrmals bemerkt man nach der Einimpfung alle Zufälle der Krankheit, ohne eigentlichen Pockenausschlag, und es scheint dies auch bei der natürlichen Ansteckung manchmal so zu erfolgen. Die Bemerkung des Urins und der Zufälle, läßt uns doch hier gewis bestimmen, daß die Krankheit nicht wiederkommen werde. Die Diät hat wenig Einflus auf die Pocken, und Reiche, die mehr Fleisch essen, kommen immer besser durch, als Arme, die keins essen. Boerhave hat den Sydenham abgeschrieben, der den Rhases gelesen, und ihm gefolgt war. Vorbereitung ist ein leeres Wort. Ein Specifikmittel hält Hr. C. nicht

nicht ganz für unmöglich, aber weder die Boerhavische noch Dimsdalische fruchten was, so wenig wie Chinarinde als ein algemeines Mittel. Hr. C. verordnete nur die Mittel, welche besondre Zufälle zu erfordern schienen. Jede gewohnte Speise ist zuträglich, das gilt auch von der Luft in Absicht der Gewohnheit. Hr. C. hält hier die Mittelstraße. Materie, die dem Eiter nahe, war zur Einpfropfung am sichersten, und frisch am besten. Falsch, daß eine größere Menge Pockenmaterie, die man beibringt, *eine größere* Zahl Blattern wirke. Der beste Ort zur Einimpfung ist der Arm, von der Schulter bis zur Hand. Zwischen den Daumen impft Hr. C. nicht gern, denn der ganze Hautnerve leidet, und daher folgt der heftige Schmerz in der Achsel. Die gemeine Lanzette macht den kleinsten Schmerz, und wenn sich jemand davor scheuet, so nimt man eine Nadel oder Messerchen. Die Methode mit dem spanischen Fliegenpflaster einzuimpfen verursacht oft lang anhaltende Eiterungen. Noch am sichersten sind die Zeichen der Ansteckung im Urin zu merken, und ist man hier noch zweifelhaft, so ist es besser, gleich die zweite Einimpfung vorzunehmen, die ohne Schaden ist, fals die erste schon wirkt. Diese neue Dimsdalische Methode einzupfropfen verschafte Hrn. C. die Bequemlichkeit, Abbildungen zu machen, die auf zwei Kupfern enthalten sind, und sich hier nicht in Auszug bringen lassen, aber zu nützlichen Reflexionen Anlas geben. Eben so wenig sind Hrn. C. Bemerkungen, über den Verlauf der Ansteckung, eines Auszugs fähig. Der Bodensatz im Urin der Eingeimpften enthält Pockenmaterie, scheint aber kein kriti-

scher

scher Ausflus zu seyn. Zweimal sahe Hr. C. das Eiterungsfieber bei seinen Eingepfropften. Es ist eine Folge der größern Zahl Blattern, wenn die Rinden nicht rein abfallen, und noch Eiter einschließen. Das Schwellen des Gesichts ist auch kein kritisch Zeichen, sondern die Folge einer Entzündung und der größten Zahl Blattern. Zweimal sahe auch Hr. C. den Speichelflus nach der Einimpfung ebenfals vor der größern Menge Pocken. Entzündete Augen verloren sich durch gelinde Abführungen. Die Flecken der Augen sind eine Folge der Metastase. Vielleicht wäre es am besten, wenn man das Eiterungsfieber fürchtet, viel Blut zu lassen, und Purganzen zu geben. Der Husten entsteht von der Entzündung in der Luftröhre. In zwei Fällen sucht Hr. C. Geschwulste in den Achseldrüsen, und leitet sie ganz natürlich vom Consensus her, den der Reiz des Hautnerven in den Nerven der Achseldrüsen wirkt. Hrn. C. Schrift gehört mit Recht zu den Originalschriften, und enthält so viel neues und eignes, daß der Rec. die Leser durch einen volständigern Auszug auf dieselbe aufmerksam zu machen gesucht hat.

CXXV.

Jo. Christiani Rauert, med. D. commentatio de Therapia febrium acutarum. Jenae, 1772. 84 S. 4.

Wie es der Zusammenhang giebt, so ist dies des Hrn.

Hrn. Verf. Inauguraldisp. mit einem neuen Titel. Der Endzweck des Hrn. R. geht vornemlich dahin, daß die gröste Menge von Fieberbenennungen und Abtheilungen zur Praxi eigentlich nichts beitragen, und vielmehr dieselbe schwer, ungewis und verworren machen. Eigentlich bekümmert sich der practische Arzt am Krankenbette nicht darum, wie sonst das Fieber in den pathologischen Lehrbüchern möchte benennet seyn. Eigentlich giebt es nur vier einfache Hauptarten der Fieber: Entzündungsfieber, Gallenfieber, Faulfieber und eigentliche bösartige Fieber. Diese Hauptgattungen betrachtet Hr. R. als wesentlich verschieden, und bestimt sowol ihre einfache Gestalt, als auch die Verwickelungen, welche zwei oder drei dieser Fiebergattungen unter sich zuweilen haben können. Da in der Pathologie keine Abtheilung der Krankheiten einigen Wehrt haben kan, wenn sie nicht aus der Erfahrung hergenommen ist, und durch gute Beobachter bestätigt worden, so hat der Hr. V. deren Schriften zu Rath gezogen, und nach erwähntem Plan die Abtheilung bestimt. Daher besteht diese Abh. aus zwei Theilen. Der erste ist pathologisch, und der zweite practisch. Dem §. 8 ist eine kleine Geschichte der Fiebercur eingewebt, um zu beweisen, daß die Curmethode der neuern, als Boerhavs, Tissots u. s. w. ganz eigentlich Hippocratisch zu nennen sey, und mit den ältesten Grundsätzen völlig übereinstimme. In dem ersten §. handelt der Hr. V. von den Schwierigkeiten des Fieberbegrifs, und zeiget, daß es zuverlässig kein solches Symptom von allen gebe, das für sich allein genommen zureichend sey, den wesentlichen Character des Fiebers darin zu suchen.

CXXVI.

Joachim Friedrich Henkels, Med. & Chir. Doct. & Practic. Berol. Prof. Chirurg. &c. Neue medicinische und chirurgische Anmerkungen. Mit Kupfern. Zweite Samlung. Berlin, 1772. ohne Dedication, Vorrede und Register, auf 99 Seiten in 8.

Diese Anmerkungen gehören zu der Art der Arbeiten des Herrn Professors, mit welchen er, besonders unter den Wundärzten, wirklichen Nutzen verbreitet, und wofür er sich den grösten Dank versprechen kan. Die mehresten Anmerkungen sind aus dem Berliner Garde-Hospital genommen worden, und manche sind vorzüglich merkwürdig. Das besondere, was wir finden, wollen wir anzeigen, im übrigen aber nur die Ueberschrift einer jeden Bemerkung hersetzen. Anmerkung von der Heilung eines ossis maxillaris cariosi. Der Hr. Prof. gebrauchte hier die Ess. Myrrh. mit dem Spiritu vitrioli dulc. Von einem Kinde, welches mit einem besondren Gewächse am Finger todt zur Welt gebohren. Das Gewächs war in Größe eines Taubeneies, einer Kartoffel völlig ähnlich, und hing am Gelenke der andern phalangis mit der ersten des kleinen Fingers der linken Hand auswärts. Auf der Kupfertafel ist dieser Finger mit dem Gewächse abgebildet. Die Mutter wolte dieses dem

in

in der Schwangerschaft erlittenen Erschrecken beim Zerbrechen eines Topfes, in welchem Kartoffeln gewesen, Schuld geben. Herr H. läst sich in diese Materie nicht ein. Von einem großen Stück maxillae inferioris, so durch die Exfoliation sich abgelöset hat. Es war die ganze linke Helfte derselben vom Angulo an bis zum Kin. Das Uebel entstand nach den Blattern. Das abgegangene Stück erzeugte sich wieder, ohne alle Verunstaltung. Anmerkungen von Verletzungen des Kopfes. Diese enthalten eine Section und einige andere Krankengeschichte. Von einer Windgeschwulst. Dem Patienten war eine Latte vom vierten Stockwerke eines Hauses auf den Rücken gefallen. In 24 Stunden nahm diese Geschwulst den ganzen Körper ein. Wo sie am höchsten war, ward ein Einschnit gemacht, aus welchem die Luft heraus drang. In 5 Tagen verlor sich darauf beim Gebrauch innerlicher Mittel dieselbe. Anmerkung vom verschlossenen Mastdarm eines neugebohrnen Kindes. Die Operation half nichts. Nach dem Tode sahe man, daß der Troisquart den blinden Sack des Recti beinahe erreicht hätte. Von einigen operirten Fistulis lacrymalibus. Diese Anmerkungen enthalten Nachrichten von dem glücklichen Erfolg, den der Herr Verf. von seinen Methoden, die er im 2ten Stück seiner Operationen mitgetheilet, erfahren hat. Von einem kleinen Foetu monstroso, welcher in seinen eigenen Velamentis eingeschlossen, an den Velamentis eines volkomnen Kindes befestiget war. Dieser kleine foetus, der unter andern Verunstaltungen keinen Kopf hatte, hing ohngefähr 2 Zol lang von der placenta

centa des natürlichen Kindes, das todt zur Welt kam. Er war etwa 12 Zol lang. Man fand keine Nachgeburt desselben. Die Kupfertafel stelt dieses Monstrum dar. Die Erklärung dieser Begebenheit wil der Herr Verf. schuldig bleiben. Gut! wir wollen ihm borgen, aber wir werden ihn mahnen. Daß er Lust hat, sie als eine Superfoetation zu erklären, das merken wir schon im voraus. Von einer Zwillingsgeburt, wobei 2 große Placentae, welche unter einander zusammenhingen, und wobei an der einen noch 2 kleine Placentae, zwei Finger breit aus einander, befindlich waren. Der Herr Verf. verweiset an die Oerter, wo man mehrere solche Beispiele findet. Vom Kaiserschnitte. Der Herr Verf. hat diese Operation nie verrichten gesehen, noch vorher sie selbst gemacht. Sie geschah bei einer kleinen und sehr gebrechlichen Person, die wegen des engen Beckens nicht gebähren konte. Der Herr Prof. machte den Schnit in der Linea alba. Der Blutverlust bei der ganzen Operation war so geringe, als der Herr Prof. sich nie vorgestellet hat. Die Gastroraphie unterblieb, und es ward nur eine vereinigende Binde angelegt. Nach der Operation befand die Patientin sich wohl. Die Lochia flossen. Den dritten Tag darauf lies die Wöchnerin sich aufrichten, die Küssen unter sich verändern, und sich auf die Seite legen, worauf sie sich anfieng zu brechen, so daß alle Gedärme durch die äußere Wunde drangen. Alle angewandte Mittel waren vergebens, und den Tag darauf starb die Patientin. Das Kind ward glücklich erhalten. Er rechtfertigt zuletzt sein ganzes Verfahren, und der Recensent, der selbst diese Operation verrichtet,

pflich-

pflichtet ihm durchgehends bei. Ueberhaupt verdient dieser Aufsatz alle Aufmerksamkeit. Zwo Anmerkungen von der widernatürlichen Geburt, da das Gesicht des Kindes sich seitwärts befindet. In der ersten Geschichte, erkante die Hebamme diese widernatürliche Lage nicht, und verlangte nicht in Zeiten Hülfe. Als der Herr Prof. gerufen ward, war das Kind todt; er öfnete den Kopf, brachte die Schultern in die gehörige Lage, und so das Kind heraus, die Mutter starb den andern Tag. In der andern Geschichte machte Herr H. die Wendung mit Glück. Von einer besondern Exostosi, welche aus dem Callo einer geheilten Fractura colli femoris hervorgewachsen. Das besondere dieser Beingeschwulst war, daß sie über 2 Zol lang und eines Fingers breit, und ein wenig vorwärts gekrümt war, und sich in die Mitte der muscul. glutaeor. endigte. Von einer alten und großen Hernia scrotali, so in einigen Stunden tödtlich wurde, und einer besondern Hydrocele. Fast alle Theile im Unterleibe waren in die gröste Fäulung übergegangen. Der Herr Prof. verwundert sich, wie dieser Mensch bei einer solchen großen Fäulung als ein Gesunder einherzugehen im Stande gewesen, denn diese Fäulung hat doch nicht in einigen Stunden so überhandnehmen können. An einem andern Verstorbnen fand man eine Hydrocelen in der tunica vaginali, die andere in der Mitte der Vaginae des Funiculi spermatici hinterwärts, und die dritte in der cellulosa peritonaei 2 Zol über dem annulo in abdomine. Von einer hernia crurali. Sie war exulcerirt, und vom Ileum, nicht vom Colon, formiret. Von einer

ner sonderbaren Verderbung und Zernichtung der fleischigten, sehnigten und knochigten Theile um das Knie herum. Fleisch, Sehnen und Knochen waren alle mit einander in Knorpel verwandelt. Das Uebel war von einem Fal entstanden. Von einer großen Quetschung, wodurch verschiedene Knochen zerbrochen, der kalte Brand erfolgt, die Amputation glücklich geschehen, und der Kranke beim Ictero verstorben. Die Quetschung war am Arm, mit einer heftigen Sugillation, und einer Fraktur des Radii. Auch war vom Processu coronoideo ulnae und vom Olecrano etwas abgebrochen. Etliche Tage darauf kam der kalte Brand in der Hand. Alle Mittel halfen nichts, und der Arm ward in der Mitte des ossis humeri weggenommen. Den 5ten Tag stelte sich ein febris quotidiana ein. Etliche Tage darauf ward der Patient über den ganzen Leib, die Wunde und deren Eiterung nicht ausgenommen, gelb, und starb. Von einer Extravasatione sanguinis circa medullam spinalem. Als ein Man durch einen Fal das Hinterhaupt beschädiget hatte, und nach der Trepanation gestorben war, flos bei der Section aus dem foramine magno ossis occipitis, von der Medulla spinali herauf, wohl 5 Unzen Blut heraus. Von einem neugebohrnen Kinde, dessen Knochen alle weich und unvolkommen, auch an den obern und besonders untern Gliedmaßen übel gebildet waren. Dieses Kind ist auf der Kupfertafel abgebildet. Die Mutter hatte scabiem veneream und Condylomata. Vom Rückenkrampf und Mundsperre, welche sich bei Heilung einer Wunde am Antibrachio geäußert. Die Wunde war

vor-

vorwärts über dem Musculo pronatore quadrato, leicht und ohne Zufälle. Erwähnte Zufälle aber kamen in die dritte Woche nach der Verwundung. Ein ziemlich lange fortgesetzter Gebrauch des Laudanum liquidum S. mit dem Spiritu nitr. dulc. heileten das Uebel. Zwo Anmerkungen von der Fractura colli femoris. Beide Patienten starben während der Cur, und hier erzählt der Herr Verf. was er an den zerbrochenen Theilen bei der Section gefunden. Von beiden Frakturen ist eine Abbildung gegeben worden. Von einer Urethrotomia duplici. Bei einem 12 jährigen Knaben steckte ein Stein einen Finger breit hinter der Eichel, und der andere circa partem membranaceam urethrae. Beide waren außerhalb der Urethra unter den algemeinen Decken. Von einem Polypo narium cancroso und Cancris uteri. Der Polypus kam zum rechten Nasenloche heraus, und erstreckte sich nach hinten zu bis in faucibus, mit erschrecklichem Gestanke. Der Kranke starb bald. Herr H. fand einen uterum, worinnen 2 große und 2 kleine harte steatomata waren, in welchen 2 Steine steckten. Von einer Fractura transversa Patellae. Nach der Heilung starb der Kranke an einer Schwindsucht. Bei der Section fand der Herr Professor, daß die Patella durch einen 3 Linien breiten Callum zusammen geheilet war. Merkwürdig war, daß aus dem Callo ein zaserichtes, membranöses, ja fast callöses Wesen längsthin herausgewachsen war, welches mit den glandulis mucosis articuli und ligamento orbiculari zusammenhing. Anmerkung von der so genanten Solutione mercurii vivi cum gummi arabico Slenkii. Der Herr Prof. gab

gab dieses Mittel den venerischen Kranken im Berliner Charité-Hospital selbsten, es ward aber keiner davon gesund. Er muste daher den Gebrauch desselben wieder aufgeben, und bedienet sich am öftersten des Mercurii dulcis. Dem Herrn Herzog, der in seiner Dissertation de morbo articulari von den guten Wirkungen dieses Mittels, die man in gedachtem Hospital gesehen haben wil, redet, wird vorgeworfen, er habe nur das aufgezeichnet, was ihm andere, wiewol fälschlich, gesagt hätten. Von prolapsibus Uteri und Vaginae. Der Herr Verf. erzählt, er habe einen großen Prolapsum vaginae, den andere 2 Jahrlang für einen unheilbaren prolapsum uteri completum gehalten, nach der Methode, die er in seiner Geburtshülfe vorschlägt, glücklich geheilet. Von einem durch ein Pessarium durchgedrungenen und verschwollenen Orificio uteri und Ruga vaginae. Das Pessarium muste mit einer Scheere zerschnitten werden. Die gar zu weite Oefnung desselben war an diesem Zufal schuld gewesen. Etliche Tage darauf starb Patientin. Der Herr Prof. öfnete sie. Der ganze Unterleib war mit Eiter angefüllet, und viele Theile waren scirrhös und gangränös. Die Abzeichnung der innern Theile findet man auf der Kupfertafel. Von einem aus dem Ohr fließenden Ichore. Patient starb am febre hectica. Nun untersuchte der Herr Prof. das organon auditus. Die Membrana tympani war zerfressen, eine Carus vorhanden, welche sich rund um das tympanum und herunter in den processum mammillarem erstreckte. Der Malleolus fehlete. Eben dieser Patient hatte auch einen Blasenstein. Von einer Ossificatione im Liga-

Ligamento orbiculari articuli ossis humeri mit der Scapula. Man fand diese Ossification unvermuthet bei einer Zergliederung auf dem Berliner anatomischen Theater, daher man denn keine weitere Nachricht davon einziehen können. Chirurgischer Versuch mit der Luxatione ossis femoris. Dieser Aufsatz ist vom Hrn. Evers, Regimentschirurgus des Hannöverschen Leibregiments, einem Manne, der bei seinen chirurgischen Verrichtungen denkt, und klare Beweise seiner Kentnisse giebt. Sein Versuch verdient die Aufmerksamkeit aller praktischen Wundärzte, die jede Veranlassung zur Verbesserung ihrer chirurgischen Handgriffe und Heilungsmethoden begierig ergreifen müssen. Hr. Evers beschreibt hier einen neuen Handgrif, den verrenkten Kopf des Schenkelbeins ohne viele Schwierigkeiten, ohne Extension, ohne Contreextension, und ohne Maschinen wieder einzusetzen, mit welchem er bei drei Kranken glücklich gewesen. Durch die bösen Folgen einer nach der gewöhnlichen Weise mit einer heftigen unvermeidlichen Gewalt verrichteten Reposition einer Verrenkung des Kopfs des Schenkelbeins nach einwärts und unten bei einem jungen Menschen, welche dem Hrn. Evers zwei ganzer Monate viel Arbeit verursachten, ward er bewogen, auf eine neue, leichtere, sichere und weniger schmerzhafte Methode zu denken, welches ihm gelung. Ein 12 bis 13 jähriges Mädchen verrenkte den Kopf des linken Schenkelbeins nach inwärts und unten. Die Patientin muste sich auf die rechte und gesunde Seite legen. Herr E. umfaßte mit seiner rechten Hand die Articulation des Schenkelbeins, und mit seiner linken den auswärtsstehenden Fus, hielt die rech-

e Hand um die Articulation feste, und mit der linken rehete er den auswärtsstehenden Fus, gleichsam in einem Stück, nach inwärts. Herr E. vermerkte zugleich ine Bewegung des Kopfes des Schenkelbeins, und die Umstehenden hörten den knarrenden Schal. Der Kopf war eingerichtet, und Patientin in wenig Tagen völlig geheilet. Eben eine solche Verrenkung hatte ein Knabe von vier Jahren durch äußerliche Gewalt gelitten. Den nämlichen Handgrif machte Hr. E. auch hier, worauf der nämliche gute Erfolg sich zeigte. Ein Knabe von 2 Jahren hatte seit etlichen Tagen den Kopf des Schenkelbeins nach auswärts und unten verrenkt. Hier verfuhr Hr. E. auf schon beschriebene Weise, drehete aber den inwärtsstehenden Fus noch auswärts. (Ein Handgrif, der dem Pottschen ähnlich ist.) Er brachte dadurch den Kranken wieder an seinen Ort, und das Kind fieng in etlichen Tagen wieder an zu laufen. Wir sehen den Hrn. Evers für einen wackern Man an, der Wahrheiten erzählt, besonders in dem Fal, daß die Patienten sobald haben gehörig wieder gehen können, zweifeln auch nicht, daß seine Diognosis richtig gewesen, wundern uns aber, daß, da alle diese Verrenkungen bei sehr jungen Personen geschehen, nicht vielmehr eine Abweichung der Ansätze, die in solchem Alter mit der diaphysi noch nicht recht verwachsen sind, entstanden sey. Wir werden bei sich eräugnender Gelegenheit den Herrn E. nachzuahmen suchen, und von dem Erfolg Nachricht ertheilen, welches auch der Hr. Prof. Henkel zu thun verspricht. Chirurgischer Versuch mit Fracturis obliquis ossis femoris. Von diesem Aufsatz ist der nämliche Herr Regimentschirurgus

Verfasser, und enthält abermals eine neue Methode bei diesen Frakturen. Weil die gewöhnliche Curmethode dieser Frakturen fast allezeit für den Kranken einen nachtheiligen Ausgang gewinnet, indem das Bein fast jederzeit zu kurz wird, so ist Hr. E. auch hierin auf eine neue Heilart, die sicherer, bequemer und weniger schmerzhaft ist, bedacht gewesen. In dieser Absicht machte er den Versuch an sich selbsten. Er legte sich dahero in ein Bette, und applicirte um seinen linken Schenkel eine Compresse, eine Circulairbinde mit den Schienen, und gab seinem Beine die gehörige Lage. Ohngefähr 2 Stunden lang war es ihm möglich ruhig zu bleiben, weil die vielen großen Muskeln hiedurch mehr irritiret, als außer Action gesetzet wurden. Er legte sich dahero mit der Bandage auf die äußere Seite, und machte mit dem Knie die Flexion, worauf er Linderung fand, und mit der Bandage einschlief. (Diese Lage schlägt Hr. Pott schon vor.) Hierauf entschlos er sich die erste schiefe Fraktur des Schenkelbeins eben so zu behandeln. Es brach ein 2 jähriger Knabe durch einen Fal den linken Schenkelknochen eine gute Hand breit über dem Knie. Die Fraktur war oblique. Herr E. machte die Extension, und Contreextension gehörig, richtete den Bruch ein, legte die Bandage an, die aus einer einfachen, bis über die Helfte gespaltenen und mit Alaun, abgeriebenem Weißen vom Ei überstrichenen Compresse, Circulairbinde und Schienen bestand. Die Schienen waren etwas länger als gewöhnlich. Hierauf lies er den Kranken auf die linke Seite so legen, daß, nachdem die Flexion gemacht worden, das Knie etwas hoch zu liegen kam. Zu aller Verwunderung

blieb

blieb das Kind in dieser Lage, und es legte sich auch allemal von selbsten in dieselbe, wenn man ihm auch eine andere geben wolte. Nach vier Wochen war es geheilet. Herr E. glaubt auch, man könne beim Queerbruch nach dieser Methode sich der 18 köpfigen Binde bedienen. Kurze Beschreibung eines monströsen Schafes. Nur das Skelet desselben wird hier beschrieben. Der Kopf stelt ein einziges holes Bein vor. Man siehet zwei heilige Beine, vier Schwanzbeine, sechs kurze Rippen, zwei Becken und sieben Füße. Im Kupferstich ist es abgebildet. Bei den mehresten Bemerkungen hat der Herr Professor die Schriftsteller angezeiget, in welchen wegen des Vorgetragenen weitere Nachricht zu suchen ist.

CXXVII.

Wilhelm Cadogan, d. A. K. Dr. Abhandlung von der Gicht und allen langwierigen Krankheiten, als Folgen von einerlei Ursachen betrachtet, nebst einem Vorschlag zu ihrer Heilung. Aus der englischen zehnten Ausgabe übersetzt, Frankfurt und Leipzig, bei Christ. Gottl. Hertel 1772 auf 146 Octavseiten, ohne die Vorrede.

Der überaus große Beifal, den dieses Buch in Engelland erhalten, und der gemeinnützige Inhalt dessel-

desselben hat den ungenanten Uebersetzer angetrieben, es auch dem deutschen Publikum in die Hände zu liefern; für welche Arbeit, da auch überdies die Uebersetzung an und für sich selbst sehr gut gerathen ist, und nichts von ihrer Originalschönheit verloren hat, derselbe den gerechtesten Dank verdienet. Alle, oder doch die meisten langwierigen Krankheiten, die an sich selbst bei weitem nicht so verschieden sind, als man gemeiniglich glaubt, leitet Hr. Cadogan von folgenden dreien Ursachen, der Gemächlichkeit, Unmäßigkeit und dem Kummer her, nimt aber doch von jenen Krankheiten einige Zufälle, denen die stärksten und gesundesten Menschen am meisten unterworfen sind, und die Folgen übel geendigter Fieber aus. Die Verschiedenheit der Krankheiten, die doch im Grunde einerlei Ursachen haben, entsteht aus den verschiedenen Graden der Stärke und Lebhaftigkeit der Körper, und diese macht, daß das, was in einem die Gicht seyn würde, in dem andern den Schnupfen, Stein, Colik, die gelbe Sucht, Schlag u. s. w. hervorbringt. Die Gicht nimt der Herr Verfasser aus diesem Gesichtspuncte stat aller andern Krankheiten hier besonders. Ehe er zu den Ursachen derselben geht, beweiset er vorher, daß sie nicht nothwendig erblich, nicht periodisch und nicht unheilbar sey. Die causam praedisponentem kan der Sohn vom Vater erhalten, sol aber die Gicht wirklich bei dem Sohne entstehen, so mus noch die causa procatartica, die Unmäßigkeit und verkehrte Lebensart, darzu kommen. Er antwortet auf alle gegenseitige Beweise und Meinungen, daß die Gicht erblich sey. Die Wiederkunft der Anfälle von der Gicht ist alzeit sehr ungewis, und richtet sich nach

der

der Menge, und Beschaffenheit der gesamleten Unreinigkeiten des Magens und der Leibeskräfte. Den Beweis, daß die Gicht nicht unheilbar sey, nimt der Hr. Verfasser aus den angenommenen Ursachen der langwierigen Krankheiten und der Gicht, als welche von rohen und schädlichen Feuchtigkeiten der Eingeweiden und des Blutes entsteht, welche Feuchtigkeiten nichts anders als der tägliche Anwachs von demjenigen sind, was der Magen nicht verdauen kan. Nun geht er zu den oben festgesetzten Ursachen, und betrachtet zuerst in einem eigenen Abschnitte die Gemächlichkeit oder Trägheit, schildert einleuchtend ihre Wirkungen auf den Körper und zeigt ihre Folgen. Durch eine solche Unthätigkeit wird der Grund zu einer algemeinen Krankheit gelegt; die besondere Art und Gattung der Krankheit selbst aber hängt von der Leibesbeschaffenheit des Patienten, und einigen andern darzu kommenden Ursachen ab. Bei den allerstärksten Körpern kan es Gicht und Schnupfen, bei den schwächern aber Colik, Gelbsucht, Lähmung nebst andern hysterischen und hypochondrischen Krankheiten seyn. Eben so behandelt er die Unmäßigkeit, die er sehr körnigt vorträgt und abmahlet. Hier findet man ganz eigene diätetische Wahrheiten und Erinnerungen, die manchem Leser unangenehm klingen werden. In diesem Aufsatze ist der Hr. Verf. am ausführlichsten, und er muste es seyn, weil er behauptet, daß von allen langwierigen Krankheiten in der Welt, besonders aber in der Gicht unter zehnen gewis neune ihren ersten Ursprung der Unmäßigkeit zu verdanken haben. Und wer wird ihm nicht hierin beipflichten? Endlich komt

 er

er zum Kummer oder Verdrus, als der letzten Hauptursache der langwierigen Krankheiten. Weil diese eben keine so gewöhnliche Ursache der Gicht, als die beiden erstern sind, so faßt er sich hier kurz. Er zeigt, daß ein heftiger Gram und Kummer die Geschäfte des Magens stöhre, und den Umlauf des Bluts hindere, und daß ein langsamer, stiller und mehr anhaltender Gram eben diese Wirkungen, jedoch nicht so heftig thun, und leitet daraus den Ursprung der Gicht her. Der letzte Abschnit hält den practischen Theil dieser Schrift in sich. Dem sublimirten Quecksilber, dem Nachtschatten und Schierling ist er überhaupt sehr feind. Da er die Ursachen der langwierigen Krankheiten in der Trägheit, Unmäßigkeit und dem Kummer sucht, so setzt er die Hülfsmittel in der Bewegung, Mäßigkeit und Gemüthsruhe. Bei Patienten, wo diese Mittel nicht wol gleich anfänglich auszuüben sind, müssen Arzeneien erwählet werden, von welchen er aber hier keine besondere vorschlägt. Die mehresten Anordnungen, die der Hr. Verf. bei der Cur der Gicht macht, sind diätetisch. Im Paroxismus räth er ein gelindes Laxans, dann lindernde und absorbirende Mittel, oder auch gelinde schmerzstillende Mittel. Schickliche Breiumschläge kan man auch ohne Gefahr auf den leidenden Theil legen, welche die Schmerzen oft zum Erstaunen stillen. Ist der Patient jung und bei Kräften, und der Schmerz groß, so ist eine kleine Aderlas unschädlich. Die Diät mus in leichten und weichen Speisen bestehen. Zur Präservation räthet Hr. C. wenn der Patient weder gehen noch reiten kan, das Reiben mit wollenen Lappen, und endlich mus er sich zwingen, nach

und

und nach immer mehr zu gehen, zu reiten oder zu fahren. Hiebei können Mittel aus dem Spiesglase, absorbirende und seifenartige auflösende Mittel hinzugefüget werden. Die dabei zu haltende Diät schreibt er hier genau vor. Besonders ist es, daß er allerlei Gebackenes, das doch ein glutinosum giebt, verstattet. Wein mus entweder ganz wegbleiben, oder nur sparsam getrunken werden. Den gichterischen Personen räthet er, sich alle Tage die Füße zu waschen. Durch den Plan, den der Herr Verfasser hier vorschlägt, und der auf jene angezeigte Ursachen gegründet ist, den wir aber nicht völlig in seinen einzelnen Theilen anzeigen können, hat er sich selbst von der Gicht befreiet. Und so, behauptet er, könne man alle andere mit der Gicht verwandte Krankheiten, ja selbst Krebsschäden, wenn sie nicht gar zu weit um sich gefressen, heilen, und ist der Meinung, daß eine jede andere langwierige Krankheit, die sich nicht nach seinem Heilungssystem curiren läßt, auch durch kein anderes könne geheilet werden. Die gewöhnlichen Curmethoden verwirft er ganz, und wie können auch Arzeneien helfen, wenn die Quelle nicht verstopft wird, als welches durch Arzneimittel allein nicht geschehen kan?

CXXVIII.

Jo. Mich. Aug. Jagemann, nuper in Eisfeldia Medici, nunc in Academia Erfordiensi Professoris Medicinae publici circa annos MDCCLXX-MDCCLXXII, Liber Epide-

miorum, de acuta passim epidemica Febre. Erford. Impensis Joann. Frid. Weber. 1772. Auf 94 Octavseiten und 4 Tabellen.

Der Herr Verfasser handelt hier die Epidemie ab, die er im Eichsfeldischen um so mehr zu beobachten Gelegenheit hatte, da er von seinem Churfürsten als besonderer Arzt für die Armen verordnet worden. Diese Schrift enthält 21 Kapitel. Im ersten untersucht er den Ursprung dieses Fiebers. Er geht bis auf das schlechte Geld, das der leztere Krieg hervorbrachte, zurück, nach dessen Reduction der Einwohner sich um ein großes ärmer sahe. Beim bessern Wehrt des Geldes fiel doch der Preis der Sachen nicht, und endlich mangelte es gar; hiezu kam die Theurung des Getreides, welches der viele Schnee und Nässe, die das 1770ste Jahr unfruchtbar machte, verursachte. Im 1771sten Jahre entstanden die algemeinen Ueberschwemmungen, und die vom Junius bis October erfolgende feuchte und kalte Witterung, als wodurch das Getreide nicht seine gehörige Reife und Trockenheit erhielt. Der Preis des Getreides stieg immer mehr. Nun musten die Menschen entweder verhungern, oder essen, was sie bekommen konten, durch welche Umstände sie am Gemüthe und Leibe litten. Es häuften sich dadurch Unreinigkeiten im Unterleibe an, die in Fäulnis giengen, und nun entstand im Junius 1771 unter den Armen ein böses Fieber. Im zweiten Kapitel beschreibt der Herr Prof. die Lage des Ober-Eichsfeldes, als in welchem er Praxin ausgeübet hat, die Beschaffenheit

des

des Erdbodens, den schlechten Feldbau, den großen Verlust der Landleute, und die Lebensart, welche Umstände das algemeine Elend sehr vergrößerten. Das dritte Kapitel zeigt die überaus nasse Witterung und ihre schädliche Wirkungen, erwähnt auch, daß die Eichsfeldischen Einwohner die heißen Stuben ungemein lieben. Im vierten Kapitel wird erzählt, der Churfürst habe, um der Noth zu wehren, Getreide herbeischaffen lassen, welches nur an die Angesessenen, die mit ihren Gütern Unterpfand geben konten, ausgetheilet ward. Die Weber und Spinner erhielten nichts, und diese waren die ersten, die der Hunger tödtete. Wenn bei jenen die Wiederbezahlungszeit kam, ergieng es ihnen nicht besser. Auch das wenige Getreide, das in den Scheuren war, war auch nicht rein. In der Gerste war viel Lolium. Manche wurden darauf augenscheinlich krank; manche erbrachen sich, und wurden in 24 Stunden wieder gesund; manche wurden taumelnd, holeten ängstlich Athem, hatten große Hitze, fielen in ein Fieber, und waren vor dem 7ten oder 9ten Tag nicht außer Gefahr. Das Mutterkorn schadete niemanden. Das fünfte Kapitel beschreibt die erfolgten Uebel und die epidemischen Geschwülste. Diese waren Müdigkeit, Niedergeschlagenheit, Schlaflosigkeit, angespanter Bauch, Schmerz in demselben, Taumeln und Schaudern. Bald darauf fiengen die Patienten an zu hinken, oder bekamen Schmerzen im Arme, und allemal an den Gelenken, worauf sich bald Geschwulst einstellete, die ihre Stelle oft veränderte. Die Farbe des Geschwulstes war dunkelroth. Sie gieng in keine Eiterung über, verlor sich auch nicht von selb-

sten

sten, sondern war immer ärger, und nahm den Unterleib und die Geburtstheile ein. Dabei hatten die Kranken Appetit und wenig Durst. Das sechste Kapitel erkläret diese Geschwülste. Der Herr Verf. rechnet sie zu der Art einer Erysipelatis. Das siebente Kapitel zeigt die Cur dieser Geschwülste an. Gleich beim Anfange gab er den Tartarum emeticum. Wenn die Spannungen im Unterleibe nicht *nachlassen wolten*, so wiederholte er das Brechmittel, da denn *keine* Geschwulst entstand. Hatte sie aber schon *zugenommen*, so gab er etlichemal ein Laxans aus der Rharbarber, und die Kräfte aufzuhelfen eine Portion aus der Mixt. simpl. f. Camph. Liquor. anod. H. Syr. de Cyath. flor. und Hollunder- oder Lindenblüthwasser. Den Verhungerten lies er Suppe mit etwas Gewürz und Hopfenbier geben. Oft hatte das Laxiermittel nicht die verhofte Wirkung, und dann verordnete Herr J. fleißig den Cremor. Tart. und das Sal ammon. durch deren Gebrauch die Krankheitsmaterie, wie der Herr Prof. sagt, wieder aus der Masse der Säfte zu den Gedärmen zurückgekehret ist, um sich von hieraus ausfegen zu lassen. Eine sehr höfliche und folgsame Krankheitsmaterie. Hiebei sind auch Frictiones angestellet, die vortrefliche Dienste gethan, und äußerlich Chamillen- und Hollundersäckchen gebraucht worden. Wenn ein Ascitis entstand, nahm er den Squillawein mit zu Hülfe. Das achte Kapitel erörtert jene Curart, und zeigt die Prognosis an. Beim Anfange der Erndte ließen zwar die angezeigten Zufälle nach; weil aber die Nahrungsmittel schlecht waren, so konte man keine bessere Zukunft erwarten. Das neunte und zehnte Kapitel

itel beschreibt das epidemische Fieber. Schon im
Monat Julius 1771 fieng es an, und breitete sich in-
erhalb zwei Monaten ungemein aus. Kein Alter
ward verschonet. Die Kinder kamen leichter davon,
ie Jünglinge und Männer litten mehr, noch mehr
iber die Alten und die, die verletzte Eingeweide hatten.
Schwangern war es nicht so gefährlich, wol aber den
Kindbetterinnen. Es befiel alle, die nur einige Ge-
neinschaft mit den Kranken hatten. Die Krankheit
zeigte sich also: Es entstand eine große Müdigkeit, das
Zahnfleisch und die Zunge war weis, der Othem noch
ibel, der Appetit war geringe, im Munde ein bitte-
rer und fauler Geschmack, Ekel und Erbrechen bei sehr
vielen. Der Stuhlgang und Urin war fast natürlich.
Die Haut war trocken. Die Füße waren kalt und
geschwollen. Viele bekamen Geschwulst am Kopfe,
am Unterleibe und auf dem Rücken. Hiebei war ein
heftiger Kopfschmerz verbunden, und bei vielen zeigte sich
auch ein arthritischer Schmerz durch den ganzen Körper.
Der Schlaf war unterbrochen. Kälte und Hitze wech-
selten mit einander ab, und die letztere war des Nachts
am grösten. Bei manchen spürte man eine Dumheit,
viele hatten Ohnmachten. Verschiedene waren heiser,
husteten theils mit, theils ohne Auswurf. Einigen
zitterte das Herz auf eine schreckliche Art. Der Puls
war klein, zusammengezogen und etwas hart. Das
Athemholen war natürlich. Mit dem achten oder zehn-
ten Tage vergrößerten sich die Zufälle. Die Zunge
bekam Risse, ward trocken, mit einem zähen Schleim
umzogen, schwärzlich, mit Schwämmchen besetzt, und
bewegte sich wie eine Schlange. Die Kranken durste-
ten

ten ohne Hitze. Das Schlucken ward beschwerlich. Von einigen gieng ein heßlicher Gestank. Es erschienen weiße und schwarze Petechien, und im Gesichte große Blasen. Die mehresten verloren gegen die Nacht ihren Verstand, das Gedächtnis ward fast bei allen geschwächt. Das Deliriren war verschieden. Der Schmerz in den Gelenken war groß, und hierauf folgte eine Unempfindlichkeit dieser Theile. Sehr empfindlich war der Schmerz im Unterleibe. Die Augen wurden trübe und unrein. Die Adnata ward entzündet, und einige wurden blind. Das Gehör ward auch verletzt, und die Zunge und die ganze Seite paralytisch angegriffen. Auch stelte sich ein Schluckſen und Springen der Flechsen ein. Der Puls ward ungleich, geschwind, und zuweilen konte man ihn kaum fühlen. Die Hitze war brennend. Aus der Nase und dem Utero entstanden Blutflüsse. Die Kräfte waren sehr geschwächt. Nun zeigt der Herr Verfasser die Prognosis an, die er sich vom Anfange und dem Zunehmen der Krankheit bis zu ihrem Abnehmen macht. Ein absolut tödtliches Zeichen war die schlangenartige Bewegung der Zunge, das Hinunterschlucken mit einem Geräusch, der Durchfal mit Abnahme der Kräfte, dunkelrother Urin ohne Bodensaz, wenn der Geschwulst am Kopfe und Halse vorgieng, und dafür sich eine starke Diarrhoe oder Beklemmung der Brust einstellete, wenn der Unterleib in die Höhe trat, wenn die Sprache unvernehmlich ward, wenn die Zunge oder die Seite gelähmet wurde, und sonderlich bei Alten, wenn man den Puls nicht fühlen konte, und der Kranke so schwach war, daß er nicht ausspucken konte.

Wenn

Wenn die Krankheit regulär war, so nahm sie gegen en 21sten Tag ab, zuweilen aber auch erst den 28sten, en 35sten und 40sten Tag. Die Ausschläge auf die Haut, die Krätze, Furunkeln, Bubones, Geschwulste der Drüsen, Petechien linderten zwar die Krankheit, aber sie hoben sie nie; wenn aber der Urin keinen röthlichen Bodensatz bekam, und kein gleicher Schweis sich einstellete, so starb der Kranke. Im eilften Kapitel beleuchtet der Herr Verfasser diese Zufälle, welches uns aber nicht interessant ist. Das zwölfte Kapitel enthält die Definition dieses Fiebers, weshalben der Herr Verfasser sehr ängstlich thut, und endlich eine lange Definition hersetzet, doch ist es ihm auch einerlei, wenn man es febrem putridam synochum nennet, und dafür erklären wir es auch. Das dreizehnte Kapitel zeigt die Curart an. Man mus hier vor allen Dingen untersuchen, ob die Krankheit durchs Contagium entstanden, und ob der Körper volblütig sey, und wenn dieses ist, so läßt er zu jeder Zeit, doch besonders im Anfange, zur Ader. Wenn nach der Aderlas die Säfte in Unruhe sind, so temperirt er sogleich mit einer Proportion aus Salpeter, Syr. rub. idaei und Aq. flor. samb. Wenn diese besänftiget sind, so gebraucht er die Ipecacuanha oder nach Befinden eine Purganz aus Extr. cathol. und Diagryd. sulphur. Wo der Aderlas nicht nöthig, gebraucht er sogleich das Brechmittel oder das Purgans, und hernach giebt er ein Infus aus Herb. Meliss. Cremor. Tart. Antim. diaph. und Mel. simpl. Hiedurch ward zuweilen die Krankheit unterbrochen; gieng sie aber weiter, so lies er beständig eine Portion aus

dem

dem Syr. de acetoſ. citr. Mixt. ſimpl. ſ. camph. Liq. anod. H. Tinct. flor. papav. und Aq. flor. Samb. und einen Abend um den andern ein Laxans aus der Reſ. jalap. Diagryd. ſulph. Extr. panchymagog. Cr. und Rhei gebrauchen, bis die Zunge rein, und der Schmerz im Unterleibe geringer ward. Beim Geſchwulſt des Kopfs, des Geſichts und der Halsdrüſen lies er dieſes Laxans weg, und bediente ſich einer Mixtur aus der Tinct. Rhei Liq. terr. fol. Tart. Mixt. ſimpl. S. camph. und Liq. min. A. alle 4 Stunden zu 60 Tropfen. Zugleich lies er am Halſe trockene Schröpfköpfe anlegen, um die Materie von deu Gedärmen oder Lungen abzuhalten. Wenn der Zuſtand ärger ward, ſo gab er etwas Rheinwein und die Peruvianiſche Rinde im Extracte, die faſt allemahl bei der Abnahme der Krankheit heilſam war. Im vierzehnten Kapitel erzählt er die Cur der Symptomen. Bei Lähmungen der Zunge ſetzte er Blaſenpflaſter, die bei ſpaſtiſchem Erbrechen, Delliriren und der Bräune heilſam waren. Beim Huſten verordnete er das obenerwähnte Infus, nahm aber ſtat der Melliſſae die Malvam, bei ſtarken Diarrhoen eine Portion aus der Aq. Cinamom. Lap. cancr. Antim. diaph. Extr. caſcarill. Diaſcord. Fracaſt. und Syrup. rub. idaei, und bei Blutflüſſen die Rinde im Decoct. Im funfzehnten Kapitel giebt der Hr. Verf. wegen der angeordneten Curart Rechenſchaft. Zuerſt rechtfertiget er das Aderlaſſen, und zeigt, wie nothwendig, und zwar gleich Anfangs bei volblütigen Perſonen es geweſen, darauf den Nutzen und die Anwendung der Brech- oder Laxiermittel, dann die Hülfe von den ſpaniſchen

nischen Fliegen, und ist wegen der Fäulung, die einige von denselben befürchten, unbesorgt, weil ihre Wirkung nur auf die festen Theile geht, und gar keine Wirkung in das Blut selbst äußert. Die vorgeschlagenen drostischen Laxiermittel gefallen ihm besser, als die antiphlogistischen, weil diese die Materie aus dem Innersten der Eingeweide nicht so gut herausziehen, sondern vielmehr den Magen und die Gedärme schwächen. (Sanfte Laxiermittel schwächen, und starke nicht! Warum that aber die Rhababar und Cremor Tartari oben eben die Dienste, und warum waren die starken Laxiermittel im siebenden Kapitel höchst schädlich? Wer sieht hier nicht einen klaren Widerspruch, welchen wir nur anführen, da ohnehin wohl niemand dem Herrn Prof. in seinen heftigen Laxiermittteln, die er noch darzu einen Abend um den andern giebt, bei solchen Fiebern nachahmen wird.) Gleichermaßen rechfertiget er auch den Gebrauch der Mixt. simplicis, die ihm wegen eines stimuli und wegen der vitriolischen Säure nothwendig und nützlich gewesen. Das sechszehnte Kapitel beschreibt die Diät. Dünnes Bier, über Brod gegossen, tranken die mehresten. Er verstattete auch dünne Fleischbrühen. Blos Wasser mit Säuren scheinet ihm nicht schicklich zu seyn, weil es die Leute nicht gewohnt sind, und überhaupt läst er saure Mittel in der Diät weg, und vermischt sie lieber mit den Medicamenten, besonders bei denen, die vom Hunger kraftlos sind. Das siebenzehnte Kapitel erzählt die übrigen Anordnungen in Absicht des Regimen. Da achtzehnte Kapitel handelt von der Präservation. Das neunzehnte Kapitel zeigt die politischen Veranstaltungen

gen, die auf Befehl des Churfürstens getroffen worden. Wegen der Menge der Kranken wurden besondere Tabellen verfertiget, in welchen der Medicus den Namen, die Beschaffenheit, den Zustand eines jeden Kranken, und die Medicamente und Nahrungsmittel und dergl. von Tage zu Tage aufzeichnete, welche eine gute Ordnung erhielten und sehr nützlich waren, wie solches der Hr. Verfasser im zwanzigsten Kapitel darthut. Zur Erläuterung hat er einige Tabellen mit hinzugefüget. Im ein und zwanzigsten Kapitel hielt er die Formeln zu den angewandten Medicamenten mit.

CXXIX.

Kurze und gründliche Anweisung, wie die dermalen an so vielen Orten Deutschlands grassirende bösartige Fieber am besten zu heilen seyn, und wie man sich hievon am besten bewahren könne, theils aus eigener Erfahrung, theils aus den besten Schriftstellern zusammengetragen von Bernhard Joseph Schleiß, der Weltweisheit und Arzneigelehrheit Doctor zu Sulzbach. Nürnberg bei George Peter Monath, 1772. auf 78 Octavseiten.

Seinem Amte, als Physikus, Gnüge zu thun, den Wundärzten und Badern auf dem Lande, zu

zu welchen sich der Landman in Ermangelung eines Arztes wenden mus, Unterricht zu geben, und selbst die Kranken, die den ersten Anfal des epidemischen Uebels nicht kennen und achten, zu belehren, und also sich in der algemeinen Noth gemeinnützig zu machen, hat der Herr Verfasser diese Bogen aufgesetzt, und durch den Druck bekant gemacht. Von dieser Seite betrachtet, verdient diese Schrift alles Lob, und der Hr. Verf. kan in der That sehr viel Gutes mit derselben stiften, wenn er es dahin zu bringen suchet, daß dieses Buch in solche Hände komme, in welchen es, der Absicht gemäs, nöthig ist. Wir finden recht viele nothwendige Lehren für solche, die die Arzneikunst nicht in ihrem ganzen Umfange kennen, und ohne welche sie großes Unheil anrichten, und wir sehen mit Vergnügen, mit welchem Fleiße der Herr Verf. einige Vorurtheile auszurotten bemüht ist. Das ganze Werkchen begreift drei Kapitel in sich. Das erste: Vom Ursprunge und Art der Ansteckung des bösartigen Fiebers; das zweite: Von den Zufällen und Kenzeichen der bösartigen Fieber; das dritte: Von der Cur derselben. Daß die Ruhr durch ein unzeitiges, oder durch ein von dem Geschmeis der Insecten verunreinigtes Gemüse oder Gartengewächse entstehe, wird dem Herrn Verf. schwerer werden, zu beweisen. Wir merken nur noch an, daß der Hr. Verf. von dem Blasenpflaster in den epidemischen bösartigen Fiebern gar keinen Nutzen, wohl aber von den rothmachenden Umschlägen wahrgenommen. Opiate sind gefährlich. Saure Mittel sind herlich, doch mus man nicht zu verschwenderisch mit denselben seyn; Essig und Rheinwein ist aber das allervorzüglichste. In

allen exanthematischen Fiebern vermischt der Hr. Verf. die Fieberrinde mit der Schlangenwurzel, klagt aber, daß die Patienten dieser Mischung bald überdrüssig werden, und, wenn dieses geschieht, so nimt er die Confection von Hyacinth, bis jenes Mittel wieder gereicht werden kan. Dem Rath des Pringle, eine starke Dosis vom Hirschhornsalz zu geben, konte der Herr Verf. nicht oft nachkommen, weil die Kranken es nicht leicht mehr als zweimal nehmen. In einigen §§. erzählt Hr. S. von der herlichen Wirkung und dem Gebrauch des Rhein- und Moselweins. Beim Durchfal, der sich gegen das Ende des Fiebers einstellet, giebt der Herr Verf. die Rinde mit etwas Theriak. Zeigen sich Absceße, so öfnet er sie ganz frühzeitig. Im übrigen verfährt er fast durchgängig nach dem Rath des Pringle. Am Ende findet man ein Verzeichnis derjenigen Mittel, welche an verschiedenen Stellen dieser Schrift bemerkt und angeführt worden.

CXXX.

Beschreibung der Eisen- Berg- und Hüttenwerke zu Eisenärz in Steyermark, herausgegeben von Daniel Gottfried Schreber. Leipzig und Königsberg bei Kanter 1772. 138 S. in 4.

In der Kunst, aus Eisensteinen Eisen zu bereiten, ist noch wenig erträgliches vorhanden. Was Schwe-

Schwedenborg in seinem Folianten de ferro der Welt vorgeleget, kan man zum Theil als ganz unbrauchbare, zum Theil aber als rohe unbearbeitete Baumaterialien ansehen, die die kluge Wahl eines geschickten Werkmeisters verlangen, wenn sie bei einem künftigen Gebäude mit Nutzen angewendet werden sollen. Was die Academie der Wissenschaften zu Paris hievon herausgegeben, ist nicht viel besser. Die Schriftsteller, die sie dazu gebraucht, beschäftigen sich nach französischer Art mit den Schaalen und übergehen das wesentliche als Kleinigkeiten. Sie bemerken Dinge, als wichtige Erfindungen, die wir Teutschen schon lange und vielleicht besser gewust haben. Gleichwol ist es zu bedauren, daß ihre Abhandlungen durch die teutsche Uebersetzung so sehr verunstaltet worden, da es doch scheinet, daß den Teutschen allein der Ruhm voraufgehoben sey, in Berg- und Hüttensachen was gründliches zu unternehmen. Dieses zeiget nicht allein die, in dem 3ten Theil des Schauplatzes aller Künste und Handwerke, befindliche Abhandlung des Hrn. Grafen von Solms, sondern auch das Werkchen, welches wir jetzo vor uns haben, und für dessen Bekantmachung wir dem Hrn. D. Schreber Dank wissen.

Es bestehet dasselbe aus 2 Abtheilungen. Die erste ist eine von einem Reisenden aufgesetzte Beschreibung der Berg- und Hüttenwerke zu Eisenärz in Steyermark. Die zweite sind des in der Mineralogie erfahrnen Jesuiten, Hrn. P. Poda Versuche über die Eisensteine des Arzberges zu Eisenärz. Wenn Hr. Schreber in der Vorrede, womit er das Werk begleitet, anführet, daß die bisherigen hohen Oefen, wenn sie aus-

 gegan-

gegangen, zu ihrer Abkühlung 2 bis 3 Monathe Zeit erforderten: so müssen wir uns die Freiheit nehmen, ihm darin zu widersprechen. Die Erfahrung zeiget täglich, daß ein hoher Ofen, ohne besondere Hülfsmittel und überdem noch mitten im Sommer in Monathszeit sich dergestalt abkühlet, daß so fort zur Ausbesserung geschritten werden kan.

Wir wollen nunmehro das merkwürdigste aus dem Werke auszeichnen. Der an Eisen reiche Arzberg liegt in Obersteyer, hat über 6000 Lachter im Umfang, 900 im Durchschnit und etwas über 450 in der Seigerhöhe. Sein inneres bestehet aus verschiedenen zusammen gehäuften, unordentlich hin und her verworfenen Steinlagen, die keinen langen Strich haben. Der Eisenstein bricht theils in Stockwerken, theils in mächtigen Gängen, die nicht selten 10 Lachter und darüber haben, von Mittag in Mitternacht streichen und in die Teufe, unter einem Winkel von 20 bis 80 Grad, ihr Fallen machen. In der Mitte und Höhe des Gebürges ist solcher viel reichhaltiger, als am Fus. Die Gefährten des Eisensteins sind weiße Schmilben in Klüften, Spiegelflinz oder unreifer Stahlstein, Quarz und ein braunes Gebürge. Der Eisenstein ist der Farbe nach verschieden; der blaue und leberfarbene an Eisen, der pflinzige aber, wie man ihn dorten nennt, oder der eigentliche Stahlstein, an Stahl der beste. Die Ocrea martis, oder der verwitterte Eisenstein hält keinen Stahl, sondern weiches Eisen. Unser Reisender hält diese ocrea martis für eine Thonart und glaubet, daß die dortigen strengen kalkartigen Eisensteine durch diesen Zuschlag aufgelöset würden. Wir werden

werden unten Gelegenheit nehmen, von dieser merkwürdigen Sache ein mehrers zu gedenken. Der pflinzige Eisenstein ist an und für sich streng, wird aber, wenn er lange im Freyen gelegen und abgezeitiget ist, blau und sodann auch leichtflüssig; er kan jedoch auch in seiner natürlichen Beschaffenheit verschmolzen werden, wenn er die gehörige Beschickung bekomt, ob er wohl alsdenn auch mehrere Kohlen erfordert. Diesem Pflinz hat Steyermark die Güte seines Stahls zu danken. Man hat dessen fünferlei Gattungen, wovon der rothe und weiße die besten sind; der schielichte aber wegen seiner Hartflüssigkeit zur Abzeitigung an Tag gestellet wird. Die unter dem Eisenstein mit einbrechende Unarten sind Quarz, feuerschlagender Würfelspath, der im Feuer knistert, Kalkstein, kupferschüssige Stuffen und Kies, welche beide auf das genaueste geschieden werden, weil sie rothbrüchiges Eisen verursachen. Die Gestelnarten in diesem Gebürge sind ein grau-weis- oder rothädriges, grauglasigtes Lein und Kalkgestein. Unter der Damerde des Arzberges giebt es blauen Reschen, Kleen und Kütterz und werden diese Tageerze im Sommer gewonnen, dadurch aber die Gruben sehr geschonet. Wir finden nicht, daß der Verfasser diese Tageerze beschrieben; wie wir denn auch wünschten, daß von ein und anderm bergmännischen, zu Eisenerz eigenthümlichen Termino, besonders was unter überkütten zu verstehen, eine Erklärung möchte gegeben seyn. Die dortige Verfassung bei dem Bergbau übergehen wir, weil sie sich gutentheils auf Localumstände gründet, und führen nur noch aus den Anmerkungen folgenden Lehrsatz an, den der Autor daraus gezogen

 hat,

hat, nemlich daß ein großes Gedinge dem Inhaber des Berges schädlich, ein gar zu kleines Gedinge aber ihm noch schädlicher sey. In Ansehung des letztern geben wir dem Autor Beifal; wegen des ersten aber sind wir der Meinung, daß, wenn die dem Verdingen vorgesetzte Bediente ihren Dienst gut verstehen, ein großes Gedinge nur gar selten schädlich, ja wenn es auf Gewinnung der Zeit mit ankomt, dem Bergherrn allemal zuträglich sey. Vielfältiger Erfahrung zu Folge, machen kleine Gedinge faule und ungeschickte; große Gedinge hingegen fleißige und geübte Arbeiter. Die Eisenerzer Eisensteine werden in so genanten Flösöfen zu gut gemacht. Bevor unser Autor solchen beschreibt, hat er ein und andere Sätze aus der Metallurgie vorausgeschickt, an deren Richtigkeit nichts auszusetzen. Nur wil uns die von dem Hrn. Bergrath Scopoli zuerst gemachte vierte Eintheilung der metallischen Minern, in verstaltete (laruata) noch nicht recht einleuchten. Denn wenn gleich das Metal mit einem fremden Körper solchergestalt vereiniget ist, daß es ohne geschickten Zusatz nicht davon befreiet werden kan: so ist doch dieses nur als was zufälliges anzusehen, wodurch das Metal an und vor sich nicht geändert wird. Das Metal bleibt noch immerhin gediegen und die Miner gehöret also unter die corpora metallica nuda. Das Eisen in dem Eisenärzer Eisensteine befindet sich blos in einem kalkförmigen Zustande und erfordert zur Erhaltung seiner metallischen Gestalt keinen andern Zusatz, als das Brenbare. Denn der Pflinz oder Stahlstein ist von einer kalkartigen, der vermoderte Eisenstein aber von einer thonartigen Bergart. Beide

zusam-

zusammen lösen sich auf. Die Beschreibung des Flösofens mus man in dem Buche selbst nachsehen. Volständig ist sie zwar so wenig, als die beigefügte Zeichnung, wie denn in dieser die Forme offenbar zu niedrig gezeichnet ist. Ein Sachverständiger wird sich indessen gar leicht daraus finden und das mangelnde hinzu denken können. Der Unterschied eines Flösofens von den so genanten hohen Oefen, bestehet darin, daß ein Flösofen nur 16 Fus 1 Zol hoch, im Eingange oder der Gicht, 2 Fus 6 Zol, im Kohlensack oder in der Mitte des Ofens 5 Fus 8 Zol, und am Boden 3 Fus 6 Zol im Durchschnit, weit ist. Er hat also mit den an vielen Orten üblichen so genanten Blauöfen eine große Aehnlichkeit, darin aber weicht er von allen bekanten Oefen ab, daß sein Schacht, oder die Fütterung aus weißem feuerfesten Leim bestehet, welcher zwischen der vierkantigen Mantelmauer dergestalt bald dicker, bald dünner geschlagen wird, daß in der Mitte nach der, von dem Autore genau angezeigten Maaße, der Schacht entstehet. Alle 3 Jahr wird der Ofen mit neuem Leim ausgeschlagen, welches sie Ummerschlagen nennen. Die Ausbesserung an der Leimfütterung, die unter dieser Zeit vorfält, nennen sie Reiffsetzen. Die Forme wird angebohret, mit nachgeschobenem Leim ausgefüttert und sodann eine Oefnung in Gestalt einer Röhre eingeschlagen. Wie bei dem Anlassen des Ofens und währenden wirklichen Schmelzen verfahren, auch welche Cautelen dabei beobachtet werden, überlassen wir dem Leser selbst nachzusehen. Das Ausbringen ist folgendergestalt: Mit 789 Fas Kohlen werden wöchentlich durchgesetzt 1241

Centner Eisenstein. Hieraus erfolgen 396 Centner roh- oder Floseisen. Der Centner Eisen erfordert also 3 Centner 53 Pfund Eisenstein, folglich wird der Centner von letzterem genutzt, auf 30 Pfund Eisen. Dieser Gehalt im ganzen Gemenge findet sich bei mehrern teutschen Eisenhütten und hie und da noch stärker, am stärksten aber in Schweden und Norwegen. Von dem Kohlenaufgang, der auf den Centner Eisen gegen 2 Fas beträget, können wir nicht urtheilen, da uns der cubische Inhalt des Oesterreichschen Gemäßes nicht bekant ist. Uebrigens müssen wir gestehen, daß wir den gerühmten Vorzug der Flösäfen vor den so genanten hohen Oefen, so, wie diese in den neuern Zeiten in Schweden, Norwegen und einigen Orten Teutschlands vorgerichtet sind, nicht einzusehen vermögen. Daß ein Flösofen besser sey, als der von Hrn. Poda pag. 57 wie auch in dem Schauplatz aller Künste ꝛc. beschriebene Stückofen, leidet wohl keinen Zweifel. Allein daß man die vorgebliche Kohlenersparung und Gewinnung an Zeit, indem man in einer Woche 396 Centner Eisen erzeuget, wiewohl Hr. Poda nur 287 Centner angiebt, blos dem Flösofen zurechnen könne, darin sind wir nicht gleicher Meinung, sondern halten dafür, daß die gute Schmelzart des dortigen Eisensteines daran Ursache sey. Denn, so saget Hr. Poda pag. 60, daß das Roheisen, wenn es zu Weicheisen verarbeitet würde, nur 11 Pfund am Centner verlöhre, da solcher Abgang an andern Orten 35 Pfund beträgt. Man siehet hieraus, daß der dortige Eisenstein eine über die Maßen gute Schmelzart und dessen Bergart die vortheilhafte Beschaffenheit habe, daß sie sogleich

sogleich im ersten Feuer großentheils das Eisen fahren läst, woraus denn nothwendig ein geschwindes Schmelzen entstehen mus.

Die zweite Abtheilung ist das vom Hrn. Dr. Schreber ins Teutsche übersetzte tentamen mineralogicum des Hrn. P. Poda. Zuförderst giebt er eine kurze Nachricht von dem Ursprunge der Eisenärzer Bergwerke, nent uns die dasigen Grubengebäude, beschreibet die Beschaffenheit der Gänge, wovon wir schon oben das Nöthige beigebracht haben, und giebt hierauf eine Beschreibung der darin brechenden Eisensteine und Bergarten. Er theilet solche in drei Klassen: 1) Stahlstein, Pflinz, Stahlerz, ferrum chalybeum, 2) verwitternder oder Bergm. zeitiger Eisenstein, reiches Stahlerz, ferrum fatiscens, und 3) ausgewitterter Eisenstein, bergm. Eisenocker, Eisenschmilben, ferrum ochraceum. Die erste Klasse hat zwei Varietäten mit Unterabtheilungen, die wir übergehen, und daraus von dem großschuppigten Spiegelpflinz nur dieses anführen, daß derselbe zu seiner Verwitterung und Schmelzbarkeit einen Zeitraum von vierzig bis funfzig Jahren verlanget.

Was Hr. P. Poda überhaupt von der Verwitterung behauptet, begehren wir zwar nicht in Zweifel zu ziehen, da es von einem Man herrührt, dessen überal hervorleuchtende Bergmännische Einsicht und Erfahrung allen Glauben verdienet. Wir sind auch nicht mit Wallerius der Meinung, daß die Ockern blos allein aus dem verwitterten Kieße, oder einem Schwefelhaltigen Eisenerze erzeuget werden; läugnen können wir es indessen nicht, daß es uns sehr sonderbar vorkomt,

wenn

wenn wir von Hr. Poda vernehmen, daß der Eisenocker durch die Verwitterung aus Stahlstein entstanden; und daß diese ockerhafte Erde nunmehro gar keinen Stahl giebt und an Eisen arm ist. Auch ist uns die Ursache unbegreiflich, die Hr. Poda von dieser merkwürdigen Erscheinung angiebt, daß nemlich die Säure die Natur der Kalkerde ändere, und die von ihren Banden befreiete Eisenerde anfresse und auflöse. Hr. Poda sagt selbst in dem 61ten §. daß die Quantität der Kalkerde durch die Kraft der Luftsäure nicht verringert worden sey; folglich ist doch die Kalkerde Kalkerde geblieben, und nicht verändert worden. Dagegen hat nach dem 59ten §. in dem ockerhaften Eisenerz, gegen den Stahlstein, die in Säuren unauflösliche Erde, durch die Verwitterung um $\frac{3}{4}$ zu; der Eisengehalt aber um die Hälfte abgenommen. Ist also die Eisenerde etwa irreducibel geworden? Aber wodurch ist solches geschehen, und was ist ihr entgangen? Was ist die Ursache, daß sie sich vorhin in Säuren auflösen lassen, und jetzo nicht? Das bloße Brenbare kan es nicht seyn; denn durch Zusatz desselben entstehet weder Eisen, noch eine Auflösung in Säuren. Was ist für eine Erde daraus geworden: ist es eine Thon- oder Kieselerde? Unser Reisender nente es oben eine Thonerde. Solte es also wol einerlei Ocker gewesen seyn, die beide Männer hier vor Augen gehabt haben? Hat Hr. Poda Recht: so ist es in allem Betracht eine sehr merkwürdige Erscheinung, daß der Stahlstein durch die Verwitterung nicht allein am Eisengehalt, sondern auch seine stahlmachende Kraft verlieret. Was ist es also gewesen, das ihm in der Auswitterung entgangen ist?

ſt? Iſt es das bloße Brenbare, das Imflammabile geweſen? Wir glauben es deswegen nicht, weil der, durch den Zuſatz des Brenbaren hervorgebrachte künſtliche Stahl, dem natürlichen noch lange nicht beikomt, und müſſen Hr. Poda allerdings beipflichten, wenn er den von Juſti mit ſeiner irrigen Lehre abfertiget, daß der Stahl weiter nichts, als ein mit dem Brenbaren überſeztes Eiſen ſey.

Wir wünſchen, daß Hr. Poda, da es ihm an Gelegenheit und Einſicht, mit Scharfſin verknüpfet, nicht fehlet, in dieſe dunkle Materie mehreres Licht zu bringen, ſich gefallen laſſen möge.

Aus der Beſchreibung der Erd- und Steinarten, welche in und um den Arzberg brechen, wollen wir nur dieſes bemerken, daß die ſo berufene Steyermärkſche Eiſenblüthe hier genau beſchrieben und gezeiget wird, daß ſie eine wahre Kalkſteinsdruſe ſey. Hierauf meldet Hr. Poda die vorige und jetzige Art der Zugutmachung der Arzer Eiſenſteine zu Eiſenerz und Vordernberg, und komt endlich zu den Verſuchen, die er mit dieſen Eiſenſteinen im Waſſer, durch Abwägen, im Röſtfeuer, mit dem Magnet, durch chymiſche Auflöſungen, und durch Proben im Schmelzfeuer angeſtellet hat. Unſerer Meinung nach kan man zwar aus den hydroſtatiſchen Proben, ſo lange wir keine reine Körper haben, und dieſelben noch zu wenig kennen, eben nicht viel lernen; ſie dienen indeſſen, wenn ſie mit andern zuſammengenommen werden, zu ſehr guten Hülfsmitteln, die Körper mit mehrerer Gewisheit aus einander zu unterſcheiden. Hr. Poda hat bei ſeinen Proben eine Genauigkeit und Sorgfalt beobachtet, die wir

wir andern Mineralogen zur Nachahmung empfehlen.

Wir können ihm in allen seinen Bemerkungen nicht folgen, sondern wollen nur das Vornehmste ausziehen. Der spathartige Stahlstein ist an der eigenthümlichen Schwere von dem tauben, ungehaltigen Spath nicht zu unterscheiden. Im Rösten verliert der Stahlstein gegen $\frac{2}{7}$, der ockerhafte etwas weniger, und der verwitternde am wenigsten; dieser Abgang bestehet aus Wasser. Von Schwefel und Arsenik findet sich keine Spur. Nach mehrmaligem Rösten nehmen sie am Gewichte wieder zu. Zwischen zwei mit Thon verlutirten Scherben geröstet, zog der Stahlstein die Magnetnadel stark an sich; der verwitternde Stein hatte sich in einen trägen Magnet verwandelt; der ockerhafte war unverändert geblieben. In einer gläsernen Retorte geröstet, lies sich der Eisenstein keinesweges ziehen. Hieraus ziehet Hr. Poda die Folgerungen: 1) daß sein Eisenstein nichts Brenbares enthalte, 2) daß die brenbare Erde, die denselben ziehbar macht, zwar durch die Zwischenräume der Probierscherben, nicht aber des Glases zu dringen, vermögend sey. Wir halten diese Schlüsse nicht für richtig; denn da Hr. Poda §. 40 selbst erkent, daß die von dem brenbaren Wesen durchdrungenen Eisensteine, dasselbe grosentheils wieder fahren lassen, wenn man sie in verschlossenem Feuer stark röstet: so mus sich dieses in einer Retorte, wo dem halitu des inflammabilis gar nichts widerstehet, eher zutragen, als in einem lutirten Scherben. In chemischen Auflösungen durch Vitriolsäure, hat das Stahlerz sieben Pfund, der verwit-

witternde vierzehn Pfund, und der ockerhafte Eisenstein ein und dreißig Pfund unauflösliche Erde fallen lassen. Die Proben im Schmelzfeuer haben nach keiner Methode ein richtiges Korn geben wollen; und ist es allerdings zu wünschen, daß der Hr. Kammerrath Cramer in einer neuen Herausgabe seines Probierbuches, seine Art, die Eisensteine zu probieren, der Welt mittheilen möge. Zuletzt beschreibet Hr. Poda die Eisensteine des Naturaliencabinets zu Grätz nach einer sehr guten Ordnung, und macht dabei überaus nützliche Anmerkungen.

Wir müssen diesen Abschnit überschlagen, da wir uns ohndem schon lange bei seinem brauchbaren Buche aufgehalten haben, das wir allen, die vom Eisenhüttenwesen etwas mehr als eine Handwerksmäßige Kentnis verlangen, nicht genug empfehlen können.

CXXXI.

Joan. Ant. Scopoli, de Hydrargyro Idriensi tentamina, 1) de minera Hydrargyri, 2) de Vitriolo Idriensi, 3) de morbis fossorum Hydrargyri, denuo edidit J. C. T. Schlegel. Jenae & Lipſ. apud Hartung. 1771. 6 Bogen.

Ein klein Buch, aber vol von wichtigen Beobachtungen

tungen und richtigen Urtheilen. Je weniger zuverlässige Nachrichten wir von dem Quecksilber-Bergwerke in Idria haben; je mehr werden es die Freunde der Bergwerkskunde dem Hrn. D. Schlegel Dank wissen, daß er ihnen durch einen Nachdruck bequeme Gelegenheit verschaffet hat, an dieses Tractätchen zu gelangen. Hr. Scopoli klaget, daß so viel wunderliches Zeug von den Quecksilbererzen geschrieben sey, und schickt eine Lehre voran, die in der Naturkunde besser, wie geschiehet, beherziget werden solte. Ille, in naturali Philosophia procedendi modus praestantissimus mihi videtur, quo, sine ulla hypothesi, & fallaci auxilio librorum, rerum proprietates propriis oculis ita quaeruntur, ac si de illis nemo hominum scripsisset unquam. Die Idrischen Bergwerke liefern jährlich über 300,000 Pfund reines Quecksilber. Sie liegen in einem dürren Mittelgebürge, dessen Oberfläche wenig Damerde, hingegen aber viel Eisenerde hat; darunter liegen Kalkklippen, und darauf folgen Kreidenlager, die mit milden, bröcklichten und schwarzen Schiefer durchzogen sind, welches die beste Anzeige ist, daß der edle Gang nicht weit sey. Der Gang nimt sein Streichen in der zehnten Stunde; seine Mächtigkeit ist von zwei Fus bis zu zwei Lachter; seine größte Länge fast vierzig Lachter. Sein Hängend- und Liegendes bestehet aus Kalkstein, und das Saalband aus einer schwarzen fetten Thonerde. Man findet das Quecksilber entweder rein und gediegen, und nent es Jungfernsilber, oder mit Gestein- und Bergarten vermischt. Diese werden nach ihren Bestandtheilen ganz genau beschrieben, und ihr Queck-

silber-

silbergehalt angezeigt. Die Gewinnung des Quecksilbers geschiehet theils durch Ausschöpfen in der Grube, theils durch Verwaschen, theils durch Uebertreiben in besonders vorgerichteten Oefen, ohne Zusatz von Eisen oder Kalk. Die eigenthümliche Schwere des Quecksilbers zum Wasser ist 13509 : 1000. Am liebsten vereiniget sich das Quecksilber mit dem Schwefel; und hieraus entstehet der natürliche Zinnober, der bald blätterícht, bald körnicht, bald crystallinisch erscheinet. Vor dem innerlichen Gebrauch des natürlichen oder Bergzinobers warnet Hr. Scopoli sehr, weil man nicht wissen könne, was für fremde Theile bei dessen Erzeugung sich mit eingenistelt. Das Minium der Alten, dessen Theophrastus, Dioscorides und Plinius erwehnen, ist nichts anders als Bergzinnober. Die Bestandtheile der Quecksilbererze sind Quecksilber, Schwefel und eine mit der Vitriolsäure und Erdpech angeschwängerte Thon- und Eisenerde. Taube, den Quecksilbererzen beiliegende Bergarten sind: gelber und vielfärbigter Letten; Bergmark oder verhärteter Thon; fester Spiegel und milder Schiefer; fester, glänzender und dunkelgelber Kalkstein; zackigte und gerundete Kalkdrusen; vieleckigte Spathcrystallen; Kiescrystallen von mancherlei Figur; Rubinfarbige Schwefelcrystallen, die nichts Eisenschüssiges an sich haben, und blos aus Schwefel und Spath bestehen, und Erdpech. Die Mutter des Quecksilbers ist eine zarte, in der Grundsäure aufgelösete und mit derselben innigst verbundne Erde. Die alcalischen Erden setzen außer Zweifel, daß ein unterirdisch Feuer vorhanden sey. In dem Idrischen Quecksilbererze ist nicht die geringste

 Spur

Spur vom Arsenik anzutreffen. Die Wassertropfen, welche allemal vorhergehen, wenn das Quecksilber aus seiner Miner, auch wenn diese aufs äußerste getrocknet ist, übergetrieben wird, geben ohnläugbar zu erkennen, daß das Wasser denen Körpern die Festigkeit zu Wege bringe. Vom Idrischen Vitriol. In den alten ausgebaueten Grubenweitungen findet man oft gewachsenen Vitriol, und zwar bald in harigter und faserigter, bald in gestreifter Gestalt. Er ist bald weis, bald grün, bald durchsichtig, bald dunkel.

Hr. Sc. hat mit beiden Gattungen verschiedene Versuche angestellt, woraus wir nur dieses auszeichnen, daß eine Unze angeschossenen grünen Vitriols zwei Drachm. metallischer Erde, $1\frac{1}{2}$ Drachm. reiner Säure hält, und das übrige aus Wasser bestehet. Die metallische Erde rühret vom Eisen her, doch ist auch etwas Kupfer mit dabei befindlich. Das Scheidewasser hat nach Verschiedenheit des Vitriols auch verschiedene Eigenschaften, und ist kein reiner Salpetergeist, sondern hat Vitriolsäure und etwas metallisches bei sich. Die Figuren der Crystalle sind so wenig zuverlässige Kenzeichen der Salzarten, als die Farben von den Vitriolarten.

Uebrigens stehet Hr. Sc. in den Gedanken, daß der gewachsene Vitriol nur den Idrischen Bergwerken eigen sey. Uns wenigstens ist bekant, daß die Gosslarischen Bergwerke auch dergleichen Vitriol und zwar nicht selten haben. Man trift auch daselbst zu Zeiten Feder oder Haarvitriol von schöner, weißer, glänzender Farbe an, worin der Zink das meiste Metal ausmachet. Was drittens Hr. Sc. von den Ursachen und

der

der Curart derjenigen Krankheiten, womit die in den Queckſilberbergwerken arbeitende Bergleute geplaget werden, angeführet hat, iſt zu ſpeciel, als daß wir uns dabei aufhalten könten.

CXXXII.

D. J. G. Töllners theologiſche Unterſuchungen, erſten Bandes erſtes Stück. Bei Hartknoch in Riga, 1772. 336 Seiten in 8.

Dieſe neue periodiſche Schrift iſt eine Fortſetzung der vermiſchten Aufſätze des Hrn. D., und unterſcheidet ſich von derſelben dadurch, daß ſie ſich blos über Materien, welche die Theologie betreffen, erſtrecket. Da der Inhalt derſelben ſo wichtig iſt, daß ſie jedem denkenden Gottesgelehrten in der That ein recht reiches Feld von neuen Unterſuchungen eröfnen, ſo wollen wir, anſtat den Leſern mit vielen Lobeserhebungen dieſes Buches beſchwerlich zu fallen, lieber ſogleich den Inhalt anzeigen. Zuförderſt von theologiſchen Unterſuchungen überhaupt. Mit dieſem Namen belegt der Verf. eine jede Unterſuchung, welche die Erkentnis oder Ausübung der geoffenbarten Religion angehet. Aber nicht blos Wahrheit und Gewisheit eines theologiſchen Begrifs oder Satzes, ſondern auch der richtige Verſtand, die Wichtigkeit, die Beweiſe, Erläuterungen, Misdeutungen oder Misbräuche eines ſolchen

solchen Satzes u. s. w. sind ein Gegenstand derselben. Dergleichen Untersuchungen anzustellen, mus man, wie seine Kräfte geprüft, so auch die Würde der Sache, welche auf ihrem Einflus in die Gotseligkeit und auf der Wichtigkeit ihrer Erkentnis für den Glauben beruhet, untersucht haben. Die heilige Schrift allein, nicht anscheinende vernünftige Beweise, noch weniger symbolische Bücher müssen entscheiden. Gewissenhaft untersuche der Theologe, ohne sich vorher darum zu bekümmern, was etwa das Resultat seiner Untersuchungen seyn möge. Nur daß er doch das vorher prüfe, ob er damit Nutzen für die Wahrheit und Tugend schaffen werde! Wahrheit und Gotseligkeit sey sein Endzweck! Nach diesen Begriffen und Regeln, wider welche wol kein vernünftiger Gottesgelehrter etwas mit Grunde wird einzuwenden haben, stelt nun der Verfasser seine Untersuchungen an.

Vom Arianismus. Diesen vergleicht der Verf. mit der Dreieinigkeitslehre, deren Möglichkeit er aus den dogmatischen Lehrbüchern voraussetzt. (Da aber eben diese innere Möglichkeit der Unitarier läugnet, so hätten wir wol gewünscht, daß es dem Verf. gefallen hätte, nicht so geschwind darüber hinzuellen, denn so billig vielleicht der Dreieinigkeitslehrer ist, die Möglichkeit des Arianismus zuzustehen, so müste doch wol nicht der Arianer dem System des Trinitariers eine gleiche Gerechtigkeit wiederfahren lassen.) Die Theorie des Arianers hält Hr. T. an sich sowol als gegen die Bibel gehalten für möglich. Denn, sagt er, unter jenen höhern Geistern kan ja Einer allen übrigen an Volkommenheiten und Vermögen überlegen, der

nächste

nächste an Gott seyn, ohne selbst Gott zu seyn. Der Haushaltung Gottes scheinet es auch gemäs zu seyn, bei der Schöpfung und Regierung der Welt nicht ganz unmittelbar zu handeln, und seine unendliche Kraft kan ja in dem größten endlichen Geist sich so wirksam beweisen, daß dessen Kräfte dadurch zur Ueberendlichkeit erhöhet werden. Dieser Theorie widerspricht auch die Schrift nicht offenbar. Sie hat vielmehr die Stellen für sich, in welchen die Präexistenz Christi vor seiner Menschwerdung beschrieben wird, und er selbst alle seine Rechte und Kräfte vom Vater herleitet. Beide, der Dreieinigkeitslehrer und der Arianer behaupten, man müsse die klärsten Aussprüche der Schrift zum Grunde legen, und die übrigen darnach erklären. Aber welche sind nun die klärern? Darüber freuen sie sich. Die Dreieinigkeitslehre hat große Schwierigkeiten. Der Vater, der Sohn und der heilige Geist, jeglicher eine besondere mit Verstand begabte Substanz, und doch nur die Drei zusammen Ein Verstand! Der Sohn Gottes mit dem Menschen Jesus zu Einer Person vereiniget, und doch war der Mensch Jesus ein volkomner volständiger Mensch! Der Lehrbegrif des Arianers ist aber nicht von allen Unwahrscheinlichkeiten frei. Ein endlicher Geist der Schöpfer! Wie kan durch Wirkung Gottes der Grad von Verstand und Kraft in ihm werden, der zur Hervorbringung und Erhaltung aller Dinge hinreichend ist? Und wie stand es während seiner Erniedrigung um die Erhaltung und Regierung der Welt? Da hatte er sich ja seiner dazu unentbehrlichen Kräfte und Volkommenheiten] entäußert. (Aber wie? wenn nun der Arianer sagte: der

Logos blieb bei dem allen der edelste endliche Geist, behielt daher auch sein Vermögen, Erkentnis und Kräfte, und wirkte nur in den so tief erniedrigten Menschen Jesus. Ueberhaupt hätten wir bei einer solchen Untersuchung auch auf diejenigen Arianer Rücksicht genommen, welche eine menschliche Seele in Christo annehmen.) Bei dem Arianismus, heißt es weiter, scheinen also große Unwahrscheinlichkeiten, bei der Dreieinigkeitslehre anscheinende Widersprüche zu seyn. Dem seligmachenden Glauben an Christum thut der Arianer keinen Abbruch. Er kan eine für die Sünden geleistete Genugthuung sowol, als der Dreieinigkeitslehrer annehmen. Beide philosophiren nur anders über die Person Christi und seine Stände. Der Verf. zieht hieraus die Folgen, daß der Arianismus ein unschädlicher Irthum ist, denn die ewige Gotheit Christi sey keine Grundlehre des Glaubens; daß, wenn der Ungläubige sich nicht von der Dreieinigkeitslehre überzeugen kan, man ihm die Freiheit lassen möchte, sich die Person Christi auf arianisch vorzustellen; und endlich, daß man den gemeinen Christen mit beiden Theorien verschonen müsse, denn die Dreieinigkeitslehre verstehe er nicht, oder doch unrecht, und der Arianismus sey zu gelehrt für ihn. (Auf die Weise würden nun aber drei Theorien unter den Christen Platz haben: bei dem gemeinen Man, nach den anderweitigen Schriften des Verfassers, der Sabellianismus; bei dem verständigen Christen, der aber nicht die Theorie des Athanasianers mit seiner Vernunft reimen kan; der Arianismus, und bei den eigentlichen Gottesgelehrten, nach den symbolischen Büchern, die Dreiei-

nig-

nigkeitslehre. Mancher wird aus den Sätzen des Hrn. T. auch diesen Schlus ziehen: eine Theorie, die sowol innerlich als gegen die Schrift gehalten möglich ist, wenn sie gleich einige Unwahrscheinlichkeiten hat, ist doch immer der Lehre vorzuziehen, die zwar eben so möglich ist, aber mehr als Unwahrscheinlichkeiten, anscheinende Widersprüche hat, also auch der Arianismus der Dreieinigkeitslehre.)

Diese Untersuchung scheint dem Verfasser zur folgenden die Veranlassung gegeben zu haben: über Hebr. 1, 10-12. darinnen er den Erklärungen des Hrn. Hofrath Michaelis und des sel. Wetsteins widerspricht, und sodann die gewöhnliche Deutung derselben auf Christum behauptet. Paulus kan hier nicht Christum mit dem Himmel und der Himmelsluft vergleichen, denn was wäre das doch für eine Aehnlichkeit? Und die Engel im 5 und 14 V. sind ja doch Personen. Haben die Juden gleich eine tägliche Verrichtung der Engel geglaubt, so könne doch Paulus nicht eine Schriftstelle zur Bestätigung einer so ungereimten Lehre verdrehen. Accommodationen zu an sich wahren Lehrsätzen zu machen, sey wol dem Apostel nicht unwürdig, aber nicht zur Bestätigung falscher Lehren. Der Zweck Pauli sey, Prädicate von Christo vorzutragen; denn vorhin habe er die Engel als Geschöpfe vorgestellet, der Gegensatz müsse also dieser seyn: Der Sohn ist der Schöpfer aller Dinge, das entscheide auch das Verbindungsort V. 10. Und endlich sey die Ordnung der Vergleichung zwischen Christo und den Engeln, davon die erste von V. 4-6, die zweite von V. 7-12,

 und

und die dritte von V. 13 bis 14 sich erstrecke, ohnläugbar für die gewöhnliche Auslegung. Der V. schließt hieraus, daß der socinianische Lehrbegrif von der Person Christi offenbar wider diese Stelle streite, was aber die arianische Theorie anlange, so stehe sie zwar nicht blos, jedoch auch wahrhaftig in derselben.

Von der Freude aus bösen Handlungen. Eine Untersuchung, welche von den bekanten psychologischen Kentnissen des V. zeuget, und vornemlich für den Prediger ungemein viel brauchbares enthält. Wenn es entschieden ist, daß bei guten Handlungen weit mehr Freude, als bei bösen Handlungen, und so viel mehr ungestört bleibende Freude unmittelbar in diesem Leben ist: so entsteht natürlich die Frage, woher es demohnerachtet komme, daß der Hang zu diesen größer als zu jenen sey? Herr T. sucht die Ursach hievon nicht in der Erbsünde, so wie sie gemeiniglich vorgestellet werde, denn daß es eine angebohrne Neigung zu allem Bösen, und Abneigung von allem Guten in dem Menschen gebe, widerspreche den Trieben unserer Natur, sondern in unserer Empfindlichkeit für angenehme und Abneigung von unangenehmen Empfindungen, in dem Mangel der Liebe Gottes im Menschen, und in der Gleichgültigkeit gegen das Wohlgefallen Gottes. Das natürliche Verderben begreife daher nichts anders, als gewisse Schranken in der menschlichen Natur. Ohne Empfindlichkeit für angenehme Empfindungen konten wir nun aber nicht geschaffen und mit Liebe Gottes und gehöriger Erkentnis desselben konten wir nicht gebohren werden. „Ich liebe, sagt der liebenswürdige Verfasser, den Schöpfer dankbar für meine

meine Natur, und leite alle Mängel in derselben, davon ich nicht Urheber bin, aus Schranken in derselben her, welche nicht davon getrennet werden konten.“ Eben so nützlich ist die folgende Untersuchung, und der Recensent kan sich nicht enthalten zu wünschen, daß die Gedanken des Verf. im Ganzen betrachtet den Lehrern des Evangeliums gemeiner werden möchten. Wir würden denn gewis nicht so viele schlechte Predigten zu hören haben, und auch das Christenthum würde sich gewis mehrern empfehlen, wenn jeder auf dem Wege des Verf. die Menschen zur Tugend und Religion zu erwecken suchte. Viele glauben nemlich, daß der Anfang der Besserung mit einem gewissen Schrecken vor Gott gemacht werden müsse, um dadurch das Gewissen in den Menschen zu erwecken, und der Sicherheit zu steuren. Daher denn die sogenanten Gesetzpredigten. Daß dies nun gar nicht die rechte Methode sey, Religion in den Zuhörern aufzurichten, zeigt der V. in der Untersuchung: Die ganze Religion Dank und die ganze Religion Vertrauen. Die Hauptabsicht des Predigers mus seyn, Vertrauen zu Gott in seinen Zuhörern aufzurichten, oder die Versicherung ihnen lebendig zu machen, daß sie nichts anders als Gutes von Gott zu erwarten haben. Dies folget aus der Absicht des ganzen Erlösungswerkes, welches das volkommenste Mittel zur Religion in dem gefallenen Menschen ist, und von der Schrift eigentlich nicht aus der götlichen Strafgerechtigkeit sondern der höchsten Menschenliebe Gottes hergeleitet wird. (Auch redet die Schrift nicht so, als wenn Gott mit uns, sondern daß wir mit ihm versöhnet werden müßten, 2 Cor. 5, 19.)

Unser Heiland predigte daher auch durchgängig Vertrauen zu Gott, und dessen algemeine Menschenliebe. Ein gleiches thaten auch die Apostel, Röm. 8, 15. Ist auch nur erst die Ueberzeugung da, daß es dem Menschen gut und möglich seyn werde, in allen Geboten Gottes zu wandeln, so wird auch ohnfehlbar der Entschlus folgen. Daraus erklärt der Verf. den Eingang, welchen eine gewisse (Herrnhutische) Sekte gefunden hat. „Nur sey es zu beklagen, daß der Heiland bey diesen Leuten endlich in eine Puppe sey verwandelt worden, mit welcher ein jeder spiele." Um demnach Lasterhafte zur Religion zu führen, sol man also die Ueberzeugung, daß Gott sie liebet, in ihnen zu bewirken suchen, aber das durch Beweise, nicht allein aus dem Erlösungswerke, denn der gehöre für solche, welche die Größe dieser Wohlthat zu schätzen schon im Stande seyn, sondern aus den Wohlthaten Gottes in der Natur und Vorsehung genommen, denn dadurch werde die Ueberzeugung recht anschauend und sinlich. (Hier sind wir nun nicht so ganz mit dem Verfasser einig. Ist das Erlösungswerk der größte Beweis der Liebe Gottes und seines Verlangens nach der Menschen Seligkeit, so dächten wir, müste die Vorstellung derselben auch größern Eindruck als alle andere Betrachtungen auf den Sünder machen. Die Größe dieser Wohlthat einzusehen, halten wir auch eben nicht tiefe Untersuchungen für nöthig; den Schlus des Apostels Röm. 8, 32 kan man wol selbst dem einfältigen Christen begreiflich machen, und ihn dadurch erwecken, ein zuversichtliches Vertrauen zu Gott zu fassen.)

Von

Von den Beschaffenheiten eines wahren gu-
n Werkes. Man leistet ohnstreitig der Tugend ei-
in schlechten Dienst, wenn man sie übertreibet, und
an thut doch dies, wenn man von einem guten Werk,
der besser, einer guten Handlung, Beschaffenheiten
dert, die nicht durch und durch möglich sind. So
erlangt man, z. B. von einem guten Werk gemei-
iglich, daß dasselbe eine freie Handlung sey. Begreift
an darunter ein vorläufiges Bewußtseyn und Wahl,
ist es unmöglich, daß unsre sämtliche Handlungen
mals gute Werke werden können, da es nicht bei
ns stehet, alle vorherzusehen, und wir uns auch oft
azu ohne vorläufige Erwartung veranlasset befinden.
Man verlangt ferner, daß eine gute Handlung blos
im ihrer Rechtmäßigkeit willen geschehen solle; allein
s kan ja auch wohl Naturtrieb dazu mitwirken: denn
olte der ungebraucht bleiben? Und eine Rücksicht auf
nsern Nutzen kan auch dabei stat finden. Eine Hand-
ung ist ja doch vorsätzliche Sünde, die aus einer mit
Vorsatz entstandenen bösen Gewohnheit herrühret. Mit
er Tugend solte es eine andre Bewandnis haben? Eine
echtmäßige Handlung kan eine wahrhaftig fromme
Handlung seyn, wenn wir sie aus ein für allemal er-
kanter Rechtmäßigkeit thun: ja sie verräth alsdenn ei-
e wirkliche Fertigkeit in derselben. Zu dem Stande
uter Werke rechnet deshalb der V. einmal eine from-
e Entschließung, denn aber auch eine wirkliche Fer-
gkeit im vorkommenden Falle sogleich, was recht
der unrecht sey, zu erkennen, und sich nach jenem al-
emeinen Entschlusse zu bestimmen. Ist ein bestim-
er Begrif vom Erlösungswerke nöthig? Herr T.
unter-

unterscheidet, wie billig, den Glauben des Einfältigen
von dem Glauben des fähigern unstudirten Christen.
Jener, glaubt er, könne und dürfe auch nicht mehr
als die Erkentnis, daß ihn Gott um Christi willen zu
begnadigen, beschlossen und verheißen hat, enthalten;
bei diesem aber könne und müsse allerdings ein deut-
licher Begrif von der Art und Weise des Erlösungs-
werkes seyn, obgleich solcher nicht schlechterdings zum
seligmachenden Glauben ganz unentbehrlich sey. Die
Apostel haben ja doch in den zum gemeinen Unterricht
bestimmten Schriften wirklich die Beschaffenheit des ver-
söhnenden Todes Christi vorgetragen. Hr. T. rechnet
dahin folgende Stellen, Gal. 3, 13. Röm. 8, 3. 4. und
vornemlich 2 Cor. 5, 19. 21. (welche letzte Stellen wir
auch besonders würden genennet haben, von der ersten
aber nimt es uns doch Wunder, daß der scharfsinnige
Verf. sie dahin hat rechnen können. Die ganze Ab-
sicht des Briefes und der Zusammenhang dieser Worte
mit den übrigen Vorstellungen Pauli, macht es wohl
gewis genug, daß hier von einer Erlösung die Rede ist,
welche blos die Juden angehet. Doch wir wollen dem
Verfasser in seinen Betrachtungen folgen.) Auch re-
den die Apostel von dem Erlösungswerke mehrentheils
nur so beiläufig, so nebenher bei dem Vortrage ande-
rer Wahrheiten, daß sie es ihren Lesern als vorhin be-
kant voraussetzen. Ein Glaube, in welchem weiter
nichts als die Erkentnis ist, daß wir durch Christum
mit Gott versöhnt worden sind, ist doch immer noch
ein sehr verworrener Glaube, und bei demselben ist
die Anstöße an dem Tode eines Unschuldigen schwer
zu heben. Allein einem jeden, auch dem einfältigsten

Chri-

hristen, ist nun darum ein deutlicher Begrif vom
rlösungswerke nicht schlechterdings unentbehrlich, denn
ie gläubige Zueignung der in Christo ertheilten Ver-
eißung ist an sich schon hinreichend, einen Menschen
ur Gründung seines Vertrauens auf Christum zu be-
immen, und ihn mit dankbarer Liebe gegen Gott zu
rfüllen; den Fähigkeiten des grösten Haufens ist auch
in solcher Begrif kaum angemessen.

Wie verhält sich die Lehre der Apostel zu der Leh-
e Jesu! Als Kommentar oder als Supplement? Ge-
ört außer der Lehre Jesu nichts weiter in den Unter-
cht des gemeinen Christen? Oder mus der Unterricht
er Apostel mit zu Hülfe genommen werden? Die Be-
ntwortung dieser Fragen macht den Inhalt der achten
Intersuchung aus: die Lehre Jesu und die Lehre der
postel. Da wir uns kurz fassen müssen, so wollen
ir nur folgende Worte des V. hersetzen: S. 251 die
vangelisten scheinen gar nicht eigentlich den Zweck ge-
abt zu haben, uns mit der Lehre Christi wohl und
olständig bekant zu machen, sondern nur den Zweck, so
el davon zu liefern, als zum Verstande und Be-
eise, daß Jesus der Messias ist, nothwendig war,
oh. 20, 31. und S. 255: aus den Worten Christi
oh. 16, 13 ist augenscheinlich der Schlus zu ma-
en, daß Christus verschiedene Wahrheiten, welche
e Apostel seiner Kirche überliefern solten, den ihnen
om heiligen Geiste zu ertheilenden Unterweisungen
berlassen habe. Was ist Philosophie über Glau-
ensswahrheiten? Der Gebrauch der Vernunft bei
nselben, oder das Bestreben, sie mit der Vernunft
vorzu-

vorzustellen. Wahre Philosophie ist also wahre Vernunft, und wie solte solche in der Religion Unheil anrichten, oder sie um ihre Einfalt, Wahrheit und Lauterkeit bringen? Jene unerträgliche Lehren, wir führen die eignen Worte des Verf. an, vom gänzlichen Unvermögen des Menschen im Geistlichen, von der sittlichen Zurechnung der Sünde Adams, von der durchgängigen Verdamnis der Heiden, u. s. w. würden vielmehr nie in die christliche Lehre gekommen seyn, wenn man darüber philosophirt hätte. *Allein Philosophie* über eine Glaubenswahrheit setzt die *Wirklichkeit* derselben voraus. Nicht eher also ein Wort zur Erläuterung oder Bestätigung der Dreieinigkeit, als bis ausgemacht ist, daß die Schrift sie lehret. Ist alle Philosophie über eine Wahrheit des Glaubens vom Unterrichte des Christen schlechterdings *auszuschließen*? Sie ist es, wenn zu dem Verstand oder Anwendung eines Glaubenssatzes eine die Fähigkeiten gemeiner Christen übersteigende Philosophie gehört. So bald aber von einem Gluubenssatze erweislich ist, daß er in die Erkentnis jedes Christen gehöret, so giebt der Verfasser die Regel, daß man ihm denselben mittheile und damit so viel Philosophie darüber, als zum Verstande, zum Glauben und zur Anwendung desselben unentbehrlich ist. Weitere Aufklärungen sind nur nützlich. Der V. erläutert dies mit der Lehre vom versöhnenden Tode Christi. Der rechte Gebrauch und Misbrauch der zukünftigen Vergeltungen ist die letzte Untersuchung. Immer Himmel und Hölle zur Empfehlung der Tugend vorstellen, ist der Tugend nachtheilig, sie sind auch nicht der wahre und eigentliche Grund unsrer Verpflich-

pflichtung zur Tugend, da wir für unsre gegenwärtige Glückseligkeit sowohl als für die zukünftige sorgen müssen, obschon der Glaube an ewige Vergeltungen die Bewegungsgründe zur Tugend erhöhet, zur Beförderung derjenigen Pflichten, mit welchen dem Scheine nach Schaden für uns verbunden ist, nützlich, und für solche, die nicht ohne Verläugnung des Lebens möglich sind, wirklich unentbehrlich ist, und endlich auch die Liebe zu Gott vergrößert. Aus diesen Grundsätzen leitet der Verfasser Regeln für den richtigen Gebrauch der zukünftigen Vergeltungen her.

CXXXIII.

Journal für die Liebhaber des Steinreichs und Conchyliologie von Johan Samuel Schröter. Ersten Bandes erstes Stück. Weimar 1773.

Ein neues Journal, das gewis nicht überflüssig ist, so sehr auch manche andere überflüssig seyn mögen. Herr Schröter, der nun Stiftsprediger in Weimar ist, liefert darin Nachrichten von lithologischen und konchyliologischen Schriften, alten und neuen. Dies ist sehr nöthig, da man in vorigen Zeiten in den gelehr-

lehrten Geschichten gar nicht daran dachte, die Erfindungen und Gewisheiten der Lithologie zu bestimmen. In einem andern Abschnitte giebt er Nachrichten von einem der neuen Werke, welches entweder von Steinen, oder von Konchylien handelt. In dem dritten endlich liefert er eigne oder fremde lithologische oder konchyliologische Abhandlungen aus größern Werken, wie diesmal Rosini Abhandlungen von Belemniten, die wir aber schon im Hamburgischen Magazin gehabt haben. Im vierten Abschnit endlich giebt er Nachrichten von Dingen, die hieher gehören und die allen Liebhabern der Natur nicht unangenehm seyn werden.

CXXXIV.

Johan Andr. Benign. Bergsträßers, der Evangelischen Schule zu Hanau Rectors, gesamletes, vermehrtes und berichtigtes Realwörterbuch über die classischen Schriftsteller der Griechen und Lateiner, beides der Heiligen und Profanen, in Erläuterungen der dahin gehörigen Künste und Wissenschaften. Erster Band. A - Ale 862 Seiten. Zweiter Band Alex - Apoc 828 Seiten gros 8. 1772 Halle bei Gebauer.

Ein

ein chaotisches Unternehmen, das unmöglich einem einzigen Man gelingen kan. Gerade so ausge- t, wie unsre Väter sagten: aus 99 Büchern das mit 999 Fehlern, Mängeln und Unrichtigkeiten. dies zu beweisen, brauchten wir 999 Seiten. Scha- daß der Fleis des Herrn Bergsträßers sich nicht anders hinlenkte!

CXXXV.

Ξενοφωντος Ἀπομνημονευματων Βιβλοι δ'. Xenophontis Memorabilium Socratis dictorum libri IV. ad fidem MSS. & edd. vett. recensuit, emendavit, notas addidit Jo. Augustus Ernesti Editio quinta. Leipzig bei Fritsch gros 8. 251 Seiten ohne Vorrede und Index.

Ein neues Geschenk des Herrn D. Ernesti, das er der gelehrten Welt gemacht, die ihm gewis viel ınk dafür schuldig ist. Er hat durchgehends den ct durch Hülfe einiger ältern Ausgaben des Xeno- ›ns und einiger Manuscripte verbessert. Einen Co-

dicem von Leiden aus dem Vossischen Nachlas und einen andern aus der Meermannischen Bibliothek hatte Herr Ruhnken excerpirt. Zwei Codices aus der Win- nerischen Bibliothek hat ihm Herr Gazaniga durch den Custos der Bibliothek Hrn. Martines vergleichen lassen. Die Anmerkungen sind viel vermehrter und bestimter als in den vorigen Ausgaben. Auch von Valkenaer und Ruhnken sind einige sehr schätzbare dabei. Wir würden viel von ihnen sagen, wenn wir nicht versichert wären, daß sich alle griechisch Gelehrte auch diese neue Edition zu ihren vorigen kaufen würden.

Erste

Erster Anhang (*).

Jahrbücher der Gelehrten in Deutschland vom Monath Julius 1772 bis gegen das Ende des Monaths Februar 1773.

Altenburg.

Noch im vorigen Jahre starb alhier Herr Carl Friedrich von Beulwitz, Sachsen-Coburg Saalfeldischer würklicher geheimder Legations, wie auch Hof- und Consistorialrath. Er hat sich mit einigen kleinen historischen Schriften bekant gemacht: De incertis historiae incunabulis 1747, de tributo clericis germaniae olim a pontifice imposito 1750. De consensu electorum ad feuda imperii 1752. De Quaternionibus S. R. J. dubia & conjecturae; de testimonio ad praeparandam actionem, vel exceptionem.

Anspach.

Herr Rath Baier zu Nürnberg, Präsident der Römisch-Kaiserlichen Academie der Naturforscher ist als Hofrath hieher gekommen.

 Berlin.

(*) Man bittet das patriotische Publikum des gelehrten Deutschlandes um mehrere Beiträge zu diesen Jahrbüchern, welche an die Meyersche Buchhandlung von Lemgo in und außer den Meszeiten nach Leipzig gesandt werden können.

Berlin.

Noch im vorigen Jahre ist Herr La Grange an die Stelle des Morgagni zum fremden Mitgliede der Königlichen Academie der Wissenschaften zu Paris angenommen worden.

Des Königes Majestät haben dem Herrn Formey das Prädicat eines Geheimden Raths ertheilet.

Gegen das Ende des vorigen Jahres starb daselbst Herr D. C. E. Hirschel, ein jüdischer Arzt. Seine Einsichten und bekante Rechtschaffenheit erwarben ihm Hochachtung; und sein frühzeitiger Verlust ist allerdings zu beklagen. Von seinen Schriften verdienen genent zu werden: Betrachtungen über den itzigen innerlichen Gebrauch des Mercurii sublimati corrosivi und des Schierlings in verschiedenen Krankheiten Berlin 1765. Beiträge zu den Betrachtungen über den jetzigen innerlichen Gebrauch des Mercurii sublimati corrosivi. Berlin 1767. 8. Gedanken die Heilungsart der hinfallenden Sucht betreffend 1767. 8. 1770 8. Gedanken von der Starresucht, nebst einigen Zusätzen die Heilungskunst der fallenden Sucht betreffend 1768 8. Briefe über verschiedene Gegenstände aus dem Reiche der Arzneiwissenschaft 3 Theile 1768-1772. Abhandlung von den Vorbauungs- und Vorbereitungsmitteln bei den Pocken. Berl. 1770. 8. Seine letzte Schrift, welche er heraus gab, war: Medicinische Nebenstunden. Sie enthält Zusätze zur Heilungsart der annoch herumgehenden Krankheiten.

Des Königes Majestät haben den sowohl wegen seiner Verdienste um den Staat, als auch wegen seiner schriftstellerischen Talente berühmten Geheimden Tribu-

Tribunalrath Herrn J. C. W. Steck zu höchst Dero Geheimden Kriegesrath bei dem Departement der Deutschen und Reichsangelegenheiten allergnädigst zu ernennen geruhet.

Braunschweig.

Am 23 Januar 1773 starb alhier der einsichtsvolle Rechtsgelehrte, Herr Joachim Diedrich Lichtenstein Fürstl. Braunschw. Lüneburgischer Hofrath, Gerichtsschuldheis und erster Burgermeister in Helmstedt, auch Probst des Closters Marienberg und Deputirten ex curia civitatum bei dem Schatzcollegio des Herzogthums Braunschweig im 67sten Jahre seines Alters. Er war 1706 zu Aurich gebohren, wo sein Vater Prediger war. In den Braunschweigischen Rechten und Geschichten hatte er eine besonders vorzügliche Kentnis, wovon seine herausgegebene Schriften zeugen. Er hat auch noch andere dahin gehörige Sachen zu bearbeiten angefangen und unter andern mit einer Geschichte der Stadt Braunschweig, dem Braunschweigischen Meierrechte, und auf Veranlassung des Braunschweigischen Landtagsabschiedes von 1770, mit einem, auf diese Lande passenden, Landrechte besonders sich beschäftiget. Ueberdem war er Willens, eine Landesgeschichte, die aber nur den Anfang und Wachsthum desselben, Handlung, Nahrung, Gewerbe, Produkte u. s. w. zum Gegenstande haben solte, herauszugeben, worüber ihn aber der Tod übereilet hat.

Außer verschiedenen, in den Braunschweigischen Intelligenzblättern befindlichen schätzbaren Abhandlungen, ist von seinen Schriften in des Herrn Professor

Hambergers gelehrten Teutschlande weitere Nachricht zu finden.

Herr Johan Joachim Eschenburg, bisheriger Hofmeister am Collegio Carolino, von dem wir verschiedene gute Uebersetzungen Englischer Bücher erhalten, ist zum Professor an diesem Collegio ernant worden.

Der bisherige Hofprediger Knoch, der die Bibelsamlung der Hochsel. Braunschw. Fürstin Elisabeth beschrieben, ist am Ende vorigen Jahres als Probst des Klosters Riddagshausen und Superintendent der Dioeces Querum eingeführet worden.

Herr Hofprediger Mittelstedt, der glückliche Uebersetzer einiger schönen Englischen Bücher, hat im Junius vorigen Jahres den Charakter als Consistorialrath erhalten.

Bützow.

Herr Pastor Fidler ist zum dritten Professor der Theologie und Consistorialrath auf hiesiger Universität ernant worden.

Des Herzogs Durchl. haben eine Universitätsbibliothek angelegt, und der bekante Herr Professor Tychsen hat sie den 7ten November mit einer Rede einweihen müssen.

Carlsruhe.

Noch im Monath September des vorigen Jahres starb der verdienstvolle Herr Johan Jacob Reinhard, beider Rechte Doctor, und Marggräflich wirklicher Geheimer Rath. Er war 1714 zu Diez im Nassauischen gebohren. Seine vornehmsten Schriften sind:

sind: Ritterschaftlicher Ungrund, und behauptete Gräflich-Solmische Landsäßige und Steuerbarkeit der Güter in und bei Södel. Gießen 1742 Fol. Rechtliche Gedanken von der Befugnis des Zehndherrns von einem Acker auf den andern auszuzehnden Gießen 1743 4. Kurzgefaßte Geschichtserzählung, wie es mit der Ernennung zu des K. und R. Cammergerichts-Beisitzer-stellen in dem Schwäbischen Kreise jederzeit gehalten worden 1744 Fol. Juristische und historische kleine Ausführungen 2ter Theil. Gießen 1745-1749 8. Abhandlung von dem Erbfolgsrechte der Töchter vor den Stamsvettern in teutschen Reichsallodien Gießen 1746 4. Vermischte Schriften, 1-8 Theil. Carlsruhe. 175-1769 8. Neue Anmerkungen von der Lehensfolge aus der Gemeinschaft, ohne Mitbelehnschaft, mit Urkunden 1762 8. Abhandlung von dem Rangras des Hrn. Miraudot, übersetzt, Carlsruhe, 1762 8. Pragmatische Geschichte des Hauses Geroldseck 1766. 4. Treugemeinte Aufmunterungen des Badendurlachischen Landmannes zu der Bienenzucht. Carlsruhe 1771 8.

Cassel.

Herr Hofrath Schleger ist hieselbst zu Anfang dieses Jahrs gestorben.

Eisleben.

Am 21sten November des vorigen Jahres starb Herr Christoph Anton Friederici Generalsuperintendent der Herschaft Mansfeld und Praeses des Consistorii zu Eisleben. Er hat geschrieben: Unterricht, wie ein

Christ nach erkanter Lauterkeit seiner Lehre in der Lauterkeit des Glaubens wandeln sol. Eisenach 1749 8. Theologische Abhandlung von den hohen geistlichen Anfechtungen der Kinder Gottes. Gotha 1752 8. De epistolis veteris ecclesiae communicatoriis. Gothae 1754 4. Abhandlung von der Geburt Jesu Christi. 1757 8. Ausführliche Beantwortung derjenigen Zweifel, die wider die götliche Richtigkeit einiger Stellen in der Bibel von dem Herrn von Justi erregt worden. Gotha 1761. 8. Erweis, daß das Vorurtheil, so von dem Ansehen der Gelehrten hergenommen wird, in der Sache des Glaubens kein Gewicht habe, wider den Heumannischen Erweis 2c. 1765 8. Gründliche Abfertigung der von dem Jesuiten D. Goldhagen erneuerten Beschuldigungen, mit welchen die protestantische Kirchen in dessen nöthigen Unterricht in den Religionsgründen gegen die Freidenker belegt worden. Frankf. und Leipzig, 1771 8. Alle diese Schriften wollen wenig bedeuten.

Erfurt.

Herr Johan Michael August Jageman wurde zum öffentlichen Lehrer der Arzneiwissenschaft ernant.

Herr Professor Lossius hat neben dem philosophischen Lehramte noch eine ordentliche Profession der Theologie Augustanae Confessionis erhalten.

Frankfurt am Mayn.

Am 15ten November starb an einem unglücklichen Falle Herr Hofrath Senkenberg. Er hat sein Gedächtnis durch Stiftungen verewiget.

Frank-

Frankfurt an der Oder.

Auf dasiger Universität sind folgende Veränderungen vorgefallen:

Die durch den Tod des Herrn Geheimden Rath von Böhmer erledigte Professur in der Juristenfacultät, hat der bisher zu Halle gestandene Lehrer der Rechte, Herr G. S. Madihn erhalten, auch dieses Lehramt bereits Michaelis des vorigen Jahres angetreten.

Seine Königl. Majestät haben außerdem geruhet, den bisher zu Kloster Bergen gestandenen, Hrn. M. Zobel (welcher nicht von Königsberg, welches im vorigen Bande zu verbessern ist, sondern von Greifswalde berufen war) zum ordentlichen Lehrer der Philosophie und Beredsamkeit zu ernennen. Der R. wünscht der dasigen Universität zu dieser Acquisition wegen des bekanten Fleißes und der Geschicklichkeit des Herrn Z. mit aufrichtigem Herzen Glück.

Auch ist Herr D. Madihn, welcher auf der Universität Halle als Privat-Docent Vorlesungen gehalten, zum außerordentlichen Lehrer der Rechte ernennet worden. Am 25ten December des vorigen Jahres starb auf dieser Universität Herr Alexander Gabriel de Wojutyn Hulewicz, Lector der Hebräischen Sprache. Sein Name ist den Ausländern bekanter als uns Deutschen. Denn seine Notae characteristicae Conjugationum Linguae sanctae Lugd. Batav. 1733. Ferner Institutiones Linguae graecae

Lugd. Batav. 1746 erhielten in Holland vielen Beifal.

Freiberg.

Noch im vorigen Jahre ist der berühmte Herr Rector Biederman mit Tode abgegangen. Er war 1705 gebohren. Von seinen Schriften dienen genennet zu werden: Acta Scholastica 8 Bände Leipzig und Eisenach 1741-1748 8. Nova Acta Scholastica 2 Bände ebendas. 1748-1751 8. Altes und neues von Schulsachen 1-8 Theil Halle 1752-1755 8. Selecta Scholastica Vol. II. Nürnb. und Lips. 1745 8.

Gießen.

Herr Johan Georg Gotlieb Schwarz, bisheriger außerordentlicher Professor der Theologie ist Metropolitan zu Breidenbach unweit Alsfeld geworden.

Göttingen.

In einem sehr hohen Alter starb im ersten Monat dieses Jahres der verdienstvolle Herr Georg Christian Gebauer, Doctor der Rechte, auch derselben erster Professor zu Göttingen, und Königlicher Großbrittanischer und Churfürstl. Braunschweig. Lüneburg. Geheimer Justitzrath. Er war 1690 zu Breslau gebohren; lehrte zuerst als Doctor und Professor auf der Universität Leipzig, ward aber nicht lange nach der Stiftung auf die Georg-Augustus Universität berufen, wo er zuletzt diese Aemter verwaltete. Seine Schriften sind: De caldae & caldi apud veteres potu liber singularis. Lips. 1721. 8. Notae & paratitla ad

V.

V. Auberi praelectiones juris civilis. Notae ad J. Schilteri institutiones juris feudalis, cum praefat. de Constitutione Conradi II de expeditione romana editt. varr. G. Barthii dissertationes juridicae, cum notis & praef. Lipf. & Gorlic. 1730. 4. Anthologicarum dissertationum liber, cum brevi Gelliani & anthologici collegiorum Lipsiensium historia. Lipsiae, 1733. 8. Grundris zu einer umständlichen Historie der vornehmsten europäischen Reiche und Staten. Leipzig, 1733. 1738. 1749. 4. Leben und denkwürdige Thaten K. Reichards. 1744. 4. Tit. Digest. de optione vel electione legata, multifariam illustratus. Götting. 1747. Singularia de privilegiis. 1749. Diss. II. de patria potestate. 1750. 1751. 4. Anzeige zu der Frage: was vor einem Herzoge Heinrich von Lüneburg das in der Capelle U. L. F. zu Alt-Oettingen in Bayern verlobte silberne Schif zuzueignen sey? Frankf. und Leipzig, 1751. 4. Ordo Institutionum Justinianearum cum sex excursibus. Götting. 1752. 8. Portugiesische Geschichte, oder Erläuterungen des ersten Cap. seines Grundrisses der Historie. Leipzig, 1759. 4 Narratio de H. Brenckmanno, de manuscriptis Brenckmannianis, de suis in corpore juris civilis conatibus & laboribus: acc. Mantissa de libro rariss. Bibliothecae Ant. Augustini, & vita Henr. Newtoni. Götting. 1764. Vestigia juris germanici antiquissima in Corn. Taciti Germania obvia, s. Dissertationes XXII in varia illius libelli loca. 1766. 8. MSti cujusdam Brenckmanniani specimina. Götting. 1767. 4. Der Name eines Gebauers

bauers wird in der Geschichtskunde, in den Alterthümern und Rechten bis auf die späteste Nachwelt kommen!

Nicht nur die dasige Universität, sondern in gewisser Absicht ganz Deutschland verlohr nicht lange nachher einen ihrer vornehmsten Litteratoren, den Herrn G. C. Hamberger, ordentlichen Professor der Philosophie und gelehrten Geschichte, auch zweiten Bibliothecarius, der ihr durch einen plötzlichen Tod entrissen wurde. Er war 1726 zu Feuchtwang im Fürstenthum Anspach gebohren. Seine vornehmsten Schriften sind: Zuverlässige Nachrichten von den vornehmsten Schriftstellern bis 1500, 1-4 Theil. Lemgo, 1756-1764. 8. und der Auszug in zwei Theilen; Lemgo, 1766-1767. Das gelehrte Deutschland, erste Auflage, Lemgo, 1767-1770, zweite Auflage, 1772.

Letzteres wird fürs künftige von dem Hrn. Hofrath Meusel zu Erfurt fortgesetzet, der sich die Verbesserungen dieses Werks von den Hrn. Gelehrten in den Leipziger Messen durch die Meyersche Buchhandlung von Lemgo ausbittet.

Herr Meiners, Verfasser der Revision der Philosophie, ist hieselbst Professor Philosophiä extraordinarius geworden.

Herr D. Seiler von Erlangen ist als Professor Theologiä ordinarius hieher berufen worden.

Greifswalde.

Hieselbst ist Herr M. Thomas Heinrich Gadebusch, Professor des Deutschen und Pommerschen Staatsrechts geworden.

Halber-

Halberstadt.

Herr Christoph Gotfried Jacobi, bisheriger Prediger an der St. Catharinen Kirche zu Magdeburg ist Consistorialrath und Generalsuperintendent im Fürstenthum Halberstadt geworden.

Halle.

Am 23ten October des vorigen Jahres starb in seinen besten Jahren Herr M. Ludwig Martin Träger, welcher die Philosophie mit einem algemeinen Beifal seit einigen Jahren gelehret hat. Er hat außer einigen kleinen Schriften eine Metaphysik in zwei Theilen abgefaßt; aus welcher man den denkenden Kopf und den genauen Beobachter wahrnehmen kan. Er las fleißig die Alten, verband mit der Philosophie die Naturhistorie und einige andere Theile der Medicin; und lies in der That unsere Modephilosophen weit hinter sich. Er war ein Kenner der schönen Wissenschaften und liebte sie; aber sie musten erhabene Aussichten darbieten, und nicht in Tändeleien bestehen. Denn nur von diesen war er ein Verächter. In der Lehrart folgte er dem Geheimden Rath Daries, der sein Lehrer war, und von dem er nie anders als mit Hochachtung und Dankbarkeit gesprochen hat. Sein moralischer Character war edel und gefällig, so wie ihn der Menschenfreund besitzen sol.

Im Monat December des vorigen Jahres erlit die dasige Universität einen neuen Verlust. Es starb daselbst Herr Johan Friedrich Stiebritz, der Philosophie, Oeconomie, Politik und Cameralwissenschaften öffent-

öffentlicher ordentlicher Lehrer. Außer der Philosophie, in welcher er dem Canzler Wolf folgte, und auch in seine Streitigkeiten verwickelt wurde, beschäftigte sich derselbe vorzüglich mit der heiligen Schrift und den orientalischen Sprachen. Seine Schriften erhielten Beifal. In seinem Lehramt war er eifrig und unermüdet, in seinem ganzen Betragen aber edelgesint, und von Verträglichkeit und guten Gesinnungen gegen seine Collegen. Er hat geschrieben: D. de donis naturalibus B. Lutheri Hal. 1730. 4. D. de eo, quid ratio cognoscat de resuscitatione corporum 1735. 4. Anhang zu der erleichterten hebräischen Grammatik des Hrn. D. Michaelis. 1738. 8. Erläuterung der vernünftigen Gedanken von den Kräften des menschlichen Verstandes des Herrn Wolfs 1741. 1742. 1747. 8. Erläuterung der Wolfischen vernünftigen Gedanken von den Dingen überhaupt, wie auch der Welt und der Seele des Menschen 1742. 1747. 8. Erläuterung der Wolfischen vernünftigen Gedanken von Gott 1745. 8. Gründliche, mehrentheils neue Schrifterklärungen. 1. 2 Theil 1743. 1744. 8. Philosophiae Wolfianae contractae Tomus I. 1744 II. 1745. Widerlegung der Gedanken von den Elementen der Körper. 1746. Beweis der Wirklichkeit einer Offenbahrung wider die Naturalisten, nebst einer Vertheidigung des Wolfischen Systematis wider die Beschuldigungen, daß solches den Naturalismus befördere. 1746. 8. Erwiesene Ewigkeit der Höllenstrafen. 1747. 4. Vermischte Abhandlungen, welche sich mit allerlei wichtigen Wahrheiten zur Aufnahme der Wissenschaften und Befestigung der Religion be-

beschäftigen 1753. 8. Kurzgefaßte Nachricht von des Freiherrn von Wolf Leben und Ende 1754. 4. Auserlesene Wahrheiten der Vernunft und der geoffenbarten Religion erkläret, erwiesen und vertheidiget, zwei Theile 1760. 1762. 8. D. de justitia causae Israelitarum in bello adversus Cananitas suscepto. 1759. 4. D. de harmoniae praestabilitae vera notione, inventore & pretio Halae, 1768. Betrachtungen über Gegenstände der Schrift und der Religion, nebst einem Anhange des Samaritanischen Pentateuchus. Halle, 1769. 8. Auszug aus der Chronik des Herzogthums Magdeburg und der Stadt Halle, vom Herrn von Dreihaupt, zwei Theile. 8.

Hildesheim.

Der rechtschaffene Herr D. und Superintendent der evangelischen Kirchen und Schulen zu Hildesheim, Herr Johan Carl Koke, starb den 16 Merz 1773 nach einer langwierigen Krankheit.

Kiel.

Den 8 Merz 1773 starb hieselbst der ordentliche Lehrer der Theologie, Herr D. Justus Friederich Zachariä, in seinem 69ten Jahre.

Jena.

Die hiesige Universität verlohr am 21ten September den Herrn D. J. C. Köcher, Herzogl.

S.

S. Weimar- und Eisenachischen O. V. Kirchenrath und zweiten Professor der Gottesgelehrsamkeit. Er starb im 73. Jahre seines Alters. Herr K. war 1699 zu Lobenstein im Voigtlande gebohren, und studierte unter einem Danz, Ruß, Syrbius, Stolle und Buddeus auf der Universität Jena. Im Jahr 1729 wurde er als Rector nach Osnabrück berufen. Hier blieb derselbe bis 1742, wo er von dem Herzog von Braunschweig zu der Stelle eines Superintendenten und ersten Beisitzers des geistlichen Gerichts zu Braunschweig berufen wurde. Im Jahr 1751 erhielt er die Lehrstelle auf der Universität Jena, und 1771 das Prädicat eines Kirchenraths. Seine vornehmsten Schriften sind: Mich. Foertschii vita, scripta ac merita in ecclesiam Jen. 1723. De superstitione erudita s. litteraria s. nom. Gratiani Aschpani Hannov. & Colon. 1728. 8. De veritate ac praestantia religionis evangelico-lutheranae ex A. C. elucente commentatio 1731. 8. Elementa philosophiae primae Osnabr. 1732. C. Plinii Caec. Sec. epistolae Amsterdam, 1735. De idololatria litteraria liber singularis Hannov. 1738. 8. Hugo Grotius de veritate religionis christianae, variis dissertationibus & notis illustratus Vol. 1. 2. Jen. 1726. 1727. 8. Vol. I-III. Hal. 1738. 1739. 1740. 8. Zweifacher Beitrag zur Bestätigung der Gewisheit und Wahrheit der evangelischen Religion Halle, 1739. Die drei letzte und vornehmste Glaubensbekentnisse der Böhmischen Brüder, mit einigen historisch-theologischen Anmerkungen Erf. 1741. Grundsätze der natürlichen Theologie und Religion

ngleichen der Wahrheit und Gewisheit der christlichen
Religion, Braunschweig, 1745. Beweis, daß die
R. Catholischen die Heiligen als Mitler des Heils und der
Erlösung verehren, Braunschw. und Hildesh. 1747. 4.
Bibliotheca theologiae symbolicae & catecheticae
itemque liturgica, Guelpherb. 1751. 8. Pars II.
Jen. 1769. 8. Anleitung zu der Erkentnis, Vol-
kommenheit und Wahrheit der christlichen Religion,
1747. Gedanken des Friedens, zum Andenken des
vor 100 Jahren geschlossenen Friedens, in verschiede-
nen Predigten, Braunschweig, 1749. 8. Conspe-
ctus theologiae universae, & via ad illius stu-
dium recte feliciterque ingrediendum. Guelferb.
1749. Einleitung in die catechetische Theologie, Je-
na, 1752. 8. Catechetische Geschichte der päbstlichen
Kirche, ebendas. 1753. 8. Samlung geistlicher Re-
den bei auserlesenen Fällen, 1-3 Theil. Jena, 1752-
1754. 8. Volständiger Abris aller jemals in der
Welt bekanten und üblichen Religionen, Jena, 1753.
8. 2 Aufl. 1756. 8. Belehrung von der Wahrheit
und Volkommenheit der evangel. lutherischen Religion,
1755. 8. Catechetische Geschichte der reformirten
Kirche, 1756. 8. Paulum apostolum potiori ju-
re, quam divum Petrum doctorem universalis
ecclesiae appellandum existimandumque esse.
1758. 4. Bescheidene Vertheidigung der evangelisch-
lutherischen Religion wider mancherlei Vorwürfe und
Beschuldigungen, 1759. 8. Abhandlung einer Frie-
denstheologie, oder der Gottesgelahrheit, welche den
Frieden in der Kirche erhält und befördert, nebst ei-
ner Bibliotheca theologiae irenicae, mit nützlichen

Anmerkungen, 1764. 8. Analecta philologico-exegetica in IV. Evangelia, quibus Wolfii curae emendantur & supplentur, Altenb. 1766. 4. Observationes selectae controversias, quae inter pontificios & protestantes agitantur, illustrantes, 1767. 8. Vol. II. 1770. 8. Abhandlung der Lehre, daß JEsus Christus den Menschen auch die irdischen Güter und leiblichen Wohlthaten verdient und erworben habe, Jena, 1767. 8. Catechetische Geschichte der Waldenser, Böhmischen Brüder, Griechen, Socinianer, Mennoniten ꝛc. Jena, 1768.

Herr Professor Baldinger ist als ordentlicher Professor der Arzneiwissenschaft und dritter Facultist nach Göttingen berufen worden. Er hat auch diese Lehrstelle noch im vorigen Jahre angetreten.

Leipzig.

Der Fürst Jablonowski, Woywode von Novogrod, hat für das Jahr 1773 drei Aufgaben bestimt, auf deren jede der Preis einer Medaille von dreißig Ducaten gesetzt ist. In der ersten sol untersucht werden: Ob die Heneti oder Eneti einerlei Volk mit den Venedis oder Venetis waren, und ob beides ein Name nach verschiedener Aussprache sey? Der zweite Preis ist für die Schrift ausgesetzt, welche die wahre Lage des Lacus Musianus, oder Mysianus genau bestimmen wird. Der dritte Preis wird zum drittenmale für das vorige mathematische Problem bestimt.

Der

Hieselbst starb am 1sten September vorigen Jahrs der nur vor einiger Zeit auf hiesige Universität berufene Herr Georg Gotlieb Haubold, der Naturlehre ordentlicher Professor, wie auch Oberinspector der Churfürstl. physicalischen und mathematischen Instrumente in Dresden, in einem Alter von 58 Jahren. Seine Disputation de aethere ist bekant. Herr Professor Titius aus Wittenberg wird seine Stelle wieder bekleiden.

Herr Christlieb Benedict Funk, bisheriger Kantor und Kollege an der Rathsschule zu St. Nicolai, ist ordentlicher Professor der Physik geworden.

Magdeburg.

Herr Johan Eustachius Goldhagen, Rector an der Domschule hieselbst, starb am 7ten October vorigen Jahres im 71sten Jahre seines Alters zu Halle in den Armen seines Sohnes, Herrn Professors Goldhagen. Sein übersetzter Herodotus, Pausanias und griechische Anthologie, sind Zeugen seines gelehrten Fleisses.

Nürnberg.

Herr Rath Beyer, Präsident der K. K. Akademie der Naturforscher ist mit dem Character als Hofrath nach Anspach abgegangen.

Quedlinburg.

An die Stelle des Herrn Meerman zu Quedlinburg ist der dortige verdiente Rector, Herr Johan Jacob Rambach als Consistorialrath und Pastor gekommen.

Rinteln.

Hier nahm nicht allein der Prof. Theol. Hr. Joh. Engelhard Kahler, sondern auch der von der römischen Kirche übergegangene nunmehrige Professor zu Bützow, Hr. M. Ferdinand Ambrosius Fidler im 2ten März d. J. die höchste Würde in der Gottesgelahrtheit an. Ersterer handelte in seiner Dissertation: de festis ecclesiae evangelico-Lutheranae diebus, & quid de eorum abrogatione & diminutione sentiendum sit? Der andere handelte in seiner eingesandten Dissertation: de ecclesia repraesentante. Und der Hr. D. Schwarz als Decanus lud dazu durch eine Schrift ein: Annorum vitae Tharahhi & Abrahami conciliatio chronologica ad Actor. VII. 4.

Schöningen.

Den 6ten Januarius 1773 starb Herr D. August Gesenius, Herzogl. Braunschw. Lüneburgischer Generalsuperintendent der Kirchen und Schulen der Schöningischen, Warbergischen und Hessischen Inspection. Er war ein Man von ausgebreiteten

Ge-

Gelehrsamkeit. Seine Schriften findet man in Hambergers gelehrtem Teutschland.

Schweigern.

Hier starb noch im vorigen Jahre der bekante Diaconus, Herr Brechter. Seine Briefe über den Emil des Herrn Rousseau; seine Anmerkungen über das Basedowsche Elementarwerk; und seine Briefe über das Mönchswesen, wurden mit Beifal aufgenommen, und sein Verlust ist für die Philosophie und Litteratur empfindlich.

Steinfurt.

Herr Johan Peter Bucher, bisheriger Professor an dem hiesigen akademischen Gymnasio ist nach Rinteln als Professor Juris an des sel. Möllers Stelle berufen worden.

Stuttgard.

Seine Herzogl. Durchlaucht haben auf ihrem Lustschlosse Solitude eine militärische Pflanzschule für Adeliche und Bürgerliche errichtet. Einheimische und Ausländer, vom achten Jahre an, sollen hier erzogen, und nach dem Genie, das sie verrathen, gebildet werden. Der Herzog wird selbige auch auf den Universitäten, die sie beziehen, unterhalten, und überhaupt alle Sorgen der Eltern auf eine sehr großmüthige Art über sich nehmen.

Tübingen.

Herr M. Ernst Bengel, bisheriger Pfarrer zu Zavelstein im Würtenbergischen, ist nach Tübingen als Archidiaconus gekommen.

Weimar.

Die regierende Frau Herzogin Regentin Durchlaucht haben den Churfürstlich Maynzischen R. Rath und ersten öffentlichen Lehrer der Weltweisheit, Herrn Wieland, mit dem Prädicat als Hofrath zum Instructor des dasigen Herrn Erbprinzen und zweiten Prinzen ernennet.

Desgleichen ist Herr Johan Christoph Majer, D. der Weltweisheit und Rechtsgelehrsamkeit und außerordentlicher Professor der Weltweisheit zu Jena, der Historiam Juris germanici antiquissimi circa homicidium, auch einen Tractat de jure reformandi statuum imperii romano-germanici und das Teutsche geistliche Staatsrecht, abgetheilt in Reichs- und Landrecht, geschrieben hat, als Instructor der Herzoglichen Prinzen hierher berufen worden.

Wetzlar.

Den 8ten Februar dieses Jahrs starb allhier Herr Johan Hartwich Reuter, Churbrandenburgischer Subdelegat bei der Kammervisitation, ehemaliger Professor Juris zu Halle, im 48ten Jahre seines Alters.

Wien.

Wien.

Das Kaiserliche Königliche Theresianum verlohr den 4ten December des vergangenen Jahres einen seiner angesehensten Lehrer, den Herrn Joseph Khell des Jesuiterordens, Vorsteher der Granellischen Bibliothek, und Professor der Alterthümer. Er war von Linz gebürtig, und einer der ersten Verbesserer der Philosophie am Theresiano, und ohnstreitig einer der größten Numismatiker Deutschlands. Seine Schriften in diesem Fache sind: Epistolae duae ad Joh. Jos. Haverum de totidem nummis aeneis numophylacii Haveriani, Vindob. 1761. Ed. 2. 1766. N. F. Haym Thesauri Brittannici pars altera lat. versa, cum annotationibus & appendicula ad Gesneri tabulas numismat. urbium 1762. 4. De numismate Augusti aureo formae maximae ex ruderibus Herculani eruto 1765. 4. Epicrisis observati Cl. Belley in nummum Magniae Urbicae, Aug. a Phil. Stoschio vulgatum, 1767. 4. Ad numismata Imperatorum Romanorum aurea & argentea supplementum Vind. 1767. 4. Die theologischen Schriften s. beim Hamberger im gelehrten Deutschland S. 350.

Die Aufsicht über die Granellische Bibliothek hat der würdige Professor Denis erhalten.

Alle in öffentlichen Blättern ausgebreitete Nachrichten von dem erhaltenen Abschiede des Herrn Riedel, nebst einem Geschenke von 1000 Species Ducaten, sind, wie wir aus Briefen zuverlässig wissen,

 grund-

grundfalsch und erdichtet. Es behauptet derselbe nach wie vor den ihm anvertrauten Charakter, und wird derselbe zur Untersuchung der Alterthümer, auf Kaiserlich Königliche Kosten, eine Reise nach Italien unternehmen.

Eben daselbst starb den 2ten December des vorigen Jahres Herr Dominicus von Fiedler, Kaiserl. Königlicher Stückhauptman im 33sten Jahre seines Alters. Er gab 1770 die Bibliothek der österreichischen Litteratur heraus.

Die dortige Normalschule ist in vier Klassen eingetheilt. In der ersten wird täglich vier Stunden Unterricht gegeben. Man lehret die Religion, die christliche Sittenlehre, Buchstabiren, Lesen, Rechnen und die Schönschreibekunst. In der zweiten Klasse wird täglich fünf Stunden gelehret. Die Schüler lernen das Lesen, die Orthographie, das Rechnen, Schreiben, die Erdbeschreibung, die Religion, die biblische Geschichte und die Sittenlehre. In der dritten Klasse ist der Unterricht täglich sechs Stunden. Die Schüler derselben werden gelehrt: die Religion, die philosophische Sittenlehre, die Geometrie, die Völker- und Vaterlandsgeschichte, die Rechenkunst, die deutsche Sprache und Schreibart, und die historische Kentnis der Künste und Handwerker. Die vierte Klasse ist ganz allein für die Schulmeister bestimt, die hier die Methode und die nöthige Kentnisse erlernen, und denen, nach unzweideutigen Beweisen ihrer Anwendung und Geschicklichkeit, die Schulen des Landes überlassen werden. Sie müssen auch zugleich in

den

den untern Klassen unterrichten. Diese Beschreibung, die unmittelbar von Wien ertheilt worden, wird die wahre Idee dieser Normalschule geben.

Herr Meroin, ein sich zu Wien aufhaltender Gelehrter, hat von einem Freunde aus Constantinopel eine für die Litteratur höchst wichtige Nachricht erhalten, daß nemlich in dem von den griechischen Kaisern daselbst vorhandenen Büchervorrathe eine volständige Handschrift des Livius entdecket worden ist. Man weis, daß Ludewig XIV einstens 100000 Rthlr. geboten, wenn man dem Französischen Abgesandten, Herrn von Ferriol, erlauben würde, wegen des Livius in der Bibliothek des Serail nachsuchen zu dürfen.

Wittenberg.

Wittenberg ist noch immer eine fruchtbare Mutter der Doctoren der Weltweisheit und Magistern der freien Künste. Verwichenen 13ten October hat sie achtzehn neue durch den Decanus der philosophischen Facultät, Herrn Professor Ernst Gotfried Christian Schröder, gemacht. Sie heißen Herr Gmelin, Pastor im Plauischen, Herr Granzow, Pastor zu St. Annen in Lübeck. Die andern sind Candidati Theologiä, und heißen Fleck, Reinhard, Ulich, Weber, Richter, Winzler, Rößler, Joh. Friedr. Müller, Otto, Schönheer, Zierold, Frauenlob, J. Christ. Wilhelm Schmidt, ein Candidatus Juris, Kiesling, Kramer, Ezrodt. Möchten sie doch alle des Vaters Melanchton in seinem Magisterdiplom, dessen er sich bei der dortigen philosophischen Facultät bedient, würdig seyn:

postquam comperimus, te linguam latinam & graecam & philosophiae & mathematum initia studiose didicisse & recte tenere summam doctrinae ecclesiae Dei, & intelligimus, mores tuos honestos esse, admittimus te - - - ad Magisterii gradum.

Eben daselbst ist der Herr Magister Dresde, bisheriger Vesperprediger an der Universitätskirche zu Leipzig, ordentlicher Professor der morgenländischen Sprachen geworden.

Herr August Lebrecht Wilke, bisheriger Professor der griechischen Sprache daselbst ist am [illegible] September vorigen Jahres zum Superintendent zum Herzberg im Oberconsistorio zu Dresden ordinirt worden.

Zweiter

Zweiter Anhang.

Vom Zustande des Geschmacks beim deutschen Publikum.

Fortsetzung.

Es ist nicht zu läugnen, dieser Wunsch, einen Nationalgeschmack, und vornemlich eine Nationalbühne zu erhalten, hat uns von der Nachahmung der Natur entfernt, und zu mancherlei Affektationen verleitet. Wir sind zwischen die Gallier und Britten sehr ängstlich eingezwängt worden. Nicht zufrieden mit der Vorsichtsregel, die Abwege beider Nationen zu vermeiden, und Vortheil von ihren Verirrungen zu ziehen, hat man uns die Gränzpunkte ihres Geschmacks sorgfältig vorgezeichnet, und uns sehr bündig den Standort beschrieben, wo die Schönheitslinien sich trennen, damit wir ungesäumt Besiz von demselben nehmen könten. Wahrlich, ein anständiger Raum fürs Genie! Besteht denn der große Pfad der Natur in dem engen Fussteige zwischen dem französischen und englischen Geschmack? Mus man nun eben den Canal von Dower und Calais passiren, um kein Nachahmer, sondern ein Originalgenie zu heißen? Daher

Daher komt es aber, daß unsre Dichter besser wissen, Fehler zu vermeiden, als Schönheiten zu schaffen. Jenes lehrt sie die alzeitfertige Critik, welche in unsrer mehr zur Untersuchung als zum Witze geschafnen Nation einen unwandelbaren Sitz bekommen zu haben scheint. Dieses verbietet ihnen eben diese Critik, indem sie sie von dem Studium der Natur und jener großen Mustern abzieht, welche Rom und Griechenland (zwei Staatsverfassungen, die auf Natur gegründet waren) hervorgebracht haben, und sie auf das Studium von ein Paar neuern Nationen einschränkt, von welchen die eine zu nordisch und rauh, und die andre zu verwöhnt und seicht ist, um ein immerwährendes Studium ihrer Genies von uns mit dem geringsten Scheine des Rechts verlangen zu können.

Auf einen sehr natürlichen Gedanken bei allen diesen Untersuchungen ist man gar nicht gekommen, nemlich, ob es nicht eine dritte Nation gäbe, die schon längst im Besitz dieser gepriesenen Mittelstelle wäre. Man hätte alsdenn Bekantschaft mit dieser Nation gemacht, und ihr die Mittel abgelernt, welche sie vor den Abwegen der übrigen bewahrt haben. Und der Nutzen, der hieraus für uns entsprungen wäre, würde von größerm Gewicht gewesen seyn, als die gar genaue Bekantschaft mit zweien Völkern, deren Nachahmung uns aufs schärfste untersagt wurde.

Diese dritte Nation ist wirklich vorhanden. Sonder Zwang und Gesetz, blos von dem Ideal des Schönen geleitet, das in den Alten zu finden ist, unbekant mit den Produkten des neuern Witzes der Ausländer,

und aus Geschmack, nicht aus Eitelkeit Liebhaber des Schönen, sind die Italiäner eher als ihre Zöglinge (denn so kan man die übrigen Nationen wol nennen) den simpeln, aber großen Pfad gegangen, welchen diese so oft verfehlt haben. Wem danken sie diesen Vorzug? Der alten Litteratur, die sie zuerst und allein aus dem Schut der barbarischen Verwüstung hervorgezogen, und sich völlig nach ihr gebildet haben. Wie war es möglich, daß wir nicht ein günstiges Vorurtheil für die Genies einer Nation bekamen, die zugleich Restauratoren alles desjenigen waren, was Groß und Schön in der Litteratur der Welt genant werden kan? Von solchen Mustern genährt, war es wol zu vermuthen, (wie man noch vor kurzem in Deutschland wähnte) daß Italien von dem schrecklichsten Aftergeschmack beherscht würde? Welch eine Verblendung! Kein Land kan sich eines festern und auf wahre Critik gegründetern Begrifs von dem ächten Wesen der Poesie rühmen; denn kein Land studirt seine Dichter fleißiger, setzt ihre Schönheiten richtiger aus einander und ist reicher an schönen Geistern, Kennern und Richtern als eben Italien. Aber da hörte man nichts, als von Concetti und Petrarchisten und Blumenfloskeln reden, und die Namen eines Chiabrera, Rolli, Filicaja und Castelli wurden nie erwähnt.

Es ist Pflicht, die übeln Folgen dieser Vernachlässigung der welschen Litteratur auf das lebhafteste zu schildern, und das Publikum aufmerksam darauf zu machen. Nach meiner Meinung erlangt ein jeder, der auch nur das geringste zur Vergütung dieses Fehlers

lers beiträgt, ein größeres Verdienst um die Ausbreitung des Geschmacks, als alle Uebersetzer und Commentisten der englischen und französischen Produkte. Meinhard hätte vielleicht bei einem längern Leben Epoche in unsrer Litteratur gemacht. Er starb zu früh, um das Vorurtheil seiner Landsleute gegen Italien mehr als wankend zu machen. Noch immer ist die Anzahl der Kenner in der toskanischen Dichtkunst sehr gering, noch immer ist man unfähig, die italiänischen Dichter aus dem erforderlichen Gesichtspunct zu betrachten, und dem zufolge ihnen Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Unser Publikum hegt die falschesten Begriffe von dem Wesen und die Absicht der Dichtkunst. Einige scharfsinnige Köpfe, die sich zu Sehern im Reiche der Schönheit unter uns aufgeworfen, und unsrer Poesie ein ziemlich drolliges philosophisches Mäntelchen umgehängt haben, bestärken durch scheinbare analytische und neologische Schlüsse diese irrigen Meinungen. Daher wollen unsre Dichter nicht Schilderer, sondern Denker seyn. Alles, (wie man in sehr verderbten Zeiten zu wünschen pflegt) und also auch die Poesie, sol einen unmittelbaren moralischen Nutzen haben. Daß ihr Zweck blos darin bestehe, dem Geiste eine Menge lebhafter Ideen darzureichen, und ihn auf die Art belustigend zu unterhalten, davon kan man sich keine Vorstellungen machen. Ja, für solche Leute ist freilich der wütende Roland das Werk eines Rasenden, so wie Salvini, Muratori, Crescimbeni und Castelvetro gegen unsre Aesthetiker unbedeutende Kunstrichter sind.

Der Nationalcharakter der Deutschen lenkt sich

mehr auf die Seite der Verstandeskräfte, als des Em-
pfindungsvermögens. So wichtig ihr Urtheil über
Sachen ist, die sich auf jene beziehen, so wankend und
unsicher ist es bei solchen, die auf Empfindung gegrün-
det sind. Hier wollen sie durchaus alles auf positive
Begriffe reduciren, und von jeder oft eingebildeten
Schönheit Quellen aufsuchen, die nicht in der Natur
der Dinge zu finden sind. Was Leibniz zu einer deutschen
Königin sagte, könte auf die ganze Nation angewandt
werden: Vous voulez, Madame, que je vous
donne le pourquoi du pourquoi. Wir erschweren
uns oftmals ohne Noth den Genuß des Schönen, weil
wir unsern Verstand zuvor von der Realität desselben
überzeugen wollen. Bedächten wir doch, daß ein je-
der Genuß (selbst der Genuß der Wahrheit) ein Spiel
der Sinlichkeit ist, bei welchem der Geist in Dämme-
rung liegt!

Diese Beschaffenheit unsers Charakters aber
macht uns untüchtig zur Vervolkomnung der schönen
Künste und Wissenschaften, welche mehr lebhafte, als
gründliche Köpfe heischen. So weit wir in allen übri-
gen Theilen der Gelehrsamkeit vorgerückt sind, so sehr
stehn wir noch im Fache der schönen Litteratur zurück.
Und itzt, da wir mehr darauf bedacht sind, es auszu-
füllen, verleugnet sich unser Nationalhang eben so we-
nig. Stat der Werke des Genies werden wir mit
Werken der Critik überhäuft. Bald werden wir mehr
Kunstrichter, als Dichter, aufzuzeigen haben. Es
ist leichter, fremde Arbeiten zu beurtheilen, als etwas
Eignes zu schaffen. Zu diesem gehört Geist, zu je-
nem blos Beurtheilungskraft. Und die Natur fand

für

für gut, mit letzterer Gabe (welches auch ohne Zweifel die brauchbarste ist) weniger karg zu seyn, als mit der Gabe des Genies, die vorzüglich nur dazu dienen sol, die Triebfedern der Dinge für Erschlaffung zu bewahren, und der ekeln Einförmigkeit durch heilsame, verändernde Catastrophen vorzubeugen.

Die Misbräuche, welche sich in unsre Critik eingeschlichen haben, sind Schuld daran, daß verschiedne schöne Geister (zum Theil aus Empfindlichkeit, zum Theil aus Liebe zum ruhigen Genuß des Schönen) die Critik überhaupt verdammen. Allein nie wird ein Kenner so urtheilen. So sonderbar es klingen mag, so wahr ists doch, daß wir bei allem Ueberflusse an critischen Schriften noch keinen wesentlichen Nutzen von der Critik gezogen haben. Aus diesem Grunde aber glauben zu wollen, daß ein solcher Nutzen gar nicht vorhanden sey, würde wenig Einsicht verrathen. Der Irthum liegt in den falschen Begriffen von der Beschaffenheit dieses Nutzens. Gewöhnlicher weise glaubt man, die Critik bilde den Geschmack. Ein Vourtheil, von dessen Richtigkeit der Man von Geschmack oder der schöne Geist sich unmöglich überzeugen kan! Daher dieser Leute Abneigung gegen die Critik. Die Critik ist nur im Stande, Kenner und Richter hervorzubringen. Der Geschmack an sich wird aber blos durch Lesung guter Muster erworben, so wie diese einzig und allein das Genie, welches ein angebohrener Vorzug ist, ausbilden. Nicht die Critik, sondern das Studium der Muster bewahrt eigentlich das Genie für den Aftergeschmack. Gebt dem Genie einen Se-

neca

neca, Gongora, Young, Cowley oder Jacobi in die Hände, und es wird in einem falschen Geschmacke dichten lernen, ohne sein Wesen ganz zu verleugnen, so wie einer, der gesunde Füße hat, auf dem verirten Wege geschwinder forteilt, als ein Schwacher. Nährt es aber mit den vortreflichsten Geisteswerken aller Zeiten, und Nationen (besonders der freien in südlichen Ländern) und es wird ohne Critik das erforderliche Gefühl von dem wesentlichen Schönen in der Natur und den nachahmenden Künsten erlangen, da es im Gegentheil durch eine zu frühzeitige Bekantschaft mit den Regeln sein geistiges Feuer verlohren, und vielleicht eine saturninische Temperatur erlangt haben würde, die der Dichtkunst eben nicht sehr günstig ist.

Worin besteht aber der Nutzen der Critik? frägt man mit Recht. Darin, wie schon gesagt ist, daß sie einer Nation Kenner und Richter schenkt. Diese setzen sich ein hypothetisches Ideal des Volkomnen und Schönen fest, welches aus den einzelnen und mehrentheils für Schön angenommenen Zügen in den Werken der grösten Genies zusammengefügt ist. Nach diesem Ideal bilden sie Regeln und Grundsätze, die sie alsdenn auf die Werke ihrer Landsleute anwenden, und auf die Art den Werth derselben bestimmen. Der Hauptentzweck und zugleich der Nutzen der Critik besteht also darin, daß man uns die Muster kennen lehrt, daß man uns ihre Schönheiten vor Augen stelt oder zergliedert, damit wir uns darnach bilden mögen, und endlich, daß man uns für solche Dichter warnt, die zuweilen durch Umstände berühmt werden, aber

ganz unfähig sind, das natürliche Genie anzufeuren, sondern vielmehr geschickt, es zu ersticken, oder auf Abwege zu leiten. Mittelbar wirkt also die Critik freilich auf die Ausbildung des Geschmacks. Denn das Genie ist sowol des ächten als falschen Geschmacks fähig, man mag auch noch so viel Scheinbares gegen diesen Satz einwenden. Wenn nun das Genie vom falschen Geschmack entfernt gehalten, und hingegen zu den Quellen des ächten Geschmacks hingewiesen wird, so ist dies ein Verdienst, welches den Werth der Critik in aller Kenner Augen ungemein erhöhet.

Hiezu komt noch, daß es (zumal in Deutschland) Geister giebt, denen man die Gabe des Genies nicht eigentlich zuschreiben kan, (vornehmlich, wenn man die Idee einer schaffenden Kraft damit verbindet) und welche dennoch, obgleich mit grösserer Mühe, Werke hervorbringen, die zur Noth den Meisterstücken des Genies an die Seite gesetzt, und als Muster empfohlen werden können. Für diese Art Geister, denen der geheime Antrieb der Natur mangelt, ist nicht allein ein unablässiges Studium der grösten Muster unentbehrlich, sondern sie haben außerdem noch nöthig, durch die Critik auf die Schönheiten aufmerksam gemacht, und für die Fehler sorgfältig gewarnt zu werden. Ihnen zergliedert der Kunstrichter vornehmlich die Schönheiten der Plane und die versteckten Kunstgriffe der Einkleidung. Für sie stelt er Vergleichungen und Abmessungen der Grade in der Erfindungskraft an, und zeigt ihnen aus Beispielen die Mittel,

eine Erfindung für den Leser interessant zu machen. Die genaue Bekantschaft dieser Dichter mit der Critik bildet zugleich oft gute Kunstrichter aus denselben.

Der Nutzen der Critik besteht also darin, die Werke des Genies, welche in einer Nation vorhanden sind, hervorzuziehen, sie dieser Nation als ein Muster anzupreisen, und dagegen alle mittelmäßigen oder geschmacklosen Dichter aus derselben zu verbannen. Die Critik berechnet, wie ein Haushälter, die Schätze der Nation, und stattet ihr gewissenhaften Bericht davon ab, damit sie weis, was sie andern entgegen zu setzen hat. Betrachtet man nun aus diesem Gesichtspunkte den Zustand der Critik in Deutschland, so wird man leichter einsehen lernen, wie es möglich ist, daß die Critik bei allem Ueberflusse von Journalen und Zeitungen noch so wenig gefruchtet hat. Gesetzt, wir wären reich an den volkommensten Mustern; wer führt die jungen Lehrlinge zu denselben hin? Ist es zu leugnen, daß wir mit einer Menge seichter, abgeschmackter, und dabei sehr beliebter, und der Jugend besonders empfohlener Dichter heimgesucht sind? Wer öfnet uns die Augen über ihren geträumten Werth? Wer hat Muth genug, Nationalgötzen nur das kleinste Danielische Küchlein in den Mund zu werfen? Wer setzt sich den falschen Begriffen entgegen, die solche Afterdichter befördern helfen? Wer reißt sie den Jünglingen aus den Händen, welchen sie durch ihr kaltes Wesen gleichsam den Gott aus dem Busen stehlen?

Im Gegentheil werden authorisirte Namen, und was unter deren Flügeln hervorkriecht, geschont, indes die jungen Köpfe aufs strengste behandelt, die wiederholten Versuche der Denkensfreiheit unterdrückt, und nichts als Theorien des Geschmacks gebildet werden, da wir doch gar keinen Geschmack besitzen. Wir wissen nicht, was wir lesen sollen. Alle Kunstrichter wiedersprechen sich in Beurtheilung der Schriften. Dieser lobt ein Buch, jener tadelt es. Die Kunstrichter haben also selbst gröstentheils so wenig Geschmack, als das Publikum, wofür sie schreiben, nur *mit dem* Unterschiede, daß dieses noch dazu einfältig und niedrigdenkend genug ist, die Urtheile jener als ein Tribunal anzusehen, von welchem sich nicht *appelliren* läst. Nichts giebt einen sichrern Beweis von der Geschmacklosigkeit unsers Publikums ab, als die Achtung, mit welcher ein jeder die Urtheile der critischen Schule ansieht, zu der er sich geschlagen hat. Besäßen wir Geschmack, so würde uns jedes Urtheil wilkommen seyn, das mit unserm Gefühl harmonirte. Itzt aber fühlen wir, oder glauben vielmehr zu fühlen, wie es das Vorurtheil verlangt. Eine Schrift wird gelobt, *also ist* sie schön; sie wird getadelt, also ist sie schlecht. *Selbst* zu untersuchen; dazu fehlt uns der Zweifelgeist zu sehr, dessen nur gebildete und denkende Seelen fähig sind. Wir glauben, gleich dem Pöbel, ohne zu prüfen; und dafür ist auch unser Loos, daß wir von unsern eignen Genies verachtet und verspottet werden; denn die Bewunderung, die wir ihnen zollen, ist eben ein Zeugnis unsrer Schwäche. Hochachtung ist der gröste Tribut, den ein Denker dem andern entrichtet.

Das

Das deutsche Publikum scheint dazu bestimt zu seyn, nachzuahmen, nachzuurtheilen und nachzuempfinden. Anfangs war Frankreich das einzige Muster, welches wir kanten. Besonders bereicherten wir uns mit den theatralischen Produkten dieses Landes. Gottsched und seine Schule begünstigten diese Art des Nachahmungsgeistes, und wir wären völlig seicht geworden, hätten die Schweizer diesem Geschmack nicht den brittischen entgegen gesetzt. Das verfeinerte Obersachsen ausgenommen, ward nun die brittische Nachahmungssucht algemein. Wir wurden mit didaktischen Gedichten voller Unsin und einem affectirten tiefsinnigen Ansehen überschwemt. Heldengedichte erschienen, die aus englischen Lumpen zusammengeflickt waren, und es schlich sich in unsre Litteratur ein fürchterliches zwitterhaftes Ungeheuer ein, poetische Prose genant, welches uns beinahe den Bewohnern von Caklogallien ähnlich gemacht hätte. Weil der Deutsche leichter denkt, als empfindet, so war ihm nichts wilkomner, als der moralisirende Ton, welcher in den englischen Dichtern gefunden wird. Hierunter lit das Genie ungemein. Anstat Leidenschaft zu erregen, wolten unsre Dichter Prediger der Tugend werden. Knaben wurden Epikteten, und strozten von Sentenzen mit und ohne Reime. Denn dies war das sicherste Mittel, sich Ansehen zu verschaffen, obgleich in allen diesen moralischen Gedichten wirklich der gesunde Menschenverstand mangelte. Genug, man glaubte, in der Poesie vorzüglich denken zu müssen, und maß den Werth eines Gedichts blos nach dem höhern oder geringern Grade der Stärke und Bündigkeit der Gedanken ab. Man solte kaum

 glau-

glauben, daß es möglich wäre, ein Gedicht der darin enthaltenen Wahrheiten wegen lesen zu wollen. Young, Pope, Haller, Dusch nehmen, nach den thörigten Begriffen solcher Leute, eine höhere Skala ein, als Dante, Voltaire, Spenser, Ramler und Gesner. Denn jene sind lehrreich; was für Nutzen ist aber aus diesen zu ziehn? -- Dergleichen Urtheile sind noch immer herschend, und man solte sie am wenigsten in einer Nation vermuthen, die dafür bekant ist, daß Gründlichkeit einen der vornehmsten Züge ihres Charakters ausmacht. Ein jedes Gedicht ist, von der Seite der Belehrung betrachtet, ungründlich und seicht. Es mus ein Geist sehr eingeschränkt und schwach seyn, wenn er die Grundsätze der Moral aus Gedichten kennen lernen wil. -- Dies sind aber die Folgen unsrer gar zu genauen und frühzeitigen Bekantschaft mit den Engelländern, welche noch gefährlicher für uns hätten werden können, wofern nicht einige gesunde Köpfe aufgestanden wären, die sich diesem Unheil wiedersetzten. Die Berliner Kunstrichter, die um diese Zeit anfiengen, sich hervorzuthun, haben unstreitig unsrer Critik den Ton und Schwung gegeben, und vieles zur Tilgung der Vorurtheile beigetragen. Ihr Verdienst bestand mehr darin, die Afterdichter in ihrer Blöße darzustellen, als den Werth der wenigen Genies in Deutschland zu bestimmen, und sie als classische Autoren zu empfehlen. Daher haben sie den Endzweck der Critik nur halb erfült, und einen geringern Einflus auf die Ausbreitung des Geschmacks gehabt, als man von so guten Köpfen vermuthen solte. Auch bestund ein Theil des Versehens ohne Zweifel darin, daß man die

Critik

Critik in periodische Schriften, als Journale, Zeitungen u. s. w. einkleidete, und ihr nicht vielmehr die Gestalt besonders ausgearbeiteter Werke, Commentarien und dergleichen lieh. Daher werden wir blos von dem Neuen unterrichtet, und das gute Alte wird vergessen. Schriften über den Werth der Dichter, Chrestomathien der Poesie, Vergleichungen der Stücke einer jeden Gattung unter einander, haben wir nur sehr einzeln aufzuzeigen. Aber hiezu gehört auch ein besonders fester Geschmack, ausgebreitete Kentnis und eine Furchtlosigkeit im Urtheilen, die nur wenig Leuten gegeben ist; da hingegen die Kunst der Recensenten ungleich leichter ist, und selten die Gründlichkeit und den Geschmack der Commentaristen erfodert. Ein vorzüglicher Fehler unsrer Journale und gelehrten Zeitungen ist außerdem darin zu suchen, daß sie wegen ihrer Periodenschaft unmöglich die gehörige Muße anwenden können, um sich genau mit dem Geiste einer Schrift bekant zu machen, und daß sie sich für verbunden halten, ein jedes unbedeutendes fliegendes Blat anzuzeigen und zu beurtheilen. Dadurch wird der Geschmack am Kleinen befördert, und Anlas zur Vernachlässigung der größern Gattungen gegeben. Der Commentarist hingegen hält nur diese seiner Aufmerksamkeit vorzüglich würdig.

Wie wahr es sey, daß der Vortrag der Critik in periodischen Schriften ein Reitz zur Vielschreiberei, Partheilichkeit und zu ungründlichen Urtheilen ist, und daß der Geschmack weniger dabei gewint, als durch gründliche, auf Theses gestützte, und reiflich durch-

dachte commentarische Urtheile, das bezeugt die Erfahrung in Deutschland. Der Italiäner kent die vorzüglichsten Genies seines Landes, und studirt sie beständig. Er ist im Stande, die Schönheiten derselben nicht nur aufs lebhafteste zu empfinden, sondern auch auseinander zu setzen. Dies lehren ihn die Commentare; denn eine andre Art von Critik ist in Italien nicht gangbar. Wir hingegen besitzen keinen Geschmack, und wissen uns doch vor Kunstrichtern kaum zu bergen. Aber was sind das auch für Kunstrichter! Jeder Müssiggänger wirft sich dazu auf, weil er unfähig ist, etwas bessers zu thun. Man lese die mehrsten Recensionen in den Schriften der Klotzischen Schule, und erstaunen wird man über den Beifal, womit ein Theil des deutschen Publikums diese Urtheile aufgenommen hat. Da man nicht durchaus mit der Strenge und dem vornehmen Tone der Berliner zufrieden seyn zu können glaubte, schlug man sich zu einer andern Parthei. Der Man von Geschmack kent keine Parthei; er urtheilt niemand nach, sondern empfindet selbst. Aber unser Publikum mus jederzeit, wie ein Blinder, geleitet werden. Ohne Führer, solt' er auch selbst blind seyn, vermag es nicht zu gehen. Daher errichtet es sich Diktatoren des Geschmaks, und was diese sagen, ist ein Orakelspruch. Was für ohnmächtige Befehlshaber diese Diktators zum Theil sind, kan man daraus sehen, daß Kloz einer derselben war. Und ein solches Publikum besäße Geschmack? Sein Beifal wäre schmeichelhaft? Seine Verachtung schimpflich?

Ich kenne keine einzige Nation, welche an der Bewunderungssucht so sehr darnieder liegt, als die

deut-

deutsche. Sowol bei fremden als inländischen Phänomenen weis sie gar keine Schranken im Lobe zu halten. Hieraus entsteht alsdenn der Nachahmungstrieb, welcher den Deutschen so oft vorgeworfen ist. Aber wir könten sehr wol Originalgenies zeugen, wenn wir das Ziel der Volkommenheit nicht so niedrig steckten. Wir müsten unsern Jünglingen lehren, die Natur zu beobachten und ihren feinsten Aeußerungen im menschlichen Herzen nachzuforschen; wir verwirren sie aber durch abgezogene Grundbegriffe des Schönen. Wir müsten ihnen die grösten Muster aller Zeiten in die Hände geben, sie mit den lebhaftesten Genies aller Nationen vertraut machen; wir nähren sie aber frühzeitig mit den Schriften der seichtesten Denker, der mittelmäßigsten Geister und der Dichter von Aftergeschmack. Ihr Gefühl lehrt sie, daß es eben nicht herkulische Arbeit erfodre, diese Scribenten, welche ihnen als volkomne Muster angepriesen werden, zu erreichen. Sie ahmen ihnen also nach, und wähnen, etwas besonders Schönes geliefert zu haben. Auch erlangen sie wirklich Ruf dadurch. Mehr verlangen sie nicht, und auf die Art wird dem Triebe des Genies die Nahrung entzogen, denn die Natur wendet nur jederzeit die zum Zwecke dienlichen Mittel an. Kan ich durch bequeme Mittel Ruhm erwerben, so bediene ich mich nicht der mühsamen. Kan ich mir durch Nachahmungen den Namen eines Dichters verschaffen, und mich selbst durch den Irthum einschmeicheln, daß ich ein berühmtes Muster erreicht habe; so wird mir nicht einfallen mich noch höher zu schwingen. Dies sind die hauptsächlichsten Ursachen

von dem uns so sehr zur Last gelegten Nachahmungstriebe.

Die Manien der Bewunderung und Nachahmung sind, gleich epidemischen Krankheiten, unter uns herumgegangen. Klopstock, Young, Sterne, Schakespear, Haller und Chaulieu haben eine ganze Schaar Nachahmer gefunden. Welch eine Ueberschwemmung von Wochenschriften! Welch eine blinde Verehrung Gottscheds und Gellerts! Und itzt, welch eine Raserei in Hervorziehung der alten Bardenmythologie und des celtischen Geschmacks! Wie reich sind wir nicht an Liedern mit Refrains, und nun sind wir endlich mit so vielen Amoretten beschenkt worden, daß der deutsche Dichterhayn einem Paphos ähnlich sehen würde, wenn nicht Klopstock einen knotichten Eichenwald voller Bardenhölen daraus gemacht hätte. Solte man es wol glauben, daß die Handlungszweige noch nicht bis nach Italien und Spanien ausgedehnt sind? Diese Monopolien stehen unsern Nachkommen noch offen. Es ist zu wünschen, daß sie einen bessern Gebrauch, als wir, davon machen mögen.

Unsre guten Köpfe machen sich itzt große Hofnung von Wien. Auch ließe sich wirklich viel gutes aus diesem Districkte Deutschlands erwarten, wenn die alte Litteratur, die seit einigen Jahren wieder aufgelebt ist, daselbst Eingang gefunden hätte, wenn dort der Geist der Lektüre algemeiner wäre, und die natürliche Einsicht nicht gar zu sehr von den Vorurtheilen einge-

ngeschränkt würde. Ueberdem herscht in den Ländern
1 der Donau ein gewisser feierlicher, steifer und gekün-
elter Ton, von welchem man schon längst be-
erkt hat, daß er dem Genie zuwieder ist, so
ie sich der Witz durchaus nicht damit vertra-
:n kan.

Das Publikum oder die Dilettanten in Deutsch-
ınd, sie mögen Scribenten oder Privatliebhaber
yn, finden, wenn sie nicht Männer von Geschmack
ıd, freilich vielen Geschmack an der Lektüre seichter
)ichter. Aber eben weil sie das Seichte schön fin-
:n, besitzen sie keinen Geschmack. Der bloße Dilet-
nt liest ohne glückliches Gefühl, ohne Unterschei-
ıngskraft eine jede Schrift aus der schönen Litteratur.
er schöne Geist hingegen liest mit Auswahl. Ein jeder
fenbar schlechter Dichter gehört nur in die Zunft der
ilettanten. Ob es Fälle geben kan, daß ein mittel-
äßiger Dichter zugleich ein schöner Geist genant wer-
n mag, bin ich geneigt zu glauben; dennoch getraue
) mich nicht, hierüber zu entscheiden. Es komt hier-
i wol besonders darauf an, ob ein solcher Dichter sei-
:n Arbeiten einen vorzüglichen Werth beilegt, oder
cht. Ist letzteres; so zeigt er schon dadurch an, daß
Geschmack besitzt, und nur durch Umstände, oder
itelkeit bewogen worden ist, mittelmäßige Sachen
liefern. Auch kan er zu der Zeit, da er dichtete,
ch keinen ächten Geschmack besessen haben, und ihn
ch nachher erwerben. Der gute Dichter hingegen
allemal schöner Geist; denn wer fühlt wol die Schön-
iten mehr, als der sie schaft? Dennoch mus man
die

die Urtheile der grösten Dichter für nichts weniger, als infallibel, betrachten. Es giebt Urtheile über das Schöne, die aus dem Gefühle fließen. Dies sind die Urtheile des schönen Geistes, und ich habe schon gesagt, daß sie nicht stets die zuverlässigsten sind, weil sie zuweilen von Partheiligkeit, Neigung zu einer besondern Gattung, Laune und andern Ursachen gelenkt werden. Andre Urtheile über das Schöne setzen Untersuchungen voraus. Dies sind die Urtheile des Kenners, und der schöne Geist irt gewönlich, wenn er sich erkühnt, in dieser Bahn zu laufen.

Misbräuche entheiligen die edelsten Vorzüge, wenigstens in den Augen des Pöbels. Es ist nicht zu leugnen, daß eine gewisse Spannung der Seele dazu gehört, sich herschenden Meinungen zu wiedersetzen, man thue es mit Recht oder ohne Recht. Man hat daher nicht unschicklich einige denkende, scharfsinnige Freigeister starke Geister genant. Leichtsinnige Spötter nahmen nachher gleichfals diesen Titel an, und nun, seidem La Brüyere (ein schwacher Geist!) den Ton angegeben, kan man sich nicht müde über die starken Geister spotten. Ich finde eine sehr kleine, niedrige Denkungsart hierin. -- Eben so ist es den schönen Geistern gegangen. So viel bedeutend und rühmlich dieser Titel nach den richtigsten Begriffen von demselben ist; so schimpflich und lächerlich ist er in den Augen vieler Leute geworden, die entweder böotische Gesinnungen in Absicht der vergnügenden Wissenschaften hegen, oder mit einigen Gecken und Wäschern umgeben sind, welche ihnen nichts, als von empfindsamen Seelen

n und fühlbaren Herzen vorplaudern, und dabei auch
.cht einen Schatten des geringsten Verdienstes besitzen.
ber wer hat denn je solche flatternden Thoren für
höne Geister erkant? In beiden Fällen zeigt doch die
Verächtlichkeit, welche auf die ganze Gattung zurück-
ilt, einen Mangel des Unterscheidungsvermögens und
chtiger Begriffe, und überhaupt eine Geschmacklosig-
eit und eingeschränkte Einsicht an, die sich nur bei
ngebildeten Nationen entschuldigen läst. Es ist wahr,
er schöne Geist ist mehrentheils das völlige Gegentheil
on dem Manne, der nach Grundsätzen handelt. Je-
er handelt blos nach Empfindungen, und wem ist
s unerklärbar, daß, da die beiden Denkungsarten
ich entgegen sind, auch die Personen, so sie besitzen,
elten mit einander harmoniren werden? Aber dies mus
en Man von Grundsätzen, (zumal wenn er in Zeiten
ersetzt ist, worin die Empfindung nicht allein als ei-
e natürliche Folge der Verhältnisse, sondern auch als
in Mittel zum Glück der Menschen angesehen werden
an) nicht ungerecht machen. Er mus nicht verlangen,
aß alle Menschen die Modification seiner Gesinnun-
en haben sollen. Und endlich mus er unpartheiisch
ntersuchen, ob die Idee des Verdienstes nothwendig
nvereinbar mit der Idee eines schönen Geistes sey.
Der wahrhaftig schöne Geist handelt und urtheilt nach
Empfindungen, aber müssen nun eben diese Empfin-
ungen unanständig, leichtsinnig und tändelnd seyn?
Nichts weniger! Er empfindet mänlich, edel, fein und
ärtlich. Dies macht ihn zum Menschenfreunde. Er
t die Würze jeder guten Geselschaft. Er sympathisirt
mit allen Arten von Leiden. Mit Wärme ehrt er je-

des

des Verdienst, und für Ruhm und Beifal empfindlich, beträgt er sich jederzeit den Wohlstandspflichten gemäs. Solte ein solcher Man nicht die Achtung der menschlichen Geselschaft verdienen, zumal in der Gestalt, die sie heut zu Tage hat? Solte es nicht *einen* Beweis von der Gleichgültigkeit des deutschen Publikums gegen ihre guten Köpfe abgeben können, wenn die Vorurtheile wider die schönen Geister so *algemein* gangbar sind, wie sie sind? Kan man einem solchen Publikum den Vorzug des Geschmacks *einräumen*, da es die feinern Ergötzlichkeiten des Lebens verachtet und alle Mittel von sich entfernt, welche dazu dienen könten, etwas zur Ersetzung verschiedener wesentlichen Güter der Menschheit beizutragen, deren wir uns nicht mehr rühmen können?

* *

Der Schlus im folgenden Bande.

Noten zur Geschichte der deutschen Dichtkunst.

Haben einmal die schönen Künste Eingang in ein Land gefunden, so erhebt sich die Stimme der Rigoristen vergebens wider sie. Ihre Reitze sind ihnen Fürsprecher genug, & c'est en vain, sagt Locke, qu'on decouvrirait les defauts de certains arts, par lesquels les hommes prennent plaisir à etre trompés. Bestünde die Welt aus lauter Denkern, so wäre zu wünschen, daß die Dichtkunst nichts als unmoralische Gegenstände behandelte. Wir wüsten alsdenn wol, woran wir uns zu halten hätten, und schöpften die Tugend aus reinern Quellen. Ihr Ansehen in dem Gewande der Dichtkunst ist immer entweder leichtsinnig, oder dem Ansehen einer Theaterprinzessin gleich. Indessen ist eine übelverstandne Tugend doch allemal besser, als gar keine, und kan man heut zu Tage die Poesie eine Lehrerin der Welt nennen, so mag sie ja das Gute mehr, als das Böse lehren.

Der Fortgang der Dichtkunst bei einer Nation gleicht dem langsamen Zuge einer großen Armee. Die leichten Truppen streifen zwar bald vor, bald rückwärts, der Hauptzug aber bleibt sich immer gleich.

Das Genie der deutschen Nation ist langsam und richtig. Der Fortgang ihrer Dichtkunst ist eben so.

Es

Es giebt Leute, welche glauben, sie wäre mitten im Zuge stehen geblieben. Solche betrachten den Zug vermuthlich in großer Entfernung, wo er freilich unmerklich scheint.

Diejenigen Dichter, welche den Fortgang der deutschen Poesie vornehmlich befördert haben, sind: Opitz, Lohenstein, Hagedorn, Bodmer, Klopstock, Gesner und Wieland.

Vortrefliche Hülfsmittel, Anordnungen, Beispiele und Aufmunterungen haben gegeben: die *fruchtbringende* Geselschaft, Gottsched, Lessing, Baumgarten, Ramler, Moses, Weisse u. a.

Der Fortgang der deutschen Dichtkunst liegt uns so sehr am Herzen, wir klagen soviel über ihr Zögern, daß man glauben solte, die Wohlfarth des Reichs hienge davon ab. Hier, oder nirgends, gilt die Rousseausche Regel: last uns so viel Zeit verlieren, als nur möglich ist!

Wir klagen mit Recht über Armuth an Genies. Gute Köpfe haben wir genug; aber Genies! Indessen ist auch diese Klage unüberlegt (als Klage betrachtet). Woher nehmen wir die Genies? Aus dem Publikum. Wie aber? Wenn nun dieses keinen Geschmack besizt? Wodurch sol denn das Genie gezeugt werden?

So lange wir noch keinen algemeinern, festern Geschmack haben, so lange wir die seichtesten Dichter mit den wenigen guten in einem Athem nennen, so lange wir jene unsern Jünglingen als Muster in die Hände geben, und diese nicht zu beurtheilen wissen, so lange wir, wie Kinder, des Leitzaums der Critik bedürfen; so lange wollen wir immer gern Zeit verlieren,

ieren, gern Stillstand halten, gern arm an Genies eyn. Auch werden wir wol müssen!

Für Invaliden sind wir indes schon weit genug vorgerückt, und wir stehen auch jeßt nicht stille, wenigstens wagen die leichten Truppen manche beträchtliche Streiserei.

Nur gar zu viel Streifereien! So nenne ich die kleinen Produkte des Wißes und der leichten Empfindungen, womit uns unsre schönen Geister bis zum Ueberflus beschenken. Die wahre Dichtkunst gewint wenig dabei. Ein Messias, eine Musarion bringen sie weiter, als zwanzig solche Artigkeiten.

Die wahre Dichtkunst ist stets ein opus arduum gewesen; davon aber wil man heut zu Tage nichts wissen. Lauter flüchtige Meteore steigen auf, und verfliegen wieder. Der Gaffer ruft: Sehet da, ein neues Phänomen! und gewöhnlich ist es ein Nordlicht, das Kälte prophezeiht.

Nicht die Menge der Dichter, sondern die Menge großer Dichter bestimt den Wehrt einer Nationalpoesie. Große Dichter verlangen große Gattungen. Der Romanzendichter komt nicht in Rechnung, wenn von dem Kern der Nationaldichter die Rede ist. Doch giebt es kleinere Gattungen, die in ihrer Art eben so schwer zur Volkommenheit gebracht werden können, als größere. Es würde unbillig seyn, diese auszuschließen, wenn die ächten Genies einer Nation aufgesucht werden, zumal wenn

der Charakter dieser Nation sich auf solche Gattungen lenkt. Von dieser Art sind die petrarchischen Gedichte der Italiäner, die erotischen Gedichte der Franzosen, Gleims Kriegeslieder u. s. w. Ich nenne den Geschmack *einseitig*, der sich schämt, Geßners Idyllen neben *einen* Ossian zu stellen.

Leichte Gedichte ergötzen eine Zeitlang, sie verschaffen aber kein dauerndes Vergnügen. Der Geist -- und zumal der deutsche Geist -- wil Spuren der Kunst, der Mühe entdecken. Es ist ihm *schmeichelhaft*, wenn er den Fleis des Dichters bemerkt, der gleichsam um seinen Beifal buhlt. Auch verdient ein ächter Leser diese Achtung nicht nur, sondern er verlangt sie auch, als einen schuldigen Tribut, *und* verschmäht die leichte Kost der Modedichter, *welche* höchstens in Kleinigkeiten volkommen sind.

Aus diesem Grunde entbehren wir auch den Reim in kleinern Gedichten so ungern, weil wir die Kunst des Dichters dabei bewundern, der Biegsamkeit der Inversionen, und Flüssigkeit der Zeilen so geschickt mit diesem Klange zu verbinden weis.

Unsre jetzigen Dichter aber sind so nachlässig in Beobachtung dieser Regeln, daß sie sich so gar kein Gewissen daraus machen, uns gewisse Rhapsodieen als Gedichte zu verkaufen, obgleich kein Schatten von Rythmus oder Metrum darin zu finden ist. Wieland und Jacobi haben diese Bequemlichkeitssünde zuerst in Gang gebracht. Einem von toskanischen

Hen-

Harmonie verwöhnten Ohre scheint der Takt unentbehrlich bei jeder Gattung von Wohlklang zu seyn.

In der erzählenden und dramatischen Poesie, im Roman und dem großen satirischen Gedicht leiden wir noch den größten Mangel. Die übrigen Fächer sind wenigstens besetzt, wo nicht ausgefüllt. In der Ode lassen wir ohne Zweifel alle neuern Nationen zurück. Ueberhaupt haben wir einen solchen Reichthum an lyrischen Gedichten, daß es gut wäre, den jungen Dichter von dieser Gattung abzurathen. Keimendes Genie! wilst du unsterblich werden, so schwinge dich höher. Werde unser Ariost, unser Moliere, unser Rousseau, unser Butler! Dann wirst du das Ergötzen des Denkers seyn, der größte Ruhm, nach dem du streben kanst! ————

Wir sind eine gute gelehrige Nation, die zwar von allem Neuen geblendet wird, aber wenn sie erst einen beglaubigten Führer hat, sich auch willig auf den rechten Weg leiten läßt. Ich weissage der deutschen Dichtkunst noch goldne Zeiten, wenn wir aufhören, Autoritäten gelten zu lassen, uns einen Held, eine Hypothese, einen Gesichtspunkt zu wählen, und für alles andere blind zu seyn; ich weissage ihr goldne Zeiten, wenn wir anfangen, das Kleine und Leichte zu vernachlässigen, das Wichtige hochzuschätzen, selbst zu empfinden und uns Rechenschaft von unserer Empfindung zu geben; ja, goldne Zeiten weissage ich

 ihr,

ihr, wenn wir fortfahren, wie wir wirklich angefangen haben, über jenen Dichter der Nation frei zu urtheilen, seine Schönheiten zu zergliedern, und seine Schwächen aufzudecken, den Geschmack für alles Schöne und gegen alles Seichte empfindlich zu machen, und ihn mit dem Mark der vortreflichsten Werke aller Nationen zu nähren. Zum voraus wünsch ich unsern Enkeln Glück dazu!

* *

Zwiesa-

Zwiefaches Register

über den dritten Band der Litteraturbibliothek.

I. Nach den verschiedenen Wissenschaften.

1) Philologie, Critik, Alterthümer, schöne Wissenschaften und Künste.

2) Weltweisheit.

3) Mathematik.

4) Gottesgelehrsamkeit.

Schw

5) Rechtsgelehrsamkeit.

6) Arzneigelehrsamkeit.

7) Na-

7) Naturlehre, Chymie, Naturgeschichte und Mineralogie.

Schre-

8) Oeconomie.

Küsters

9) Geschichte, Geographie, Reisen, Numismatik, Diplomatik, Chronologie und Genealogie.

Hagar,

10) Gelehrte Geschichte.

11) Neueste Jahrbücher der Gelehrten.

12) Neueste Geschichte der Wissenschaften.

II. Nach dem Alphabeth eingerichtetes Autoren- und Sachregister.

He-

Rudlof,

Schre-

Simmi-

Zacha-

Ende des dritten Bandes.

Bein

Beim Verleger dieses Werkes sind in dieser Leipziger Jubilate-Messe 1773 folgende neue Schriften herausgekommen:

Anmerkungen über das Betragen und den Charakter des Judas Ischarioth, in einem Schreiben an den Hrn. J. P. aus dem Englischen übersetzt von J. W. Rau, 8.

bliothek, auserlesene, der neuesten deutschen Litteratur, dritter Band, gros 8.

nnet, Carl, Psychologischer Versuch, als eine Einleitung zu allen seinen philosophischen Schriften. Aus dem Französischen übersetzt und mit einigen Anmerkungen begleitet von C. W. Dohm, 8.

ceronis, M. T. de Officiis libri tres quibus accedunt Cato Major de senectute, Laelius de amicitia, Paradoxa, Somnium Scipionis & Q. T. Ciceronis de Petitione Consulatus libellus, 12.

odd, Wilhelm, Predigten für Jünglinge, zweiter Band, aus dem Englischen übersetzt von J. C. Velthusen, 8.

beln für Kinder, aus den besten Dichtern, zweite und vermehrte Auflage, 8.

oriep, J. F. Bibliothek der theologischen Wissenschaften, 1ten Bandes 5ter Theil, 8.

ajer, Johan Christian, teutsches geistliches Staatsrecht, abgetheilt in Reichs- und Landrecht, zwei Theile, gros 8.

skal, Blasius, Provinzialbriefe über die Sittenlehre und Politik der Jesuiten unter dem Namen Louis de Montalle an einen Provinzial, und an die ehrwürdigen

gen Väter aus der Geselschaft Jesu, nebst dem Leben des Hrn. Paskal und der Geschichte dieser Provinzialbriefe, aus dem Französischen und Lateinischen übersetzt, gros 8.

Schmidt, K. E. K. Gesänge für Christen, 8.

= = = Elegien an meine Minna, 8.

Schreibers, J. W. Kleine vermischte Gedichte und Briefe, 8.

Secker, Thomas, weiland Erzbischofs zu Canterbury, Predigten über verschiedene Gegenstände, erster Band, nebst einer Nachricht von dem Leben und Charakter des Erzbischofs, aus dem Englischen übersetzt, gros 8.

Stosch, D. Ferdinand, zwo Predigten von der christlichen Vergebsamkeit, 8.

Tatius, Achilles, Liebesgeschichte des Klitophon und der Leucippe, aus dem Griechischen übersetzt, 8

Tillotson, Joh. Predigten über wichtige Wahrheiten, aus seinen Werken gesamlet und abgekürzt, von Dr. Henry, aus dem Englischen, zweite und letzte Abtheilung, 8.